








THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817











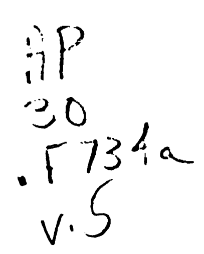
DAS FORUM

HERAUSGEBER:
WILHELM HERZOG

5. Jahrgang
Oktober 1920 — September 1921

FORUM-VERLAG BERLIN W. 35

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977



Gedruckt nach einem Original der Bayerischen
Staatsbibliothek München

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

INHALTS-VERZEICHNIS

ALPHABETISCHES REGISTER

DAS FORUM

5.-Jahr *Oktober 1920* *Heft 1*

(Abgeschlossen am 19. November 1920)

RUSSISCHES NOTIZBUCH

MAI—AUGUST 1920

VON WILHELM HERZOG

(Siehe Forum IV., Heft 11 und 12.)

III.

1. Juli 1920.

Nichts leichter als die neuen Männer, das sind die Beamten und vor allem die Kommissare der Sowjetregierung, zu kritisieren. Klatschte man früher über den geheimnisvollen Einfluß der Zarenwitwe, den ausschweifendsten Großfürsten oder andere illustre Glieder der Hofgesellschaft mit allem Drum und Dran, so erzählt man sich heute die trivialsten Histörchen von Trotzkis komfortabler Lebensart, seinem raffiniert eingerichteten Zug, in dem er arbeitet, wohnt und lebt. Oder man erzählt sich auch genaueres darüber, was die Herren und Frauen Kommissare essen, trinken, wie sie schlafen und mit wem sie schlafen. Man neidet ihnen das Auto, das sie zum Dienste fährt, ihre Wohnung auf dem Lande, die sie während des Sommers bezogen haben, den Pajok, den sie als Prämie wie alle diejenigen empfangen, die mehr als acht Stunden täglich, oft zwölf, sechzehn und achtzehn Stunden arbeiten.

Wie bei uns von derartigen Klatschgeschichten die bürgerliche und rechtssozialistische Presse lebt, wie sie sich auf das Privatleben ihrer politischen Gegner stürzt, um es auszunützen im Kampfe gegen Ideen, deren Träger diese Personen sind, so bedient sich in Rußland die den Bolschewiki feindliche

Gesellschaft, da ihr die Presse genommen ist, dieser Waffe überall im Gespräch, in der Diskussion über irgend ein politisches Thema, um durch die Schmähung der Personen die Idee des Bolschewismus wenn möglich zu untergraben. Eine sehr billige, überall gleichbleibende Methode! Nicht zu unterschätzen bei der leichten Beeinflußbarkeit der ungern selbstdenkenden Menschen.

2. Juli 1920.

Vormittags zu Lunatscharski in den Kreml. Er ist gerade im Begriff, an die Front zu reisen; er bittet mich, Mittwoch anzurufen, um eine Besprechung zu verabreden.

Abends bei René Marchand im Hotel Metropol, wo er wohnt. Seine Frau — eine geborene Russin mit vielen Katzen. Marchand — ein gebildeter, gründlicher, sehr sachlicher Franzose, der schon seit zwei Jahren in der französischen Abteilung des Kommissariats für französische Angelegenheiten tätig ist. Auch er sieht die Gefahr, die vom Ententekapitalismus droht, falls man ihn jetzt in Sowjetrußland zuließe. Besonders wenn er sich die in alle Sowjets eingedrungenen Bürger zu verbinden wissen wird. Wie aber soll ohne Aufhebung der Blockade das Spekulantentum bekämpft werden? Lieber weiter Krieg gegen die Entente, als ein Sowjetrußland bedrohender Friede. Das ist die Meinung des guten Franzosen und Bolschewisten René Marchand.

3. Juli 1920.

Vormittags ins Volkskommissariat für Arbeit, wo einst, als es noch ein Kloster war, adligen Mädchen Frömmigkeit und Tugend eingebläut wurden. Genosse List, der Leiter der Einwanderungs-Abteilung des Kommissariats, wünscht mit mir über das schwierige Problem der Einwanderung deutscher Arbeiter nach Rußland zu sprechen. Er erzählt von der Interessengemeinschaft. Je länger er mit ihrem Vertreter verhandelte, sagt er, umso mehr, habe er von Tag zu Tag das

Vertrauen zu ihnen verloren. Die außerordentlich diffizile Frage bedürfe einer behutsamen Lösung. Sie könne überhaupt nur von den großen Organisationen Deutschlands und Rußlands selbst, nicht aber von einer privaten Gesellschaft in Angriff genommen werden.

Mittags 2 Uhr in das Kommissariat für Volkswirtschaft. Radek hatte mich an Miljutin empfohlen, den 2. Vorsitzenden des Kommissariats und Mitglied des Präsidiums. Das Präsidium des Kommissariats besteht aus elf Mitgliedern. Das Kommissariat selbst hat fünfzig Abteilungen, darunter: Zentro-Metall, Zentro-Elektrik, Zentro-Textil, Bergbau-Sowjet, (Naphta, Kohlen, Salz, Gold, im Ural: Silber, Platin.)

Im Kommissariat für Volkswirtschaft arbeiten in Moskau allein 20 000 Mitarbeiter. In ganz Rußland etwa 50 000. Das Kommissariat hat bis jetzt 6000 Unternehmen nationalisiert, die unter seiner Leitung weitergeführt werden. 2900 Unternehmen werden direkt von Moskau geleitet, 3100 von den Wirtschaftskreisen der betreffenden Gouvernements. Die Leiter der fünfzig Abteilungen sind 232 Männer, von denen 83 (das sind 36%) von den Gewerkschaften gestellte Arbeiter, 79 (das sind 34%) Ingenieure, Ökonomisten, Spezialisten sind. Die übrigen 70 sind die Leiter der Buchhaltung, der Kanzleien usw. 50% von allen diesen leitenden Persönlichkeiten sind Kommunisten. Alle Mitglieder des Präsidiums sind Mitglieder der R. K. P. (Russischen kommunistischen Partei). Der Vorsitzende des Präsidiums und sein Stellvertreter werden von der Allrussischen Exekutive (W.C.I.K.) bestätigt, während die andern Mitglieder durch den Sowjet der Volkskommissare (Vorsitzender: Lenin) bestätigt werden müssen.

5. Juli 1920.

Vormittags mit dem amerikanischen Genossen Bilan und anderen Genossen in die III. Internationale. Treffe dort Rosmère von den französischen kommunistischen Syndikalisten.

Er kennt gut Romain Rolland und den jungen Lyriker Martinet. Rosmère, ein stiller, ungewöhnlich sympathischer Mensch mit feingeschnittenem Kopf, kämpfte seit Jahren mit unbeirrbarem Mut in Frankreich gegen die Sozialpatrioten, gegen die reformistischen Gewerkschaftsführer wie Jouhaux. Während des Krieges und nach dem Siege. Rosmère ist kein großer Redner, was unter den vielen Rednern seinen Reiz nur noch erhöht. Trotzki, der ihn von seinem Pariser Aufenthalt her kennt, schätzt ihn hoch und ist nah mit ihm befreundet.

Radek bat mich, zu ihm in sein Arbeitszimmer zu kommen. Auf Grund der Nachrichten aus Deutschland und besonders des Schreibens des Unabhängigen Zentralkomitees, äußerte er sich mit Schärfe gegen die Haltung der Parteileitung der U.S.P. Ich habe dieses Gespräch, das mir für die Stimmung der Exekutive der III. Internationale besonders charakteristisch zu sein schien, aufgezeichnet und durch Funkspruch am nächsten Tage der »Hamburger Volkszeitung« übermittelt. Radek selbst wünschte es. Klärung sei notwendig. Das drahtlose Telegramm, das erst Anfang August — erstaunlicher oder vielmehr nicht erstaunlicher Weise — in die Hände der Hamburger Redaktion kam, lautete wie folgt:

»Ich hatte heute eine interessante Unterredung mit Radek: er wandte sich mit äußerst scharfen Worten gegen die Taktik des Zentralkomitees der U.S.P.D.

Während Engländer, Italiener, Franzosen, Amerikaner, Inder, Chinesen, Koreaner seit Wochen und Monaten den Weg nach Moskau gefunden hätten, glänzten allein die Deutschen durch Abwesenheit.

Erstens: Die Lächerlichkeit ihrer Ausreden sei undiskutabel. So sprechen Händler, schlechte Kaufleute, jedenfalls keine Revolutionäre. Entweder wollen sie den Anschluß an die III. Internationale oder sie wollen ihn nicht. Aber unwürdig ist es einer revolutionären Partei, die Phrasen

der bürgerlichen Diplomatie im Verkehr mit dem Exekutivkomitee der III. Internationale zu verwenden (»Papiermangel«, »keine Zeit vor den Wahlen« und ähnliches).

Zweitens: Die »dilatorische« Führung der Verhandlungen! Sie haben seinerzeit das Argument angeführt, sie hätten keine Einladung zum ersten Kongreß erhalten; sie wären nicht dabei gewesen bei der Festlegung der programmatischen Linien.

Ich wandte ein: Ich hoffe, daß die seit langer Zeit ausgewiesenen Delegierten am Kongreß als Mitglieder der III. Internationale teilnehmen werden.

Radek: Sie sind im Irrtum, beim zweiten Kongreß werden sie ebensowenig dabei sein wie beim ersten. Gleichviel, ob sie kommen oder nicht, so werden sie doch keineswegs mit einem Mandat als vorbehaltlose Anhänger der III. Internationale kommen.

Herzog: Aber die groteske Idee einer 2½ oder einer 4. Internationale haben selbst schon Cachin und Frossart aufgegeben.

Radek lachte: Natürlich! Haben Sie die Erklärung der beiden gelesen, die sie in der gestrigen »Prawda« veröffentlichten; darin bekennen sich die beiden französischen Sozialisten zur Diktatur des Proletariats, für eine Regierung ohne Bourgeoisie und erklären: ohne Revolution keinen Sozialismus und betonen die Notwendigkeit illegaler Organisationen und die Agitation im Heere. Sie stellen keine Bedingungen für ihren Eintritt in die III. Internationale, sie warten vielmehr auf unsere Bedingungen. Sie geben zu, daß ihre Partei nicht auf der Höhe war, daß sie sich bisher stärker in Worten als in Taten zeigte! — Mit wem wollen die U.S.P.-Führer noch zusammengehen? Mit wem wollen sie noch verhandeln? Es bleiben ihnen Renner, der Minister Branting; es bleibt ihnen der kommende Minister Troelstra..., sogar Hillquith, der Amerikaner, schaltet

aus, denn seine Partei ist für den Anschluß an die III. Internationale und ihre Vertreter befinden sich bereits in Moskau; spekulierten sie auf die Engländer, so haben sie sich gründlich verrechnet. Huysmans ist ihnen schon zuvorgekommen, mit Henderson und anderen Ministern Seiner Majestät König Georgs wird sich die II. Internationale etablieren. Von der I. L. P. (Independent Labour Party) ist ein Drittel für den unbedingten Anschluß an die III. Internationale. Es bliebe eine Rumpf-I. L. P. mit Snowden und Macdonald; sie sitzen mit ihrer Zweieinhalb Internationale also bereits in der Luft. — Radek fuhr nach einer kurzen Pause fort: Irgend eine Neigung zu langen Redensarten besteht bei uns nicht. Wenn sie glauben, daß sie uns durch die fünf Millionen Wähler imponieren können, so antworten wir ihnen mit der »Deutschen Tageszeitung«: Die Millionen werden mit den Kommunisten gehen in jedem praktischen Kampf, nicht mit den Führern, die sie betrügen wollen. Das traurige Kapitel in der Geschichte scheint mir, sind nicht die rechten Führer der U. S. P., sondern die linken. Man kann sich über die rechten Führer entrüsten oder nicht, eins ist klar: sie handeln konsequent, denn sie wollen keinen Anschluß. Die linken Führer wollen den Anschluß, aber sie trauen so wenig der revolutionären Kraft und Einsicht der hinter ihnen stehenden Arbeitermassen zu, daß sie nicht wagen, mit ein paar Advokaten und Journalisten zu brechen, die den Willen der Massen dauernd sabotieren und dauernd mißachten.

Wir sind überzeugt, daß die unabhängigen Arbeiterorganisationen müde werden der Sabotage der rechten Führer und des fruchtlosen Willens der linken Führer. Sie werden als lokale und Landesorganisationen ihren Weg zur III. Internationale finden, die die einzige internationale Organisation des revolutionären Proletariats ist und bleibt.«

* * *

Ich interviewte am Abend Nikola Bombacci, den Deputierten von Bologna, den früheren Sekretär der italienischen sozialistischen Partei. Er gibt mir auf meine Fragen über die Verhältnisse in der italienischen Arbeiterbewegung folgende Auskunft: die italienische Partei zählte 160000 organisierte Mitglieder. Das war im Januar 1920. Jetzt habe sie schon 210000 Mitglieder. Bombacci versichert: die großen Massen seien radikal. Nur etwa 20000 seien reformistisch gesinnt. Aber die Mehrzahl der Führer ist reformistisch. Sie würden zwar das Gegenteil erklären, in Wirklichkeit jedoch sind sie reine Opportunisten.

Das Parlament zählt 156 Sozialisten. Die Mehrzahl bezeichnet sich als kommunistisch. Nur sechzig bekennen offen ihren Reformismus. Turati, Trewes, Modigliani erklären sich aufrichtig gegen den Kommunismus und gegen die Diktatur des Proletariats. Sie sind nicht gegen Rußland, betrachten die russische Sowjetregierung jedoch als ein Experiment, das bald scheitern wird.

Dienstag, den 6. Juli 1920.

Vormittags 11 Uhr mit Frau Krapotkin telephonisch vereinbart, mit ihr zusammen am Nachmittag nach Dimitrow zu ihrem Vater zu fahren. Dimitrow liegt sechzehn Werst von Moskau entfernt. Mit der Bahn sehr schwierig zu erreichen. Nur mit Auto in einem Tage zu erledigen. Aber es ist sehr schwer, für so weite Strecken ein Auto zu erhalten.

Da Frau Krapotkins und meine eigenen Bemühungen scheitern, muß ich darauf verzichten, den von mir seit meiner frühesten Jugend verehrten Mann zu besuchen.

Statt dessen mit Bombacci, Graziadei und einigen andern italienischen Kameraden in die »Inspektion des Kommissariats für Volkswirtschaft«. Sie hat die Aufgabe, die ganze Volkswirtschaft Rußlands zu kontrollieren. Das Oberste Kollegium,

das aus drei Mitgliedern besteht, empfängt uns. Zwei dieser Mitglieder waren früher bei großen Moskauer Banken tätig, der dritte ist der Vertreter der Gewerkschaften. Diese Inspektion ist nur ein Organ des Präsidiums der W. S. N. H. (des Volkskommissariats der Wirtschaft). »Wir sind«, so erklären uns die Leiter der Inspektion, »die Augen, Ohren, Hände des Präsidiums«. Sie geben uns einige Daten über die Verhältnisse in der Textil-, Metall-, Tabakindustrie. Ihre Darstellung ist von rücksichtsloser Aufrichtigkeit. Die festgesetzten Preise seien ganz imaginär: Die Sucharewka (der Moskauer Schleichhandelsmarkt) sei ein notwendiges Übel.

Nach Berechnung der Direktion der Streichholzindustrie im März 1920 sollten . . 108 Millionen Streichhölzer hergestellt werden.

Aber die Fabriken haben nur 77 Millionen hergestellt.

Im April 1920 sollten sie 100 Millionen herstellen.

es wurden nur . . . . . . 51 Millionen hergestellt.

Warum? Weil sehr viele Arbeiter die Fabriken verlassen, fortgehen ins Dorf, wo sie vorteilhafter leben können.

In der Tabakindustrie erhielten die Arbeiter 1000 Rubel monatlichen Lohn und 1000 Zigaretten pro Monat gegen Zahlung (zu festen Preisen: 1 Pfund Tabak = 1000 Zigaretten = 80 Rubel). Außerdem bekämen sie jede Woche 200 Zigaretten umsonst und 5 Zigaretten täglich zu Mittag. Ferner könnten sie rauchen in der Fabrik, soviel sie wollten. Auf der Sucharewka war der Spekulationspreis zu dieser Zeit 18000 Rubel für 1000 Stück. So hatten sie durch den Verkauf der Zigaretten (rechnet man nur 2000 Stück) zusammen mit ihrem Monatslohn ein monatliches Einkommen von etwa 37000 Rubel.

Arbeiter und Angestellte werden gleichmäßig entlohnt. Sie erhalten Prämien für Überstunden und für eine bestimmte Leistungsnorm. Überstunden (statt sechs Arbeitsstunden) werden bezahlt bei acht oder zehn Stunden.

In der Streichholzindustrie waren beschäftigt:

in 52	Fabriken	im	Januar	1920	14283 Arbeiter.
„ 53	„	„	Februar	1920	13484 „
„ 53	„	„	März	1920	12614 „
„ 51	„	„	April	1920	12000 „
„ 50	„	„	Mai	1920	12000 „

* * *

Abends mit Bombacci und anderen Kameraden der III. Internationale nach Chodynkoja, in das Sommerlager der Rotarmisten. Dort liegen jetzt 40000 Mann. Großes Meeting in der früheren Offiziersarena. Bombacci und ich sprechen. Nach den Reden kommen deutsche und österreichische Rotarmisten zu mir, fragen nach dem Stand der deutschen Revolution, ob der Henker Noske noch regiere und wie lange noch.

Nachts mit Bombacci und einem Offizier der Roten Armee am Liebknecht-Volkshaus vorüber in unser Hotel.

Mittwoch, den 7. Juli 1920.

Mittags ein Uhr in das Kommissariat für Volksbildung. Zusammen mit Bombacci. Von dort aus mit der Sekretärin Wengrowa, Frau Lubavin, in ein Institut für Rhythmik und Plastik, das dem Kommissariat für Volksbildung unterstellt ist. Es hat die Aufgabe, Lehrerinnen für die Theater-, Musik- und Einheitsschulen auszubilden. Auch Kinder von sechs Jahren an werden in Kursen unterrichtet, die zweimal wöchentlich stattfinden. Das Institut gliedert sich in mehrere Abteilungen für Rhythmik, Deklamation, Chorgesang, Musik, Plastik (Schönheitsbewegungen). Wir bekommen unter Leitung einer Lehrerin, die in Hellerau und in Genf bei Dalcroze studiert hat, eine Vorführung zu sehen: verschiedene Tänze, Bewegungsstudien. Alle in erstaunlicher Präzision, sehr einfach, sehr leicht, sehr natürlich. Absichtlich keine hervorragenden Einzelleistungen, vielmehr Harmonie der durch gleichen Rhythmus verbundenen Tänzerinnen. Und etwas Beglückendes geht aus von dem

Unisono der nur durch den Geist der Anmut und Schönheit gelenkten Glieder. Ein Erlebnis, das erhellt und erheitert. Eine künstlerische Oase in der durch die Blockadepolitik herbeigeführten wirtschaftlichen Misere des Alltags.

Wir lernen in diesem Institut während der Vorführung einen Herrn kennen, der uns durch sein ramponiertes aristokratisches Aussehen auffiel. Wir kommen ins Gespräch. Es ist der frühere Direktor der Kaiserlichen Theater in Petrograd, ein Fürst Wolkonsky, der ein gutes Buch, betitelt »Der expressive Mensch«, geschrieben haben soll, von dem er mir erzählt. Jetzt ist er Lehrer für Deklamation an diesem Institut. Er hat eine große Liebe für seinen Beruf. Er setzt mir auseinander, daß in dem Institut für Rhythmik und Plastik alle Erziehung in erster Linie auf Schönheit und Natürlichkeit eingestellt sind.

•

Abends mit Bombacci und zwei Dolmetschern, einem Italiener und einem Deutschen, in eine große Versammlung der Parteilosen. Sie fand in dem früheren Restaurant Yard statt, einem der größten und elegantesten Gasthäuser Moskaus, das von den Arbeitern in »Leninklub« umgetauft wurde. Wo früher die reichste Moskauer Gesellschaft verkehrte, versammeln sich jetzt Rotarmisten und Arbeiter aller Richtungen. Wo die zaristischen Offiziere mit ihren Kokotten in den Chambres particuliers soupierten, sitzen jetzt Arbeiter und Arbeiterinnen Moskaus und beraten ihre Not, ihre Sorgen, versuchen Lösungen zu finden, um sich mehr und mehr der kommunistischen Gemeinschaft zu nähern. Diese parteilosen Konferenzen sind eine neue Einrichtung. Sie sollen aufklären, orientieren, belehren. Die Wirkung, die sie bereits geübt haben, zeigt, daß die Idee gut war. Bombacci und ich sprachen in einem großen Saal vor etwa dreitausend Arbeitern und Rotarmisten. Ein Vertreter des Moskauer Sowjets hielt eine mit großem Beifall aufgenommene Rede über aktuelle Tagesfragen, über die Lebensmittelversorgung

usw. Aus der Versammlung heraus wurden an ihn Fragen gerichtet, die er sofort beantwortete.

Nach Schluß der Versammlung wurden wir eingeladen, in einem kleinen Raum etwas Tee und Brot zu nehmen. Da wir sehr hungrig geworden waren, nahmen wir die Einladung gerne an. In dem von früher her mit geschmackvoller Eleganz eingerichteten Zimmer, an dessen Hauptwand eine erstaunlich gute Kopie nach Correggio und moderne amouröse Bilder hingen, waren jetzt Bilder von Lenin und Trotzki und Karl Liebknecht aufgehängt. Auf den Empiretischen lagen noch Hefte der amerikanischen Zeitschrift »Vogue« aus dem Jahre 1916 und der »Illustration« (der französischen Revue) von 1917. Letzte Überbleibsel einer wenigstens für Rußland vergangenen Gesellschaftsperiode.

Ein früherer Besucher dieses mondänen Restaurants der Aristokratie und Großbourgeoisie würde über seine Verwandlung in einen Arbeiterklub und Arbeitertheater, Bibliothek und Lesesaal, Versammlungsräume nicht wenig entsetzt sein. Uns aber schienen diese großen und hellen Räume jetzt einem besseren Zwecke zu dienen, da sie nicht mehr einer kleinen Schicht Privilegierter vorbehalten sind, sondern der Allgemeinheit zugutekommen.

8. Juli 1920.

Nachmittags im Delovoi-Dvor bei schwedischen Genossen Alexandra Kolontai kennen gelernt. Eine der gebildetsten und klügsten Vorkämpferinnen der bolschewistischen Partei. Sie stammt aus einer gut bürgerlichen, sehr wohlhabenden Familie, steht seit 20 Jahren in der vordersten Reihe der russischen Arbeiterbewegung und wird von den Arbeitern und Arbeiterinnen geschätzt und geliebt. Sie hat immer ihr eigenes Leben gelebt, ohne sich um die Vorurteile der bürgerlichen und proletarischen Klasse zu kümmern. Kleine Seelen beider Schichten haben sie wegen ihrer Lebensführung, (ihrer nur sie angehenden) privaten Beziehungen angegriffen, haben ihr Vorwürfe gemacht, über

ihre Abenteuer geschwätzt und geklatscht. Sie blieb, die sie war. Ein großer, der Idee hingegebener Mensch. Dieses Geistige drückt sich in ihrem feinen, sensiblen Gesicht nicht weniger aus, als die Überwindung des ihr zugefügten Leids, das — so unabhängig und überlegen sich der Mensch auch den Erbärmlichkeiten seiner Mitmenschen gegenüber fühlen mag — bei empfindsamen Naturen unverwischbare Spuren zurückläßt. Diese weltkundige Frau ist dem Problem der Beziehungen zwischen Mann und Frau in der künftigen kommunistischen Gesellschaft nachgegangen. Sie hat als revolutionäre Marxistin das Problem zu analysieren versucht. Es gibt eine Studie von ihr betitelt »Die Familie und der kommunistische Staat«, — eine Arbeit, die auf diesem Gebiet, das von revolutionären Sozialisten leider bisher wenig berührt wurde, die ersten grundsätzlichen Erkenntnisse formuliert. Genossin Kolontai, die rastlos tätig und Leiterin eines Kommissariats in Moskau ist, erkrankte vor einiger Zeit schwer und hat sich von dem sehr schmerzvollen Leiden immer noch nicht erholt.

* * *

Nachts 12 Uhr in Tschitscherins Kommissariat. Das Rotbuch über die russisch-polnischen Verhandlungen ist heute herausgekommen mit einem glänzend geschriebenen Vorwort von Tschitscherin. Ich funkte hierüber und über die Nachricht von der Aufnahme der Beziehungen zwischen China und Rußland der »Hamburger Volkszeitung« zwei längere Telegramme, die wie alle anderen ihren Bestimmungsort nicht erreichten.

Das Radio, das ich um drei Uhr nachts fortschickte, hatte diesen Wortlaut:

Hamburger Volkszeitung, Redaktion

Hamburg

Das Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten veröffentlicht heute eine Sammlung von Dokumenten in Form eines Rotbuches, dessen historische und politische

Bedeutung in der Geschichte der Diplomatie einen vereinsamten Platz einnehmen wird.

Auf Grund der 1918 bis 1920 zwischen Sowjetrußland und Polen gewechselten diplomatischen Schriftstücke erweist Tschitscherin unwiderleglich den bösen Willen, die brutale und kurzsichtige Feindseligkeit der polnischen Politik, die freche Anmaßung der von der Entente ausgehaltenen Warschauer Regierung. Dem Rotbuch hat Tschitscherin ein Vorwort vorangestellt, indem er, der Minister des Äußeren, seine Feindschaft gegen jede Diplomatie offen bekennt. Nie las man in der Schrift eines Diplomaten so einfache und klare Sätze. Dieser Antidiplomat schreibt: Die Sowjetregierung veröffentlicht alles, was durch sie auf dem Gebiete der Beziehungen mit Polen getan worden ist. Sie verheimlicht nichts und hat nichts zu verheimlichen; sie fürchtet nicht das Urteil der Massen; sie ist vielmehr deren Ausdruck, der Dolmetscher ihres Willens und der Vertreter ihrer Bestrebungen. Ihre Diplomatie wird am hellichten Tage geführt; sie kommt aus den Arbeitermassen und wendet sich an die arbeitenden Massen der anderen Völker. Die auswärtige Politik der Sowjetregierung hatte, da sie den Willen der russischen Arbeitermassen verkörpert, stets die Arbeitermassen der Länder vor Augen, mit welchen Sowjetrußland zu tun hat. .Die Politik Sowjetrußlands, soweit es sich um Politik von Arbeitern handelt, die von ihrer Arbeit und nicht von der Ausbeutung andrer leben, ist stets eine rein friedliche Politik, eine Politik, die eine freundschaftliche Lösung aller Konflikte mit den anderen Völkern erstrebt. Sowjetrußland will niemandem seine Macht, seine Struktur oder seine Grundsätze aufzwingen; es trägt keineswegs an der Spitze der Bajonette die revolutionären Eroberungen, zu denen die arbeitenden Massen aller Länder durch eigene Kräfte gelangen müssen. Es anerkennt ohne jeden Zweifel, daß jedes Volk Herr seines Schicksal werden muß.

Tschitscherin führt dann weiter aus, wie diese allgemein von Sowjetrußland angewandten Grundsätze im besonderen Polen gegenüber befolgt wurden. Er weist nach, gestützt auf unumstößliche Dokumente, wie die Sowjetregierung allen Machenschaften der polnischen Regierung zum Trotz sich bemüht hat, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Polen zu verhindern, — ja sie setzte selbst ihre Friedenspolitik noch fort, als bereits die polnische Regierung offenkundige Beweise ihrer Feindschaft geliefert hatte. Und auch noch dieses den verbrecherischen Leichtsinn der Warschauer Regierung brandmarkende Manifest Tschitscherins wendet sich am Schluß an die Einsicht des polnischen Volkes. Tschitscherin endet die Einleitung zum Rotbuch mit folgenden Worten: »Die arbeitenden Massen Rußlands und der Ukraine kämpfen für das elementarste Recht ihrer Existenz und werden vor keinem Opfer zurückweichen, um ihre heilige Pflicht der Verteidigung gegen den Feind zu erfüllen. Aber ihr Wunsch, der nie von ihnen gewichen ist, bleibt der Wunsch des Friedens, der sich gründet auf die bedingungslose Anerkennung der Unabhängigkeit und der Souveränität des polnischen Staates und auf die unumstößliche Überzeugung, daß alle schwebenden Fragen und alle zwischen beiden Republiken bestehenden Differenzen für beide Teile auf eine friedliche und freundschaftliche Art gelöst werden könnten.

Das zweite Radio lautete:

Hamburger Volkszeitung, Redaktion

Hamburg

Erneuerung der diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Sowjetrußland und China. Wir erhalten soeben die Aufsehen erregende Nachricht, daß die chinesische Regierung eine besondere diplomatische Mission nach Moskau entsendet hat. Sie hat am 24. Juni bereits Verchneudinsk in Ostsibirien verlassen. Der Chef der

Mission ist der berühmte General Tchang si ling, der frühere Vizekönig der Mandschurei. Dieser Mission gehören an: der frühere chinesische Konsul in Kiew und der frühere Vorsitzende des chinesischen Arbeiterrats in Moskau, Tchang youg goui.

Die Mission bringt als Geschenk des chinesischen Volkes an die russische Räterepublik 10 000 Pud Weizenmehl mit.

9. Juli 1920.

Nachmittags 4 Uhr in den Dom Sojusow. Krassin, der gestern aus London zurückgekehrt ist, wird über seine Verhandlungen mit Lloyd George berichten. Mit der alten Vorkämpferin des Sozialismus in Schweden, Kata Dalström, in den früheren Adelsklub, das jetzige zweite Sowjethaus.

Kameneff hat die Sitzung bereits eröffnet. Nach ihm spricht Fritjoff Nansen, der seit zwei Tagen in Moskau ist, einige menschliche Worte in deutscher Sprache über die Schande der Zurückhaltung von Kriegsgefangenen. Dann beginnt Krassin seinen Bericht. Er ist ein mittelgroßer Mann von etwa 45 Jahren mit einem schmalen, noch jugendlichen Gesicht. Die Abmachungen mit Schweden ständen günstig. Rußland müsse 25 000 000 Rubel in Gold hinterlegen, dann bekomme es für 100 000 000 Rubel Ware. Die größte Lokomotivenfabrik Schwedens arbeite jetzt schon allein für Rußland. Eine Lokomotive koste 275 000 Kronen. Für fünf Millionen Ware sei aus Schweden bereits in Rußland eingetroffen. Auch Italien sei prinzipiell bereit, die Handelsbeziehungen sofort aufzunehmen. Die italienischen Delegierten, die Krassin in Schweden traf, erklärten sich bereit, zu vermitteln und die gleichen Bedingungen zu erreichen, wie zwischen Rußland und Schweden.

Was die Engländer anbetreffe, so haben sie nicht erlaubt, daß Litwinow mit Krassin zusammen nach England käme. Sie fürchteten seine Propaganda. Aber sie haben, so äußerte sich Krassin, mit uns verhandelt wie mit Repräsentanten einer großen, völlig

gleichberechtigten Macht. Nicht, weil sie uns irgendeine Höflichkeit erweisen wollten, sondern weil sie unsere Kraft spürten.

Über Krassins Rede sandte ich der »Hamburger Volkszeitung« diese Mitteilungen:

Vor einer vieltausendköpfigen Masse der Moskauer Arbeiter erstattete Leonid Krassin sofort nach seiner Rückkehr aus England Bericht in einer zweistündigen Rede. Er sagte etwa folgendes:

»Nach zwei offiziellen Sitzungen mit den großbritannischen Ministern am 31. Mai und 7. Juni und kurzen nichtoffiziellen Zusammenkünften mit einzelnen Vertretern des englischen Kabinetts wandte er sich am 29. Juni mit einer Schlußnote an die englische Regierung. Darin erklärte er:

Wenn die großbritannische Regierung es für nötig hält, unverzüglich alle Mißverständnisse und Streitpunkte auf dem Gebiet der auswärtigen Politik beider Länder, insbesondere im nahen und fernen Osten zu beseitigen und ebenso alle Eigentumsansprüche nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit zu ordnen, dann ist die Räteregierung bereit, diesem Wunsch sofort entgegenzukommen, aber sie hält die Erreichung einer derartigen Übereinkunft nicht anders für möglich, als im Rahmen formeller Verhandlungen über die Wiederherstellung friedlicher Beziehungen.

Bei Besprechung der Einzelfragen erklärte Krassin in dieser Note, daß die Räteregierung bereit sei, die formelle Zusicherung zu geben, daß sie in England keine kommunistische Propaganda betreiben und sich in das innerpolitische Leben Englands nicht einmischen werde, jedoch unter der Bedingung, daß eine allgemeine Übereinkunft über die Wiedererneuerung der wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen zwischen Rußland und England erzielt werde und daß die britische Regierung sich verpflichtet, ihrerseits in Rußland keine Propaganda gegen die Räteregierung zu betreiben.

Diese Verpflichtungen sollen aber das Recht des russischen Vertreters in England unberührt lassen, in der Presse oder auf andere Weise unwahren oder künstlich entstellten Nachrichten, Gerüchten und Mitteilungen über das Wesen der Räteordnung und einzelner Ereignisse in ihrem Leben entgegenzutreten.

In der auswärtigen Politik Räte-Rußlands können nur friedliche Verhandlungen den feindlichen Beziehungen zwischen England und Rußland ein Ende bereiten. Die Räteregierung erklärt sich einverstanden, die Grundlagen ihrer gesamten auswärtigen Politik zu überprüfen und sich der Teilnahme an allen gegen Großbritannien gerichteten feindseligen Handlungen und Unternehmen zu enthalten, unter der Bedingung, daß eine entsprechende Verpflichtung von der britischen Regierung übernommen wird und für die genaue Erfüllung Sicherheiten gegeben werden. Hierzu muß ein besonderer Vertrag abgeschlossen werden, der auf einer Konferenz unter Teilnahme einer gleichen Zahl von Vertretern beider Staaten und von Sachverständigen ausgearbeitet werden muß, ohne daß einem Teil das Recht gewährt werden darf, die Verhandlungen abzubrechen.

Eine große Schwierigkeit für die Formulierung eines derartigen Vertrages liegt in dem Umstand, daß England einem Kriegsbund angehört, von dem einige Mitglieder sich im Krieg mit Räte-Rußland befinden. Infolgedessen verliert die Verpflichtung zur Einstellung der Feindseligkeiten auf seiten Englands einen beträchtlichen Teil ihrer Bedeutung, da sie die Möglichkeit einer Fortsetzung des Angriffs auf Räte-Rußland durch die anderen Verbündeten Englands völlig offen läßt. Endgültig kann diese Frage nur durch Verhandlungen über einen formellen Friedensschluß gelöst werden.

Die Forderungen der großbritannischen Regierung auf grundsätzliche Anerkennung der Schuldverpflichtungen der russischen Regierung gegenüber den Privatgläubigern zielt

in dieser Form der Fragestellung auf eine offensichtliche Benachteiligung Räte-Rußlands. Der Hinweis darauf, daß ohne eine derartige Anerkennung die englische Geschäftswelt nicht in Handelsbeziehungen mit Rußland eintreten werde, wird durch zahlreiche Angebote englischer Kaufleute, Handelsbeziehungen zu beginnen, sobald nur die von der britischen Regierung gemachten Hindernisse behoben sind, entkräftet.

Die Forderung, die Ansprüche der Privatgläubiger anzuerkennen, hat den Zweck, die Interessen derjenigen kapitalistischen Kreise Englands zu bevorzugen, die aus dem Krieg 1914—1919 den größten Profit gezogen haben, und eben dabei sind, aus der Liquidation dieses Krieges noch größeren Nutzen zu schlagen. Die Interessen dieser Bevölkerungsgruppe kann die Arbeiter- und Bauernregierung keinesfalls als erstklassig und bevorrechtet anerkennen.

Vom Standpunkt der Räteregierung haben viel mehr Anspruch auf Anerkennung durch einen Ententestaat die privaten Forderungen der Hunderte und Tausende von Witwen und Waisen der Arbeiter- und Bauernbevölkerung Räte-Rußlands, der Ukraine, des Kaukasus und Sibiriens, deren Angehörige von englischen und französischen Kugeln und Granaten zugrunde gingen, zur Zeit der sogenannten Intervention, d. h. der ungerufenen Einmischung der Entente in die inneren Angelegenheiten Rußlands. Alle Verträge und Verpflichtungen Rußlands gegenüber britischen Untertanen wurden von dem Augenblick an für nichtig erklärt, als die britische Regierung den Krieg und die Intervention gegen Räterußland begann und die Blockade verhängte mit dem Ziel, das russische Volk durch Hunger und Not zu zwingen, diejenigen Formen staatlichen Seins aufzugeben, die es sich selbst gewählt hatte, nach dem Sturz der zaristischen Selbstherrschaft. Die Wiederherstellung der Verträge ist nur durch Anerkennung der Räteregierung, der Erneuerung friedlicher Beziehungen und nach Unterzeichnung eines

Friedensvertrages möglich. Alle gegenseitigen Ansprüche müssen auf der Friedenskonferenz durchgesehen werden.

Zum Schluß brachte Genosse Krassin noch einmal zur Kenntnis der großbritannischen Regierung, des ganzen großbritannischen Volkes und besonders seiner werktätigen Massen, daß der rascheste Abschluß eines Friedens wirklich der Wunsch der russischen Räteregierung und des ganzen russischen Volkes sei.

Die großbritannische Regierung erwiderte auf diese Note mit der Denkschrift vom 1. Juli, in der sie die von ihr vorgeschlagenen Grundsätze für eine Übereinkunft entwickelte.

1. Gegenseitige Verpflichtung, sich aller feindseligen Handlungen und Maßnahmen und ebenso der offenen oder geheimen amtlichen Propaganda gegen den andern Staat zu enthalten; insbesondere die Verpflichtung der Räteregierung, die asiatischen Völkerschaften in ihren Feindseligkeiten gegen die britischen Interessen und das britische Reich nicht militärisch oder durch Propaganda zu unterstützen. Dieser Vorschlag hat die Kraft eines allgemeinen Waffenstillstandes, als Vorbedingung der Erneuerung von Handelsbeziehungen, wobei die britische Regierung die Hoffnung ausspricht, daß er bald zum allgemeinen Frieden führen wird.

2. Erlaubnis für alle britischen Untertanen in Rußland, für alle russischen Untertanen in Großbritannien und anderen Teilen des britischen Reiches, in ihre Heimat zurückzukehren.

3. An Stelle einer entsprechenden Verpflichtung von seiten der britischen Regierung, das grundsätzliche Einverständnis der Räteregierung auf Anerkennung ihrer Verpflichtung, den Privatpersonen britischer Staatsangehörigkeit, die in Rußland Waren verkauft oder persönliche Dienste geleistet haben, ihren Schaden zu ersetzen. Die britische Regierung verlangt nicht sofortige Bezahlung dieser Schulden. Die genaue Festsetzung der dementsprechenden Verpflichtungen

Rußlands und aller anderen Geldangelegenheiten der einen oder andern Seite muß bei der Friedensverhandlung erfolgen.

4. Die großbritannische Regierung ist mit den Bedingungen der Räteregierung wegen der Handelsbeziehungen einverstanden. Aber sie behält sich das Recht vor, gegen die Ernennung eines beliebigen Agenten der Räteregierung Einspruch zu erheben.

Die britische Regierung erwartet Antwort von der Räteregierung, ob sie diese Leitsätze als Grundlage des Abkommens über Erneuerung der Handelsbeziehungen zwischen Rußland und dem britischen Reich oder anderen zur Annahme dieser Bedingungen bereiten Staaten annimmt. Im Fall einer bejahenden Antwort ist die britische Regierung bereit, die Einzelheiten mit Vertretern und Sachverständigen der russischen Regierung zu beraten. Wenn die britische Regierung nicht im Verlauf einer Woche eine bejahende Antwort erhalten wird, erachtet sie die Verhandlungen für beendigt und wird, angesichts der sich dadurch offenbarenden Abneigung der Räteregierung, ihre Angriffe auf das britische Reich einzustellen, mit ihren Verbündeten wegen der zu ergreifenden Maßnahmen in Beratungen eintreten. Diese Note wurde durch die Genossen Krassin und Nogin nach Moskau geschickt. Am 7. Juli erklärte der Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, daß die russische Regierung, um den Wünschen der britischen Regierung entgegenzukommen, zwecks Erreichung eines raschen Friedensschlusses, die in ihrer Denkschrift entwickelten Leitsätze als Grundlage für die sofcrt zu beginnenden Verhandlungen annimmt. Sie ist damit einverstanden, daß der von der britischen Regierung vorgeschlagene Plan die Kraft eines Vorfriedens zwischen Rußland und England hat, und erwartet, daß er den endgültigen Frieden vorbereitet. Zugleich protestiert sie gegen die Unterstellung, daß Räterußland irgendwelche Angriffe auf das britische

Reich gemacht habe. Räterußland wünscht Frieden mit Großbritannien. Wenn dieser bisher nicht erreicht wurde, so wurde er ausschließlich dadurch verhindert, daß Großbritannien sich nicht darum bemühte. Diese Antwortnote wurde am 7. Juli abends an die britische Regierung abgesandt.

Nach Krassins Rede fort. Mit Sascha Krapotkin in das Nikinsky-Theater. Man spielt eine elende Operette: »Gasparone, der Seeräuber.«

10. Juli 1920.

Vormittags 11 Uhr in die III. Internationale gefahren. Mit Axelrod gesprochen über die Infamien der Freiheit gegen mich. Kleinbürgerliche Eifersucht von Spießbürgern, sagt er. Neid, daß ich nach Rußland fahren konnte, ohne Parteigelder, ohne Erlaubnis des Zentralkomitees, als freier Mann.

Dann mit Radek über die verleumderische Notiz der »Freiheit«: »Kein Unabhängiger in Moskau«. Er will noch heute der Redaktion der »Freiheit« ein Telegramm schicken, das die unwahren Behauptungen widerlegt. Je eine Abschrift des Telegramms soll an die »Rote Fahne«, »Hamburger Volkszeitung« und »Leipziger Volks-Zeitung« gehen.

Radek rät, keineswegs sich zu einer Klage reizen lassen, sondern die Verleumder Schurken zu nennen, damit sie klagen. Hilferding, der Urheber dieser Intriguen, wäre am besten zu ohrfeigen.

12. Juli 1920.

Man meldet große Siege von der polnischen Front. Minsk genommen. Die Rote Armee 40 Werst vor Wilna.

Vormittags in die III. Internationale zu Radek. »Je größer unsere Siege werden,« äußert er, »umso stiller werden wir. Ich habe heute für die »Iswstja« einen Artikel geschrieben, der auf die Gefahren des Sieges hinweist.«

Dann spricht Radek von dem Berliner Staatsanwalt Weißmann, dem jetzigen Staatskommissar für öffentliche Ordnung. Er könne ihn entlarven. Dieser Staatskommissar sei ein großer

Spieler und Schieber. Aber in einer Schieberrepublik müßten — das sei ganz in der Ordnung — Schieber tätig sein: als Staatsanwälte.

14. Juli 1920.

Nachmittags 6 Uhr in die III. Internationale. Sitzung des Exekutivkomitees. Im Saal, wo Mirbach infolge der Kugel eines linken Sozialrevolutionärs zusammenbrach, tagt das vorbereitende Komitee unter Sinowjews Vorsitz. Neben ihm: Bucharin, Radek und die Balabanowa. Die Sitzung dauert bis 12½ Uhr nachts. Auf der Tagesordnung steht: Die Wahl des Präsidiums für den 2. Weltkongreß und alle technischen Fragen.

1. Stimmenverhältnis der Parteien auf dem Kongreß.

Das Exekutivkomitee schlägt vor, die Parteien je nach der Bedeutung der Länder in vier Gruppen einzuteilen.

I.

1. Deutschland
2. Frankreich
3. England
4. Rußland
5. Amerika
6. Italien

} je 10 Stimmen

II.

1. Oesterreich
2. China
3. Finnland
4. Schweden
5. Ungarn
6. Tschechoslowakei
7. Bulgarien
8. Ukraine
9. Polen
10. Spanien
11. Japan
12. Holland

} je 7 Stimmen

III.

1. Persien
2. Kanada
3. Schweiz
4. Estland
5. Indien
6. Türkei
7. Irland
8. Belgien

} je 4 Stimmen

IV.

1. Süd-Afrika
2. Litauen
3. Armenien
4. Abessinien
5. Luxemburg
6. Georgien
7. Dänemark
8. Portugal

} je 2 Stimmen

Diese Liste wurde auf Grund der Vorschläge von einzelnen Mitgliedern in einigen Punkten — aber ganz unwesentlich — geändert.

Eine Mandatsprüfungskommission aus sieben Genossen wird gewählt: Rosmère (Frankreich), Ernst Meyer (Deutschland), Bombacci (Italien), Rudnyanszky (Ungarn), Schablin (Bulgarien), Quelch (England), Bucharin (Rußland), Radek (als Sekretär der III. Internationale ex officio).

2. Organisation des Kongresses. Präsidium. Bucharin schlägt im Namen des kleinen Büros vor, das Präsidium aus fünf Personen zu bilden: 1. Paul Levy (evt. Ernst Meyer), 2. Rosmère, 3. Serrati, 4. Lenin, 5. Sinowjew. Der Vorschlag wird gegen eine Stimme angenommen.
3. Die Referate des Kongresses.
   I. Die politische Weltlage und die internationale revolutionäre Bewegung. Referent: Lenin.

II. Parlamentarismus. Referent: Bucharin.
III. Gewerkschaften und Betriebsräte. Referent: Radek. Korreferent: Friner.
IV. Die Rolle der kommunistischen Partei in der proletarischen Revolution. Referent: Sinowjew. Korreferent: Ein Vertreter der K. A. P. D.
V. Nationale und koloniale Frage. Referent: Lenin.
VI. Argrarfrage. Referent: Marchlewsky.
VII. Bedingungen für die Aufnahme in die III. Internationale. Referent: Trotzki.
VIII. Statut der kommunistischen Internationale.
IX. Die Frage der Einigung der kommunistischen Parteien in den einzelnen Ländern (Amerika, Deutschland, England, Frankreich).

Für die beiden letzten Punkte sollen die Referenten noch bestimmt werden.

Sprache des Kongresses: Deutsch und französisch.

An der Sitzung nahmen teil: Sinowjew, Bucharin, Radek, Balabanowa, Serrati, Bombacci, Graciadei, Taragona, Cachin, Sadoul, Lossowski, Wynkop, van Leuwen, Roy, Reisner, Rosmère, Herzog (Schweiz), Meyer, Rühle, Bilan, Friner, Münzenberg, Toman, Steinhardt, Quelch, Schatzkin (Kommunistische Jungendinternationale), Marchlewski u. a.

15. Juli 1920.

Nachmittags mit Rühle die russische Schwägerin eines deutschen Kommunisten besucht. Wir finden eine Kleinbürgerin voller Vorurteile und Klagen. Ihr allerdings, äußert sie, ginge es nicht schlecht. Sie habe noch Vorräte, von denen sie lebe. Ihr unaufhörliches banales Jammern, verrät die typische Kleinbürgerin mit engstem Horizont.

Zurück mit Rühle in unser Hotel. Rühle scheint mir sehr verbittert. Er und Merges werden voraussichtlich garnicht am Kongreß teilnehmen. Er wisse nicht, wie sich ihr Partei-

tag entschieden habe, der am 5. Juni beginnen sollte. Appelt und Jung, die vor ihm in Moskau anwesenden Delegierten der K. A. P. D., hätten sich breitschlagen lassen.

17. Juli 1920.

Mit Bombacci und einer zur Russin gewordenen Italienerin, einem bon garcon, wie ein Rotarmist gekleidet, Spaziergang durch die Stadt. Auf dem Roten Platz sind bereits Tribünen errichtet. Eine Guillotine erhebt sich drohend. (Einer von uns äußert scherzend: für Crispien und Dittmann). Rote Truppen halten eine Probe ab. Aus dem polnischen Feldzug eroberte Kanonen, — viele kubistisch-polnisch angemalt, aufgepflanzt vor dem Kreml.

Gegen 6 Uhr nachmittags in die III. Internationale zu Radek. Er berichtet, England wünsche, für Polen Friedensverhandlungen in London zu beginnen. Die englische Regierung habe vor vier Tagen eine Note geschickt, und erklärt, sie sei mit jeder Delegation, die zu diesem Zwecke komme, einverstanden. Auch mit Litwinoff oder Radek. Radek lacht: Kameneff wird morgen nach London fahren. Plötzlich ist bei den Engländern die Friedensliebe erwacht. Der Schritt war vorauszusehen und wurde erwartet. Es heißt jetzt vorsichtig und klug sein.

Wir fahren morgen Sonntag nach Petrograd. Radek spottet: »Sinowjew will für den Kongreß Petrograd in Venedig verwandeln.«

Nachts ½12 Uhr ins Kommissariat des Auswärtigen, wo ich Marchlewski, den Führer der polnischen Genossen, treffe. Er äußert sich über das Verhältnis Polens und Englands und über die Friedensmöglichkeit, die er sieht. Ein Einmarsch der Roten Armee in Warschau hielte er für grundverkehrt, ja für gefährlich.

Wilna ist heute gefallen.

18. Juli 1920.

Sind die Menschen, die sich Kommunisten nennen, schon dadurch bessere, edlere Menschen als die, die von ihnen verächtlich »Bürger« genannt werden? Kaum. In ganz seltenen Fällen. Sie sind nur Glieder einer vorgerückteren Armee. Sonst genau so angefüllt mit Vorurteilen, oft philiströs, neidisch, klatschsüchtig, intrigierend, kurz: mit all den Atavismen der im Zersetzungsprozeß befindlichen bürgerlichen Gesellschaft belastet. Der Reinigungsprozeß wird längere Zeit in Anspruch nehmen. Wir werden jedoch erst dann von einer kommunistischen Gesellschaft in Wirklichkeit reden können, wenn dieser Reinigungsprozeß vollzogen worden ist. Bis dahin — in der Übergangsperiode, die noch Jahre und Jahrzehnte dauern kann, — werden wir leider in unsern eigenen Reihen mit den Abfallprodukten der bürgerlichen Gesellschaft rechnen müssen, mit ehrgeizigen Strebern, fragwürdigen Opportunisten, ja sogar mit korrupten Elementen.

Mittags 2 Uhr sollen wir nach Petrograd reisen. Kameneff erwartet uns am Eingang des Delevoi Dvor. Er geht heute abend mit Krassin und Miljutin nach London, nicht wie die englische Regierung wünsche, um über den Frieden mit Polen zu verhandeln, sondern um die russische Ablehnung der englischen Vorschläge zu begründen.

Die Mitglieder der III. Internationale, die zum Kongreß bereits nach Moskau gekommen waren, fahren — endlich um ½6 Uhr nachmittags vom Kasaner Bahnhof — in zwei Sonderzügen nach Petrograd.

19. Juli 1920.

Früh 9 Uhr in Petrograd. Wir werden auf dem Bahnhof mit der sehr lebhaften Musik einer roten Matrosenkapelle empfangen. Vor dem Bahnhof eine ungeheure Menschenmenge, die den Delegierten zujubelt. Die Petrograder Arbeiter-

organisationen und Rotarmisten mit ihren Standarten säumen den Weg vom Bahnsteig hinunter durch die Bahnhofshalle bis zum Ausgang und darüber hinaus bis auf den Platz, wo einst ein Denkmal stand, das jetzt umhüllt ist von rotem Tuch, auf dem in goldener Schrift revolutionäre Parolen leuchten.

Die aus Moskau gekommenen Delegierten fahren in Trambahnen zum Smolnyinstitut. Vor dem Gebäude eine vieltausendköpfige Menge. Ganz besonders wird das Auge entzückt durch die Reihen heiterer und jauchzender Kinder, die auf beiden Seiten des Weges Spalier bilden und die Delegierten des Weltkongresses begrüßen.

In Smolny selbst heißt Sinowjew in einer kurzen Ansprache die Delegierten willkommen, die oft nur unter den schwierigsten Bedingungen die Fahrt nach Rußland durchführen konnten.

Von Smolny um 12 Uhr mittags in das Uritzky-Palais, die frühere Duma.

Eröffnung des Kongresses. Ein sehr schöner Saal in weißen, hellbraunen und roten Farben gehalten. Von wohltuender Einfachheit. Oberlicht erhellt ihn gleichmäßig. Kein Vergleich mit dem scheußlichen Protzenbau des nach wilhelminischen Wünschen erbauten deutschen Reichstags. Nichts Überladenes, keine mißverstandenene Gotik, keine Wappentiere, kein heraldischer Wirrwarr.

Sinowjew eröffnet die erste Sitzung, die zu Ehren der revolutionären Petrograder Arbeiter hier in dieser Stadt, von wo die Revolution ihren Ausgang genommen hatte, stattfinden soll. Sinowjew erinnert an die in diesem Jahre für die Weltrevolution Gefallenen, an die Tausenden und Abertausenden in Deutschland, in Finnland und in Ungarn, und an die Führer: Jogiches, Leviné, Samuely. Alle erheben sich von ihren Sitzen. Radek übersetzt Sinowjews auf russisch gehaltene Rede ins Deutsche, Balabanowa ins Französische und Englische. Eine kurze Ansprache des Vorsitzenden der allrussischen Sowjets, Kalinin, eines füheren russischen Bauern, folgt.

Darauf: Lenin. Er wird mit Beifall überschüttet. Tausende von Händen klatschen mehrere Minuten, fast eine Viertelstunde, so daß er nicht zu sprechen beginnen kann. Inzwischen beschäftigt er sich mit dem Unterbringen seiner Mütze unter dem Tisch. Sehr ungezwungen und ohne jede Pose, aber offenbar uninteressiert an dieser Form der Begeisterung, die unter Revolutionären sich noch nicht anders äußern kann wie im bürgerlichen Zeitalter. Aber gleichviel: in ihm, diesem kleinen Mann mit dem Tartarenschädel, gipfelt der revolutionäre Wille der Millionen und Abermillionen Proletarier aller Länder, aller derer, die sich gefühlsmäßig nach Befreiung aus den Banden einer alten Weltordnung, und vor allem jener Kämpfer, die unbeirrbar und gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnis, den einzigen Weg erkannt haben, der zum Ziele führt: den proletarischen Klassenkampf, der nur mit dem Siege der Arbeiterklasse enden kann. Lenin spricht russisch. Seine Rede, oft von zustimmenden Rufen und durch Klatschen unterbrochen, dauerte etwa zwei Stunden. Sie wird nicht übersetzt, da sie bereits morgen deutsch und französisch gedruckt vorliegen soll. Nach Lenins Rede findet eine Pause von zehn Minuten statt, dann sprechen Rosmère, Serrati und einige andere ausländische Genossen.

Am Nachmittag Spaziergang durch die festlich geschmückte Stadt auf das Feld der gefallenen Revolutionäre. Wundervoller Sommertag. Ein sehr farbenfrohes Bild auf hellen, sauberen Straßen. Rote Fahnen, viele in weiß gekleidete Matrosen mit blauen Kragen. Alles schimmert freudig in der Sonne. Vor dem Winterpalais sind Tribünen aufgeschlagen, von denen herunter Sinowjew, Lenin und mehrere ausländische Delegierte zu der vieltausendköpfigen Menge sprechen. Die Versammlung zeigt eine außerordentliche Bewegung. Es geht von den Rednern in die Masse ein Fluidum aus, das alle ergreift. Alle spüren das gewaltige Erlebnis des Zusammenschlusses der Revolutionäre der ganzen Welt hier auf diesem Platz, von dem

— man darf es sagen — die Weltrevolution ihren Anfang nahm. Hier war es, wo die russischen Proletarier, geführt durch die Männer, die jetzt dort oben stehen und reden, die Bundesgenossen des Kapitals und der Entente, die Mitglieder des Kabinetts Kerenski, angriffen und verhafteten, soweit sie nicht vorher entflohen waren. Hier war am 7. November 1917 der erste Sieg der Avantgarde der Weltrevolution erfochten worden. Die roten Proletarier Petrograds, die mit ihren Frauen und Kindern Kopf an Kopf den Riesenplatz vor dem Winterpalais füllten, gedachten der schweren Kämpfe, die sie jahrelang hatten führen müssen, um dieses Bild der Einigung des weltrevolutionären Proletariats noch erleben zu dürfen. Ein Abglanz berechtigten Stolzes schien auf jedem Gesicht zu liegen, alle fühlten: die Delegierten, die aus der ganzen Welt auf diesem Platz zusammengeströmt waren, repräsentierten die internationale Macht des Proletariats, waren hierher gekommen, um ihre Solidarität mit den russischen Arbeitern zu bekunden.

Als Lenin zu sprechen beginnt, jubelt die Masse ihm wieder minutenlang zu. Sie lieben ihn sehr und wollen diese Liebe auch zeigen.

Die mannigfachen Eindrücke dieses Festtages hatten mich gegen Abend so abgespannt, daß ich für eine weitere Steigerung nicht mehr aufnahmefähig war. Ich verzichtete deshalb auf das Bankett und das Konzert, zu dem wir eingeladen waren und ging durch den Newski-Prospekt zurück zum Bahnhof, um im Koupé unseres Zuges zu übernachten.

Um 4½ Uhr früh kommt die ganze Gesellschaft erst vom Konzert zurück, das eine grandiose Aufführung der Internationale gebracht haben soll.

20. Juli 1920.

Mittags 2 Uhr mit einigen Kameraden in die Stadt, am Denkmal Katharina II. vorbei, der Beschützerin Diderots und der französischen Enzyklopädisten. Dann nach der Eremitage.

Schon geschlossen, dennoch gelingt es uns hineinzukommen für 10 Minuten. Die meisten wertvollen Werke sind nach Moskau gebracht worden. Trift man hinaus auf den Platz vor dem Winterpalais, so bewundert man von neuem die Freiheit, den Mut, die Genialität der Erbauer dieser zu einer gewaltigen Harmonie verbundenen Paläste.

Nachmittags 5 Uhr mit allen Delegierten in zwei Zügen von Petrograd nach Moskau.

21. Juli 1920.

Vormittags ½11 Uhr in Moskau. Mittags mit der Genossin Kingisep, der Sekretärin Sinowjews, und Max Barthel in die Galerie Tretjakow. Eine Sammlung, die als eine der besten Rußlands gilt und von allen sehr gerühmt wird, jedoch: Kitsch über Kitsch! Große historische Schinken von russischen Kaulbachs oder Pilotys. Herausgenommen zu werden verdienen: einige Bilder von Rjepin, besonders sein Gemälde »Ivan der Schreckliche, an der Leiche seines von ihm getöteten Sohnes« und Wereschtschagins gut gemalte Kriegsbilder.

23. Juli 1920.

Kurz nach 8 Uhr abends Eröffnung des Kongresses im früheren Thronsaal des Zarenpalais.

Der Thron ist verdeckt durch einen roten Baldachin.

Am Tisch des Präsidiums in der Mitte: Lenin; rechts von ihm Sinowjew, Paul Levy, Rosmère; links: Serrati, Balabanowa.

Am ersten Tisch, wo die russische Delegation sitzt: Trotzki (in einem weißen Anzug; ungewöhnlich klug und beherrscht; der Kopf eines höchst disziplinierten Intellektuellen; einem mephistophelischen Zug verbindet sich sehr glücklich eine durch Selbstzucht eroberte Sicherheit, die jedoch in keiner Minute arrogant wirkt. Man gewinnt den Eindruck: ein durch alle Erlebnisse des politischen, sozialen, literarischen Denkens hin-

durchgegangener geistiger Jude mit äußerst kritischem Verstand hat sich kraft eines unbeugsamen Willens und der Hellsichtigkeit seiner Erkenntnis — alle Kämpfe, Erniedrigungen, Hemmungen überwindend — zu einem gestählten, gefestigten, überlegenen Fechter entwickelt, zu einem Organisator seines Selbst und seines Landes, zu einem Praktiker der marxistischen Theorie, zu jenem Mann, den das russische revolutionäre Proletariat brauchte, um sich den notwendigsten, den dringlichsten Selbstschutz gegen alle seine Feinde zu schaffen: die rote Armee). Neben Trotzki sitzen Bucharin, Radek, Rjasanoff und zuweilen auch Lunatscharsky.

Rechts davon am Nebentisch: die Delegierten der K. A. P. D. mit Ernst Meyer, Walcher und Budig, dahinter: die Delegierten der U. S. P. D., die mit beratenter Stimme an dem Kongreß teilnehmen: Crispien, Dittmann, Däumig, Stöcker. Links von ihnen: Die Franzosen Sadoul, Cachin, Frossard, der junge Reymond Lefèvre, Gilbeaux und die Italiener Graciadei, Bombacci, Bordigha, Paravani. Am Tisch der Engländer: Mc. Laine, Quelch, Galacher, später, die erst in den letzten Tagen des Kongresses eingetroffene Sylvia Pankhurst. Am lebhaftesten geht es immer am Tisch der Holländer zu, wo der ewige Opponent, der Nichts-als-Opponent, der Führer der holländischen Tribunisten, Wynkop, ein kleiner quecksilbriger alter Teufel, sitzt. Was immer vorgeschlagen wird, vom Präsidium aus oder von einem Delegierten, Wynkop erhebt sich und protestiert.

* * *

Lenin eröffnet die zweite Sitzung des 2. Kongresses der III. Internationale.

Nach Erledigung einiger Tagesordnungs-Fragen erhält Sinowjew das Wort zu seinem Referat: »Die Rolle der Kommunistischen Partei in der proletarischen Revolution.« Er wendet sich zuerst gegen die in gewissen Arbeiterkreisen propagierte Parteilosigkeit. Er spricht gegen die Syndikalisten

und Führer wie Otto Rühle, die glauben, die Partei als solche ablehnen zu können. Das Sowjetsystem schließt nicht eine proletarische Partei aus, sondern fordert sie im Gegenteil. Es ist eine Konzession an die bürgerlichen Ideologie, jetzt den Arbeitern Parteilosigkeit zu predigen.

Wer wird den revolutionären Kampf leiten? Nicht die Arbeiterunionen, die von Tag zu Tag Antworten auf Fragen der Arbeiterbewegung geben müssen, sondern die Elite der vorgeschrittenen Arbeiterschaft und das ist die Kommunistische Partei.

Wir können nicht ohne Generalstab in die kommenden Kämpfe gehen.

Dieser Generalstab ist die Partei.

Müssen wir eine zentralisierende Partei haben? Hätten wir sie in Rußland nicht gehabt, so wären wir schon zehnmal geschlagen worden. Das ist die Erfahrung, die wir gemacht haben.

Die Tatsache, daß wir jetzt riesigen Kämpfen entgegengehen, zwingt uns zu sagen: Wir brauchen eine streng militärisch-zentralistische Partei. Wir müssen vom Feinde lernen. Es gibt andere Kommunisten, die sagen: Ja, bis zur Revolution brauchen wir die Partei, aber danach wird sie überflüssig. Das ist völlig falsch.

Wir haben die Diktatur der Arbeiterklasse. Ja, und darum haben wir auch die Diktatur der Partei. Wir haben 6 bis 700000 Mitglieder in der Partei. Unsere Führer sind keine Advokaten, sondern die Kerntruppe der Partei bildet die Führung. Die Sowjets schließen die Partei nicht aus, vielmehr ist sie die Voraussetzung der Sowjets. Auch nach dem Siege der Revolution brauchen wir eine starke kommunistische Partei.

Solange die Bourgeoisie die Presse, die Schule, das Parlament, die Kunst beherrscht, solange kann allerdings die Mehrheit der Arbeiterklasse noch nicht in der Partei organisiert sein.

Die alte klassische Dreieinteilung: Partei, Gewerkschaften, Konsumgenossenschaften besteht nicht mehr. Die neue Dreieinteilung lautet jetzt:

1. Partei als führende Kraft, die Sowjets und Gewerkschaften zu beeinflussen hat,
2. Sowjets,
3. Gewerkschaften.

In allen diesen Körperschaften hat die K. P. Fraktionen zu bilden. Noch kurz vor der Revolution war in Rußland die Mehrzahl der Gewerkschaften menschewistisch. Wir haben sie durch die Partei zum größten Teil für uns erobert.

Sie sollen das bei den russischen Arbeitern aufnehmen, was gut und nachahmenswert an ihnen ist, nicht ihre Schwächen. Die Liebe zur Partei ist ihnen ihr Höchstes.

Nach Sinowjew sprechen ein Vertreter der Shop Stuarts, ein Delegierter der B. S. P. (British-sozialistish-Party) und der Delegierte der spanischen Kommunisten.

Während Sinowjews in deutscher Sprache gehaltene Rede von Balabanowa ins Französische übersetzt wird, machte mich der französische Genosse Rosmère in einem dem Kongreßsaal benachbarten Saal mit Trotzki bekannt. Wir sprachen etwa eine halbe Stunde, er fragte sogleich nach dem Forum, dessen Ziele ihm denen der französischen Clarté-Gruppe gleichgerichtet erschien. Dann äußerte er sich sehr skeptisch über die linken Führer der U. S. P. und noch boshafter über die Scheidemänner in schwarz. Keineswegs könne man die U. S. P. D. ohne weiteres in die III. Internationale aufnehmen man werde nicht zulassen, daß sie durch ihren Eintrift die III. zu einer II½ Internationale mache.

In der Diskussion äußert Tanner, daß die Shop Stuarts die Diktatur des Proletariats wollen, aber sie anders auffassen als die Russen.

Ein ungarischer Genosse bespricht die Entwicklung der ungarischen Revolution und die Schwächen der kommunistischen Partei Ungarns.

Nach ihm wendet sich Levy gegen die Neubildung von parteilosen Arbeitersekten. Er rät zur Vorsicht, denn er sei nicht so optimistisch wie jene Genossen, besonders die Russen, die für Aufnahme dieser Neubildungen seien.

Serrati erklärt, im großen und ganzen mit den Thesen Sinowjews übereinzustimmen.

Dann spricht Lenin über die Shop Stuarts-Bewegung und ihr Verhältnis zu den Kommunisten. Es folgt eine ganz außerordentlich wirksame Rede Trotzkis. Er spricht sehr klug, sehr abwägend, sehr klar. Er plaidiert für die Mitarbeit der Syndikalisten, der I. W. W. und wendet sich nicht ohne Schärfe gegen die Parteispezialisten mit deutlicher Polemik gegen die rigorosen Bekämpfer der K. A. P. D. und verwandter Strömungen. Gegen Serrati gewendet, äußert Trotzki: Opportunisten seien die Italiener (mit ihrem Turati in der Mitte), nicht sie, auch wenn sie gezwungen seien, den Bauern gewisse Konzessionen zu machen.

Die erste Sitzung dauerte bis zwei Uhr nachts. Da bald das Protokoll des Kongresses veröffentlicht werden dürfte, werde ich nur bei ganz wichtigen Punkten auf den Inhalt der Sitzungen eingehen.

24. Juli 1920.

Nach zwei Monaten unaufhörlicher Sonne endlich ein Gewitter. Lang erwarteter Regen. Schon fluchten die Bauern, das alles verdürbe.

Abends acht Uhr in den Kreml. Dritte Sitzung des Kongresses, beginnt kurz vor zehn Uhr. Sinowjew erhält das Schlußwort zu seinem Referat.

Er teilt mit, daß die eingesetzte Kommission die Thesen des Exekutivkomitees in abgeänderter Form einstimmig angenommen habe. Er schließt seine Ausführungen, indem er noch einmal zusammenfaßt, was er bereits in seinem Referat durch mannigfache Beispiele angedeutet oder dokumentiert hatte: Der

Feind sitzt im eigenen Hause. Es sind bei den Italienern wie in allen anderen Ländern die Reformisten. Die Bourgeoisie besteht nur noch durch die Hilfe der Sozialpatrioten. Sie könnte sich keine sechs Monate mehr halten ohne die gelben Gewerkschaften, ohne die Amsterdamer Internationale. Darum gelte der Krieg aller wahrhaften Revolutionäre weniger der II. Internationale, die kaum noch lebe, als vielmehr diesem gewaltigsten Bollwerk der Reaktion, der Gewerkschaftsinternationale. Nicht Brüssel, sondern Amsterdam sei der Hauptfeind.

Sonntag, den 25. Juli.

Mittags zwölf Uhr mit der Genossin Kingisep und der Frau des französischen Genossen Rosmère in die Stschukin-Sammlung, die ich vor ein paar Wochen schon besucht hatte, aber leider nur allzu flüchtig betrachten konnte.

Diese in Europa einzigartige Sammlung moderner Gemälde zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß sie nur Werke ersten Ranges und nicht ein überflüssiges Bild enthält.

Auf dem Treppenaufgang hängen zwei große Bilder von dem Franzosen Matisse: »Tanzende Knaben« und »Musizierende Knaben«. In dem ersten Raum, den man von der Treppe aus betrift, ein großes Gemälde von Matisse: »Der Künstler und seine Frau«.

Den Bildern von Matisse fügen sich an: Werke von Othon Emile Frieß, Albert Marquet (Pariser Straßenbilder) und Marie Laurencin, jener genialen in Paris lebenden Künstlerin, deren absonderliche und reizvolle Zeichnungen auch in Deutschland bekannt sind. Zwei kleine Bilder von ihr. Vermutlich beide Selbstportraits. Das erste: wie sie ist. Das zweite: wie sie sein möchte (ein liegender Akt).

In einem großen Saal mehr als vierzig Bilder von Picasso aus seiner ersten, zweiten und dritten Periode.

Aus der ersten Periode: eine Trinkerin. Frau in Blau an einem Tisch, auf der eine bläuliche Flasche und ein bläulich-grünes Glas steht. Ein anderes Bild von ihm: ein Liebespaar. Bett. Ein Mann und eine Frau in Rock und Hemd.

Ich notiere kurz, welche Bilder mir besonders auffielen, die mir für die Entwicklung der französischen Malerei am Ausgang des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wesentlich scheinen:

André Derain: Ein junger Blasierter in einem roten Sessel neben einem blauen Vorhang, »Le Journal« lesend.

Henri Rousseau, der wegen seiner Naivität von den Expressionisten aller Länder am höchsten verehrte Künstler, ist mit mehreren sehr merkwürdigen Bildern gut vertreten: zwei davon zeigen Gärten (den Luxembourg und den Park von Montsouris) mit Spaziergängern. Ein anderes: eine Brücke mit Luftballon, Fesselballon und Flugzeug. — Ein von einem Jaguar angegriffenes Pferd.

Von Paul Gauguin etwa zwanzig Bilder. Stilleben (Birnen, Trauben, Äpfel). — Tropenlandschaften mit Eingeborenen, Farbigen. — Ein weiblicher Akt auf grüner Erde neben Früchten.

Von van Gogh: sein berühmtes Selbstportrait. — Gelbes Ährenfeld mit zwei alten verhärmten Frauen und einer sich bückenden Gärtnerin. — Blühender Strauch in hellgrün und und weiß. — Ein Zirkus. Nur das Publikum und die gelbe Arena sichtbar.

Henri Matisse: »La chambre rouge« (Das rote Zimmer). — Die Dame in grün. — Ein rotbrauner Spiegeltisch mit einem großen Blumentopf, lila Blüten. — Eine Dame mit rötlich-gelbem Schal in einem grünen Stuhl. — Goldfischbassin auf einem rosa Tisch. Goldfische blutigrot im grünen Bassin. — Akte im Grünen: drei Kugelspieler vor blauem Himmel. — Mehrere Blumen-Stilleben. — In hellgrüner Landschaft hinstürzende (rosafarbene) Frau mit rötlichblondem

Haar. Auf ihren Rücken tierisch gerichteter, rosafarbener Mann mit pechschwarzem Haar (1909). Matisse mythologisiert: »La nymphe et le satyre.« — Grüngemustertes Sofa und Tisch mit buntgemusterter Decke. Blumentöpfe darauf.

Claude Monet: Das Frühstück im Walde. — Notre Dame. — Flußufer. — Felsen im Meer. — Rötlich-grüne Landschaften.

Pissaro: Pariser Boulevard-Bilder, pointillistische Flecken.

Sisley: Kleine Häuser am Fluß.

Forain: Ein Liebespaar. Er im Frack, sie in Balltoilette, nach Hause gehend. (»Sortie du bal masqué«). Theaterfoyer.

Rodin: Aktzeichnung.

Whistler: drei kleine Bilder.

Degas: Balletteuse auf der Probe mit hochgehobenen Händen vor dem Spiegel. Schimmernd in weiß, hellblau und grau. — Drei blaue Ballerinen. — Akt eines blonden Mädchens, sich die Haare kämmend. — Ballettprobe. — Pferderennen in hellgrüner Landschaft mit braunen Pferden.

Renoir: Frauenportrait in Schwarz mit blauer Schleife, rosa Hütchen auf hochgesteckter Frisur. — Zwei Schwestern in einem Sommergarten. Jungbusig mit süßen kleinen Hütchen auf den koketten rosa Köpfchen. Dahinter Trubel. — Sitzende nackte Schönheit, quellendes weißes Fleisch. Starker, ein wenig hängender Busen. Im Hintergrund: dunkelrotes Kissen. Sehr süß, sehr sinnlich.

Cézanne: Hellblaue Vase mit Blumenstrauß: weiß, rot, lila grün. — Eins seiner berühmtesten Bilder: Mardigras. Rotschwarzer Pierrot mit weißem Pierrot aus buntem Vorhang, hervortretend. — Proletarier mit Pfeife im Mund an rohem, roten Tisch. — Selbstportrait. Voller, großer Schädel mit Vollbart. Kräftige Nase. Gesundes Gesicht. Volles Haar. Große, dunkle Augen. Gewaltige Stirn. — Stilleben. Rote Apfelsinen und gelbe Äpfel auf einem dunklen Tisch mit Karaffe und Blumentopf.

Courbet: Kleine Gebirgslandschaft mit Häuschen (rotes Dach).

Forain: Pferderennen mit einem Jockey (rosa Bluse) im Vordergrund. Davor Spießer, Zeitungen lesend.

Matisse: Bilder seiner letzten Periode: Teppichartige Gemälde in Rot. — Schachspieler. — Zwei rote Kinder. Eine Dame in Schwarz.

Bilder von Carrière, Charles Guerin, Cottet, Zuluaga, Fritz Thaulow. Zwei Bilder von Max Liebermann (Mädchen mit Kuh. — Sitzendes Mädchen. Beides Pastellbilder).

Ein ganz großer Gobelin von Burne Jones gezeichnet, ausgeführt von Morris: Die Anbetung der heiligen drei Könige.

Meunier: Tête d'ouvrier (Kopf eines Bergarbeiters mit Stahlhelm).

Odilon Redon: Profil einer Frau am Fenster.

* * *

DER POLITISCHE ZUSTAND IN CHINA

VON SIU-DJAU LAU (KANTON)

Siu-Djau-Lau ist ein chinesischer revolutionärer Sozialist. Er hat in Europa studiert. Auf meine Bitte, deutsche Leser über die ganz im Dunkel liegenden Verhältnisse Chinas zu orientieren, gab er mir in Moskau den folgenden Artikel.

Das Ende des Jahres 1918 traf China im Zustande des Bürgerkrieges. Im Süden wurde eine vorläufige Revolutionsregierung gebildet, deren Ziel ein unversöhnlicher Kampf mit der Pekingschen Regierung wurde. Im Anfange stand an der Spitze der südlichen Regierung der bekannte Anführer der ersten chinesischen Revolution — Sun-Jat-Sin, aber später, da unter den Mitgliedern der südlichen Regierung Stellvertreter alter Beamten waren und Unannehmlichkeiten entstanden, verließ Sun-Jat-Sin die kantonische Regierung, und seitdem nimmt er an den Staatsangelegenheiten keinen offiziellen Anteil.

Die südliche Regierung führt bis jetzt ihren Kampf mit der Pekingschen Regierung fort. Dieser Kampf wird unter denselben Losungen geführt, welche von der Gruppe von Sun-Jat-Sin ausgegeben waren. Unter ihnen als wichtigste: die Wiederherstellung des alten Parlaments und des alten Präsidenten in ihre Rechte, und die unbedingte Entlassung der jetzigen Pekingschen Regierung.

Dieser Kampf wird mit abwechselndem Erfolge geführt, abgesehen davon, daß der Norden den finanziellen Vorzug hat. Letztens ist die Nachricht angelangt, daß die südlichen Truppen Hunau besetzt haben (eine der Zentralprovinzen) und sich nach Peking wenden.

Als die alte reaktionäre Regierung von Peking zum erstenmal im Jahre 1915 in die Koalition der verbündeten Mächte gegen Deutschland eintrat, versprach sie dem Volke für die Teilnahme am Kriege sehr viel Vorteil für China. Vergebens setzten sich die revolutionären Parteien der Teilnahme am Kriege entgegen; der Krieg wurde erklärt. Und doch traute das chinesische Volk der Wahrheit jener Worte, und als die Friedenskonferenz in Versailles tagte, hatte das Volk große Hoffnungen.

Wie groß war dann die Enttäuschung, als die Konferenz von Versailles China nichts gab, im Gegenteil Japans Rechte auf jene Provinzen befestigte, die sich Japan während des Krieges von China angeeignet hatte.

Nach der Rückkehr der Delegation von der Friedenskonferenz erhob sich eine gewaltige Aufregung gegen die Regierung und gegen Japan.

An der Spitze dieser Agitation stand die studierende Jugend, die sich in Bünde vereinigte und als Zentralpunkt Schanghai wählte. Die Studenten agitierten stark durch Manifestationen, Streiks, Petitionen usw. Sie agitierten auch für den Boykott der japanischen Waren. Diese Agitation hatte wenig Erfolg, sie wurde gewaltsam unterdrückt. Es kamen viele Fälle des Erschießens nach diesen Studenten-Manifestationen vor. Doch spielte diese Agitation eine gewisse Rolle dadurch, daß sie die Volksmassen zu einer großen Empörung gegen die Regierung anregte.

Da in der letzten Zeit die Studenten verstanden, daß sie allein nicht viel leisten konnten, zogen sie die Arbeiter in den Aufruhr hinein. Die chinesischen Arbeiter, als Stellvertreter des noch ganz jungen Gewerbeproletariats, fangen an sich letztens auszuzeichnen. Im vorigen Jahre beobachtete man eine ganze Reihe Streiks, freilich bis jetzt nur ökonomischen Charakters.

Die sozialistische Partei in Schanghai fängt an, bei den chinesischen Arbeitern mehr und mehr Erfolg zu haben. Es

ist die marxistische Partei. Zu urteilen nach den erhaltenen Nummern des Organs dieser Partei, das den bescheidenen Namen »Wochenblatt« führt, ist die Bewegung ernst. In der Nummer vom 1. Mai sehen wir solche Losungen wie: »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!« — »die Welt gehört dem Proletariat« usw. In der Zeitung wird propagiert, und zwar sehr beharrlich, die Idee des Sozialismus als Gegensatz zum Nationalismus. In derselben Zeitung wird ein unverzügliches Bündnis mit Sowjet-Rußland gefordert und ein Protest angezeigt gegen das japanisch-chinesische Übereinkommen, welches im vorigen Jahr wegen des gemeinsamen Auftretens in Sibirien stattgefunden hat. In allen Artikeln unterstreicht die Zeitung die Idee, daß das Proletariat siegen muß und daß das Staatsprinzip und der Nationalismus geopfert werden sollen für die Idee des Internationalismus. So viel man urteilen kann, ist die Zeitung sehr populär. So sehen wir den Anfang der Organisation nicht nur des Fabrikproletariats, sondern auch des Gewerbeproletariats.

Die europäische Industriekrisis nach dem Kriege hat auch ihren Einfluß auf China ausgeübt, eine Menge ausländischer Waren wird nach China gebracht, und das Leben ist schwer für das chinesische Proletariat. Mit einem Worte, sowohl die höhere Intelligenz, besonders die studierende Jugend, als auch die Arbeiterklasse, sind mit der jetzt herrschenden Ordnung unzufrieden und bieten der revolutionären Agitation einen fruchtbaren Boden.

Was die Bauernklasse anbetrifft, so findet man in China wenig große Landgüter; in der letzten Zeit aber merkt man den Versuch der Reichen, Land anzukaufen; auf diese Weise entsteht der ackerlose Dorfproletarier. Selbstverständlich wird sich dieser Teil des Volkes mit dem Stadtproletariat gern vereinigen.

In diesem Moment stellt China eine Reihe fast ganz unabhängiger Provinzen vor, die von General-Gouverneuren regiert werden, und in den Grenzen jeder dieser Provinzen üben die General-Gouverneure eine unumschränkte Macht aus. Alle

General-Gouverneure der Provinzen, wie auch die Hauptmitglieder der Regierung gehören zu der Militärpartei „Anfu" das heißt zu der Partei aller Beamten, die meistens noch unter der Dynastie höhere Posten eingenommen haben. Alle diese General-Gouverneure halten sich in Beziehung zur Pekingschen Regierung ziemlich unabhängig, und wenn sie ihr auch im Kriege mit dem Süden militärische Hilfe leisten, so tun sie es aus egoistischen Gründen. Alle Finanzen sind in den Händen der General-Gouverneure, die nach eigenem Gutachten die Einkünfte dem Zentrum übergeben. Selbstverständlich werden die Hilfsmittel der Zentralregierung dadurch so mangelhaft, daß sie immerwährend Anleihen zu machen genötigt ist, meistens bei Japan. Diese Anleihen kommen China teuer zu stehen, denn Japan erwirkt in China dadurch mehr und mehr Rechte und Vorteile.

In vielen Provinzen Chinas wirtschaftet Japan schon wie in einem ihm untertänigen Lande. Anderseits die beschriebene Vollmacht der General-Gouverneure und eine wenig disziplinierte Armee von 2 Millionen, die sich demjenigen fügt, in dessen Händen Geld ist, — dies Alles stellt ein Bild vollster Anarchie dar.

Man versteht nun den Geist der Opposition und Revolution in den Massen des Volkes. Alle Vorsteher der jetzt in China existierenden Opposition halten sich in Schanghai auf. Hier befindet sich Sun-Jat-Sin mit seiner Gruppe der Kämpfer der ersten Revolution; hier ist der Zentralbund der studierenden Jugend, auch die Partei der Sozialisten und die Zentrale der Arbeiterorganisationen. Im Kampfe gegen Japan, gegen die chinesische Regierung und gegen das Joch der Bourgeoisie stellen diese Gruppen eine vereinigte Organisation dar, die sehr revolutionär gestimmt ist.

Das Ganze resümierend, ist es notwendig zu erwähnen, daß sich eben jetzt in China sehr viel Brennmaterial für die Revolutionspropaganda gesammelt hat. Das internationale Proletariat muß auf diesen Bericht große Aufmerksamkeit richten.

Die Unterstützung der chinesischen Revolution ist nicht nur für China wichtig, sondern auch für die Freiheitsbewegung der ganzen Welt, denn in der jetzigen Zeit kann man dem japanischen Imperialismus, welcher fest in Asien sitzt und seine Hände einerseits nach Sibirien, anderseits nach den Inseln des Stillen Ozeans und sogar nach Süd-Amerika ausstreckt, diesem Imperialismus kann man als gegenwirkenden Faktor nur eine zur Genüge mächtige und gründliche Bewegung unter den Arbeitermassen Chinas stellen.

DAS ERLEBNIS VOLTAIRE
VON PAUL HATVANI

. . . . Man sitzt irgendwo in Hintereuropa zwischen Bäumen, See und Kaffeekränzchen und denkt plötzlich an Voltaire. Candide steht da, hat mit Berliner Kurgästen nichts zu tun und lächelt. Wer konnte in der zeitentfernten Hemmungslosigkeit seines ewigen Erdenwallens so lächeln wie er! Ein Faunsgesicht, Voltaires Schädel, das in die Zeit eines panischen Bacchanels verschlagen war. Achtzehntes Jahrhundert: das war die Epoche nicht nur der Entscheidungen, sondern der Entschiedenheit. Rousseau, der Dadaist seines (erst durch sanfte Naturerkenntnis vorbereiteten) Zeitalters, revolutioniert den Kulturbestand; Voltaire ist Besinnung auf das Besitztum der Menschenwürde. Er wird Revolutionär aus dem Machtgefühl des überstarken Bewußtsein; Spötter aus Begabung, erfüllt er die Rolle des Führers.

Und hat kein Volk, keine Menge sichtbar hinter sich. Nur . . . Publikum. Das liest und liebt ihn; entscheidet sich schlafwandlerblind für die Idee. Idee: das greift aber schon wieder ins Volk zurück. Widerhall weckt, wessen Geist

den schallbrechenden Wänden zugekehrt ist. Der Sohn der Erde schöpft in Berührung mit Gäa neue Kraft; Herakles und seine Abenteuer bestehen. Herakles ... Im achtzehnten Jahrhundert, in jenen Jahren der Entscheidung, heißt Deutschlands Genius Johann Wolfgang von Goethe. Frankreichs Geist (nicht »esprit« sondern ... »Sagesse«) bereitet 1789 vor; in Deutschland entschließt man sich elegisch zur Klassik. Der Dualismus im Geistesleben Europas ist entstanden; ein Riß — 1914 nannte mans Front und Schützengraben — klaffte quer durch den Erdteil.

Noch in Herrn von Wieland erkennen wir die geschlossene Natur europäischen Ursprungs. Was ihn noch national färbt, ist Erbe aus bester deutscher Quelle. Darüber hinaus ragt sein Werk in das Rokoko urmenschlichen Besitzes. Die Zeit, am Ursprunge neuer Entwicklungen noch träumend, spielt mit den Gefühlswerten der Seele und des Lebens. Noch gibt es, offiziell, keine deutschen Problematiker; mit einiger Brutalität lösen die reichlichen dargebotenen Kulturrätsel sich. Doch ... schon welken im rauheren Klima die Sprossen leichterer Entwicklung; sanfte Linien erstarren antik: der Deutsche entscheidet sich, lange nach Corneille und Racine, für den Klassizismus. Wieviel Anmut wird da unbedacht zerstört!

Goethe herrscht. Die Breite, doch leider nicht die Höhe und nicht die Tiefe seiner Persönlichkeit wird Autorität. So blieb jeder Ansatz zu politischer Wirkung ungenutzt; so ging die Ergriffenheit verloren, die vom Genius auf das Volk zurückstrahlt. Ein besonderer Typus deutscher Philistrizität, der Philologe, bemächtigte sich Goethes; das Staunen des deutschen Oberlehrers vermittelte sein Vermächtnis. Man rechnet mit den formalistischen Tendenzen ab und beschlagnahmt den belletristischen Inhalt. Berauschend ist, was dem Normalgehirn unerreichbar bleibt; im Symbolismus posthumer Faustdeutung siecht ein Jahrhundert

deutschen Geistes dahin. Der eine Aufschrei, das Pandaemonium germanicum (wer schreibt es für diese Gegenwart wieder?!) bleibt im Chore begeisterter Epigolen unerhört: dem Schreier Jakob Michael Rheinhold Lenz verstopft der einmütig konstatierte Irrsinn den Mund. (Die deutsche Tragödie: ein Spuk, ein Schatten geistert hinter der anerkannten Monumentalität einher; die Nähe olympischer Sonne verbrennt ihn, den Sohn Apolls . . .) Der Rest ist Chaos.

. . . Keine Enzyklopädie schafft Ordnung: weltabgewandt lebt die deutsche Zeit weiter.

Die Enzyklopädie: das war handgreifliche Besinnung. Ein Schritt weiter — und es gab 1789, die Revolution. Denis Diderot ergreift auch die letzten seiner Nation; er wirkt ins dritte und vierte Geschlecht; der Bauer hinterm Pflug, der Arbeiter ist seines Geistes, sein Material. Herrn von Wieland reicht man, superb, im Salon umher; er beschwingt großartig den Augenblick eines Teeabends: malitiöses Lächeln quittiert jeden Ausflug ins Schwerlose; problematische Wolken pafft aus seiner Tabakspfeife zum Nachtisch der Deutsche. Ein Jahrhundert später: siegreiches Preußentum kramt in Vergangenheit; keine Enzyklopädie, doch Meyers Konversationslexikon inventarisiert Werte; das Abenteuer der Romantik von 1848 endgültig verschlafen: Ordnung, also Unterordnung herrscht; Betrieb überwuchert Bewegung; der deutsche Bürger — bourgois, doch nie mehr Citoyen — ergreift Besitz vom Dasein. Das alte Leben hinkt weiter; »Revolution« —: das haben sie damals in Frankreich erledigt. Aus klassischer Monumentalität wird neudeutsche Mentalität. Wieder einmal ist es eine Lust, so dahinzuleben!

. . . Man stelle sich nun, vor 1870 oder nachher, eine deutsche Akademie vor, in der ein deutscher Victor Hugo die Jahrhundertdenkrede auf einen deutschen Valtaire zu halten hätte. Zwischen Feuilletonismus und Philologen-

weisheit klänge da ewig und pathetisch das »denn er war unser«, Ausblicke in jedem großen Zusammenhang zögen sich da ins Pittoreske einer kleinbürgerlichen Perspektive zurück, die immer wieder »Volkstümlichkeit« mit etwaigem . . . »Weltbürgertum« indentifiziert. Die Brust ist geschwellt: unendlich-sieghaft bläht sich das Wort Weltbürgertum! Was kann das nicht alles bedeuten! Es bedeutet alles. Großartig steigert sich das Bewußtsein ins Grenzenlose seiner nie erkannten Bedeutung; was dann noch ungelöst als Rest bleibt, triumphiert lyrisch über jede dogmatische Vorstellung. Geist, Geist, Geist . . .: ist dies nicht das ewige Feuerwerk deutscher Ideologie? Raketen sprühen Menschlichkeit: daneben drückt aber kategorisch ein transzendentes Pflichtgefühl das Niveau. Ethos wird Pathos; ein Macchiavellismus der Begriffe macht schrecklich tabula rasa.

Aber: es gibt keine deutsche Akademie, keinen deutschen Viktor Hugo. Weil es keinen deutschen Voltaire gegeben hat. Weil Deutschland an der Zeit endgültig vorbeilebt. Weil es an den Begebenheiten des Schicksals niemals Anschluß gefunden hat. Weil es sich immer wieder ins Gewirr seiner Formproblematik verstrickt und an den Lebensinhalten blind vorbeigeht. Weil die deutsche Menschheit an metaphysischen Traditionen sich gebunden fühlt, verpflichtet an ein Schicksal, das auf Eigenart pocht und nicht weiß, daß Leben zum Leben zwingt. Der Deutsche erlebt zu viel und lebt zu wenig. Er begnügt sich mit Abstraktionen und hat kein Verständnis für die bunte Wirklichkeit. Zwischen Sparta und Spartakus zwängt ihn das ewige Dogma; zwischen Potsdam und Weimar vibriert, immer gleicher Ideologie hingegeben, sein Bewußtsein.

Was ist da noch Revolution? Eine temporäre Lösung des Formproblems. Wie weit wohnt er doch, der Deutsche, von der Geisteslandschaft Voltaires! Dumpf nimmt er das Donnerrollen zur Kenntnis; der Blitz hat das Dunkel seines Geistes nicht erhellt. Er liebt noch sein Heldentum; feist ist Richard

Wagner in sein Bewußtsein gepflanzt; Wotan lebt in alter Flammenherrlichkeit. Wie hätte doch irgendeinmal eine deutsche »Pucelle« befreiend gewirkt! »Die lustigen Nibelungen« waren eine Operette: im ... »Betrieb« ist jeder Ansatz zur Selbsterkenntnis erstickt. Selbsterkenntnis: das wäre eine Aufgabe des Humors gewesen. Man lache über seine Vergangenheit: da wird der Weg in die Zukunft frei. Nichts ist geschehen und es geschieht auch weiter nichts. Vereinzelte Selbstironie bleibt inzesthaft im Kreise der Literaten; das Volk aber zehrt von den spärlichen Zinseszinsen des Nibelungenhortes.

Das Volk ...: führerlos klebt es in derber Härte an der schweren Scholle. Fern ist Europa, der Begriff. Wo bin ich denn? Das Land, in dem ich eben weile — zwischen Berliner Sommerfrischlern und mecklenburgischen Bauern — hat keine Linien. Das Leben vegetiert. Der Horizont (man kommt ohne Begriffe aus bürgerlichen Sphären nicht aus!) der Horizont reicht über die Uckermark nicht hinaus. Uckermark ...: Mecklenburg, Uckermark. Und hier flammt, müde lächelnd, das Antlitz Voltaires auf. Irgendwo, irgendwann hat er die Welt bewegt: Geist wurde Wirklichkeit, mühselig gestützte Gebäude stürzen morsch zusammen, neue Welt ergriff vom Leben Besitz. Das Erlebnis Voltaire hat einem neuen Zeitalter Richtung gegeben.

... Diesen Menschen hier hat er nie gelebt.

JACQUES
VON DIDEROT*)

. . . . Jacques wollte eben anfangen, von seinem Hauptmann zu erzählen, als sie berittene Männer hinter sich herkommen hörten. Es war derselbe Leichenwagen, der wieder zurückkehrte. Er war umgeben von . . . Zollwächtern? Nein. — Von Unteroffizieren? Vielleicht. Jedenfalls schritt dem Zuge der Pfarrer im Ornat voran, die Hände auf dem Rücken gefesselt, ihm folgte der Kutscher in Schwarz, ebenfalls mit auf dem Rücken gebundenen Händen; dann kamen die beiden Diener in Trauer, gleichfalls gefesselt. Wer in Erstaunen geriet, war Jacques. Er rief: »Mein Hauptmann, mein armer Hauptmann ist nicht tot! Gott sei gelobt!« . . . Damit wendete Jacques sein Pferd, gab ihm die Sporen und sprengte dem angeblichen Leichenzug entgegen. Er war keine dreißig Schritt davon entfernt, als die den Wagen umgebenden Unteroffiziere oder Soldaten auf ihn anlegten und schrien: »Halt! Umkehren oder du bist des Todes! . . .« Jacques hielt an, befragte das Schicksal in seinem Kopf und glaubte es sagen zu hören: »Kehre um!« Und das tat er. Sein Herr aber sagte zu ihm: »Nun, Jacques, was ist denn?«

Jacques

Bei Gott, ich weiß es nicht!

Der Herr

Und warum?

---

*) Einige Absätze aus jenem Werke Diderots, das philosophischen Dialog, behagliche Epik und zielbewußte Sentenz mit der Unbeirrbarkeit eines Geistes jongliert, der — wie Stendhal — verstehende Leser erst hundert Jahre nach seinem Tode erwartet. »Jacques« erscheint in deutscher Übersetzung demnächst im Verlage Kiepenheuer.

Jacques

Das weiß ich noch weniger.

Der Herr

Du sollst sehen, es sind Schmuggler, die den Sarg mit verbotenen Waren gefüllt hatten; gewiß sind sie an die Zollbehörden von denselben Spitzbuben verraten worden, von denen sie die Waren gekauft hatten.

Jacques

Aber was sollte dieser Wagen mit dem Wappen meines Hauptmanns?

Der Herr

Es kann auch eine Entführung sein. Vielleicht hatte man in diesem Sarg eine Frau, ein Mädchen oder auch eine Nonne versteckt; das Leichentuch macht noch keinen Toten.

Jacques

Aber was sollte dieser Wagen mit dem Wappen meines Hauptmanns?

Der Herr

Mag es sein, wie du willst; aber erzähle mir jetzt die Geschichte deines Hauptmanns zu Ende!

Jacques

Wollen Sie diese Geschichte jetzt noch hören? Vielleicht lebt mein Hauptmann doch noch?

Der Herr

Was tut das?

Jacques

Ich spreche nicht gern von Lebenden, weil man von Zeit zu Zeit in die Lage kommt, über das Gute oder das Böse, das man von ihnen gesagt hat, erröten zu müssen: über das Gute, weil sie sich seiner immer unwürdig erzeigen, über das Böse, weil sie es wieder gutmachen.

Der Herr

Sei weder ein fader Lobredner, noch ein scharfer Sittenrichter, sondern erzähle die Sache wie sie ist.

Jacques

Das ist nicht leicht. Hat nicht ein jeder seinen Charakter seine Interessen, seinen Geschmack, seine Leidenschaften, denen zufolge er eine Sache übertreibt oder verkleinert? Die Sache erzählen, wie sie ist! . . . Das kommt in einer ganzen Stadt nicht zweimal an einem Tage vor. Und ist der Zuhörer besser veranlangt als der Erzähler? Nein! So kommt es, daß man kaum zweimal an einem Tage in einer ganzen Stadt so verstanden wird, wie man sich ausgedrückt hat.

Der Herr

Teufel auch, Jacques, das sind Grundsätze, die der Zunge und den Ohren vorschreiben würden, nichts zu sagen, nichts zu hören und nichts glauben. Aber sprich nur, wie dir gemäß ist, ich werde dir zuhören, wie es mir gemäß ist, und dir glauben, soweit ich kann.

Jacques

Mein lieber Herr, das Leben vergeht in lauter Quiproquos. Es gibt Quiproquos der Liebe, Quiproquos der Freundschaft, Quiproquos der Politik, der Finanz, der Kirche, der Regierung, der Frauen, der Ehemänner . . .

Der Herr

Ach, laß die Quiproquos und versuche zu konstatieren, daß du selber das größte Quiproquo machst, indem du dich auf moralische Abhandlungen einläßt, wenn es sich um eine historische Tatsache handelt. Und nun die Geschichte deines Hauptmanns!

Jacques

Man sagt also fast nichts in dieser Welt, was so verstanden wird, wie es gesagt wurde; aber schlimmer ist noch, daß man fast nichts tun kann, was so aufgefaßt wird, wie man es getan hat.

Der Herr

Es gibt wohl in der ganzen Welt keinen Kopf, in dem so viele Paradoxa stecken wie in deinem.

Jacques

Und was schadet das? Ein Paradoxon ist nicht immer etwas Falsches.

Der Herr

Das ist wahr.

Jacques

Mein Hauptmann und ich, wir kamen nach Orléans. In der ganzen Stadt wurde nur von einem Erlebnis gesprochen, das ein Bürger namens Le Pelletier gehabt hatte, ein Mann, der von einem so tiefen Mitleid für die Unglücklichen erfüllt war, daß er, nachdem er durch übertriebene Almosen ein recht beträchtliches Vermögen auf ein sehr dürftiges Auskommen beschränkt hatte, von Tür zu Tür ging, um von andern die Hilfe zu erbitten, die er aus seiner eigenen Tasche nicht mehr gewähren konnte.

Der Herr

Und du meinst, über das Verhalten dieses Mannes hätte es zwei Ansichten gegeben?

Jacques

Nein, unter den Armen nicht; aber fast alle reichen Leute sahen ihn als eine Art Narren an; und es fehlte nicht viel, so hätten seine Verwandten ihn als Verschwender einsperren lassen. Während wir uns in einer Herberge erfrischten, hatte sich eine Schar Tagediebe um eine Art Redner versammelt, um den Barbier, und sagte zu ihm: »Sie sind dabei gewesen; erzählen Sie uns, wie die Sache vor sich gegangen ist.«

»Gern,« antwortete der Straßenredner, der sich nichts Besseres wünschte, als reden zu können. »Herr Aubertot, einer von meinen Kunden, dessen Haus der Kapuzinerkirche gegenüberliegt, stand vor der Tür; Herr Pelletier redete ihn an und sagte zu ihm: »Herr Aubertot, wollen Sie mir nichts für meine Freunde geben?« Denn so nannte er, wie Sie wissen, die Armen.

»Nein, heute nicht, Herr Pelletier!«

Herr Le Pelletier ließ sich noch nicht abweisen. »Wenn Sie wüßten, für wen ich Ihre Mildtätigkeit erbitte! Für eine arme Frau, die soeben niedergekommen ist und nicht ein Stück Zeug hat, ihr Kind hineinzuwickeln.«

»Ich kann nicht.«

»Für ein junges, schönes Mädchen, das keine Arbeit und kein Brot hat, und das durch Ihre Freigebigkeit vielleicht vor einem liederlichen Lebenswandel bewahrt bleibt.«

»Ich kann nicht.«

»Für einen Handwerker, der nur von seiner Arbeit lebte und sich eben ein Bein gebrochen hat, durch einen Sturz vom Gerüst.«

»Ich kann nicht, sage ich Ihnen.«

»Aber, Herr Aubertot, lassen Sie sich rühren; und seien Sie überzeugt, daß Sie nie wieder Gelegenheit haben werden, etwas Verdienstvolleres zu tun.«

»Ich kann nicht, ich kann nicht.«

»Aber guter, barmherziger Aubertot! . . .

»Herr Le Pelletier, lassen Sie mich in Ruhe; wenn ich geben will, lasse ich mich nicht bitten . . .

Und damit wendet Herr Aubertot ihm den Rücken und geht in seinen Laden, wohin Le Pelletier ihm folgt: er folgt ihm in das Zimmer hinter dem Laden und von da in die Wohnung; und hier gibt ihm Herr Aubertot, durch die Hartnäckigkeit Le Pelletiers aufs äußerste gereizt, eine Ohrfeige . . .«

Da springt mein Hauptmann heftig auf und sagt zu dem Redner: »Und er hat ihn nicht getötet?«

»Nein Herr, man kann doch nicht so ohne weiteres töten!«

»Eine Ohrfeige, zum Donnerwetter, eine Ohrfeige! Aber was tat er denn?«

»Was er tat, als er die Ohrfeige bekommen hatte?

Er lachte und sagte zu Herrn Aubertot: »Das ist für mich! Aber meine Armen?«

Bei diesen Worten brachen alle Zuhörer in Rufe der Bewunderung aus, außer meinem Hauptmann, der zu ihnen sagte: »Ihr Herr Le Pelletier, meine Herren, ist ein Narr, eine feige Memme, ein schlechter Kerl, dem aber dieser Degen sofort die Gerechtigkeit verschafft hätte, wenn ich zur Stelle gewesen wäre, und Ihr Aubertot hätte sich glücklich geschätzt, wenn es ihn nur die Nase und die beiden Ohren gekostet hätte!«

Der Redner entgegnete: »Ich sehe, mein Herr, daß Sie dem unverschämten Manne nicht Zeit gelassen hätten, seinen Fehler einzusehen, sich Le Pelletier zu Füßen zu werfen und ihm seine Börse zu überreichen.«

»Sicher nicht!«

»Sie sind Soldat und Herr Pelletier ist Christ; Sie haben eine verschiedene Auffassung von einer Ohrfeige.«

»Die Wange aller Ehrenmänner ist gleich.«

»Das Evangelium ist anderer Ansicht.«

»Ich habe das Evangelium in meinem Herzen und in meinem Degen; ein anderes kenne ich nicht . . .«

Ihr Evangelium, Herr, ist, ich weiß nicht wo; meins steht dort oben geschrieben; jeder schätzt Beleidigung und Wohltat auf seine Art ein: und vielleicht fällen wir in zwei verschiedenen Augenblicken unseres Lebens nicht das gleiche Urteil.

Der Herr

Weiter, du verwünschter Schwätzer, weiter!

Wenn Jacques' Herr mißgestimmt wurde, schwieg Jacques, hing seinen Gedanken nach und brach dann oft das Schweigen durch eine Äußerung, die mit seinen Gedanken freilich zusammenhing, aber der vorhergegangenen Unterhaltung so fern lag, als wenn man beim Lesen eines Buches mehrere Seiten überspringt. Das geschah auch jetzt, und er sagte: »Lieber Herr . . .«

Der Herr

Ah, hast du endlich die Sprache wiedergefunden. Das freut mich für uns beide, denn ich begann mich zu langweilen, weil ich dich nicht hörte, und du dich, weil du nicht sprachst. Rede doch . . .«

Jacques wollte nun wieder die Geschichte seines Hauptmanns anfangen, als sein Pferd zum zweitenmal mit einem mächtigen Satz vom Wege absprang, mit ihm über eine ausgedehnte Ebene rift, wohl gut eine Viertelmeile weit, und dann plötzlich miften zwischen Galgen stehen blieb . . . Zwischen Galgen! Ein sonderbares Benehmen von einem Pferd, seinen Reiter immer wieder zum Richtplatz zu tragen! . . »Was bedeutet das nur?« fragte sich Jacques. »Ist das ein Wink des Schicksals?«

Der Herr

Guter Freund, zweifle nicht! Dein Pferd ist inspiriert, und das Schlimme daran ist, daß alle diese Vorhersagen, diese Inspirationen, diese Benachrichtigungen durch Träume oder Visionen nichts nützen: das Ereignis trift doch ein. Guter Freund, ich rate dir, dein Gewissen in guten Zustand zu versetzen, deine kleinen Angelegenheiten zu ordnen und mir so schnell du kannst die Geschichte deines Hauptmanns und deiner Liebe zu erzählen, denn es sollte mir leid tun, wenn ich dich verlöre, ohne sie gehört zu haben. Wenn du dich noch mehr grämtest, als du tust, wozu sollte es helfen? zu nichts! Der Spruch des Schicksals, den du zweimal durch dein Pferd erfahren hast, wird sich erfüllen. Denke nach, ob du niemandem etwas wiederzuerstaften hast? Vertraue mir deinen letzten Willen an und sei überzeugt, daß ich ihn getreulich ausführen werde. Wenn du mir irgend etwas gestohlen hast, so schenke ich es dir; bifte nur Gott um Vergebung und bestiehl mich während der mehr oder weniger kurzen Zeit, die wir noch zusammen zu leben haben, nicht wieder.

Jacques

Soviel ich auch über die Vergangenheit nachdenke, ich sehe nichts, was mich mit der Justiz der Menschen in Streit bringen könnte. Ich habe weder gemordet, noch gestohlen, noch Notzucht getrieben.

Der Herr

Um so schlimmer; alles in allem: mir wäre es lieber, das Verbrechen wäre schon begangen, als daß es noch begangen werden sollte, und zwar aus guten Gründen.

Jacques

Aber, lieber Herr, vielleicht werde ich nicht um meiner Schuld willen gehängt, sondern um der Schuld eines andern willen.

Der Herr

Das kann sein.

Jacques

Vielleicht werde ich erst nach meinem Tode gehängt.

Der Herr

Das kann auch sein.

Jacques

Ich werde vielleicht überhaupt nicht gehängt.

Der Herr

Das bezweifle ich.

Jacques

Es steht vielleicht dort oben geschrieben, daß ich nur der Hinrichtung eines andern beiwohnen soll; und wer weiß, wer dieser andere ist? Ob er nah oder fern ist?

Der Herr

Lieber Jacques, meinetwegen kannst du gehängt werd[illegible] wenn das Schicksal es will und dein Pferd es sagt; sei nicht unverschämt: mache deinen frechen Schlußfolge[illegible] ein Ende und erzähle mir schnell die Geschicht[illegible] Hauptmanns.

Jacques

Seien Sie doch nicht böse, lieber Herr, man hat schon sehr ehrenhafte Menschen aufgehängt: das ist ein Quiproquo der Gerechtigkeit.

Der Herr

Solche Quiproquos sind bedauerlich. Sprechen wir von etwas anderm.

Jacques, der durch die vielen Auslegungen, die die Weissagung des Pferdes finden konnte, etwas beruhigt war, sagte:

»Als ich ins Regiment eintrat, waren zwei Offiziere da, die an Alter, Geburt, Begabung und Tapferkeit fast gleich waren. Mein Hauptmann war der eine von beiden. Der einzige Unterschied zwischen ihnen war, daß der eine reich war, der andere aber nicht. Mein Hauptmann war der reiche. Diese Gleichheit mußte entweder die größte Sympathie oder die schärfste Antipathie hervorrufen: sie rief beides hervor . . .«

Hier hielt Jacques inne, und das passierte ihm noch öfter im Lauf seiner Erzählung, so oft sein Pferd den Kopf nach rechts oder nach links drehte. Wenn er dann fortfahren wollte, wiederholte er immer die letzten Worte, als habe er das Schlucken gehabt.

»Sie rief beides hervor. Es gab Tage, wo sie die besten Freunde der Welt, andere, wo sie Todfeinde waren. An den Tagen der Freundschaft suchten sie sich, bewirteten sich, umarmten sich, teilten sich all die Sorgen, ihre Freuden und ihre Nöte mit; sie fragten einer den andern in den geheimsten Angelegenheiten um Rat, sprachen über ihre häuslichen Interessen, über ihre Hoffnungen, ihre Befürchtungen und ihre Avancementsaussichten. Und wenn sie sich am nächsten Tage wieder begegneten? Dann gingen sie einander vorbei, ohne sich anzusehen oder musterten sich mit stolzem Blick, sagten Sie zueinander, traktierten

sich mit harten Worten, nahmen den Degen in die Hand und schlugen sich. Wenn einer von ihnen verwundet wurde, stürtzte der andere auf seinen Kameraden zu, weinte, jammerte, begleitete ihn nach Hause und blieb an seinem Bette sitzen, bis er geheilt war. Acht Tage, vierzehn Tage, einen Monat darauf fing es wieder von vorn an und man sah diese beiden biederen Männer, die so aufrichtige Freunde waren, immer wieder der Gefahr ausgesetzt, einer durch des andern Hand zu fallen, und man hätte in diesem Falle den Gestorbenen nicht am meisten zu beklagen brauchen. Man hatte oft mit ihnen über ihr absonderliches Verhalten gesprochen; sogar ich, dem mein Hauptmann nie den Mund verbot, sagte zu ihm: »Aber wenn Sie ihn nun töteten?« Bei diesen Worten fing er an zu weinen, bedeckte die Augen mit den Händen und rannte wie ein Verrückter in sein Zimmer. Zwei Stunden später brachte ihn sein Kamerad verwundet nach Hause oder er erwies seinem Kameraden den gleichen Dienst. Weder meine Vorstellungen, noch die anderer richteten etwas aus; man sah die einzige Möglichkeit sie zu kurieren darin, daß man sie trennte. Der Kriegsminister wurde von ihrem hartnäckigen Festhalten an zwei so sonderbaren Gefühlsextremen benachrichtigt und mein Hauptmann bekam eine Kommandantur, mit dem ausdrücklichen Befehl, sich sofort auf seinen Posten zu begeben und sich nicht von dort zu entfernen; ein zweiter Befehl hielt seinen Kameraden beim Regiment fest . . . Dies verfluchte Pferd wird mich noch verrückt machen! Beim Regiment fest . . . Kaum war der Befehl des Ministers eingetroffen, als mein Hauptmann unter dem Vorwand, sich für die ihm erzeigte Gnade bedanken zu wollen, sich an den Hof begab und hier darlegte, daß er reich sei, und daß sein in dürftigen Verhältnissen lebender Kamerad das gleiche Anrecht auf die Gnade des Königs habe; der

Posten, den man ihm zugedacht habe, könne die Verdienste seines Freundes angemessen belohnen und seine Verhältnisse aufbessern; er selbst aber werde höchst erfreut darüber sein. Da der Minister keine andere Absicht gehabt hatte, als die beiden Sonderlinge zu trennen und Großmut immer Eindruck macht, wurde beschlossen . . . Verdammtes Vieh, wirst du den Kopf gerade halten! Es wurde beschlossen, daß mein Hauptmann beim Regiment bleiben, sein Kamerad aber die Kommandantur bekommen sollte.

Kaum waren sie getrennt, als sie empfanden, wie sehr sie einander nötig hatten; sie versanken in eine tiefe Melancholie. Mein Hauptmann nahm Urlaub, um in seine Heimat zu reisen, aber zwei Meilen von der Garnison verkaufte er sein Pferd, verkleidete sich als Bauer und begab sich nach dem Ort, dessen Kommandant sein Freund war. Wahrscheinlich war das zwischen ihnen verabredet worden. Er kam an . . . Geh, wohin du willst! Ist noch ein Galgen da, den du gern sehen möchtest? . . . Er kam an; aber es stand dort oben geschrieben, daß, so vorsichtig sie auch ihre Freude, sich wiederzusehen, verbargen und obwohl sie durchaus so miteinander verkehrten, wie es zwischen einem Kommandanten und einem Bauern üblich ist, die Soldaten und Offiziere, die zufällig ihrem Wiedersehen beiwohnten und von ihren Erlebnissen wußten, Verdacht schöpften und den Platzmajor benachrichtigten.

Der kluge Mann lächelte über diese Nachricht, unterließ es aber nicht, ihr die gebührende Bedeutung beizumessen. Er umgab den Kommandanten mit Spionen. Ihr erster Bericht war, daß der Kommandant wenig, der Bauer aber überhaupt nicht ausgehe. Es war jedoch unmöglich, daß die beiden Männer acht ganze Tage zusammenlebten, ohne daß ihre sonderbare Manie sich wieder ihrer bemächtigt hätte; und das geschah denn auch.«

Sie sehen, lieber Leser, wie anständig ich bin; ich brauchte nur den Pferden, die den schwarzverhangenen Leichenwagen zogen, einen Peitschenhieb zu versetzen, um Jacques, seinen Herrn, die Wächter und die Unteroffiziere mit dem Rest des Leichenbegängnisses vor der Tür der nächsten Herberge zu versammeln, die Geschichte von Jacques' Hauptmann zu unterbrechen und Sie ungeduldig zu machen, soviel es mir paßt; aber wollte ich das tun, müßte ich lügen, und ich liebe die Lüge nicht, wenn sie nicht nützlich oder erzwungen ist. Tatsache ist, daß Jacques und sein Herr den Leichenwagen nicht mehr sahen und daß Jacques, den noch immer das Verhalten seines Pferdes beunruhigte, in seiner Erzählung fortfuhr:

»Eines Tages berichteten die Spione dem Major, daß zwischen dem Kommandanten und dem Bauer ein sehr lebhafter Wortwechsel stattgefunden habe; dann seien sie weggegangen, der Bauer voran, der Kommandant sei ihm, wie es scheine, nur ungern gefolgt und sie hätten sich zu einem Bankier in der Stadt begeben, wo sie sich jetzt noch aufhielten.

Man erfuhr später, was sie vorgehabt hatten. Da sie nichtmehr hoffen konnten, sich jemals wiederzusehen, hatten sie beschlossen, sich auf Tod und Leben zu schlagen; aber, eingedenk der Pflichten der treuesten Freundschaft, hatte mein Hauptmann, der, wie ich schon sagte, reich war, in den Augenblicken der unerhörtesten Erregung von seinem Kameraden verlangt, er solle einen Wechsel über vierundzwanzigtausend Livres von ihm annehmen, der es ihm möglich machte, irgendwo im Auslande zu leben, falls er ihn, den Hauptmann, im Zweikampf töten sollte; der andere aber erwiderte auf dies Anerbieten: »Glaubst du wirklich, mein Freund, wenn ich dich tötete, würde ich dich überleben?« . . . Ich hoffe, lieber Herr, Sie werden mich nicht dazu verurteilen, unsere Reise auf

diesem sonderbaren Gaul zu beenden . . .

Sie kamen aus dem Hause des Bankiers heraus und gingen auf das Stadttor zu, als sie sich von dem Major und einigen Offizieren umringt sahen. Obwohl dies Zusammentreffen wie ein Zufall wirkte, ließen unsere beiden Freunde oder Feinde, wie Sie sie vielleicht lieber nennen möchten, sich nicht täuschen. Der Bauer gab sich zu erkennen. Man begab sich nun mit den beiden nach einem abgelegenen Hause, wo man übernachten konnte. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch entfernte sich mein Hauptmann, nachdem er seinen Kameraden immer wieder umarmt hatte, entfernte sich, um ihn nie wiederzusehen. Kaum war er in seiner Heimat angekommen, da starb er.«

Der Herr

Und wer sagt dir, daß er gestorben ist?

Jacques

Und der Sarg? Und dieser Leichenwagen mit seinem Wappen? Mein armer Hauptmann ist tot; daran zweifle ich nicht.

Der Herr

Und der Pfarrer und die Bedienten mit den gefesselten Händen? Und die Zollwächter und die Unteroffiziere und die Rückkehr des Leichenwagens nach der Stadt? Dein Hauptmann lebt, daran zweifle ich nicht; aber weißt du nichts von seinem Kameraden?

Jacques

Die Geschichte seines Kameraden ist eine schöne Zeile aus dem großen Buche oder von dem, was dort oben geschrieben steht.

Der Herr

Ich hoffe . . .

Jacques' Pferd erlaubte Jacques Herrn nicht, weiterzusprechen; wie der Blitz sauste es davon, bog weder rechts noch links ab, sondern folgte der Landstraße. Man

sah Jacques nicht mehr; und sein Herr hielt sich, in der Überzeugung, daß der Weg zu einer Richtstätte führte, vor Lachen die Seiten. Da aber Jacques und sein Herr nur dann etwas gelten, wenn sie beisammen sind, sobald sie sich jedoch getrennt haben, nicht mehr wert sind als Don Quijote ohne Sancho und Richardet ohne Ferragus, was der Fortsetzer des Cervantes und der Nachahmer des Ariost, der Herr Forti-Guerra, nicht recht eingesehen zu haben scheinen, wollen wir zusammen plaudern, bis sie sich wieder vereinigt haben.

Sie halten die Geschichte von Jacques' Hauptmann für ein Märchen und Sie sind im Unrecht. Ich schwöre Ihnen, daß diese Geschichte, so wie er sie seinem Herrn erzählte, im Invalidenhause erzählt wurde, am Sankt Ludwigstage, als ich bei einem Herrn de Saint-Etienne, dem Vorsteher des Hauses, zu Tisch geladen war; und der Erzähler, der in Gegenwart mehrerer anderer Bewohner des Hauses diese Geschichte vortrug, war ein ernster Mensch und sah garnicht wie ein Schwätzer aus. Ich wiederhole Ihnen also jetzt noch einmal und für alle Zukunft: seien Sie vorsichtig, wenn Sie nicht in dieser Unterhaltung Jacques mit seinem Herrn das Wahre für falsch und das Falsche für wahr halten wollen. Sie wissen Bescheid und ich wasche meine Hände! —

»Ja,« werden Sie sagen, »es sind zwei recht sonderbare Käuze!« — Und deshalb sind Sie mißtrauisch? Erstens ist die Natur so verschiedenartig, besonders in den Instinkten und Charakteren, daß die Phantasie eines Dichters etwas so Bizarres sich garnicht ausdenken könnte, wozu nicht die Natur das Modell böte. Ich, der ich mit Ihnen spreche, bin dem Gegenstück zu dem Arzt wider Willen begegnet, den ich bis dahin für die tollste und lustigste Idee eines Dichters gehalten hatte. — Wie, dem Gegenstück zu dem Ehemann, zu dem seine Frau sagt: »Ich habe drei Kinder

auf dem Halse«; und der Ehemann ihr antwortet: »Setze sie auf die Erde!« — »Sie wollen Brot von mir«: »Gib ihnen die Rute!« — Ganz recht. Ich gebe seine Unterhaltung mit meiner Frau wieder:

»Sind Sie da, Herr Gousse?«

»Ich bin kein anderer, Madame!«

»Wo kommen Sie her?«

»Wo ich hingegangen war!«

»Was haben Sie da gemacht?«

»Ich habe eine Mühle ausgebessert, die nicht recht gehen wollte.«

»Wem gehörte die Mühle?«

»Ich weiß nicht; ich war nicht hingegangen, um den Müller wieder gesund zu machen.«

»Sie sind gegen Ihre Gewohnheit sehr gut gekleidet; warum tragen Sie unter diesem sauberen Anzug ein schmutziges Hemd?«

»Ich habe nur eins.«

»Und warum haben Sie nur eins?«

»Weil ich jeweils immer nur einen Leib habe.«

»Mein Mann ist nicht hier; aber das wird Sie doch nicht abhalten, bei mir zu speisen?«

»Nein, denn er hat weder meinen Magen, noch meinen Appetit in Verwahrung.«

»Wie geht es Ihrer Frau?«

»Wie es ihr paßt; das ist ihre Sache.«

»Und Ihren Kindern?«

»Ausgezeichnet!«

»Und Ihrem Jungen, der so schöne Augen, einen so schönen Teint hat und so rund und gesund ist?«

»Ihm geht es viel besser als seinen Geschwistern; er ist tot.«

»Geben Sie Ihren Kindern irgendwelchen Unterricht?«

»Nein, gnädige Frau.«

»Wie! Sie lernen weder lesen, noch schreiben, noch den Katechismus?«

»Weder lesen, noch schreiben, noch den Katechismus.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich auch nichts gelernt habe, und weil ich dadurch doch nicht unwissender geworden bin. Wenn sie Verstand haben, werden sie es ebenso machen wie ich, wenn sie Dummköpfe sind, würde alles, was ich sie lehre, sie nur noch dümmer machen . . .«

Wenn Sie diesem Original jemals begegnen, können Sie ihn ruhig anreden, auch wenn Sie ihn nicht kennen. Nehmen Sie ihn in eine Kneipe mit, tragen Sie ihm Ihr Anliegen vor, bitten Sie ihn, zwanzig Meilen mit Ihnen zu kommen und er wird mitkommen; nachdem Sie ihn zu dem gebraucht haben, wozu Sie ihn brauchen wollten, schicken Sie ihn ohne einen Heller zurück, und er wird zufrieden umkehren.

Haben Sie je von einem gewissen Prémontval reden hören, der in Paris Vorlesungen über Mathematik hielt? Das war sein Freund . . . Aber Jacques und sein Herr haben sich vielleicht schon wieder zusammengefunden; wollen wir uns zu ihnen begeben oder wollen Sie lieber bei mir bleiben? . . . Gousse und Prémontval hatten zusammen eine Schule errichtet. Unter den Schülern, die ihnen in Mengen zuströmten, war ein junges Mädchen namens Fräulein Pigeon, die Tochter des berühmten Künstlers, der die beiden schönen Planigloben konstruiert hat, die aus dem königlichen Park in die Säle der Akademie der Wissenschaften gebracht sind. Fräulein Pigeon ging jeden Morgen in die Schule, ihre Mappe unter dem Arm, und ihr Reißzeug im Muff. Einer der Lehrer, Prémontval, verliebte sich in seine Schülerin, und mitten unter den mathematischen Exempeln und Aufgaben wurde auch ein Kind erzeugt. Der alte Pigeon war nicht der Mann, ein solches Geständnis

ruhig anzuhören. Die Lage der Liebenden wurde sehr schwierig, sie hielten Rat; aber da sie nicht das geringste besaßen, so hatten ihre Erwägungen kein rechtes Resultat. Sie riefen Freund Gousse zu Hilfe. Dieser verkaufte, ohne weiter ein Wort zu verlieren, alles was er besaß: Wäsche, Kleider, Maschinen, Möbel, Bücher; machte es zu Geld, setzte das verliebte Paar in eine Postkutsche und begleitete es als Kurier bis an die Alpen; hier entnahm er seiner Börse das wenige Geld, das noch darin war, gab es ihnen, umarmte sie, wünschte ihnen glückliche Reise, machte sich zu Fuß auf den Heimweg und schlug sich bettelnd bis Lyon durch, wo er durch Anstreichen eines Mönchklosters so viel verdiente, daß er, ohne weiter zu betteln, nach Paris zurückkehren konnte. — »Eine herrliche Tat!« — Sicherlich! Und nach diesem heroischen Verhalten trauen Sie wahrscheinlich Gousse sehr viel Moral zu? Nun, ich muß Sie enttäuschen, er hatte nicht soviel Moral, wie in einen Fingerhut geht. — »Unmöglich!« — Und doch ist es so. Ich hatte ihm Arbeit gegeben. Ich stellte ihm einen Wechsel von achtzig Livres auf meine Bank aus; die Summe war in Zahlen geschrieben; was tat er? Er fügte eine Null hinzu und ließ sich achthundert Livres auszahlen. — »Entsetzlich!« — Er ist aber ebenso unehrenhaft, wenn er mich bestiehlt, wie er anständig ist, wenn er sich für einen Freund gänzlich verausgabt; er ist nur ein Original ohne Grundsätze. Die achtzig Franken genügten ihm nicht, durch einen Federstrich verschaffte er sich achthundert, die er brauchte. Und die kostbaren Bücher, die er mir zum Geschenk machte? — »Was ist mit diesen Büchern?« — Aber Jacques und sein Herr? Und Jacques' Liebe? O lieber Leser, die Geduld, mit der du mir zuhörst, beweist mir, wie wenig Interesse du an meinen beiden Personen nimmst, und ich fühle mich versucht, sie da zu lassen, wo sie sind . . . Ich brauchte ein kostbares

Buch, er brachte es mir; einige Zeit darauf brauchte ich wieder ein kostbares Buch, er brachte mir auch dieses; ich wollte sie bezahlen, er wies das Geld zurück. Ich brauche ein drittes, sehr kostbares Buch. »Diesmal«, sagt er, »können Sie es nicht bekommen, Sie haben Ihren Wunsch zu spät geäußert; mein Doktor von der Sorbonne ist gestorben.«

»Und was hat der Tod des Doktors von der Sorbonne mit dem Buch zu tun, das ich gern haben möchte? Haben Sie etwa die beiden andern aus seiner Bibliothek entnommen?«

»Allerdings.«

»Ohne seine Erlaubnis?«

»Ach, hätte ich ihrer bedurft, um ein distributives Recht auszuüben? Ich habe nur die Bücher besser placiert, das heißt, ich habe sie an einen Ort gebracht, wo man einen guten Gebrauch von ihnen macht, während sie bisher vollkommen überflüssig waren . . .« Hieran kann man sehen, wie die Menschen beschaffen sind. Aber die Geschichte von Gousse und seiner Frau ist glänzend . . . Ich verstehe Sie; Sie haben genug, und nach Ihrer Meinung könnten wir uns unsern beiden Reisenden wieder anschließen. Lieber Leser, Sie wollen mich als einen Automaten behandeln, das ist nicht höflich: Erzähle mir Jacques' Liebesgeschichte, erzähle mir Jacques' Liebesgeschichte nicht . . . erzähle mir die Geschichte von Gousse; jetzt habe ich genug . . . . Sicher muß ich mich zuweilen Ihren Ideen anpassen, aber zuweilen muß ich auch meinen eigenen Gedanken folgen, ganz abgesehen davon, daß jeder Zuhörer, der mir erlaubt, eine Erzählung zu beginnen, sich verpflichtet, sie bis zu Ende anzuhören. Ich habe: erstens gesagt, wenn man aber erstens sagt, so setzt das voraus, daß wenigstens ein Zweitens folgt. Zweitens also . . . Hören Sie mir zu oder hören Sie mir nicht zu, ich

werde für mich selber sprechen ... Jacques' Hauptmann und sein Kamerad mochten von einer heftigen und geheimen Eifersucht gequält sein: das ist ein Gefühl, das die Freundschaft nicht immer auslöscht. Nichts ist so schwer zu verzeihen als Verdienst. Fürchteten sie vielleicht, widerrechtlich übersprungen zu werden? Suchten sie sich im voraus von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien? Stellten sie sich für künftige Fälle auf die Probe? Wie kann man aber so etwas von einem Menschen denken, der seinen Posten so großmütig seinem unbemittelten Freund abtritt? Er trat ihn ab, das ist ganz richtig, aber wenn man ihn ihm genommen hätte, so würde er ihn vielleicht mit dem Degen zurückgefordert haben. Eine Übergehung unter Offizieren entehrt den Mitbewerber, wenn sie den nicht ehrt, zu dessen Vorteil sie geschieht. Aber lassen wir das und sagen wir, daß dies eben ihre Verrücktheit war. Hat nicht jeder Mensch seine fixe Idee? Der Wahnsinn dieser beiden Offiziere war aber Jahrhunderte hindurch die Krankheit ganz Europas; man nannte das ritterliche Gesinnung. Alle diese blitzenden, vom Kopf bis Fuß gewappneten Scharen, die, mit den verschiedenen Farben der Minne geschmückt, ihre Streitrosse tummelten, mit eingelegter Lanze und geschlossenem oder offnem Visier sich trotzig mit den Augen maßen, sich in den Staub zu strecken drohten und den weiten Raum des Turnierplatzes mit Waffentrümmern besäeten, alle diese Scharen waren Freunde, die einander um Auszeichnungen beneideten. Diese Freunde waren in dem Augenblick, wenn sie die Lanzen einlegten und von beiden Seiten der Bahn aufeinander zujagten, während sie ihren Hengsten die Sporen gaben, die erbittertsten Feinde; sie fielen einander mit der gleichen Wut an, als wären sie auf einem Schlachtfelde. Unsere beiden Offiziere waren also nur zwei alte Ritter, in unseren Tagen geboren, mit den Sitten der Alten. Jede

Tugend und jedes Laster kommt und vergeht mit der Mode. Die Kraft des Körpers hatte ihre Zeit, ebenso die Gewandtheit in Leibesübungen. Die Tapferkeit wird bald mehr, bald weniger geschätzt; je allgemeiner sie ist, desto weniger eitel ist man auf sie, desto weniger preist man sie. Beobachten Sie die Neigungen der Menschen, und Sie werden manche finden, die zu spät auf die Welt gekommen zu sein scheinen, sie stammen aus einem andern Jahrhundert. Und was sollte uns abhalten, zu glauben, daß unsere beiden Offiziere zu diesen täglichen und gefährlichen Kämpfen nicht durch den Wunsch verleitet wurden, die schwache Seite ihres Gegners zu finden und einen Vorzug vor ihm zu erlangen. Die Duelle kehren in der menschlichen Gesellschaft in allen möglichen Formen wieder, unter Geistlichen, Beamten, Literaten, Philosophen; jeder Stand hat seine Lanze und seine Ritter, und unsere würdigsten und lustigsten Gesellschaften sind nichts als kleine Turniere, bei denen man bisweilen die Farben der Liebe im Grunde seines Herzens, wenn nicht auf der Schulter trägt. Je mehr Leute da sind, um so lebhafter ist der Kampf; die Gegenwart der Damen steigert die Glut und die Hartnäckigkeit und die Schande, vor ihnen zu unterliegen, vergißt man nie.

— — — — —

FRANKREICH VOR DEM KRIEGE
VON GEORG BRANDES

Der folgende Aufsatz ist ein Abschnitt aus dem in deutscher Sprache noch unveröffentlichten Werke »Der Weltkrieg« von Georg Brandes.

Der Kampf um Kunden

I.

In der Zeit zwischen dem 1. November 1906 und dem 1. November 1907 erschienen in der französischen Zeitschrift »La Revue« unter dem Titel »Gegen die finanzielle Oligarchie in Frankreich« fünf Artikel, die mit dem Decknamen Lysis gezeichnet waren und zu dem Bedeutendsten gehörten, das die Zeitschriftenliteratur dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat. Aus diesen Artikeln ging klar wie der Tag für jeden, der lesen konnte, die Tatsache hervor, daß die französische Republik eine finanzielle Oligarchie war, drei, vier miteinander verschworene Banken, die Gelder des Landes in der Hand hatten und sie verwalteten, ohne irgend jemandem wirkliche Rechenschaft abzulegen und dies nicht zum Vorteil des Landes, sondern zu ihrem eigenen.

Die vom Crédit Lyonnais und den andern großen Banken ausgeübte Herrschaft sei um nichts weniger uneingeschränkt als die russische gewesen; sie sei unangefochten geblieben, da jede der großen Kreditanstalten einen Fond, genannt »de publicité«, für die Inseratengebühren besaß, der dazu diente, die Presse zu kaufen. Man bezahlte teils ihre Artikel, teils ihr Schweigen. Kraft dieses Systems habe Frankreich auf eine für seine brave und sparsame Bevölkerung höchst beklagenswerte Weise seine Kapitalien ausgeführt, sie zu Hunderten von Millionen, zu

Milliarden nach fremden Ländern, wie Rußland oder Bulgarien exportiert und damit die industrielle Tätigkeit seiner Konkurrenten gefördert, während Frankreichs eigener Handel und eigene Industrie, die kein Kapital auf lange Sicht erlangen konnten, zum Stillstand verurteilt waren.

Im Jahre 1872 habe sich Deutschlands Handel auf 7½ Milliarden, der Frankreichs ein wenig höher belaufen; 1907 sei der Handel Deutschlands auf 16 Milliarden gestiegen, während der Frankreichs 9½ Milliarden betragen habe.

Frankreichs nationale Industrie vegetierte, weil seine Kapitalien nach dem Ausland gingen. Keinerlei Versuch sei gemacht worden, die Kolonien, z. B. die reichen Minen in Tonkin oder Madagaskar auszunützen. Keinerlei wichtige, öffentliche Arbeiten wären in Frankreich ausgeführt worden, hätten bei den französischen Banken irgendwelche Stütze gefunden. Drei, vier Kreditgesellschaften hätten die französischen Sparpfennige drainiert, diese ungeheuren Summen ins Ausland geleitet und es den Aktionären verheimlicht, in welcher Gefahr sie sich befänden, von ihren Papieren nie Zinsen zu erhalten. Die Banken hätten so vorgehen können, ohne daß die Finanzminister die Interessen der Sparer wahrten, weil die finanzielle Übermacht der Wenigen die Regierung beherrscht, den Finanzministern ihr Entgegenkommen einträglich gestaltet und die Unterstützung der Presse sich ein für allemal gesichert hatte.

»La Revue« veröffentlichte die Artikel seinerzeit in besonders ehrender Art und Weise immer an erster Stelle, an der Spitze des Blattes, den fünften so gut wie den ersten.

Viel später fiel mir plötzlich ein, wer der unter dem Decknamen Lysis so gut verborgene Verfasser aller Wahrscheinlichkeit nach sei. Ich glaube, es ist Francis Delaisi. Ich bin darauf verfallen, als ich sein im Mai 1911 erschienenes und kürzlich neu aufgelegtes Büchlein La guerre qui vient las. Es verrät denselben Scharfsinn, wie jene Artikel, dieselbe Fähigkeit, das Kommende vorauszusehen. Da seine Auffassung

in mancher Beziehung mit der meinen übereinstimmt, möchte ich, angesichts der von anderer Seite gegen mich ins Feld geführten abweichenden Anschauungen über den Ursprung und die Ziele des Krieges, gewisse Hauptpunkte hervorheben, in welchen ich meinerseits die Verhältnisse wie Delaisi betrachte.

II.

Alle Völker sind im tiefsten Innern für Frieden. Die große Masse der Bevölkerung wünscht in allen Ländern, ungestört ihren Geschäften nachgehen und die spärlichen Freuden ihres Lebens genießen zu dürfen.

Wenn die Völker nichtsdestoweniger immer wieder in Kriege verwickelt werden, so kommt es daher, daß ihnen bei der Entscheidung über Krieg und Frieden nicht der leiseste Anteil zusteht, sie nicht im allergeringsten über ihr Schicksal zu gebieten haben und das ebensowenig in einem demokratischen Lande wie Frankreich, einem parlamentarischen wie England, wie in Rußland oder der Türkei.

Diese Fragen werden von etlichen Diplomaten und Ministern entschieden, die in Wirklichkeit die Geschäfte der Banken und Großindustriellen besorgen. Wird ein Minister des Äußern in der Kammer seines Landes befragt, ob eine Kriegsgefahr oder Aussicht auf Krieg bestehe, so antwortet er regelmäßig, daß die Regierung aufs äußerste bestrebt sei, den Frieden zu bewahren, und geht man ihm stärker zu Leibe, so lautet die Antwort, daß die Interessen des Landes ihm nicht zu verraten gestatteten, was als diplomatisches Geheimnis betrachtet werden müsse.

Im Jahre 1902 versuchte die deutsche Regierung eine finanzielle Verbindung mit den französischen Banken einzuleiten. Wilhelm II. hatte eben von dem Sultan die Konzession für die Bagdadbahn erlangt.

Die Bagdadbahn, das hieß soviel wie eine Bahnstrecke von 2800 Kilometern, eine Emission von 500 Millionen Aktien, denen eine gleichwertige Summe an Schienen, Lokomotiven, Brücken, Tunnels und Arbeiten verschiedener Art entspricht; eine fünfstündige Reise von Konstantinopel nach Bagdad, zu der man früher 55 Tage gebraucht hatte; die Möglichkeit, die türkischen Truppen rasch an die fernsten Grenzen des Reiches zu bringen; reiche Ernten an Korn und Baumwolle längs der Gestade des Euphrat und Tigris; einen neuen Weg nach Indien; eine wesentliche Verringerung der Bedeutung des Suezkanals. Das war mit wenigen Worten der deutsche Plan.

Da in Deutschland nicht genügendes Kapital zur Verfügung stand, wendete man sich an Frankreich und gründete eine deutsch-französische Gesellschaft. Ihr Obmann war Arthur v. Gwinner, der Präsident der Deutschen Bank, ihr Obmannstellvertreter ein Herr Vernes, Teilhaber der Rotschild'schen Compagnie du Nord und Compagnie du Midi und überdies Verwaltungsrat der Banken Union Parisienne, Banque Ottomane und der Eisenbahn Saloniki-Konstantinopel. Hinter ihm standen Finanzautoritäten wie Rouvier.

Nach dem Zustandekommen dieses finanziellen Einvernehmens, erschien eine diplomatische Annäherung unvermeidlich und wurde auch eingeleitet. Jules Lemaître, der damals noch kein Nationalist war, predigte Vergessen des Vergangenen und Freundschaft mit Deutschland.

Zu dieser Zeit wurde England unruhig. Es befand sich schon lange in wirtschaftlichem Wettkampf mit Deutschland und stand sich dabei gar nicht gut; seine sicherste Überlegenheit lag in seinem Kapitalreichtum. Kam nun Deutschland in die Lage, mit französischem Kapital zu arbeiten, so wurde es ein doppelt gefährlicher Konkurrent.

Infolgedessen kam dann Eduard VII. 1903 nach Paris und trat in einer Weise auf, daß man sagen möchte, er hielt

einen Einzug in die französische Hauptstadt. Als bescheidener Zuschauer in der Menge war ich selbst Zeuge dieses Einzuges und beobachtete die unsichere Haltung der Bevölkerung. Die Spannung der Fashoda-Zeit zwischen England und Frankreich wirkte noch stark nach. Während des eben abgeschlossenen Burenkrieges war die Stimmung in Paris stürmisch für Krüger eingetreten.

Nun kam König Eduard, Frankreichs alter Freund und Bewunderer, ein Mann, der die Ausschweifungen des Prinzen v. Wales hinter sich hatte, ein Diplomat, der wußte, was er wollte und nicht gewillt war, irgend ein Mittel unversucht zu lassen, um eine Niederlage Englands im Wettstreit mit Deutschland hintanzuhalten. Er fühlte, es würde nicht allzu schwer sein, den alten tiefen Groll, den Haß aus den Jahren 70—71 von neuem zu entfachen. Er nützte seinen Aufenthalt in Paris mit Energie aus und am Tage nach seiner Abreise nach London meldeten die Blätter, daß Herr Vernes und seine Genossen sich von der Bagdad-Gesellschaft zurückzögen und daß die deutsch-französische Vereinigung sich aufgelöst habe.

III.

In früheren Zeiten, da die Staaten zumeist von Landwirtschaft lebten, führten sie Krieg, um Land zu gewinnen, um den Nachbar seines Bodens zu berauben. Nun da sie Industriestaaten geworden sind und nur dem Namen nach von Kaisern, Königen oder Präsidenten, in Wirklichkeit von einer finanziellen Oligarchie beherrscht werden, führen sie nicht mehr Krieg, um Untertanen, sondern um Kunden zu gewinnen. Sie wollen Absatz für ihre Waren, Verwendung für ihr Kapital haben. Das eigentliche Wesen des Krieges ist nicht ein Kampf um Ideale, sondern ein Kampf um Konzessionen.

Delaissi hat mit Recht darauf hingewiesen, daß es Japan, als es im Jahr 1895 China mit Krieg überzog, um die Ausnützung Koreas zu tun war; daß es sich den amerikanischen Freistaaten beim Krieg gegen Spanien von 1898 um die Ausbeutung des reichen Kuba handelte; daß die Engländer 1899 die Buren angriffen, um sich der Minen im Transvaal zu bemächtigen; die Großstaaten um 1900 China überfielen, um den Chinesen Eisenbahnen aufzuzwingen; daß Japans Krieg gegen Rußland im Jahr 1904 der Ausnützung der Mandschurei galt. Einen eigentlichen Landzuwachs strebte der Sieger nur ausnahmsweise an; seine Beute waren Eisenbahnen, Darlehen und Zolltarife.

Im ganzen 19. Jahrhundert hatte England vermöge seiner Kohle, seines Eisens, seines Unternehmungsgeistes und seiner einzig dastehenden Seemacht die Industrie Europas beherrscht. Nur Frankreich machte ihm eine schwache Konkurrenz; nach Faschoda gaben jedoch dessen finanzielle Machthaber den Wettstreit auf. Da erstand indes der neue Konkurrent: Deutschland, das bis 1870 ein Korn- und Kartoffelland gewesen war, verwandelte sich in einen großen Industriestaat mit Eisenwerken, Webereien, chemischen Fabriken und Schiffswerften, mit neuen Eisenbahnen und neuen Kanälen, mit einer immer größeren Handelsflotte und einer beginnenden Kriegsflotte.

Anfänglich erregten die deutschen Industrieerzeugnisse in England keinerlei Beunruhigung. Ein deutscher Techniker, Franz Reulaux, hatte sie selbst (im Jahre 1877) mit der höhnischen Bezeichnung billig und schlecht gestempelt. Aus dieser Zeit schrieb sich die von den englischen Industriellen durchgesetzte Bestimmung her, daß jede in Deutschland fabrizierte Ware die Marke Made in Germany tragen müsse.

Doch die Deutschen strengten sich an und rangen sich empor. Ihre Waren wurden immer besser und es kam der Tag, da die Marke Made in Germany nicht mehr eine Warnung, eher eine Empfehlung bedeutete und man in England

entdeckte, daß so manches Erzeugnis, dessen man sich in dem Glauben bedient hatte, es wäre heimisches Fabrikat, in Wirklichkeit von dem Konkurrenten stammte.

Dazu kam, daß deutsche Konsuln wie deutsche Handlungsreisende in der ganzen Welt eine solche Tätigkeit entfalteten, daß Deutsche und Engländer sich bald allenthalben im Wettkampf sahen, in Brasilien wie in der asiatischen Türkei.

Der erste Schachzug, der von englischer Seite geplant wurde, war die Idee Joseph Chamberlains, die Kolonien fester an das Mutterland zu knüpfen, indem man das Freihandelsprinzip abschaffte und einen gemeinsamen Schutzzoll für England und dessen Kolonien einführte. Der Plan scheiterte an dem Widerstand der englischen Arbeiterschaft.

Da griff nun Eduard VII. ein und beschloß, Deutschland in ein Netz verbündeter Mächte einzuschließen.

Er kam, wie erwähnt, im zweiten Jahr nach seiner Thronbesteigung, nachdem der Burenkrieg erledigt war, nach Frankreich. Dort fand er Delcassé, der schon seit acht Jahren die äußere Politik seines Vaterlandes leitete und mit Freuden auf den Plan einer gegen Deutschland gerichteten diplomatischen Aktion einging. Delcassés außerordentliches (und wenig berechtigtes) Selbtbewußtsein machte, daß er am liebsten auf eigene Faust handelte, nicht nur unabhängig von Kammer und Senat sondern auch ohne sich mit den andern Ministern zu beraten. Schon 1901 war er nach Rußland gereist, um die Allianz mit diesem zu festigen und war in Petersburg persona grata; er bemühte sich, den Bund Italiens mit den Mittelmächten zu lösen und schürte in Konstantinopel; er war überall am Werke, wo er glaubte Frankreichs Interesse auf Kosten eines isolierten Deutschlands fördern zu können.

Sein rastloser Eifer war es, der Kaiser Wilhelms theatralisches, von Anfang an unverstandenes Auftreten in Tanger, und sodann ein unzweideutiges Ultimatum von Seite der deutschen Regierung hervorrief. Mit Überraschung erfuhr

Frankreich, ja die französische Regierung selbst, daß man knapp davor stehe, eine Kriegserklärung zu erhalten. Die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften merkten, daß dahinter etwas ihnen Unbekanntes stecke; sie hatten die ganze Marokkoangelegenheit stets für zu untergeordnet betrachtet, um Frankreich in einen Krieg stürzen zu können. Am allererstauntesten war jedoch der Ministerpräsident Rouvier selbst; er berief eine Sitzung des Staatsrats ein und verlangte von Delcassé Aufklärung. Der kleine Gnom teilte nun seinen uneingeweihten Ministerkollegen mit, was er vorgehabt hatte, er erzählte ihnen auch, daß ein heimliches Militärabkommen mit England ababgeschlossen sei, daß es sich um die Einkreisung Deutschlands und einen hierauf folgenden Krieg handle. Das Militärabkommen wurde genau in demselben Wortlaut (der mir schon 1905 bekannt war) mitgeteilt, den Sir Edward Grey am 22. November 1912 gebrauchte und am 3. August 1914 anführte: »im Falle der befreundete Nachbarstaat, ohne es herausgefordert zu haben, Gegenstand eines unberechtigten oder unerwarteten Angriffes werden sollte«, usw.

Die Sitzung dauerte zwei Stunden. Als sie um war, war Delcassé nicht mehr Minister. Einstimmig hatten seine Kollegen ihn beseitigt, wie man vorsichtig eine Bombe entfernt, ehe sie platzt.

Allein die Jahre verstrichen und die kriegerische Stimmung wuchs in Europa, die Spannung zwischen Oesterreich und Rußland steigerte sich, gleichwie der Wettkampf zwischen Deutschland und England immer heftiger wurde und sich beständig über mehr Länder der Erde verbreitete; schließlich sorgte das unleidliche Auftreten des deutschen Militärs im Elsaß dafür, daß das Blut der Franzosen in Wallung blieb.

Und so hatten wir denn den Geschäftskrieg, den Handelskrieg zu Gunsten der Bankdirektoren und Großindustriellen aller Länder.

Er wurde ausgefochten zwischen den unglücklichen und friedliebenden Völkern Europas, die künstlich zu nationalistischer Raserei aufgehetzt, für Ideale wie Freiheit und Recht zu kämpfen glaubten.

Und der Handelskrieg trug das Kostüm eines Kampfes für das Vaterland, für dieses Vaterland, das Staatsmänner in jedem Einzelfalle hätten schützen, stärken, bereichern und zu hoher Zivilisation entwickeln können, ohne die Anwendung von irgendwelchen Torpedos, Minen oder Granaten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog Berlin W 35, Derfflingerstr. 4.
Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post Mk. 10.— zuzüglich Bestellgeld, durch Buchhandel oder Verlag Mk. 10.— und 20% Teuerungszuschlag zuzüglich Porto. Einzelheft Mk. 4.— Abonnements für Abeiterorganisationen und Betriebe werden zum ermäßigten Preise abgegeben. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck der E. Gundlach A.-G., Bielefeld.

DAS FORUM

HERAUSGEBER
WILHELM HERZOG

INHALT DER HEFTE DES III. JAHRGANGS:

HEFT 1 (OKTOBER 1918):

Wilhelm Herzog: An die geistige Jnternationale / Romain Rolland: Akten 1914/1819 / Romain Rolland: Michelangelo / Leonhard Frank: Der Irre / Georg Kaiser: Gas. Erster Akt / Gustav Landauer: Briefe aus der französischen Revolution / Ludwig Rubiner: Die Erneuerung Kurt Hiller: Aus einer Ansprache / Hermann v. Boetticher: Dem neuen Tag! / Stefan Zweig: Opportunismus, der Weltfeind / Max v. Boehn: Demokratie und Mode / Cerberus: Geschäftsimperialisten.

HEFT 2 (NOVEMBER 1918):

Frank Wedekind: Kitsch / Gustave Flaubert: Tagebuch aus Palästina / Taine: Die plötzliche Anarchie / Hermann Kesser: Polemik gegen die Hölle / Hans Natonek: Von einer kommenden Literatur / Hans Siemsen: Ullstein / Cerberus: Geschäftsimperialisten.

HEFT 3 (DEZEMBER (1918:

Dokumente der deutschen Revolution: Eisners Proklamation Sitzung des Soldaten- und Arbeiterrates München / Die Abdankung Wilhelm II. Eberts Proklamation: An die deutschen Bürger / Eberts Aufruf an alle Behörden und Beamten / Der „Vorwärts" vom 10. November 1918 / Kein Bruderkampf Das politische Programm des 53er Ausschusses / Kurt Eisner über die Ziele der Revolution / Wilhelm Herzog: Der geistige Typus des Revolutionärs Besinnt Euch / Der Kampf um die Macht / August 1914 — Januar 1919 — / Aufklärung / Romain Rolland: Die Wölfe, Dritter Akt / Heinrich Nienkamp: Die Macht des Geistes / Foemina: Die Unberufenen / Willi Dünwald: Briefe einer geistigen Revolution.

HEFT 4 (JANUAR 1919):

Romain Rolland: Freistätten des Geistes / Iwan Goll: Diderot / Jean Jaurès: Rede in Albi / Hermann Kesser: Summa summarum / Foemina: Die Opfer der Nachahmung / Hans Fehlinger: Nachwirkungen des Krieges.

HEFT 5 (FEBRUAR 1919)

Wilhelm Herzog: Am Grabe Liebknechts / Sie wissen nicht, was sie tun Sie wollen nicht hören / Gustave Flaubert: Rabeleis / Romain Rolland: Danton. Erster Akt / Walter Georg Hartmann: Soldaten. Abschied / Die unverständigen Herzen / Die Mutter / Regennacht / Revolution.

HEFT 6 (MÄRZ 1919):

Gustav Landauer: Einleitung in Strindbergs Gespenstersonate / Romain Rolland: Danton: Zweiter und dritter Akt / Andreas Latzko: Der Stärkere.

HEFT 7 (APRIL 1919):

Wilhelm Herzog: Gibt es noch eine Rettung? / Im Namen der Demokratie / Der Korridor / Das Gespenst des Bolschewismus / Frank Wedekind: Franziska-Umarbeitung / E. R. Curtius: Charles Péguy / Ea von Carlberg: Rabbi Tagaras Ende.

HEFT 8 (MAI 1919):

Wilhelm Herzog: Terror gegen Terror / Oskar Kanehl: Weltgeschichte / Leonhard Frank: Das Liebespaar / Hermann Kesser: Revolution der Erlösung / Die Insel der Vernunft oder die kleinen Menschen Adolf Behne: Honoré Daumier / Georg Gretor- Revolutionärer Aufbau der Jugend / Iwan Goll: Guilbeaux.

HEFT 9 (JUNI 1919):

J. Ramsay Macdonald: Ein „aufgezwungener" Friede / Paul Adler: Sozialistische Probleme in der großen französischen Revolution / Guido K. Brand: Der politische Mord / Gustave Flaubert: Die Bretagne / Gerhard Knoche: Gedichte, Mai 1916 am toten Mann, Das Etappenschwein, Französisches Landstädtchen im Krieg, Bischof von Lille, Lillerin / Hans Siemsen: Die große Rechtfertigung.

HEFT 10 (JULI 1919):

Wilhelm Herzog: Auch Eure Uhr ist abgelaufen! / Friedrich Wilhelm Foerster: Zur Beurteilung des Bolschewismus / Romain Rolland: Zu dem Plane eines Völkerinstitutes für Weltkultur / Paul Adler: Sozialistische Probleme in der großen französischen Revolution / Margarete Susman: Lied von Tod und Erlösung / Anna Siemsen: An die Frauen!

HEFT 11 (AUGUST 1919):

Unabhängigkeits-Erklärung des Geistes / P. J. Jouve: Totentanz / Karl Liebknecht, der Angeklagte / Willi Dünwald: Briefe zu einer geistigen Revolution / Rudolf Kayser: Zur Reform des Geschichtsunterrichts.

HEFT 12 (SEPTEMBER 1919):

Wilhelm Herzog: Identität von „Demokratie" und Diktatur / Wilhelm Michel: Zum Briefwechsel Foerster-Herzog / Iwan Goll: Ode an Paris Margarete Susman: Die Revolution und die Juden / Georg Kaiser: Hölle Weg Erde / Walther Georg Hartmann: Die bunte Erde / Willi Dünwald: Briefe zu einer geistigen Revolution.

Preis 4 Mark das Heft
40 Mark der Jahrgang

Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam-Berlin

DAS FORUM

HERAUSGEBER

WILHELM HERZOG

INHALT DER HEFTE DES IV. JAHRGANGS:

HEFT 6 (MÄRZ 1920):

Wilhelm Herzog: Was liefern wir aus? / Wahrheit über Sowjetrußland! / Lenin: Die kommunistischen Samstage / A. Lunatscharski: Die Volksbildung im Sowjetrußland / Goode: Die Transport- und Ernährungsfrage in Sowjetrußland / Arthur Ransome: Das Komitee des staatlichen Bauamtes / Douglas Goldring: Briefe aus der Verbannung / Wilhelm Herzog: Dem toten Kameraden Ludwig Rubiner.

HEFT 7 (APRIL 1920):

Wilhelm Herzog: Von Leipzig nach Moskau / Klarheit um jeden Preis / Die Antwort Moskaus / Heinrich Vogeler: Über die kommunistische Schule / Romain Rolland: Meinem besten Freunde — Shakespeare / Hans Siemsen: Potsdam oder Döberitz? / Erich Mühsam: Gustav Landauer / Douglas Goldring: Briefe aus der Verbannung (Schluß) / Ludwig Rosenberger: Karl Liebknecht.

HEFT 8 (MAI 1920):

Romain Rolland zum Bolschewismus / Das Anklagematerial der Entente und das Leipziger Reichsgericht. J. P. Marat: Von der Notwendigkeit, den Volksgeist zu bilden, um die Freiheit zu sichern / Hans Paasche: Protest eines Menschen / Fidelis: Gustav Landauers Kulturprogramm / Hans Kohn: Peter Kropotkin. Individualität und Gesellschaft / Franz Schulz: Gustav Noske — Heinrich Mann / Die revulutionäre Bewegung in Spanien /Victor Segalen: Paul Gauguins Todeskampf / Eingelaufene Schriften.

HEFT 9 (JUNI 1920):

Gustave Courbet: An die deutschen Künstler / G. Demartial: Patriotismus und Gerechtigkeit / Maxim Gorki: Die Internationale der Intellektuellen / Wahrheit über Sowjetrußland / Das Bibliothekswesen / Die Menschewiki / Franz Schulz: Kunst. Bürger. Staat / Heinrich Vogeler: Über die kommunistische Schule. II. Fritz Schwarz: Jean Jaurès / Hans Janowitz: Unter Lucifers Fuß.

HEFT 10 (JULI 1920):

Franz Schulz: Abrechnung / Lenin: Thesen über die nationale und koloniale Frage / Lenin und Trotzki: Zwei Reden / Beschlüsse des IX. Kongresses der Kommunistischen Partei Rußlands / Kropotkin: Politische Rechte und ihre Bedeutung für die Arbeiterklasse / Willy Haas: Der Journalist / Anatole France: Gespräch über die Intelligenz / Morbus Berolinensis / Der Fall Jacobsohn-Hilferding.

HEFT 11 (AUGUST 1920):

Wilhelm Herzog: Russisches Notizbuch / Die Wut des Hilfergedinges.

HEFT 12. (SEPTEMBER 1920):

Wilhelm Herzog: Russisches Notizbuch / Romain Rolland: Das Leben Tolstois / Maxim Gorki: Rußland und die Weltliteratur.

DAS FORUM

5. Jahr November 1920 Heft 2

(Abgeschlossen, Hamburg, am 19. Januar 1921)

DER NEUE GOTT DES DEUTSCHEN BÜRGERTUMS

VON WILHELM HERZOG

Einst hieß er Bismarck. Im Weltkrieg, in der großen Zeit, waren es zwei Götter, die aber gleich den siamesischen Zwillingen miteinander verwachsen waren: das Dioskurenpaar Hindenburg und Ludendorff. Nach dem Weltkrieg und nach der glorreichen Revolution, mitten in der ruhigsten, legalsten, sichersten Konterrevolution heißt der Gott: Escherich. Ganz schlicht: Georg Escherich, Forstrat. Vor kurzem noch Landeshauptmann aller bayerischen Einwohnerwehren. Morgen (nein, heute schon) der ungekrönte König der demokratischsten Republik der Welt. Die braucht zu ihrem Schutz, sagt Escherich, den Escherich. Das ganze nennt sich dann harmlos Selbstschutz oder Orgesch und lebt nur von Selbstlosigkeit, Aufopferung, Mannesmut, Streben nach den schönsten Idealen.

So Escherich. Frank und frei. Schlicht und recht. Markig, jeder Zoll ein deutscher Mann. Endlich ist er uns erstanden: der Held, nach dem wir solange suchten. Er ist da, ja er war sogar gestern leibhaftig in Hamburg.

Der Held des Tages, von dessen Ankunft wir hörten, hat es vorgezogen, sein Orgesch-Programm nicht vor Arbeitern, was wir verständlich finden, sondern vor seinen Freunden in einem Klub an der Alster zu entwickeln. Er gab ein Bild von der Entstehung seines Patents, der O r g anisation E s c h erich, genannt Orgesch. Und man muß es dem neuen Gott lassen, er hat eine vorzügliche Presse.

Von den Hamburger Nachrichten über den Correspondenten bis zum Fremdenblatt ist alles entzückt von dem treuherzigen, guten Mann, der das deutsche Volk aus Not und Elend durch seinen Selbstschutz retten will.

Und das ahnungslose oder — wenn es nicht Verleumdungen verbreitet — sich dummstellende Noske-Organ, das Hamburger Echo, hat am Vorabend des Escherich-Besuches etwas von einem »Orgeschbegräbnis bei gedämpften Trommelklang« gefaselt.

Am nächsten Morgen schon bekam dieses sich als Jungfrau vom Lande ausgebende Organ die Antwort durch eine patriotische Symphonie seiner Schwestern, die weniger nach Begräbnis, als nach fröhlicher Auferstehung klang. Nicht nur Bayern, sondern auch Hamburg soll mit Orgesch beglückt werden. Da rührt man die Trommel, liebes »Echo«, und alle deine bürgerlichen Kollegen, mit denen du während der großen Zeit treuen Burgfrieden hieltest, die rühren die Trommel tüchtig. Denn ihr Held ist erschienen, und wären wir unter Noske, — es wäre auch der Held des »Echo«.

Denn, man höre, was das führende Hamburger Finanz- und Börsenblatt, der »Correspondent«, mitzuteilen weiß. In einem an der Spitze seiner Nummer prangenden Artikel mit dem schlichten Artikel: »Escherich. Der Mann und sein Werk« heißt es:

Der Mann, dessen Name heute in aller Munde ist, auf den sich Liebe und Haß des Volkes in seltenem Ausmaß vereinen, war dieser Tage in Hamburg, um mit seinen hiesigen Freunden und Mitarbeitern sich auszusprechen. Im engsten, engeren und weiteren Kreise hat er von seinen Zielen und Absichten gesprochen, und alle, die ihn gehört haben, werden ihm für seine Offenheit und Überzeugungstreue dankbar sein. Denn es ist doch eine Tatsache, die zu denken gibt, daß ein einfacher bayrischer Forstrat, der nichts anderes sein will als ein guter Deutscher und ein guter Beamter, so rasch und so hoch in der allgemeinen Geltung steigen konnte wie Escherich: Es beweist doch, daß die deutsche Welt hungrig ist nach Treue und ehrlicher Gesinnung, und daß es nur einer einfachen, geraden und konsequenten Haltung bedarf, um sich durchzusetzen. Er ist Bayer seiner Geburt und seinem

Wesen nach, hängt mit brennender Liebe an seinen heimatlichen Wäldern, aber er ist kein Volksredner und kein Politiker großen Stils. Noske und Dr. David, die beiden sozialdemokratischen Minister, haben ihn in seinem Forsthaus besucht und sich vor seiner Ehrlichkeit gebeugt. Und das ist immer und überall seine einzigste Waffe.

Wie wird dir, holde Noskekusine und Orgeschgegnerin? Deine intimsten Freunde haben den Helden in seinem Forsthaus besucht und sich vor seiner Ehrlichkeit gebeugt. Gewiß, sie wollten ihn als Bundesgenossen verwenden, wenn Not kein Gebot kennt, oder wenn wieder einmal »Ruhe und Ordnung« herzustellen ist. Dann brauchen sie so treue, so biedere, so tapfere Männer. Jetzt höhnt und schmäht sie das »Echo«. Weil die Konjunktur eine andere geworden ist? Weil die Gegenrevolution wagt, ganz offen auf der Straße spazieren zu gehen? Weil sonst den unorientiertesten Arbeitern, die sich noch durch Noskes Organe verdummen lassen, die Augen aufgingen? Deshalb plötzlich gegen die Freiwilligen-Organisationen? Das »Echo« schweige schamhaft, wenn Patrioten mutig weiterreden.

Escherich und seine Presse sind konsequent. Sie waren es im Kriege, sie sind es in der Konterrevolution. Umjubelte die kapitalistische Presse während des Massenmordens die Massenmörder, brachte sie Biographien, Anekdoten, Intimes aus dem Heldenleben der Kriegsherren, so muß sie sich jetzt mit Escherich, dem Forstrat, begnügen. Aber sie macht keinen Unterschied. Sie hatte keinen Männerstolz vor Königsthronen, sie hat ihn ebensowenig vor einem schlichten Forstrat, der schnell zum Reichshauptmann der Orgesch avanciert ist. Männerstolz vor Escherich? — Anbetung, Liebe, freiwillige Unterwerfung, gehört sich dem Gott aus Bayern gegenüber.

Darüber sind sich alle einig, daß nur Unterwerfung unter den eisernen Willen eines zum Führer geborenen Mannes noch helfen kann. Ludendorff — Stinnes — Escherich. Einer von den dreien muß es sein. Oder alle drei zusammen. Das gäbe das richtige Triumvirat.

Escherich ist jedenfalls der Vorbote der neuen großen Zeit! Ihr Pionier sozusagen. Ein bürgerlicher Schmock hat ihn gleich für die Weltgeschichte festgehalten. Er hat ihn so photographiert:

> Escherich ist ein mittelgroßer Mann, kräftig-untersetzt, auf breiten Schultern ein derber, runder Kopf, kurz das leicht angegraute Haar geschoren, die fest blickenden Augen hinter einem auf der scharf gebogenen Nase (Donnerwetter, das ist verhängnisvoll. Escherich gar Jude oder Halbsemit? — vielleicht gar kein Escherich aus Bayern, sondern ein Zederich vom Libanon?) etwas unsicher sitzenden Kneifer, ein kurzgestutzter Schnurrbart über einem abwärts geschwungenen, energisch geformten Lippenpaar, das sich beim Sprechen breit öffnet. Man hat den Eindruck: der Mann weiß sich zu wehren, eine Empfindung, die sich, sowie man ihn mit einer zunächst überraschenden, hohen, dabei doch kräftigen Stimme reden hört, alsbald vervollständigt durch die andere: dieser Mann versteht zu führen! In glänzendem Redefluß, wie es eine Sache mit sich bringt, die er als die seinige mit seinem ganzen Denken und Fühlen beherrscht, dann und wann auch mit der belebenden, treffenden Drastik süddeutscher Ausdrucksweise erzählte Forstrat Escherich seinen gespannten Zuhörern die Geschichte von der Entstehung der Orgesch.

Dem Biographen des Herrn Escherich wird diese Porträtskizze noch übel vermerkt werden. Ein wahrhaft deutscher Mann hat keine scharfgebogene Nase, nur Stämmlinge Judas müssen mit ihr herumlaufen. Und das abwärts geschwungene Lippenpaar verstärkt den Verdacht, daß Apfelbaum-Sinowjew seinen Gegenspieler in Escherich-Zederbaum gefunden hat.

Was aber wird dann aus Orgesch?

Der neue Gott — wiederum ein Jude? Alldeutsche, erwacht, der Feind ist unter Euch. Wieder hat man Euch genarrt.

DER STINNESWEG IN DER DEUTSCHEN REPUBLIK

Die Entwicklung der Weltreaktion hat auf die Forderungen des revolutionären Weltproletariats durch den Zusammenschluß aller ihrer Kräfte geantwortet. Rief die Revolution:

Arbeiter, Bauern, Soldaten vereinigt euch, bildet Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte, so hat die siegreiche Gegenrevolution diesen Kampfruf schnell aufgenommen und ihn von sich aus zu verwirklichen gesucht. Sie hat ihn jedenfalls besser als das Proletariat beherzigt. Denn sie steht unmittelbar vor der Krönung ihres Werks.

Einer ihrer tüchtigsten Organisatoren, der bayerische Bauernführer Dr. Heim, war jüngst in Horthy-Ungarn und in Budapest hat er ganz harmlos »deutsch-ungarische Wirtschaftsbeziehungen angebahnt«. Dieser schon im Kriege allmächtige Mann in Bayern hat nichts anderes vor, als gegen die rote Gefahr die grüne Internationale zu bilden, die Weltorganisation aller Bauern — wie er selbst einem deutschnationalen Ausfrager erklärte — »als zuverlässigen Schutz gegen den Bolschewismus«.

Wir gehen mit Riesenschriften Ungarn entgegen. Heim im Bunde mit Stinnes und Orgesch, d. h. der Großbauer vereint mit dem Kapital und dem Militär werden der lächerlichen und viel zu flüchtig vorbereiteten Kappiade den gründlicheren und umfassenden Sieg folgen lassen. Sie arbeiten fieberhaft. Und die Akkumulation des Kapitals in der Hand eines Machthabers wie Hugo Stinnes, schafft eine Ausdehnung der Operationen, einen Reichtum an Kampfmitteln, an Waffen, ein schier unüberblickbares Heer von trefflich einexerzierten Truppen und Söldnern aller Art, Professoren, Offizieren, Journalisten, Arbeitern — kurz: einen Staat im Staat, d. h. eine gewaltige konterrevolutionäre Macht, die sich ganz offen und legal in der ebertinischen Republik betätigen kann.

Denn, wofür leben wir in einer Demokratie? Herr Stinnes hat als Bürger nur das gleiche Recht wie ein Arbeiter und Erwerbsloser. Die Verfechter des Parlamentarismus, die Scheidemann-Sozialisten, erklärten: Herr Stinnes kann am Wahltage auch nur eine Stimme abgeben. Und mit dieser bewußten Heuchelei betrogen und betrügen sie noch heute

unorientierte Arbeitermassen. Welche Machtmittel kraft seines Kapitals, kraft seines Einflusses Herr Stinnes besitzt, danach fragt die Demokratie nicht.

In den Wochen, bevor der Wahlrummel begann und die sozialistische Regierung noch am Ruder war, schrieb ich folgende Sätze: »Herr Stinnes kauft Zeitungen en masse auf, er kauft Papierfabriken, kauft Häuserblocks, kauft Riesendruckereien, er kann Millionen und abermals Millionen hinauswerfen, um seiner politischen Überzeugung und seinen Interessen die größtmöglichste Resonanz zu schaffen. Sein Geld — der durch seine Arbeiter geschaffene Mehrwert — wirkt für seine kapitalistischen nationalistischen Absichten. Sein Kapital arbeitet für ihn, für seine Zwecke, für seine Interessen und für die Interessen seiner Schicht. Er kauft mit den Zeitungen die Redakteure, ihre Arbeitskraft und ihre Gesinnung. Tagtäglich wird ein großer Teil des Volkes durch das Gift dieser gekauften Presse angesteckt und verseucht«. Sechs Monate sind vergangen, und inzwischen wurde der allesfressende Moloch Stinnes zu einer ständigen Rubrik auch in den noskesozialistischen Organen. Das focht ihn wenig an. Er fraß weiter. Er kaufte weiter neue Zeitungen auf, aber damit begnügte er sich nicht. Seinem Riesenkohlenkonzern, in den er die größten Werke der Montan- und Schwereisenindustrie aufnahm, gliederte er das neben der A. E. G. mächtigste Elektrizitätswerk, die Siemens-Schuckert-A.-G., an, er sozialisiert auf eigene Faust, in seinem Sinne, er schafft seinen Rohprodukten die geeigneten Abnehmer, die er will. Während die Arbeiter sich von ihren Führern etwas von Diktatur vorschwätzen lassen, errichtet er sie. Statt Kontrolle der Produktion, Produktion des Mehrwerts. Das ist seine Losung. Er ist in Wahrheit heute der Diktator der ebertinischen Republik.

Was er in der Monarchie unter Wilhelm II. nicht vermochte, das gelang ihm mühelos in der demokratischen Republik unter Ebert. Er begann seinen Triumphzug bereits sechs

Tage nach dem Ausbruch der Revolution. Zur Sicherung seines Trustreiches brauchte er nicht nur als Bundesgenossen die Unternehmer, die er sich durch Ankauf oder Lüerung fügsam machte, er brauchte auch die Hilfe der Arbeiter. Wie konnte er sie bekommen? Nur durch die Gewerkschaften, deren Führer sich schon im Kriege durch ihre burgfriedliche Gesinnung bewährt hatten und die zur Verwirklichung seines kapitalistischen Imperialismus ihm vertrauenerweckend genug erschienen.

Sein erster großer Coup war also die Gründung der »Arbeitsgemeinschaften« mit dem Präsidenten der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften. Stinnes und Legien. Das war die Verbindung, die er brauchte. Er wußte, daß es ihm gelingen würde, denn die progressive Entwicklung des Verrats dieser Arbeitervertreter war ihm nur zu gut bekannt. Der zehnte Gewerkschaftskongreß besiegelte denn auch den von ihm klug ersonnenen Pakt zwischen Unternehmern und Arbeitern! In den Stinnes- und Legien-Organen hieß es: die Arbeitsgemeinschaften sind die Träger des deutschnationalen Gedankens. Sie werden entscheidend über die Lösung nationalwirtschaftlicher Aufgaben bestimmen. Sie allein sind imstande, dem Egoismus der Massen und dem Klassenkampfgedanken jene zersetzende Schärfe zu nehmen, die jeden wirtschaftlichen Wiederaufbau unmöglich macht. Die Gewerkschaftsbürokratie mit ihrem Legien an der Spitze hatte das längst getan. Sie hatte längst dem Klassenkampfgedanken und dem »Egoismus der Massen jene zersetzende Schärfe genommen«, die den Stinnesleuten so peinlich und gefährlich sein mußte. Diese Gewerkschaftsführer, die sich dadurch selbst gelb angestrichen hatten, sahen in dem Wiederaufbau der erschütterten kapitalistischen Wirtschaft zunächst den Weg, auf den sie die deutsche Arbeiterschaft weisen mußten.

Inzwischen blieb Herr Stinnes jedoch nicht stehen. Er schritt weiter. Mit den neu gewonnenen Bundesgenossen im Hintergrunde war sein Triumphzug nicht mehr gefährdet.

Mit der Ausdehnung seiner Unternehmungen, mit der immer gewaltigeren Erweiterung seiner Trustmacht mußte er die öffentliche Meinung, auf die er bisher pfeifen konnte, mehr und mehr in die gefügigen Hände von ihm abhängiger Agenten bringen. So ist er inzwischen der glückliche oder unglückliche Besitzer von etwa achtzig Tageszeitungen in der deutschen Republik geworden. Darunter befinden sich: Die »Deutsche Allgemeine Zeitung«, die »Hamburger Nachrichten«, »Münchener Neueste Nachrichten«, »Augsburger Abendzeitung«, »Berliner Lokalanzeiger«, der ganze Scherl-Konzern mit der »Woche«, dem »Tag« usw. Abhängig von ihm sind außerdem das draufgängerischste Organ der alldeutschen Kriegspatrioten, die »Deutsche Zeitung«, die »Rheinisch-Westfälische Zeitung«, ein großer Teil der Generalanzeiger-Presse, deren Einfluß auf die breiten Massen gar nicht überschätzt werden kann.

Das alles genügte ihm noch nicht. Er erwarb in Berlin die wichtigsten und größten Korrespondenz-Büros. Das sind jene Zentralwerkstätten, die durch 300 und mehr Kanäle das tägliche Gift in die deutsche Presse versenden. Er erwarb nacheinander die Büros von Dammert und das bisher noske-sozialistische Büro von Baake und Guttmann, dessen Spezialität die Parlamentsberichterstattung war.

Wenn es also Herrn Stinnes jetzt gefällt, kann er durch einen Wink die ihm für seinen Trust schädlich scheinenden Reden der Reichstags- oder Landtagsabgeordneten auf ein Minimum reduzieren lassen. So wird sich also z. B. Herr Scheidemann künftig bemühen müssen, Herrn Stinnes nicht zu mißfallen, sonst kann es ihm passieren, daß seine oratorischen Glanzleistungen nur arg verkürzt, gräßlich verstümmelt oder auch garnicht in die weiland von seinen einstigen Freunden Baake und Guttmann, jetzt aber von Stinnes besorgten Parlamentsberichte kommen. Ganz zu schweigen von den aufreizenden und hetzerischen Reden der revolutionären Führer, deren maßlose Kritik — wie Stinnes und Legien behaupten — die

Arbeiterschaft nur vergiftet. Merkt Ihr was, deutsche Arbeiter? — Weiter. Dieser Usurpator des Kapitals, der Industrie und der öffentlichen Meinung begnügt sich nicht mit Kleinigkeiten. Vielleicht ist dem Herrn Reichswehrminister, Herrn Geßler, noch nicht bekannt, aber er wird, wenn er es erfährt, Herrn Stinnes danken und ihn beglückwünschen, daß er jüngst in seinen Stab vierzig entlassene Generalstabs-Offiziere eingestellt hat, aus purer Menschenfreundlichkeit natürlich. Um sie nicht unter dem verrotteten demokratischen Regime verhungern zu lassen. Sie werden sich dem Mehrwertrechner Stinnes einst schon bezahlt machen. Und wenn er im Augenblick noch kein bestimmtes Betätigungsfeld für sie sieht, so können sie doch immerhin als Verbindungs-Offiziere dienen: zwischen Nord und Süd, zwischen der Zentrale der Reaktion, die zunächst noch in Bayern stationiert ist und den zahllosen Etappen-Stationen im ganzen Reich, in Ungarn und in Deutsch-Oesterreich.

Die Bauernorganisationen des Regensburgers, Dr. Heim, die Armee des Herrn Escherich und das Kapital und die Presse des Herrn Stinnes, das sind die soliden Grundlagen nicht nur für den gut vorbereiteten Stoß der deutschen Konterrevolution, sie sind vielmehr auch die Verbindungsstraßen für die Internationale der Grünen, Gelben und Rosafarbenen, für die gewaltige Macht der Weltreaktion, gegen den revolutionären Willen des Proletariats der ganzen Welt.

BETHMANN HOLLWEG †

Eine tragische, oft tragikomische Figur: dieser hochgewachsene Mann, der typische Sohn eines preußischen Geheimrats mit ethischen Anwandlungen. Er betrachtete die Politik als die Kunst des Möglichen und machte sich im Laufe seines Lebens als Politiker unmöglich.

Was war er? Zunächst ein Bürokrat, korrekt, gebildet, pedantisch, fleißig, »ein treuer Diener seines Herrn«, Monarchist und gottesfürchtig. Kurz: das Ideal eines deutschen Beamten. Seine erste Tat als Parlamentarier im Jahre 1890 war, wie es sich für einen Freikonservativen geziemte: er stimmte gegen die Aufhebung des Sozialistengesetzes. Dann verschwand er aus dem Reichstag. Und kehrte erst nach 15 Jahren als preußischer Minister des Innern wieder ins Parlament zurück. Wird der Nachfolger Posadowskys und 1909 des Deutschen Reiches Kanzler, als Bülow in Ungnade fiel.

Er war, nehmt alles nur in allem, kein Held. Nicht einmal ein halber Held. Vielmehr ein Held der Halbheiten. Er war kein Alldeutscher, und Ludendorffs Domkopf war ihm gewiß unsympathisch, aber er beugte sich den »militärischen Notwendigkeiten«. Er wollte den Krieg gewiß nicht, und er mußte ihn erklären. Hinter ihm standen als Treiber: die Schwerindustriellen, die Generalstäbler, die Hochfinanz, die Großbanken. Er war durch Tradition und Willensschwäche und vor allem durch seine Stellung an diese Mächte gebunden. Er konnte sich ihrem Einfluß nicht entziehen. Ihnen gar zu widerstehen, war er viel zu zögernd und ein viel zu resignierender Anhänger des Glaubens von »den gottgewollten Abhängigkeiten«, er liebte viel zu sehr das historisch Gewordene, als daß er je etwas anderes als ein lauer Reformist hätte sein können.

Er hielt Kriegsreden, und heimlich dachte er an Kant, den unsterblichen Verfasser der Schrift »Vom ewigen Frieden«. Er, der Ethiker, spricht das Wort: »Not kennt kein Gebot« und stimmt dem Befehl zum Einmarsch in Belgien zu. Der oberste Hort der Gesetzlichkeit, der Jurist, sucht dieses Verbrechen mit dem ewig fluchwürdigen Satz zu rechtfertigen: »Verträge sind Fetzen Papier«. So unmoralisch, so zynisch, so schamlos kann ein schamhafter, frommer, braver Moralist sich gebärden, wenn er als Repräsentant der kapitalistischen Gesellschaft zu figurieren hat.

Mit Recht haben ihn die Alldeutschen wegen seiner Passivität bekämpft. Sie waren für entweder — oder. Bethmann war für den Bindestrich. Er überließ die politische Führung zwar den Generalen, die alle den alldeutschen Kreisen nahestanden, den Falkenhayn, Hindenburg, Ludendorff, aber er wollte es zugleich nicht mit den Scheidemännern verderben. Weil er immerhin klüger war als die Draufgänger, deren Hirn nur von imperialistischem Größenwahn erfüllt war. Bethmann — als ein vorsichtig abwägender Beamter — wußte die gewaltige Hilfe der Sozialdemokraten in diesem Kriege richtiger einzuschätzen. Und es ist eine häßliche Heuchelei, wenn kriegsbegeisterte Noskesozialisten ihn wegen seiner Haltung im Kriege zu tadeln suchen. Sie waren es ja, die mit ihrem Bethmann durch dick und dünn gingen, die ihn gegen die Generäle ausspielten, die ihn als ihren Mann gegen Helfferich benutzten.

Er war zweifellos in seiner durch Milieu, Stellung, Abhängigkeit bedingten Begrenzung das, was Bürger einen anständigen Charakter nennen. Er hat nie behauptet, Demokrat oder gar Sozialist zu sein. Er hat nie von Völkerverbrüderung oder von internationaler Solidarität der proletarischen Klasse gesprochen. Denn: er war ein strammer Verfechter des Alten, Konservativen. Seine Schuld war weit geringer als die der Arbeiterführer, die sich Sozialisten und Demokraten nannten und die diesem Krieg zwischen zwei kapitalistischen Gruppen die ihnen vertrauenden Massen zuführten, sie mit dem nationalistischen Gift ansteckten, auf daß sie rasten gegeneinander. Bethmann war von einer passiven Aufrichtigkeit immerhin, wenn er für Kaiser und Reich das Volk aufrief zu den Waffen und es anfeuerte, auszuharren. Denn er war ein preußischer Patriot. Aber die Legien, August Müller, Scheidemann, Ebert, Noske, Südekum waren einst »vaterlandslose Gesellen«. Und als der 4. August kam, da machten sie diesem Kanzler seine Kriegspolitik erst möglich. Da schlossen sie Burg-

frieden mit dem Kapital. Sie stützten ihn, statt ihn zu stürzen. Sie haben kein Recht, ihn mitleidig zu bedauern oder ihn gar anzuklagen, da sein Stern gesunken war. Solange er Erfolg hatte, waren die August Müller und Scheidemann seine treuesten Bundesgenossen. Als er fiel, retteten sie sich in die Revolution hinüber, vor der sie gewarnt und gewarnt hatten. Bethmann ging beiseite.

Verfolgt von den Alldeutschen, bemitleidet von den Demokraten, fallen gelassen und gehöhnt von den ehemaligen kaiserlichen Kriegssozialisten, vergrub er sich in sein Nest und schrieb — wie alle — seine Memoiren.

Dieser Mann hat seelisch sicher mehr gelitten als mancher andere, der jetzt über ihn den Stab bricht. Wir als Kommunisten sehen in ihm den Prototyp der letzten wilhelminischen Ära, den passiven Schädling, der die Verantwortung für das Massenmorden auf sich nahm, und der dieses ungeheuerliche Verbrechen durch philosophische und moralische Mäntel vor sich selbst und anderen zu decken suchte. Als die Weltgeschichte sie ihm vom Leibe riß, stand er nackt und bloß da, und wir sahen einen hilflosen, dürren armen Mann, der stammelnd sich zu verteidigen trachtete.

Zwischen Ludendorff und Scheidemann pendelnd, mußte dieser schwache Philosoph von Hohenfinow schließlich fallen. Sein körperlicher Tod, der schnell seinem geistigen folgte, symbolisiert — wie der Legiens — die materielle Reife des Untergangs der Gesellschaft, deren Repräsentanten diese beiden einst Mächtigen waren. Bethmann und Legien — die beiden gewaltigsten Machthaber im Kriege, diejenigen, durch die der schändliche Burgfriede zwischen Kapital und Arbeit jahrelang möglich wurde, sind nicht mehr. Dies dokumentiert auch äußerlich den Beginn einer neuen Periode der inneren Politik Deutschlands.

DEN TOTEN VON FLENSBURG!

Was ist geschehen?

In Flensburg wurde ein Arbeiter ermordet. Nicht etwa von Einbrechern oder von Wegelagerern, sondern von Hütern der Ordnung, von Mannschaften der Sicherheitspolizei.

Krieg und Revolution haben selbst den Feinfühligsten so abgestumpft, daß er in dieser verrohten Zeit eine so ungeheuerliche Tatsache als etwas ganz Gewöhnliches empfindet. Zu viel der brutalsten Morde hat die Noske- und Ebert-Republik auf dem Gewissen, als daß man über die konsequente Weiterführung des weißen Terrors erstaunen könnte. Noskes Geist ist geblieben.

Diesem brutalen Unteroffiziersgeist, der im deutschen Volke steckt, sind alle die fürchterlichen Verbrechen zuzuschreiben, die wir seit den schwarzen Januar-Tagen 1919, seit der viehischen Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs, bis auf den heutigen Tag, bis zur Tragödie von Flensburg miterleben mußten.

Namenlose sind gefallen. Gefälschte Berichte, die von der Mörderwehr stammen und von ihren publizistischen Trabanten veröffentlicht werden, suchen den Sachverhalt zu verdunkeln. So wie sie es seit zwei Jahren immer getrieben haben, so wagen sie auch diesmal das abgekartete Spiel: »Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig!« Wieder wird die Staatsanwaltschaft der ebertinischen Regierung ein Untersuchungsverfahren einleiten. Wieder werden die Herren Offiziere und Spitzel entweder verschwunden sein oder stolz erhobenen Hauptes, mit ihren Kriegsorden geschmückt, an Gerichtsstelle erscheinen — wie wir sie abstoßend und abscheulich im Prozeß gegen die Liebknechtmörder sahen — und wieder werden sie von bürgerlichen Richtern zu einigen Wochen Haft verurteilt oder freigesprochen werden.

In diesem »Ordnungsstaat« wurde unter den Hunderten von Morden, an Arbeitern und Arbeiterführern begangen, bisher noch nicht ein einziger gesühnt.

Scheinheilig schrieb der »Vorwärts« noch am 4. Januar: »Seit der Revolution sind die »Fluchtversuche« politisch mißliebiger Personen nachgerade zur Tagesordnung erhoben worden. Eine Unzahl glatter Meuchelmorde wurde mit diesen Lügen entschuldigt und der Sühne entzogen. Wir erwarten eine strenge Untersuchung dieser Angelegenheit, die keinesfalls wieder ein Opfer des militärischen Vertuschungssystems werden darf.«

Wir kennen die Melodie, wir kennen den Text, wir kennen auch ihre Verfasser. Den heuchlerischen Anwandlungen eines Sinnes für Gerechtigkeit folgt allzu bald die freche Beschimpfung der Revolutionäre, denunziert man einen Tag später die Opfer rohester Willkür als unreife Burschen oder als Mob oder Gesindel, die sich von Kommunisten zu einem Putsch hätten verleiten lassen.

Der »Vorwärts«, das »Hamburger Echo« erwerben sich das Lob der von Stinnes ausgehaltenen Ordnungspresse durch die Feststellung, daß die Flensburger Vorgänge nicht durch die Sipo, sondern durch Kommunisten verursacht worden seien. Sie können nicht anders, sie müssen sich bei jeder Gelegenheit entlarven als Helfer der Konterrevolution oder als offene Konterrevolutionäre.

Hoch willkommen aber ist dieser Stinnes-Regierung das Blutbad zu Flensburg. Die Noten der Entente, die die Entwaffnung der Sipo forderten, wurden bedrohlicher und bedrohlicher. Die Notwendigkeit der Sipo mußte erwiesen werden. Flensburg vollbrachte den Beweis. Her Simons, der Außenminister des Milliardärs Hugo Stinnes, wird nicht verfehlen, in seiner nächsten Antwort an die Entente auf die Flensburger Vorfälle zu verweisen. Und die Entente wird sich gern betrügen lassen. Sie wird die deutsche Sektion des

internationalen Kapitals nicht ohne Waffen lassen. Sie wird im Gegenteil, brüderlich mit ihr vereint, den Kampf aufnehmen gegen das revolutionäre deutsche Proletariat. Und deshalb müssen wir uns jeden Augenblick bewußt bleiben, was wir zu gewärtigen haben von der deutschen Konterrevolution im Bunde mit der von der Entente nicht etwa bekämpften, sondern geförderten militärischen Reaktion.

Die deutschen Arbeiter müssen vor dem internationalen weißen Terror auf der Hut sein.

Nicht die Entente, sondern sie selbst müssen die Entwaffnung und Auflösung der Sicherheits- und Einwohnerwehren fordern und durchführen.

Sie müssen die illegalen Kampforganisationen des deutschen Bürgertums aufdecken und beseitigen.

Diese Parole, der die Tat folgen muß, kann nur gekrönt werden durch die selbstverständliche Sicherheit, die sich das Proletariat gegen die Mordwehren des Kapitals schaffen muß: Und das ist der Selbstschutz der gesamten revolutionären Arbeiterschaft.

Daran, deutsche Arbeiter, denkt künftig und an nichts anderes!

ANATOLE FRANCE, MITGLIED DER KOMMUNISTISCHEN INTERNATIONALE

»Anatole France ist den Kommunisten beigetreten. Dichter sind sonderbare Leute!«

»Der Vorwärts« vom 12. 1. 21.

Ja, ehrenwerter »Vorwärts«, Dichter sind sonderbare Leute! Frankreichs größter Schriftsteller, sein klarster Kopf, sein skeptischster Geist, ist sicherlich einer der sonderbarsten Dichter der Welt.

Der jetzt 76 jährige Greis war immer einer der kühnsten Vorkämpfer für die letzten Ziele des Sozialismus. Er hat nicht geschwankt, wenn Entscheidung nottat. Er hat sich keiner Mode, keiner Konjunktur, keiner Forderung des Tages unterworfen, wie all jene Hunderte und Tausende unter den deutschen Schriftstellern und Künstlern, die sich je nach dem Erfolg für oder gegen eine Idee oder Sache einstellten. Das deutsche Proletariat wird in seinem schwersten Kampf weder von dem einstigen Dichter der »Weber«, Gerhart Hauptmann, noch von dem ihm wegen seiner kritischen Einstellung näherstehenden Heinrich Mann, dem Verfasser des »Untertan« und der »Armen«, unterstützt.

Ja, es erwartet nicht einmal mehr irgendwelche Hilfe von dieser Seite, ganz zu schweigen von den Kriegs- und Revolutionsdichtern, die mit Recht den Beifall der Bourgeoisie gefunden haben. Was für eine lächerliche Bedeutung maßen sich diese nichtssagenden Poeten und Romanfabrikanten in dieser Zeit an, sie, die mit dem ungeheuren Wirbel, mit dem tosenden Dasein, mit den wirtschaftlichen Krisen und Katastrophen der Gegenwart durch nichts verbunden sind. Die revolutionäre deutsche Arbeiterschaft wird die Herren Otto Ernst, Stratz, die Ullstein- und S. Fischer-Poeten dorthin versetzen, wohin sie gehören.

Der größte französische Schriftsteller dieser erbärmlichen Zeit kennt nicht die Bedenken und die Hemmungen jener Soldschreiber des Bürgertums. Er bekennt sich — als Pionier der Idee, der er sein ganzes Leben opferte — zur Revolution, zur Befreiung der Menschenklasse durch die Diktatur des Proletariats, zur Weltrevolution. Er, der Nachkomme der großen französischen Enzyklopädisten, der Diderot und d'Alembert, kämpft Seite an Seite heute mit dem französischen Proletariat. Er, der ebenbürtige Schüler Voltaires, hat diese »beste aller Welten« frühzeitig erkannt. Er hat den Sinn ihrer Einrichtungen, ihrer nur für die Reichen berechneten Ordnung

bloßgelegt. Er hat die innere Unwahrheit ihrer Gesetze und Gebote durch Satire und Ironie gekennzeichnet. Er hat die freche Anmaßung der Besitzenden gegenüber den Hungrigen und Ausgebeuteten gehöhnt und gebrandmarkt. Jedes seiner Bücher entlarvte von neuem die sich immer wieder maskierende bürgerliche Gesellschaft. Seinem durchdringenden Geiste gelang es vor allem, die Lüge von der Demokratie, d. h. der Gleichberechtigung vor dem Gesetz — auf dem Papier — lächerlich zu machen. Schon vor vielen Jahren, als wir in Deutschland uns noch nicht des allgemeinen Wahlrechts und aller der Errungenschaften der demokratischen Republik erfreuten, schrieb der Ironiker Anatole France die für die ebertinische Republik, hinter der Seine Majestät Stinnes steht, gültigen Sätze:

»Das Gesetz verbietet in seiner majestätischen Gleichheit dem Reichen wie dem Armen, unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen.«

Der Reiche kommt nicht in die Verlegenheit, die viel gerühmte Gleichberechtigung der Demokratie mit den Armen teilen zu müssen. Für ihn haben die Verbote auch keine Gültigkeit, wenigstens keine aktuelle Bedeutung. Er pflegt nicht unter Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln oder Brot zu stehlen. Aber der Erwerbslose, der weder Wohnung, noch Einkommen, noch Brot hat, ist — so höhnt Anatole France — vor dem Gesetz dem Reichen gleichgestellt.

Den ganzen Irrsinn der bürgerlichen Anarchie, so sich kapitalistische Gesellschaft nennt, hat dieser unbeirrbare und unbestechliche Geist aufgedeckt: durch unsterbliche Werke seiner Kunst. Das internationale Proletariat beglückwünscht sich zu dem Bekenntnis, das einer der redlichsten internationalen Intellektuellen abgelegt hat: durch seinen Anschluß an die Kommunistische Partei, an die französische Sektion der Dritten Moskauer Internationale.

Wir überlassen der Bourgeoisie gerne ihre Marcel Prevost, Rudolf Herzog, ihre Sudermänner aller Schattierungen, und

wir begnügen uns — auch auf geistigem Gebiet —, nur mit den besten und edelsten Geistern der Welt in einer Phalanx verbunden zu sein. Maxim Gorki, Anatole France und Upton Sinclaire sind in der Weltliteratur der Gegenwart selbst die von der Bourgeoisie anerkannten größten Schriftsteller. Sie gehören zu uns, sie gehören zur revolutionären Arbeiterschaft. Sie haben sich zu ihr bekannt, sie helfen mit am Werk, daß wir schaffen, mit uns trotzend allen Lügen und Verleumdungen, die nicht abbrechen werden, solange die bürgerliche Gesellschaft und ihre Helfershelfer (die »demokratischen« Noske- und Hilferding-sozialisten) in so reichem Maße wie bisher über die Macht verfügen, die noch nicht aufgeklärten Massen durch die Presse vergiften und verdummen zu können.

Anatole France rechnet sich selbst in die Reihe der großen Aufklärer. Viele seiner Kritiker wollten ihn deshalb nicht als Dichter gelten lassen. Er war ihnen zu kritisch, zu skeptisch, zu nah dem Leben, zu unerbittlich. Was er jedoch wollte, war, durch Aufhellung die Menschen bewußter werden zu lassen, sie durch Erkenntnis der Not zur Gemeinschaft, zu einer höheren Gesellschaftsordnung, zu Kommunisten zu erziehen.

Am Ende seines Lebens sieht er vom Osten her das Licht erstrahlen und er, das kritischste Gehirn unserer Zeit, bejaht das durch tausend Widerstände und Hemmungen sich durchbrechende, durchsetzende neue revolutionäre Leben, bejaht die von Marx und Engels aufgestellten, von Lenin und Trotzki fortgeführten kommunistischen Lehren und stellt sich als Soldat in die große Armee der Roten Internationale.

DEN VOR ZWEI JAHREN ERMORDETEN
(ZUM 15. JANUAR 1921)

In den Januartagen 1919, die der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts vorangingen, war Berlin — auf Befehl des Oberkommandierenden Noske — zu einem Schlachtfeld geworden. »Der deutsche Krieg«, 4½ Jahre lang in größenwahnsinniger Verblendung so von den deutschen Militaristen, sich selbst entlarvend, getauft, tobte nun in Wahrheit durch die Straßen Berlins. Wilhelms geschlagene Generäle und Offiziere führten auf Befehl der kaiserlichen Sozialisten, Scheidemann, Ebert, Noske, ihre Armeen gegen das Berliner revolutionäre Proletariat. Nachdem sie mit 8000 Mann einen Tag vor dem Christfest das Schloß, in dem sich 28 Matrosen befanden, erobert hatten, ließ sie dieser Sieg ihrer schweren Artillerie nicht schlafen. Und als in den ersten Januartagen der Kampf um die Zeitungsviertel in der Linden- und Jerusalemer Straße entbrannte, da konnten sich die geschlagenen Helden des Weltkrieges endlich austoben. Minenwerfer wurden am Halleschen Tor in Stellung gebracht, um den von Spartakisten besetzten »Vorwärts« wieder zu erobern. Die von der Entente gesuchten Kriegsverbrecher wurden auf Berlins Arbeiter losgelassen. Unbeschreibliche Bestialitäten wurden begangen. Tapferste revolutionäre Kämpfer wurden von den weißen Banditen Noskes gemartert und erschossen. Es gibt kein Wort der deutschen Sprache, um die besinnungslose Brutalität treffend zu kennzeichnen, die damals jene wilhelminischen, dann noskeschen Offiziere und die von ihnen irregeleitete Soldateska begingen. Völlig Unschuldige fielen. Namenlose Helden der Revolution sanken ins Grab. Hunderte vorher, Männer und Frauen, mißhandelt, geschändet, gefoltert.

Die losgelassene Soldateska bleibt sich in allen Revolutionen gleich. Aber selbst die in den Märztagen 1848, in den Dresdener Maitagen 1849 und zur Zeit der Pariser Kommune 1871 tobende Bande uniformierter Verbrecher wurde durch die von den Generälen Hoffmann und Reinhardt, von den Kessel und von Marloh geführten Weißgardisten in den ersten Januartagen 1919 übertroffen.

Dem Militär ebenbürtig war die Hure der Bourgeoisie, die Presse. Am schamlosesten prostituierte sich der »Vorwärts«. Dieses Arbeiterorgan, dessen Chefredakteur einst Wilhelm Liebknecht gewesen war, hat sich in jenen Tagen für alle Zeiten selbst geschändet, selbst beschmutzt, selbst umgebracht. Und wenn so etwas noch wie Scham in der deutschen Publizistik vorhanden wäre, so hätten die geistigen Urheber und Verherrlicher des deutschen Krieges ihr trauriges Handwerk nach der Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs nicht eine Stunde weiter fortsetzen können. Unter dem Schmachvollen das Schmachvollste, was sich dieses Arbeiterblatt leistete, war ein Gedicht, das es am 13. Januar 1919 druckte, also zwei Tage vor der bestialischen Hinschlachtung der am kühnsten vorangeeilten Pioniere der Revolution. Und dieses Gedicht schloß mit dem Vers:

Vielhundert Tote in einer Reih —
Proletarier.
Karl, Rosa, Radek und Kumpanei —
Es ist keiner dabei, es ist keiner dabei!
Proletarier.

Mag der Verfasser sein fluchwürdiges Poem achtundvierzig Stunden später selbst bedauert, mag er die Hand, die es geschrieben, verflucht haben, daß sie verdorren möge, mag er heute bittere Reue über seine niedrige Hetze empfinden — das Verbrechen, das die Redaktion des »Vorwärts« beging, als sie in jenen Mordtagen durch die Aufnahme dieser Hetzverse die blutgierige Soldateska noch aufstachelte, zu suchen

und zu finden und zu morden, dieses Verbrechen ist nicht wegwischbar, nicht wieder gutzumachen, ist unsühnbar. Denn Karl, Rosa und Kumpanei, sie waren dabei. Sie waren leider mit Hilfe dieses Arbeiterorgans unter den vielhundert Opfern des Noske.

Jedes Wort ist zu schwach, zu zart, oder zu verbraucht, um die Empörung und den Abscheu zu kennzeichnen, die jeder wahrhafte Revolutionär angesichts dieser Mordtaten in sich fühlte und heute noch fühlt. Sie wußten sehr gut, wen sie uns entrissen! Es waren unsere Besten!

*

Rosa Luxemburg, die schärfste Denkerin, der klügste und gebildetste Kopf, die unerbittlichste Kritikerin, das Willenszentrum unter den deutschen Sozialisten, das einzige Genie, das Deutschland auf politischem und ökonomischem Gebiete hatte. In dem schwächlichen Körper dieser kleinen Frau stak die leidenschaftlichste und kühnste Seele. Beherrscht von der Idee des wissenschaftlichen Sozialismus, erfüllt von Karl Marxens Theorie, begnügte sie sich nicht mit der Erkenntnis der Probleme, sondern drängte kraft ihres nie ruhenden revolutionären Geistes immer wieder zur Tat, zur Aktion vor. Sie wäre, — hätten die Noskesöldner sie nicht erschlagen — der deutsche Lenin geworden. In Hunderten von glänzend geschriebenen Zeitungsartikeln, Broschüren und vor allem in ihrem grundlegenden Werk: »Die Akkumulation des Kapitals« hat sie der deutschen und der internationalen Arbeiterschaft die Wurzeln des kapitalistischen Staates aufgezeigt und dem Willen des erwachten oder erwachenden Proletariats den Weg gewiesen, den es zu seiner Befreiung gehen müsse. Diese hochgebildete Frau, deren edles Menschentum uns aus ihren Briefen entgegenleuchtet, war unter allen Sozialisten die bestgehaßte. Wie hat man ihr Bild entstellt, verunstaltet, mit welchem Schmutz hat die bürgerliche und noskesozialistische Presse diese Frau beworfen! Kein einziger von denen, die diese selbst-

disziplinierte und sich ihrer Verantwortung in jeder Minute bewußte Theoretikerin, diese genialste Marxistin zu verunglimpfen suchte, indem er sie frech und banal »die blutige Rosa« nannte, hätte ihr auch nur die Fingerspitzen küssen dürfen. Denn sie war, abgesehen von ihrer ganz ungewöhnlichen Begabung, abgesehen von ihren durch Fleiß und Hingabe an die Sache des revolutionären Proletariats eroberten Fähigkeiten, ein gütiger und ganz großer Mensch. Im nachludendörffischen Deutschland, im Noske-Zeitalter mußte die Energie und der Mut dieser Revolutionärin als vorderste Bannerträgerin des revolutionären deutschen Proletariats zusammenstoßen mit der Gewalt von gestern, mit den Mördern des Weltkrieges. Wilhelminische Offiziere erschlugen eine kleine schmächtige Frau, als sie verwundet im Auto saß, und diese Helden bewiesen ihren Mut, als sie nach Art der niedrigsten Verbrecher ihre Tat zu vertuschen suchten und die Leiche in den Landwehrkanal warfen.

Auch dieser Tod ist ein Symbol mehr für die Gemeinheit und Roheit dieser aus allen Fugen geratenen Welt. Sie stürzt zusammen und reißt zunächst mit sich: die, die ihr Heilung bringen wollten. Aber Rosa Luxemburgs Geist wird nie untergehen. Er lebt. Er lebt in der Avantgarde der deutschen Revolution, in der kommunistischen Dritten Internationale.

War Rosa Luxemburg das Feuer der Revolution, so wurde Karl Liebknecht ihre weithin leuchtende Flamme.

*

Wer war Karl Liebknecht? Die Bourgeoisie hielt ihn im Kriege für einen Hochverräter, in der Revolution für den Häuptling von Plünderern und Mördern. Er hatte zur Gewalt aufgerufen, er sollte durch Gewalt umkommen. Die Pressebanditen, die die Klischees für die Beurteilung der öffentlich Wirkenden dem denkfaulen und kritiklosen Bürgertum liefern müssen, nannten ihn einen größenwahnsinnigen Demagogen von verbrecherischem Ehrgeiz. Andere wieder bezeichneten ihn als

einen eitlen Phraseur, einen kühlen Rechner, einen Fanatiker mit pathologischen Zügen. Die meisten hielten ihn für wahnsinnig, mindestens für nervenkrank. Nie dürfte aus dem Gedächtnis eines revolutionären Arbeiters all das Ungeheuerliche verschwinden, was die Furien der Presse angerichtet haben, um das Urteil der Massen, auch der proletarischen, über diesen Mann zu färben. Unüberblickbar sind die Tausende von Lügen und absichtlichen Verzerrungen, Verdächtigungen, Fälschungen, die von der kapitalistischen und noskesozialistischen Presse über das Leben und den Tod Karl Liebknechts verbreitet wurden. Man wollte seine Person verdunkeln, schwärzen und damit die Idee, die in diesem Manne lebte, die Idee der Weltrevolution, tödlich treffen.

Wenn Franz Mehring mit Recht Rosa Luxemburg den genialsten Kopf unter Marxens Schülern nannte, so wurde Karl Liebknecht der fanatischste Schüler Rosa Luxemburgs. Ihren — auf dem außerordentlichen Reichtum ihrer wissenschaftlichen Bildung basierenden — Kampf gegen jeden Opportunismus und Reformismus popularisierte Karl Liebknecht als leidenschaftlicher Agitator, als revolutionärer Kämpfer gegen seine Zeit.

Mitten im Krieg erhob er die rote Fahne. Er wurde eingekerkert. Das Bürgertum wußte, was es tat. Es kannte seinen gefährlichsten Feind. Durch seine unbestechlichen Richter ließ es den Klassengegner zu 4½ Jahren Zuchthaus verurteilen. Alle jene schmählichen Dokumente des preußischen Militarismus, die Akten, die Protokolle, die zu jenem Schandurteil führten, liegen in der Sammlung vor, die Liebknecht selbst kurz vor seiner Ermordung herausgeben wollte.

Konnte der Angeklagte etwas anderes als der Ankläger des verruchten Systems der kapitalistischen Gesellschaft sein? Tolstois »Ich kann nicht schweigen« hat er — uns allen voranleuchtend, mutiger und hemmungsloser als wir alle — aus tiefster Seelennot beherzigt. Er schrie, da man ihn knebeln wollte, seine Anklage hinaus. Er verteidigte sich nicht.

Wo gab es einen Kerl in Deutschland, der bewußt und wissentlich so viel an Demütigungen, Mißhandlungen, Brutalitäten für seine Überzeugung erduldete wie Karl Liebknecht? An seinen Namen heftete sich die Sehnsucht Tausender und Abertausender im Kriege, und als der ludendörffische Imperialismus zusammenbrach, da fühlten Millionen, daß dem deutschen Volke in Karl Liebknecht der Führer erstehen müsse. Die proletarische Jugend hing mit glühender Begeisterung an ihrem Vorkämpfer. Alle Kriegsfeinde hofften auf den Antimilitaristen. Aber Karl Liebknecht mußte — unbekümmert um Freund oder Feind — seinen Weg in dieser Welt unbeirrbar zu Ende gehen. Der revolutionäre Sozialist in ihm forderte, als er sah, wie sich die korrupte Clique der kriegssozialistischen Führer der Revolution bemächtigte, die Anwendung derselben Methoden, zu denen die Bolschewiki in Rußland gegen die Kerenskiregierung gekommen waren. Er als erster rief gemeinsam mit Rosa Luxemburg zur Bewaffnung des Proletariats auf. Und er, der Antimilitarist, wurde zum Führer der aus Arbeitern, Soldaten und Matrosen gebideten roten Garden in Berlin. Weil er die Korruptheit der mehrheitssozialistischen Führer kannte und wie kein zweiter am eigenen Leibe verspürt hatte (während die Scheidemänner und Noske noch die Hindenburg und Ludendorff, die Halbgötter des Weltkrieges, umjubelten, ließen sie ihren Parteigenossen Liebknecht, der gegen den Krieg aufstand, entehren und ins Zuchthaus werfen), weil er wußte, daß sie den Klassenkampf abgeschworen hatten, daß sie Kapital und Arbeit zu versöhnen trachteten, spürte er als revolutionärer Marxist um so heftiger den Zwang, die Gegensätze nicht zu vertuschen, sondern zu steigern. Lächerlich und dumm, ihn deshalb einen Putschisten zu taufen. Er wollte die notwendige Explosion hervorrufen, die die großen Massen der deutschen Proletarier endlich aus der Bedrückung und Versklavung durch die kapitalistische Bourgeoisie erretten sollte. Er sah, daß die Welt

nur durch eine schnelle Operation von ihrem Siechtum zu befreien wäre.

Die objektiven Voraussetzungen waren gegeben. Wenn trotzdem die revolutionäre Operation an einer durch und durch kranken kapitalistischen Gesellschaft in den Januartagen 1919 mißlang, so war es in der subjektiven Unreife großer Massen der deutschen Arbeiter begründet. Die bürgerliche Gesellschaft beantwortete die Attacke auf ihr Leben mit der Ermordung der beiden Chirurgen.

Hier setzte die Tragödie der deutschen Revolution ein, hier im ersten Akt fielen bereits die wagemutigsten Helden. Aber wir wissen, daß wir durch alle diese Leidensstationen hindurch müssen. Und schon im Spartakusprogramm hat Rosa Luxemburg die sich von Tag zu Tag uns mehr bestätigende Erkenntnis formuliert: »Die proletarische Revolution kann sich nur stufenweise Schritt für Schritt auf dem Golgathawege eigener bitterer Erfahrungen, durch Niederlagen und Siege zur vollen Klarheit und Reife durchringen.«

Zwei Jahre sind vergangen. Wieviel der bittersten Leiden und Qualen seelischer Art mußte das deutsche Proletariat neben der ungeheuren wirtschaftlichen Not durchkosten. Leiden aber macht reifer. Ein alter Mystiker, der Meister Eckehardt, hat das Wort geprägt: »Das schnellste Tier, das euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden«. Der Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse und dieses kaum erträgliche Leid haben die deutsche Arbeiterschaft von Stufe zu Stufe reifer und reifer werden lassen. Wir sind noch nicht am Ende. Den Passionsweg des deutschen Proletariats abzukürzen: durch immer mächtigere Aufklärung, durch Aufhellung der irregeführten Massen, ist die Pflicht jedes Revolutionärs, der im Geiste Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts wirken will.

Was diese beiden Vorkämpfer der Arbeiterinternationale über alle anderen erhob, war ihr leidenschaftlicher Ernst, ihr unbeugsamer Wille, Geist und Tat eins werden zu lassen.

war ihr rigoroses Rechtsgefühl, ihr selbstloser Kampf für die Armen und Ärmsten. Die Arbeiter dankten es ihnen im Herzen und huldigten ihnen. Wer war es, der die Soldatenmißhandlungen aufdeckte? Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Wer kämpfte von Beginn des Krieges an in der vordersten Reihe gegen den organisierten Wahnsinn? Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Hat ein Führer der Mehrheitssozialisten sich für seine im Krieg geäußerten Ideen einsperren lassen müssen? Einer? Ein Einziger? Wen ließ die kaiserliche Regierung einkerkern? Hinter Zuchthausmauern unwürdige Arbeit verrichten? Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Wer opferte sich für das Volk, das sie erschlug? Wer waren in Wahrheit die Helden des Krieges und der Revolution? Waren es die Götzen Hindenburg, Ludendorff? Waren es die Ebert und Noske? Werden künftige Historiker einen Augenblick zweifeln, wer die wahren Führer des Volkes waren, wer dem Willen der großen arbeitenden Massen den Weg bahnte aus dem Massenmorden heraus, wer die revolutionäre Bewegung vorwärtsdrängte, wer die Pioniere der deutschen Revolution waren, wer in sich Geist, Willen und Liebe der deutschen Arbeiter verkörperte? Der Schlächter Gustav Noske oder der geschlachtete Karl Liebknecht?

Wir wollen nicht mehr klagen. So Furchtbares auch geschehen ist, wir wollen die Lippen zusammenbeißen und unbeirrt wie jene Großen arbeiten, um das Leiden des deutschen und des internationalen Proletariats zu verwandeln in ein erträgliches Dasein, das es befähigt, die Güter dieser Erde zu genießen.

Wir wissen, daß die heutige anarchistische Gesellschaftsordnung zusammenbrechen muß, und daß der Sieg der Arbeiterklasse unzweifelhaft ist. Nicht die Bourgeoisie, sondern nur der Unverstand der Massen hält ihn noch auf. An diesem »Unverstand der Massen« gingen Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht zugrunde. Ihre unsterbliche Idee lebt in uns weiter.

Und wir müssen, wollen wir den Sieg an unsere roten Fahnen heften, vor allem diesem Unverstand der Massen entgegenwirken, sie von unserem, von ihrem Recht überzeugen und sie zu revolutionären Klassenkämpfern erziehen. Gelingt uns dies, so kann uns der von der Avantgarde errungene Sieg nicht mehr entrissen werden. Und die große Armee der deutschen Kommunisten wird sich ihrer ermordeten Führer würdig gezeigt haben.

KUNST UND PROLETARIAT
VON KLARA ZETKIN.

Es könnte ein Hohn dünken, zugleich von Kunst und Proletariat zu sprechen. Die Lebensbedingungen, welche die kapitalistische Gesellschaftsordnung ihren Lohnsklaven schafft, sind kunstfeindlich, ja kunstmörderisch. Kunstgenießen und noch mehr Kunstschaffen hat zur Voraussetzung einen Spielraum materieller und kultureller Bewegungsfreiheit, einen Ueberschuß materieller Güter leiblicher, geistiger und sittlicher Kräfte über das Notwendige, das bloß Materielle hinaus. Aber materielle Not und damit auch Kulturarmut ist das Geschick der Ausgebeuteten und Beherrschten gewesen, seitdem Klassengegensätze die Gesellschaft zerklüften. Daher ist wiederholt die Frage aufgetaucht, ob die Kunst überhaupt eine sittliche, eine gesellschaftliche Berechtigung habe, ob die Kunst für die Menschheitsentwicklung fördernd oder hindernd sei.

Jean Jacques Rousseau, der große philosophische Apostel der Rückkehr zur Natur, erklärte Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in seiner berühmten Abhandlung an die Akademie zu Dijon, die Kunst sei ein Luxus und führe zum sittlichen

Verfall der Menschheit. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts prägte der philosophische Nihilismus in Rußland den Ausspruch daß ein Schuhmacher von größerem Werte für die Gesellschaft sei als Raffael, denn der Schuhmacher leiste gesellschaftlich notwendige und unentbehrliche Arbeit, während Raffael Madonnenbilder gemalt habe, die man entbehren könne. Aehnliche aber sozial vertiefte Gedankengänge wie die Rousseaus führten an der Schwelle des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts einen der größten Künstler, Leo Tolstoi, zu seiner Wertung der Kunst. Tolstoi verurteilt mit der ihn auszeichnenden unerbittlichen Logik nicht bloß die moderne Kunst im besonderen, sondern jede Kunst überhaupt, soweit sie als Vorrecht und Genuß der Besitzenden auftritt und Selbstzweck ist. Wie der jugendliche Schiller von der Auffassung ausging, daß die Bühne, das Schauspiel »eine moralische Anstalt« sei, so endete der greise Tolstoi mit der Ueberzeugung, daß nur die Kunst eine Berechtigung habe, die bewußt das Ziel verfolgt, das gesamte Volk zu höherer Sittlichkeit emporzuheben. Und konsequent mit sich selbst läßt er seine eigene unsterbliche Kunst nur noch als Mittel zum Zwecke gelten, seine Ideen in die breitesten Bevölkerungskreise zu tragen und sie dadurch in seinem Sinne zu erziehen.

Den angeführten schiefen, paradoxalen Anschauungen ist eins gemeinsam, sie stammen aus Uebergangszeiten, wo eine alte gesellschaftliche Ordnung im Sterben liegt und neue Formen des sozialen Lebens sich emporzuringen beginnen. In diesen Zeiten trägt die Kunst auffällig das Gepräge einer Dienerin, ja das Brandmal einer Dirne der besitzenden und herrschenden Minderheit, erscheint vielfach sie nur als ein Luxus, eine Tändelei für diese und trifft daher mit ihrem Inhalt, ihrem Um und Auf in schroffen Gegensatz zu den Bedürfnissen und Anschauungen der emporstrebenden Klassen. Das gilt sowohl von der Zeit, da Rousseau seine Abhandlung geschrieben hat, als von der, wo der philosophische Nihilismus in Rußland in

die Halme schoß; das gilt von heute, da Tolstoi mit den Gaben eines großen Künstlers und dem Fanatismus eines gewaltigen Sittenpredigers, der die Welt erneuern möchte, gegen die Kunst eiferte. Ueber den hervorstechenden Merkmalen des Verfalles auf der einen Seite werden in solchen Zeiten leicht die Zeichen des neu emporblühenden Lebens auf der anderen übersehen. Eines Lebens, das auch die Kunst aus ihrem Verfall erlöst und ihr neue Entwicklungsmöglichkeiten und einen neuen, gesunden, höheren Inhalt schafft. Denn im Leben der Völker, der Menschheit läuft Absterben und Emporblühen parallel einher. Wenn der Tod alte Formen der Wirtschaft und der mit ihnen zusammenhängenden politischen, rechtlichen, künstlerischen Verhältnisse ergreift, so hat auch die Geburtsstunde neuer Formen angehoben. Als Jean Jacques Rousseau sein Verdammungsurteil über die Kunst als eine Verderberin der Sitten fällte, holte die französische Philosophie — als Abglanz gewandelter wirtschaftlicher, sozialer Zustände — zu dem kühnen Gedankenflügen aus, die zwar nicht in einem Zeitalter klassischer Kunst ihren Höhepunkt fanden, wohl aber in einer klassischen Tat der Politik: in der großen französischen Revolution. Die sozialen Kämpfe dieser Zeit haben aber in entscheidender Weise die Weiterentwicklung der Kunst beeinflußt. In Frankreich selbst und nicht zum wenigsten in Deutschland. Hier führte die gleiche wirtschaftliche Entwicklung — der Vormarsch der kapitalistischen Produktion — nicht zur politischen Herrschaft der Burgeoisie, dafür aber schlug diese ihre Emanzipationsschlacht auf dem Gebiet der Philosophie und Kunst, die sich zu wunderbarer Blüte entfalteten.

Aber nicht nur um des hervorgehobenen geschichtlichen Zusammenhanges willen muß Rousseaus und Tolstois Anschauung zurückgewiesen werden. Es ist eine Tatsache, daß die Kunst eine alte, urwüchsige, geistige Lebensäußerung der Menschheit ist. Wie das Denken, ja vielleicht noch früher als das abstrakte Denken, hat sich der Drang nach künstlerischem

Schaffen an der Tätigkeit, der Arbeit des primitiven Menschen entwickelt, und zwar an der gesellschaftlichen Arbeit. Kaum daß der Mensch sich von der Tierheit loszulösen beginnt, daß geistiges Leben in ihm die Augen aufschlägt, regt sich in ihm der künstlerische Schöpfungsdrang und läßt eine ganz einfache, rohe Kunst entstehen. Davon erzählen vorgeschichtliche Funde, die uns die Höhlenzeichnungen der steinzeitlichen Elefanten- und Renntierjäger kennen lehrten. Das bestätigt uns die Völkerkunde, die uns Tanz, Musik, Poesie, wie bildliche und plastische Darstellungen als Ausdruck urwüchsigen Kunstsinns zeigt. Die Buschmänner und andere wilde Völkerstämme haben eine elementare Kunstbetätigung. Ehe sich ihre Fähigkeit zum abstrakten Denken entwickelte, haben sie Ausdrucksmittel der sinnlichen Darstellung für Geschautes und Empfundenes gefunden.

Kein Wunder daher, daß leidenschaftliches Begehren nach künstlerischem Genießen und Schaffen zu allen Zeiten in den frondenden und beherrschten Gesellschaftsschichten lebendig gewesen ist. Auch darin hat das Feuer jenes prometheusischen Trotzes geleuchtet, der allen knechtenden Gewalten zuruft: „Ihr könnt mich doch nicht töten!" So sind aus den breitesten Volksmassen heraus der Kunst wieder und wieder verständnisvolle Jünger und Mehrer ihrer Schätze erwachsen. Aber eines müssen wir dabei festhalten. So lange die beherrschten Klassen sich ihres Gegensatzes zu den Herrschenden nicht klar bewußt sind, nicht danach trachten, ihn aufzuheben, können sie auch für die Kunst keine neuen gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten, keinen neuen, weitreichenden Inhalt schaffen. Ihr künstlerisches Sehnen wird mit der Kunst ihrer Herren genährt, und die Kunst ihrer Herren ist es, die ihr leidenschaftlicher, künstlerischer Schöpfungsdrang bereichert. Erst wenn die Beherrschten als emporstrebende, rebellierende Klasse einen eigenen geistigen Lebensinhalt bekommen; erst wenn sie kämpfen, um drückende soziale, politische, geistige Fesseln zu sprengen: erst

dann wird ihr Einfluß auf das künstlerische Kulturerbe der Menschheit zu einem selbständigen und daher wirklich fruchtbaren, zu einem entscheidenden. Ihr Anteil daran geht dann nicht bloß in die Breite, sondern in die Tiefe, er treibt neuen, weiteren Horizonten entgegen. Immer wieder sind es aus Knechtschaft zur Freiheit drängende Massen, die die Kunstentwicklung aufwärts und vorwärts tragen, aus denen die Kraft erwächst, Perioden des Stillstandes, ja des Verfalles der Kunst zu überwinden. Diese allgemeinen Zusammenhänge treffen auch für das Verhältnis des Proletariats zur Kunst zu. Sie irren, die im proletarischen Klassenkampf nur das Begehren nach Füllung des Magens sehen. Dieses weltgeschichtliche Ringen geht um das ganze Kulturerbe der Menschheit, es geht um die Möglichkeit der Entfaltung und Betätigung vollen Menschentums für alle. Das Proletariat kann als Klasse nicht an den Toren der kapitalistischen Trutzburg rütteln, es kann nicht aus der Nacht und Not der Fabriken empordrängen, ohne sich mit seinem eigenen Kunstsehen und der Kunst unserer Zeit auseinanderzusetzen.

Wie findet das Proletariat die Kunst? Hat die Kunst die Freiheit, die eine Vorbedingung ihres Blühens und Reifens ist? Wir hören es gelegentlich, aber dem ist nicht so. Als sich im Schoße der feudalen Ordnung die bürgerliche Gesellschaft entwickelte, setzte auch der Kampf der Künstler für ihre Freiheit, für die Freiheit der Kunst ein. Die Geschichte zeigt uns, wie schwer und zähe die Künstler gerungen haben, um sich aus den Fesseln des zünftigen Handwerkes zu lösen, um aber auch die Sklavenketten zu brechen, die sie an den Adel und die weltlichen wie geistlichen Fürsten banden und ihr Schaffen zu einem höfischen Lakaiendienst herabdrückten. Die Künstler haben gesiegt, ihr Erfolg war ein Teil des Triumphes der bürgerlichen Gesellschaft, die sich auch in ihrem Streben angekündigt hatte. Die Kunst wurde zu einem sogenannten »liberalen Beruf«.

Aber was besagt das in einer Ordnung der kapitalistischen Warenproduktion, die der wirtschaftliche Mutterboden der bürgerlichen Gesellschaft ist? Nichts anderes, als daß auch die Kunst den ehernen Gesetzen eben dieser Warenproduktion untertan ist. Die Grundlage der kapitalistischen Warenproduktion ist die Unfreiheit der menschlichen Arbeit. So lange die menschliche Arbeit überhaupt unfrei ist, bleibt wie die Handarbeit so auch die Kopfarbeit geknechtet, müssen Wissenschaft und Kunst unfrei bleiben. Neben dem Proletarier mit schwielenharter Faust trägt der forschende Gelehrte, der schaffende Künstler das Joch der kapitalistischen Ordnung. Die Kunst geht nach Brot, muß nach Brot gehen, weil der Künstler leben will. Um zu leben, ist er gezwungen, zu verkaufen, was sein Genius ihm zu schaffen befahl. Die Ordnung des Kapitalismus kennt nur käufliche und verkäufliche Waren. Ware wird auch in ihr, was die Kunst gestaltet. Wie Kleiderstoffe und Kaffee muß die künstlerische Ware ihren Markt erobern. Wer ist es, der ihn beherrscht? Nicht der kleine Kreis der Kunstverständigen und Kunstgenießenden, nein, die Unkultur und Halbkultur, der Luxus, das Zerstreuungs- und Betäubungsbedürfnis eines »zahlungsfähigen Pöbels«, um diesen groben Ausdruck zu gebrauchen.

Dieser harte Tatbestand bricht den hohen Idealismus so manches Künstlers, der in faustischem Drange Himmel und Erde in seine Werke bannen wollte, der gierig nach goldenen Schätzen der Kunst grub und sich schließlich damit begnügte, die Regenwürmer einer angesehenen und einträglichen Stellung in der Gesellschaft zu finden. Das Leben zertritt unendlich viele von denen, für welche die Kunst »die hohe, die himmlische Göttin« bleibt und nicht zur »milchenden Kuh« herabgewürdigt wird, die sie mit Butter versorgt. Nur die ganz Starken, die warten können, wahren sich die Freiheit, künstlerisch auszusprechen, was ein Gott zu sagen ihnen gegeben. Und was ist das Los derer, die sich den Forderungen des

Marktes beugen und den Tageserfolg einheimsen? Sie erliegen der handwerksmäßigen Schablone oder der Sklaverei der Tagessensation. Die Unrast des kapitalistischen Kunstmarktes, der Stachel der Konkurrenz treibt vorwärts, zerstört die äußeren und inneren Vorbedingungen für das Ausreifen großzügiger Werke. Die bildenden Künstler produzieren in fieberhafter Hast für die großen Warenbasare ihrer Kunst, Ausstellungen genannt; der Komponist schafft ebenso den »Clou« der neuen Saison, der Schriftsteller hetzt sich ab für den Weihnachtsmarkt usw. Der Künstler geht in dem betriebsamen Industriellen und Händler mit künstlerischen Waren unter, sein künstlerisches Kapital ist bald vertan, aus einem Mehrer wird ein Fälscher der Kulturwerte. In den aufgezeigten Zusammenhängen ist mit der Grund dafür zu suchen, weshalb in unserer Zeit die Kunstströmungen einander so rasch ablösen, die »berühmten« künstlerischen Tagesgrößen außerordentlich rasch verbraucht sind. Was heute als höchste Offenbarung künstlerischen Genies in die Wolken gehoben wurde, ist in höchstens zehn Jahren vergessen und hat nur noch historisches Interesse. Eine andere charakteristische Erscheinung macht sich breit. Die aufgezeigten Verhältnisse zeitigen die Afterkunst. Der Kapitalismus erzeugt das sie ausbeutende Unternehmertum, die ausgebeuteten Kräfte, die zum Teil von dem künstlerischen Lumpenproletariat gestellt werden, das ein ureigenes Kind der heutigen Ordnung ist, und er schafft schließlich das kaufende Publikum von unten wie oben. Zu den Erscheinungen dieser Afterkunst gehören die Tingeltangel, sehr viele Variétés, die pornographischen Erzeugnisse der Literatur und Graphik, aber ebenso auch die dynastischen und patriotischen Denkmäler auf Abzahlung usw.

Nur wenn sich die Arbeit vom Joche des Kapitalismus befreit, nur wenn damit die Klassengegensätze in der Gesellschaft aufgehoben werden, nimmt die Freiheit der Kunst Leben und Gestalt an, kann der künstlerische Genius frei die höchsten Flüge wagen. Vor der Sozialdemokratie hat das ein Berufener

im Reiche der Kunst erkannt und verkündet: Richard Wagner. Seine Abhandlung »Kunst und Revolution« bleibt ein klassisches Zeugnis dieser Auffassung. Dort heißt es: »Laßt uns aufsteigen von dem Elend des Handwerkertums mit seiner bleichen Geldseele zu dem freien künstlerischen Menschentum mit seiner strahlenden Weltseele; aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört, als ein ewig unversiegbare Quell des höchsten Genusses.« Klar zeigte Wagner auf die Wurzel hin, aus der »das Elend des Handwerkertums« emporwächst, die »Taglöhnerei der Industrie«. Hören wir ihn: »So lange in einem Volke alle Menschen nicht gleich frei und glücklich sein können, müssen alle Menschen gleich Sklaven und gleich elend sein.« Wagner antwortete auch unzweideutig auf die Frage, wie die gleiche Sklaverei für alle überwunden, wie ein freies künstlerisches Menschentum für alle erblühen könne. Er sagt: »Der Zweck der geschichtlichen Entwicklung ist der starke Mensch, ist der schöne Mensch: die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit.« Aus dieser Aeußerung geht — nebenbei bemerkt — hervor, daß der schöne und starke Mensch, den Wagner ersehnte, nicht die vielberufene »Persönlichkeit« des Individualismus ist, nicht die blonde Bestie des Uebermenschen, sondern die harmonisch entfaltete Persönlichkeit, die sich mit dem Ganzen untrennbar verbunden, die sich als eins mit ihm fühlt. Die Revolution ist die Tat der Massen, und die höchste Kunst wird immer Ausdruck geistigen Massenlebens bleiben.

Wir wissen, daß die soziale Revolution, welche mit der Arbeit auch die Kunst befreit das Werk des kämpfenden Proletariats sein muß. Aber das kämpfende Proletariat reicht der Kunst mehr als diese Zukunftsverheißung. Sein Ringen, das Bresche auf Bresche in die bürgerliche Ordnung legt, bahnt neuen künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten die Wege und verjüngt die Kunst durch einen neuen Gedankeninhalt,

der über das geistige Leben der bürgerlichen Ordnung hinausreicht und künftiges Menschheitsleben ist. Der Inhalt des proletarischen Klassenkampfes erschöpft sich keineswegs in wirtschaftlichen und politischen Forderungen. Er ist auch der Träger einer neuen Weltanschauung, die ein einheitliches, in sich geschlossenes Ganze bildet. Es ist die Weltanschauung des Sozialismus, wie sie sich auf den Ergebnissen der Naturwissenschaften und der Gesellschaftswissenschaften aufbaut, die — mit den Namen Darvin und Marx verknüpft — von der Philosophie zusammengefaßt werden. Diese Weltanschauung keimt und reift im Flammen und Wettern der Klassenkämpfe unserer Tage. Sie entwickelt sich in dem Maße, als der Kapitalismus die gesellschaftliche Wirtschaft umwälzt und der kommunistischen Ordnung freier Arbeiter entgegentreibt; in dem Maße, als sich damit soziale Einrichtungen wandeln, als das Empfinden, Denken, Wollen der Menschen revolutioniert wird. Am tiefsten muß die Psyche und die Gedankenwelt der Klasse umgepflügt werden, die durch die Lebensbedingung in einen unversöhnlichen, dauernden Gegensatz zu der geltenden Wirtschaftsordnung und ihrem ideologischen Ueberbau gerät: diese Klasse ist das Proletariat. Sein Denken und Begehren schreckt nicht dem der Bourgeoisie gleich vor den Schranken der bürgerlichen Gesellschaft zurück, umgekehrt, es strebt über diese Schranken hinaus, es weiß, daß es sie zertrümmern muß. Daher nimmt die kämpfende Arbeiterklasse vorurteilslos und kühn die Konsequenzen aller Forschungsergebnisse auf. Je bewußter und kraftvoller ihr Kampf wider die kapitalistische Ordnung wird, um so schärfer tritt auch ihr geistiger Lebensinhalt in Gegensatz zum dem geistigen Leben der bürgerlichen Welt. Der proletarische Klassenkampf wird zum Träger neuer geistiger und sittlicher Ideale, ein neues eigenes kulturelles Leben beginnt unter den Enterbten emporzublühen. Der starke Pulsschlag dieses Lebens läßt die Sehnsucht nach künstlerischem Genießen und Gestalten ihre Flügel ausbreiten. Geschieht das, so ist es aber der eigene höchste historische

Wesensinhalt seiner Klasse, den der Proletarier künstlerisch umgeformt nachempfinden, den er künstlerisch selbst schaffen will.

Das Proletariat sehnt sich nach Kunstwerken, denen die sozialistische Weltanschauung Seele und Sprache verleiht. Damit gerät es in Gegensatz zu der bürgerlichen Kunst unserer Tage. Diese ist nicht die gesunde, entwicklungsfrohe Kunst einer jugendfrischen Klasse, die um ihre ganze Freiheit kämpft und sich damit als Trägerin der höchsten Menschheitsideale empfindet. Es ist die Kunst einer herrschenden Klasse, die sich auf den absteigenden Ast ihrer geschichtlichen Entwicklung bewegt, einer Klasse, die den Boden ihrer Macht unter vulkanischen Kräften erzittern fühlt. So wird unsere zeitgenössische bürgerliche Knnst aus einer Stimmung der Götterdämmerung heraus geboren. Der Naturalismus, der die Kunst zu ihrem ewigen Urquell, der Natur, zurückführen wollte, der im Zusammenhang damit auch gedanklich als Gesellschaftskritik Wertvolles geleistet hat, ist zur flachen, leeren Kopie der Wirklichkeit herabgesunken. Er gibt nur Wirklichkeit ohne große, zusammenhängende Ideen. Der Idealismus unserer Zeit hinwiederum sucht seinen geistigen Inhalt in den kleinbürgerlichen Ideen der »Heimatkunst« und, wo er sich weitere Horizonte steckt, in der Abkehr von der Gesellschaft und der Gegenwart. Er flüchtet in die Vergangenheit oder jenseits der Wolken und verfällt als religiöser, ja frömmelnder Neumystizismus, als Neuromantik usw. Kurz, er gibt Ideen ohne Wirklichkeit. Woher sollte auch die bürgerliche Kunst die Vereinigung von Idee und Wirklichkeit nehmen? In der Welt des geschichtlichen Seins der bürgerlichen Klassen klafft heute Idee und Wirklichkeit weit auseinander. Daher ist Anschauung und Stimmung dieser Klassen pessimistisch. Grober, kleinlicher Materialismus bei den einen, mystische Weltflucht bei den anderen wird zur Signatur der Zeit und damit der Kunst. Wie könnte solcher Inhalt der Kunst das Proletariat befriedigen? Es muß seinen ganzen historischen Sein nach

optimistisch empfinden und denken. Hoffnungsfreudig jauchzen ihm die treibenden Kräfte im Wirtschaftsleben von dem Nahen einer neuen Zeit, von der Stunde der Erlösung, verheißungsstark spricht sein eigenes geistiges Leben davon. Hier ist eine Vereinigung von Idee und Wirklichkeit, wie sie heute nur durch die Ideologie der Massen geschaffen werden kann, die sich die höchsten Ziele setzen. Die Idee: der Sozialismus, der erhabenste Freiheitsgedanke, den die Menschheit je geträumt. Die Wirklichkeit: eine Klasse, die sich in reifer Erkenntnis und stahlhartem Willen anschickt zur gewaltigsten Tat, die die Geschichte kennt: »die Welt zu verändern, statt sie anders zu interpretieren«, um mit Marx zu reden.

Aus diesem Zusammenhang der Dinge heraus erwächst dem Proletariat das leidenschaftliche Bedürfnis nach einer Kunst, deren Inhalt Geist vom Geiste des Sozialismus ist. Tendenzkunst also, so schallt es uns entgegen. Wohl gar »politische« Kunst. »Politisch Lied, ein garstig Lied.« Das Proletariat hat dieses Gerede nicht zu fürchten. Sein Vater ist letzten Endes weniger der Wunsch, die ausgebeuteten Massen zu künstlerisch Genießenden zu erziehen, als vielmehr der andere, sie als geistig Bevormundete im Banne der bürgerlichen Ideenwelt zu halten. Wo die Religion versagt, soll die Kunst helfen. Nicht die »Tendenz« überhaupt tut man im Namen der Kunst in Acht und Bann, nur d i e »Tendenz«, welche der »Tendenz« der herrschendenden Klassen widerstreitet. Uebrigens ist die Geschichte da, um das Verfemungsurteil gegen die »Tenzenz« in der Kunst Lügen zu strafen. Gewaltige, großzügige Kunstwerke aus allen Zeiten sind erhüllt vom Gluthauch der Tendenz. Was anders denn ist die Tendenz, als Idee? Kunst ohne Idee aber wird zur Künstelei, zum künstlerischen Formelkram. Nicht die Idee, nicht die Tendenz schädet das Kunstwerk und entweiht es. Umgekehrt, es soll und kann künstlerische Werte schaffen und steigern. Verderblich wird die Tendenz der Kunst nur dann, wenn sie äußerlich roh aufgepfropft wird, wenn sie mit künst-

lerisch unzulänglichen Mitteln redet. Wo dagegen die Idee von innen heraus mit künstlerisch reifen Darstellungsmitteln schöpferisch wird, zeugt sie Unsterbliches. So kann nicht bloß, so muß das Proletariat, statt jede künstlerische Modenarrheit der bürgerlichen Welt mitzumachen, auch seine eigenen Wege gehen, damit die Kunst aus dieser Zeiten Not neuen, höheren Inhalt gewinnt.

Im Proletariat selbst mehren sich die Zeichen, daß es als aufstrebende Klasse nicht bloß kunstgenießend sein will, sondern auch kunstschöpferisch. Das beweisen vor allem die Arbeitersänger und Arbeiterdichter. Die Welt bürgerlicher Kunstfreunde und Kunstverständiger, die über die primitiven künstlerischen Erzeugnisse grauer Vorzeit und wilder Völkerschaften als über Offenbarungen des Menschheitsgenius in Eckstase gerät, hat im allgemeinen nur Hohn oder Mitleid für das, was Proletarier oft mit noch unbeholfener Hand, aber mit heißer, zuckender Seele zu gestalten versuchen. Es fehlen ihr die Organe für das richtige Erfassen und Werten dieser Kunst von »Premitiven«, deren Schöpfungen Symptone sind, mit denen sich eine Weltwende ankündigt, die eine Renaissance der Kunst in ihrem Schoße trägt. Eine solche Renaissance erfolgt ebensowenig künstlerisch als sozial aus dem Nichts. Sie knüpft an Vorausgegangenes, Vorhandenes an. Aber die Kunst einer ins Licht der Kultur emporsteigenden Klasse kann ihre Anknüpfungspunkte und ihre Vorbilder nicht von der Kunst einer geschichtlich verfallenden Klasse nehmen. Das bestätigt die Geschichte der Kunst. Jede emporstrebende Klasse sucht ihre künstlerischen Vorbilder auf den Höhenpunkten der früheren Entwicklung. Die Renaissance knüpfte an die Kunst Griechenlands und Roms an, die deutsche klassische Kunst an die Antike und die Renaissance. Bei aller Würdigung der künstlerischen Anregungen und Ausdrucksmittel, um welche die zeitgenössischen Kunstströmungen das künstlerische Erbe breichern, wird darum die Kunst der Zukunft für ihre

Wegweiser über sie hinweg zur klassischen Kunst des Bürgertums greifen. Der Sozialismus ist die konsequente Weiterentwicklung und Umbildung des weltbürgerlichen Liberalismus, der ihr geistiger Gehalt war. Seine Kunst — um so zu reden — wird auch die Fortbildung der großen, klassischen, bürgerlichen Kunst sein, die das Geschöpf dieses liberalen Gedankens gewesen ist. Ist es nicht reichstes, lebendigstes, künstlerisches Sein, das uns grüßt aus Goethes Osterspaziergang, in dem die Sehnsucht nach dem Heraus aus den drückenden Schranken der feudalen Gesellschaft eine künstlerisch vollendete Verklärung gefunden hat? Aus Schillers wonnetrunkenem Weltverbrüderungruf: »Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!« Aus dem ungeheuren Jubel einer befreiten Menschheit in Beethovens neunter Symphonie, der elementar, riesenhaft in dem Chor durchbricht: »Freude, schöner Götterfunken!«

Friedrich Engels hat das stolze Wort gesprochen, daß die deutsche Arbeiterklasse die Erbin der klassischen Philosophie ist. Sie wird in dem aufgezeichten Sinne auch die Erben der klassischen Kunst ihres Landes sein. Es ist ein weiter Weg, den sie noch zu gehen hat, ehe sie dieser ihrer geschichtlichen Aufgabe ganz gerecht werden kann. Eine Tatsache unter vielen läßt das erkennen. Die Räume, die das Heim des kämpfenden Proletariats sein sollen, in denen sich ein wichtiger Teil seines geschichtlichen Lebens abspielt, die den Zwecken seiner Organisation dienen und seine Versammlungen aufnehmen, diese Häuser sind nicht aus seiner sozialistischen Weltanschauung heraus künstlerisch gestaltet. Unsere Gewerkschafts-, Volks- und Geschäftshäuser unterscheiden sich in ihrem Stil — Stil als äußere Form inneren Lebens gefaßt — in nichts von irgendwelchen bürgerlichen Geschäfts- oder Verkehrshäusern. Die innere künstlerische Beziehung zu dem Inhalt des Lebens, das in ihnen pulsiert, wird wahrhaftig nicht dadurch geschaffen, daß ein oder der andere Raum mit einer frostigen Allegorie der Freiheit usw.

geschmückt wird. Kurz, das geistige Leben der Arbeiterklasse hat bis jetzt noch nicht den geringsten Ausdruck in der architektonischen Formensprache gefunden. Das Porletariat selbst aber hat den Gegensatz, das Mißverhältnis zwischen dieser und seinem eigenen inneren Sein noch nicht einmal so stark und bewußt empfunden, daß sein künstlerisches Bedürfnis einen bestimmten Einfluß zu üben begönne. Gewiß: die Baukunst ist die höchste und schwierigste aller Künste, aber sie ist auch die sozialste von allen, der stärkste Ausdruck eines Gemeinschaftslebens. Man denke an die gotischen Kirchen, in denen das höchste geistige Sein der zünftigen Stadtbevölkerung der feudalen Gesellschaft seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat.

Doch zurück zum Ausgangspunkt! Ist der Weg weit und unter der Ungunst der verfallenden bürgerlichen Gesellschaft besonders schwierig, den das Proletariat wandern muß, um im wahren Sinne der Erbe der klassischen Kunst zu werden, so ist es umso dringlicher, es auch für diese seine Mission zu rüsten.

Es kann sich dabei nicht um blindes, kritikloses Anempfinden und Anbeten bürgerlicher Kunst handeln. Wohl aber gilt es, ein Kunstempfinden und Kunstverständnis zu wecken und zu pflegen, dessen feste Grundlage der Sozialismus als Weltanschauung ist, die gewaltige Ideologie des kämpfenden Proletariats und eines Tages der befreiten Menschheit. Seinen reifen schöpferischen Ausdruck wird freilich ein solches Kunstempfinden und Kunstverstehen innerhalb der Kerkermauern dieser kapitalistischen Ordnung nicht finden. Die heiß ersehnte Renaissance der Kunst — das ist meine persönliche Ansicht — ist erst jenseits ihrer möglich, auf jener Insel der Seligen, der sozialistischen Gesellschaft. Der geschichtliche Hammerschlag der sozialen Revolution wird auch in dieser Beziehung zur erlösenden Tat.

Aristoteles hat den bekannten Ausspruch getan, daß die Sklaverei als Grundlage des höheren Lebens der Freien über-

flüssig sei, wenn die Weberschiffchen, die Mühlsteine sich von selbst bewegten. Diese Vorbedingung ist heute erfüllt. Das Maschinenzeitalter hat Sklaven aus Eisen und Stahl erstehen lasen, die menschlichen Winken gehorchen. Führen wir diese Sklaven, die heute dem Reichtum und der Kultur einer Minheit dienen, aus dem Privatbesitz in das Eigentum der Gesellschaft über. Dann wird mit der Sicherung des materiellen Lebens und kultureller Entwicklungsmöglichkeit für alle auch die Kunst aus einem Vorrecht verhältnismäßig weniger zu einem Gemeingut für alle. Sie kann dann nicht mehr herabgewürdigt werden zum leeren Sinnesrausch für grobe Genußmenschen, zur Tändelei für sich langweilende Müßiggänger, zum Narkotikum für weltflüchtige Schwächlinge. Sie wird zum höchsten Ausdruck der schöpferischen Kraft eines Volkes, zum klaren Springquell reinster Freude und Erhebung, zu einer gewaltigen erzieherischen Macht, die sich am einzelnen und an der Gesamtheit bewährt. Nicht in dem Sinne, daß jeder einzelne zum künstlisch Schöpferischen wird, wohl aber insoweit, daß die Massen künstlerisch Verstehende und künstlerisch Genießende sein können. So wird die Kunst dazu helfen, daß das Wort des Aesthetikers Vischer seine Erfüllung findet, der über alle Künste die schöne Lebenskunst stellt. Der einzelne in seiner Persönlichkeit, in seiner Lebensbestätigung ein Kunstwerk, ein aus innerster Notwendigkeit sich gestaltendes, geschlossenes, harmonisches Ganze. Das Zukunftsvolk der freien Arbeit wird das Volk der freien Kunst sein. Ihm werden die großen schöpferischen Gestalter nicht fehlen, die individuell künstlerisch erfassen und formen, das Gemeinschaftsempfinden, Gemeinschaftsgedanken, Gemeinschafswollen ist. Denn alle große Kunst lebt von dem geistigen Herzblut einer großen Gemeinschaft.

KAISER JULIAN
VON ANATOLE FRANCE

Autorisierte Übersetzung von Beatrice Sacks.

Julian war ein wahrhaft außergewöhnlicher Mann. Als sein Onkel Constantin starb, war er noch Kind; mit seinem Bruder Gallus allein dem Massaker seiner gesamten Familie entgangen, wuchs er in dem traurigen und erschlaffenden Gefängnis von Cäsarea heran, in dem ihn Constantius zurückhielt, ohne sich entschließen zu können, ob er ihn leben oder umbringen lassen sollte. Dieses Morgenlandsfürstendasein hätte ihn blöde und grausam machen müssen. Gallus widerstand ihm nicht; er wurde vertiert. Julian ging intelligent und gut daraus hervor, tätig und keusch, als wäre er von den Stoikern gesäugt worden. Nichts ist launischer als der Despotismus. Constantius erlaubt Julian, als er das Mannesalter erreicht hat, in Athen und Konstantinopel zu studieren. Aber das Leben des jungen Prinzen war fortwährend bedroht: er mußte jeden Augenblick bereit sein, den Tod oder den Purpur zu empfangen. Und er empfing den Purpur. Er verdankte ihn der Kaiserin, der schönen und weisen Eusebia, die ihn liebte. Sie verstand es, vom schwachen Constantin für ihn den Titel Cäsar und die Statthalterschaft Galliens zu erlangen. Die Natur des Gefühls, das Eusebia mit Julian vereinte, ist nicht zweifelhaft. Aber von allen Männern, die ihr Glück der Liebe verdanken, hat Julian vielleicht am wenigsten dazu getan, den Frauen zu gefallen. Eusebia muß einen ungewöhnlichen Geschmack gehabt haben, daß sie sich an einen so jungen, herben Mann gebunden hat. Julian, klein und untersetzt, war nicht schön und stellte sich durch seine eigenwillige Nachlässigkeit ungraziöser, als er

von Natur war. Er trug einen Bocksbart, den nie ein Kamm berührte. Er besaß die Schwäche, zu glauben, ein Bart sei philosophisch, wenn er schmutzig ist. Er ließ sich die Haare nicht schneiden. Er hatte schwarze Nägel, an den Händen Tintenflecken und rühmte sich all dessen. Seine unschuldige Verstellung ging darauf aus, rauh, linkisch und bäurisch zu scheinen. Er verglich sich gern mit dem Griesgram der Komödie. Da seine Familie aus Mösien stammte, betonte er gern, daß er ein Barbar sei, ein echter Bauer aus Ixter. So wie er war, liebte ihn Eusebia. Ihr verdankte er Leben und Macht. Und als er nach Gallien ging, machte sie ihm ein Geschenk, das ihm lieber war als der Purpur. Sie gab ihm Bücher, eine große Bibliothek von Dichtern und Philosophen. Julian war ihr dafür dankbar, und als er den Panegyrikus der Kaiserin verfaßte, hatte er sich gehütet, eine Freigebigkeit zu vergessen, die ihm so süß gewesen war. »Eusebia,« sagte er, »gab mir eine solche Menge von Büchern, daß ich meine Sehnsucht, meine Unersättlichkeit, meine Gier für diesen geistigen Verkehr voll befriedigen konnte, und so wurde Gallien und Germania für mich ein Museum hellenischer Literatur. Da ich mich von diesem Schatz nie losreißen kann, werde ich auch nie vergessen können, wem ich ihn verdanke. Wenn ich auf dem Marsche bin, werde ich niemals versäumen, mich von einem dieser Bücher als einem Teil meines militärischen Gepäckes begleiten zu lassen.«

Dieser junge Cäsar, Bibliothekar und Philosoph, der sich nur ungern von dem kurzen Mantel der Athener getrennt hatte, gab zuerst einen komischen Soldaten ab. Da er gebeugt ging, die Augen wie ein Scholar auf die Erde geheftet, hatte er große Mühe, den Schritt an den Rhythmus der Pyrrhicha zu gewöhnen, und während er, den Küraß umgeschnallt, seinen militärischen Beruf ausübte, murmelte er zwischen den Zähnen: »Der paßt zu mir wie ein Sattel zum Ochsen«, und in Zwischenräumen stöhnte er: »O Plato!« Kurz und gut, er

war, wie der gute Ammianus Marcellinus sagt, ein junger Musenschüler, ein neuer Erechtheus, in Minervas Schoß unter den friedlichen Schatten der Akademie genährt. Aber er hatte eine unschuldige, reine Seele; nach einigen Wochen wurde er ein harter Soldat, ein geschickter Hauptmann. Seine germanischen Feldzüge sind eines Trajan würdig. Im Zeitraum von vier Jahren überschritt Julian dreimal den Rhein und befreite zwanzigtausend römische Gefangene; bezwang vierzig befestigte Städte und machte sich zum Herrn des ganzen Landes. Dabei blieb er Scholar von Athen und Jünger der Philosophen. Er ging von Stadt zu Stadt und zeigte den Barbaren seine Milde und Schlichtheit. In seinem teuren Lutetia (Paris), wo er seine Quartiere aufgeschlagen hatte, führte er dieses Leben voll Betrachtungen und Enthaltsamkeit, das, nach seinen neuplatonischen Meistern, das Leben der Vollkommenheit war. Er fastete und betete, um des Verkehrs mit den Göttern würdig zu sein, und er hatte wirklich Visionen, wie Ammianus Marcellinus berichtete. Dort, im Palast der Thermen, deren Ruinen heute allabendlich die Lieder der Studenten hören, wurde Julian von seinen Soldaten als Augustus ausgerufen. In Ermangelung einer geeigneten Krone boten sie Julian ein Frauendiadem an, das er mit der sanften Verachtung eines Philosophen zurückwieß. Man reichte ihm ein Stirnband, das er ebenfalls ablehnte. Die Soldaten waren in großer Verlegenheit, bis ein Speerträger seine Halskette löste und sie um das Haupt des neuen Augustus legte.

Durch den überraschenden Tod Constantins wurde der Bürgerkrieg vermieden, und Julian, den das ganze Reich anerkannte, brauchte den Augustus nicht zu bekämpfen, sondern nur zu begraben.

Man erzählt, daß eines Tages, als Julian, neu mit dem Purpur bekleidet, in einer Stadt, deren Namen ich vergessen habe, unter den Zurufen des Volkes durch die Straßen schritt, eine alte blinde Frau, mit erhobenen Armen auf den neuen

Cäsar weisend, mit prophetischer Stimme gerufen hatte: »Dort ist der, der die Tempel der Götter wiederaufbauen wird«. Julian war Christ wie sein Vater. Durch die Befehle des Constantius war er von Kindheit an zur Anbetung des galiläischen Gottes erzogen worden; er hatte sogar die unteren Weihen empfangen und vor dem Volke das Evangelium in der Kirche Cesarias verlesen. Dennoch hatte diese Frau recht, und irgend ein frommer Feind der Christen, Libanius oder Maximus von Ephesus, konnte sie als vom Himmel inspiriert ausrufen, oder glauben, daß Minerva selbst, wie zur Zeit Homers, die Gestalt einer Sterblichen angenommen hatte, um ihren Freund in Weisheit zu stärken. Julian, zur Herrschaft emporgestiegen, sollte bei seiner berühmten Regierung von wenigen Monaten das vollbringen, was jene Alte prophezeit hatte. Er war immer nur aus Zwang Galiläer gewesen, und schon ganz jung verabscheute er das Christentum als die Religion seiner Bedrücker und der Mörder seiner Familie. Während er die Gräber der Märtyrer in Nicomedien besuchte, stellte er Betrachtungen über die Geheimnisse der Göttin Cybele und über die Gottheit der Sonne an. Dem Äußern nach Christ, war er im Herzen Hellene. »Er war, im Gegensatz zur Fabel, der Löwe, der die Eselshaut trug«, sagte Libanius. Und Libanius sagte auch, daß Julian, nachdem er Augustus geworden, wie ein wütender Löwe alle Fesseln sprengte, die ihn an das Christentum schmiedeten.

Eine genaue Aufstellung von Christen und Heiden im Reiche beim Regierungsantritt Julians ist unmöglich. Man kann annehmen, daß die numerischen Kräfte der Galiläer und der Hellenisten in Ägypten und der ganzen Provinz Afrika ungefähr gleich waren. Hingegen ist es gewiß, daß die Bevölkerung der asiatischen Städte im großen Übergewicht christlich war. In Syrien, im Pontus, in Kappadozien, in Galatien waren sogar die Bauern Christen. In Europa hatte sich das Christentum nicht auf dem Lande

verbreitet: dort sollte der Pagus, das Dorf, das götzendienerisch geblieben war, seinen letzten Namen der alten vernichteten Religion geben. Aber die Bauernkulten Italiens und Galliens hatten nichts mit dem gelehrten Mystizismus der Rhetoren und hellenistischen Philosophen gemeinsam. Was die Städte des Okzidents anbelangt, waren die griechisch sprechenden eher galiläisch und die lateinisch sprechenden eher heidnisch. Aber man kann es nicht wagen, diesen Unterschied allzu streng aufrechtzuerhalten. Kurz, die Christen siegten zweifellos durch die Zahl über die vereinten Hellenisten und Heiden.

Sie behielten die Würden und Ämter, die sie nur in der Schule an die Hellenisten abtraten. Die Schule war allerdings in der Gesellschaft des vierten Jahrhunderts eine große Macht. Ein Politiker hätte die von Constantius vernichteten Altäre nicht wieder aufgerichtet. Aber Julian war kein Politiker. Er war ein Gläubiger und sogar ein Erleuchteter. Er führte den Kult und die Opfer für die Götter wieder ein und nicht im Hinblick auf die Menschen. Ein tiefer Theologe und keuscher Moralist, handelte er nach den Eingebungen seines Gewissens und den Regungen eines durch Fasten und Schlaflosigkeit überspannten Glaubens. Er schlief nicht. Wenn er sich nachts kaum auf seine grobe Matte ausgestreckt hatte, stand er wieder auf, um zu schreiben oder nachzudenken. Man erschauert bei dem Gedanken an einen Kaiser, der niemals schläft. Seine Schriften bezeugen seine mystische Überspanntheit. In einer seiner kleinen theologischen Abhandlungen sagt er uns folgendes:

»Von meiner Kindheit an hatte mich eine gewaltige Liebe für die Strahlen des göttlichen Gestirns gepackt. Ganz jung schon erhob ich meinen Geist zum ätherischen Licht; und ich wünschte, nicht nur am Tage meine Blicke darauf zu heften, sondern auch des Nachts verließ ich alles, nur um an einem heiteren, reinen Himmel die himmlischen Schönheiten zu bewundern. In solche Betrachtungen versunken, hörte ich die

nicht mehr, die zu mir sprachen, und verlor das Bewußtsein meiner selbst.«

Niemand wird die Aufrichtigkeit solcher Ergüsse bestreiten. Julian war ein religiöser Mann. Darüber herrscht kein Zweifel. Viel weniger einig ist man sich über den Charakter der Religion, die er bekannte. Der Historiker Boissier will darin einen neuen, gezüchteten Kultus sehen, dessen Erfinder Julian war, und den er ganz und gar, Dogma für Dogma, aus seinem erhitzten Gehirn gezeugt hatte. Aber man begreift nicht, wie ein Kultus dieser Art in einigen Monaten hatte eingeführt werden können. Ich glaube, im Gegenteil, daß Julian die alte Religion in den Formen, die sie damals gefunden hatte, wieder aufbaute.

Diese Religion war nicht Heidentum, wenn man unter diesem Wort volkstümliche Götzendienerei versteht; sie war auch nicht der seit langer Zeit im Geiste der römischen Gelehrten durch Erkenntnis des einzigen Gottes und göttliche Vorsehung ersetzte Polyteismus. Sie war Hellenismus, um sie mit dem Namen, den man ihr damals gab, zu bezeichnen. Julian war ein scharfsinniger Theologe; er übermittelte nach dem Beispiel seiner Lehrer einfach die alten Mythen. Er war nicht im geringsten ein Neuerer der Welt. Seine Ideen über die Sonne und über die Mutter der Götter sind Porphirius und Jamblichus entnommen. An verschiedenen Stellen seiner Schriften enthüllt er seinen Plan, nicht von den Lehren des Jamblichus abzugehen. Er sagt: »Wir wollen die frischen Spuren eines Menschen verfolgen, den ich gleich nach den Göttern verehre und wie Aristoteles und Plato bewundere.« Und dann: »Nimm die Schriften des göttlichen Jamblichus, und Du wirst darin die Fülle menschlicher Weisheit finden.« Porphyrius und Jamblichus waren nicht nur neaplatonische Philosophen, sie waren euch Wundertäter und Magier. Wenn sie beteten, hob sich ihr Körper über den Fußboden und ihr Gesicht und ihre Kleidung färbten sich in leuchtendes Gold.

Diese Neoplatoniker gaben den Religionen Griechenlands ihre letzte gelehrte und bizarre Form. Diese Form baute Julian wieder auf. Er stellte sie wieder her, aber er erfand sie nicht. Man muß wissen, daß in jene Entwicklungsphase der Menschheit ein religiöser Geist gezwungen war, zwischen dem Mystizismus der Neoplatoniker und dem christlichen Dogmatismus zu wählen. Und wenn man diese beiden Betrachtungsmöglichkeiten des Göttlichen vergleicht, gewahrt man sehr bald, daß sie nicht so verschieden sind, wie die Theologen angenommen haben. Ohne daß ich mit dem geschickten und eigenartigen Emile Lamé behaupten möchte, daß Julian christlicher als die Christen gewesen ist, muß man anerkennen, daß der Apostat sich in Lehre und Sitten der Kirche sehr näherte, die er zerstören wollte, und die triumphierend vierzehn Jahrhunderte lang das Anathema ihm zum Gedächtnis verwarf. Es ist nicht wahr, daß Julian, wie Boitsier sagt, den Christen »den Vorteil dieses einzigen universellen Gottes hinterlassen hat, der über allen Nationen ohne Unterschied und ohne Bevorzugung wacht.« Der einzige und dreifache Gott Julians ähnelt im Gegenteil sehr der Dreieinigkeit des heiligen Athanasius und der hellenistischen Christen. Julian und Libanius waren Platoniker, Basilius und Athanasius ebenfalls. Was hat schließlich der strenge, starrköpfige Julian anderes getan, als die christliche Dreifaltigkeit durch die alexandrinische Triade; den einzigen Gott der Christen durch den einzigen Gott der Philosophen; den Logos oder Sohn durch den Sonnengott, die Heilige Schrift und die Offenbarung durch Erklärung der Mythen; die Taufe durch Einweihung in die Mysterien; die ewige Seligkeit der Heiligen durch die Unsterblichkeit der Helden und Weisen ersetzt? Diese Ideen, von weitem gesehen, sind wie Schwestern, die sich ähneln und nicht erkennen. Und wenn man die Moral Julians betrachtet, ist man noch mehr betroffen, dasselbe Ideal von Armut, Keuschheit, Askese aus den alexandrinischen und galiläischen Quellen sprudeln zu sehen.

Der Apostat lebte wie ein Heiliger. Ammianus Marzellinus, der Zeuge seines ganzen Lebens war, teilt uns mit, daß er nach dem Tode seines Weibes Helene jedem geschlechtlichen Verkehr fernblieb. »Diese Enthaltsamkeit,« fügt der sanfte Ammianus hinzu, »wurde stark begünstigt durch Entbehrungen an Nahrung und Schlaf, die er sich auferlegte und sowohl in seinem Palast, wie im Feldlager mit gleicher Strenge beobachtete.«

Wie ein Kirchenvater machte er es sich zur Aufgabe, die Zirkusspiele zu hassen und zu fliehen. Er hielt es für schamerregend, Frauen oder schöne Knaben wie Frauen tanzen zu sehen. Er schlief auf einer Matte wie ein Asket und trieb die christliche Tugend so weit, daß er Bart und Nägel vernachlässigte.

Dennoch hätte der in seinen Dogmen biegsame, in seiner Philosophie naive, in seinen Traditionen poetische Hellenismus vielleicht die menschliche Seele mit allerlei lieblichen Tünchen gefärbt; und es ist eine große wissenschaftliche Frage, wie die moderne Welt wäre, wenn sie unter dem Mantel Cybelens und nicht unter dem Schatten des Kreuzes gelebt hätte. Unglücklicherweise ist diese Frage unlösbar. Julian hatte keinen Erfolg. Sein Werk ist mit ihm untergegangen. Mit ihm sind die Hoffnungen untergegangen, die Libanius mit edler, reiner Begeisterung zum Ausdruck brachte, als er schrieb:

»Wir sind hier dem Leben wirklich zurückgegeben; ein Glückshauch weht über die Erde, jetzt wo ein wahrer Gott in Gestalt eines Menschen die Welt regiert, so daß die Feuer der Altäre aufflammen, die Luft durch den Rauch der Opfer gereinigt ist.«

Man könnte wenigstens untersuchen, ob der Versuch Julians so sinnlos war, wie man sagt. Es scheint, daß er nur unglücklich angefangen wurde. Die Begeisterung in den Städten war groß und der Kaiser war genötigt, durch einen Erlaß die Beifallsäußerungen zu untersagen, die ihn empfingen, wenn

er einen Tempel betrat. Wie unter Constantin, gab es zahlreiche Glaubensbekehrungen, aber im entgegengesetzten Sinne, und unter anderen die des Pegasus, des Bischofs von Ilion. Diese Resultate wurden in einer Regierung erlangt, die so kurz war, daß man sie nach Monaten, nicht nach Jahren zählt. Es ist dagegen gewiß, daß täglich neue Schwierigkeiten auftauchten, und die Lage beim Tode Julians weniger günstig war als bei seinem Regierungsantritt. Aber man darf nicht bestätigen, daß der Versuch unmöglich war. Das wissen wir nicht. War er übrigens in einer Gesellschaft, die das gebieterische Bedürfnis nach einer Weltreligion fühlte, und begann von den nicht endenwollenden Disputationen der christlichen Sekten zu ermüden, so unangebracht?

Wenn Julian sich geirrt hat, (und er hat sich geirrt, denn er hat keinen Erfolg gehabt) hat er sich wenigstens wie ein Ehrenmann geirrt. Wir haben gesehen, daß er aufrichtig war. Er vereinte Toleranz mit Glauben, und das ist ein seltenes und schönes Bündnis. Es ist wahr, daß ihm diese Mäßigung abgestritten wird. Der Herzog von Broglie hat aus Julian einen Verfolger machen wollen; aber die Verlegenheit, die er dabei empfindet, ist bei einem so geschickten Historiker der Beweis für eine falsche Darstellung. Julian hat sich gewaltsamen Maßnahmen immer widersetzt, er steht nach dieser Richtung in der romanischen Welt einzig und allein.

Er sagte: »Ich habe beschlossen, mit Milde und Menschlichkeit gegen die Galiläer vorzugehen; ich verbiete, daß man Zuflucht zur Gewalt nimmt, und daß jemand in einen Tempel geschleppt oder zu irgend einer anderen Handlung gegen seinen Willen gezwungen wird.«

Er hat diese schönen Worte niemals verleugnet und sagte noch kurz vor seinem Ende:

»Durch Vernunft muß man die Menschen besiegen und belehren, nicht durch Schläge, Beleidigungen und Bittschriften. Ich verpflichte also auf immer diejenigen, die den Eifer der

wahren Religion besitzen, der Galiläersekte kein Unrecht zu tun, sich niemals gegen sie auf die Wege von Tätlichkeiten oder Gewalt zu begeben. Man muß mehr Mitleid als Haß für Leute hegen, die sich in so wichtigen Dingen irren.«

Und das Interessanteste bei Julian ist, daß er gleichzeitig der überspannte Gläubige und der Philosoph voll Menschlichkeit ist. Er hat der Welt dieses einzige Schauspiel eines fanatischen Duldsamen gegeben.

Parteiisch und nachgiebig nimmt dieser Kaiser zur Verteidigung der Orthodoxie Zuflucht zu den Feinheiten der Vernunft und der philosophischen Ironie. Er spottet derer, die er hätte töten können, und da er sich mit Geist lustig macht, sagt man, daß er unduldsam ist. Von römischer Gewalt und byzantinischer Grausamkeit genährt, scheint er nur Achtung vor dem menschlichen Leben und dem Kultus des Denkens gelernt zu haben. Er ist Kaiser, und um seine Untertanen zu bestrafen, die ihn beleidigt haben, ihn und die Götter, schreibt er eine Satyre über sie im Geschmack der Abhandlungen des Lucian. Er ist ein sehr gefährlicher Gegner, denn, ganz und gar Mystiker, besitzt er trotz seiner Astrologie ätzenden Geist.

Bei Antritt seiner Fürstenwürde trieb ihn seine harmlose Milde die von Constantius verbannten Bischöfe, zurückzurufen. Arianer ließ er mit ihnen auf die Kirche los. »Denn er mußte wissen,« sagt Ammianus, »daß die Christen schlimmer als wilde Tiere sind, wenn sie untereinander disputieren.« Ohne die Christen zu verfolgen, versetzte er ihnen einen harten Schlag durch Entziehung des Rechtes, die Rhetorik zu lehren. Er sagte, sie mögen den Hellenisten die Sorge überlassen, Homer und Plato zu erklären, und in den Kirchen Matthäus und Lucas verkünden. Er hatte die etwas zu einschneidende Idee, den Tempel von Jerusalem wieder aufzubauen, um die Prophezeiungen von Jesu Christi Lügen zu strafen. Er starb bei den Persern, ehe er diesen Plan ausgeführt hatte. Er hatte Armenien, Mesopotamien unterworfen,

den Tigris überschritten, Ktesiphon erobert, als er durch einen Pfeil tödlich in die Leber getroffen wurde. Ammianus Marzellinus, Zeuge seines Todes, hat seine letzten Worte aufbewahrt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Julian sie so gesprochen, wie der Historiker sie berichtet, und die Rede ist vielleicht gänzlich gemutmaßt. Der Biograph spricht darin nichtsdestoweniger die wirklichen Gedanken Julians aus, die er in langem, ununterbrochenem Verkehr gesammelt hat. Das ist das Testament dieses ungewöhnlichen Mannes. Es tut ihm zuviel Ehre an, darum zitiere ich es nicht ganz.

»Freunde und Gefährten, die Natur fordert das von mir zurück, was sie mir geliehen hatte; ich gebe es ihr mit der Freudigkeit eines Schuldners, der sich schuldenfrei macht, nicht mit dem Schmerz und den Gewissensbissen, die von den meisten Menschen mit dem Zustand verbunden werden, in dem ich mich befinde. Die Philosophie hat mich überzeugt, daß die Seele nur wahrhaft glücklich ist, wenn sie sich von den Fesseln des Körpers befreit, und daß man sich eher freuen als betrüben muß, wenn sich der edelste Teil unseres ‚ich' von dem befreit, was ihn herabsetzt und erniedrigt. Ich habe auch beobachtet, daß die Götter den Tod guten Menschen oft als Belohnung geschickt haben, um ihre Tugend zu krönen. Ich empfange ihn als Gnadenakt; sie wollen mir die Schwierigkeiten ersparen, denen ich vielleicht unterlegen wäre oder eine unwürdige Handlung begangen hätte. Ich sterbe ohne Gewissensbisse, weil ich ohne Verbrechen gelebt habe, sei es zur Zeit der Ungnade, als ich vom Hofe verbannt war und mich in dunklen und abgelegenen Verstecken zurückhielt, sei es seitdem ich zur Regierung gekommen. Ich habe die Macht, mit der ich ausgestattet war, als eine Ausströmung göttlicher Macht betrachtet; ich glaube, sie rein und fleckenlos bewahrt zu haben, indem ich die meiner Obhut anvertrauten Völker mit Milde leitete und den Krieg nur aus guten Gründen erklärte und unterstützte. Wenn ich keinen Erfolg hatte, so

weil der Erfolg vom Willen der Völker abhängig ist. Überzeugt, daß das Glück der Völker das einzige Ziel jeder gerechten Regierung ist, habe ich die willkürliche Macht, die verhängnisvolle Quelle der Bestechung von Sitten und Staaten verabscheut. Ich habe den Frieden immer geliebt; aber sobald das Vaterland mich gerufen und mir befohlen hat, die Waffen zu ergreifen, habe ich mit der Unterwerfung eines Sohnes die absoluten Befehle des Vaters ausgeführt. Ich habe der Gefahr ins Angesicht geschaut, ich bin ihr geschwind entgegentreten. Ich will Euch nicht verbergen, daß mir schon vor langer Zeit ein gewaltsamer Tod geweissagt wurde. Darum danke ich dem ewigen Gott, daß er nicht zuließ, daß ich weder unter den Schlägen von Verschwörern, noch an den Leiden einer langen Krankheit oder durch die Grausamkeit eines Tyrannen umkam. Ich verehre seine Güte über mir, mit der er mich von dieser Welt durch einen ruhmreichen Tod während eines ruhmreichen Unternehmens zu sich emporhebt. Bei gesunder Beurteilung der Dinge ist es ebenso feige, den Tod zu wünschen, wenn man leben soll, wie um das Leben zu trauern, wenn man sterben soll.«

Glaubt man nicht, Marc Aurel zu hören? Ich habe hier den Versuch einer flüchtigen Apologie Julians gemacht, weil mir scheint, daß der Apostat, nachdem er von geistlichen Autoren sehr mißhandelt war, nicht viel Gunst bei den philosophischen Schriftstellern unserer Zeit gefunden hat. Auguste Comte ist sehr hart gegen ihn. Ich hörte eines Abends, wie Renan sagte: »Julian, das war ein Reaktionär!« Vielleicht, aber jedenfalls war er als Kaiser ein Mann von Ehre und als Theologe ein Mann von Geist. Ich gebe zu, daß er Unrecht hatte, etwas aufhalten zu wollen, das dem Untergang geweiht war, aber hat er nicht die seltensten Eigenschaften in der Verteidigung einer verzweifelten Sache entfaltet? Und ist es denn schließlich nichts, unter dem Purpur die Tugenden des Philosophen, des Pontifex und des Soldaten zu vereinen?

MOSES

Schauspiel in 3 Akten

VON MARGARETE GRONENBERG

Heinrich Vogeler gewidmet.

PERSONEN:

Moses
Mirjam
Ephraim
Pharao
Oranoe
Volk

Zeit: —
Ort: I. Akt: Ägypten
II. Akt: Wüste
III. Akt: Nahe dem gelobten Land.

I. AKT.

1. Szene.

(In Ägypten. Inneres einer Höhle. An grauer Wand mit leuchtender Schrift: »Jehova«. Vermummte Gestalten mit Fackeln.)

Ein alter Jude: Haltet euch bereit für die nächsten Tage! Ihr werdet zusammenstehn, kraftvoll Beispiel der Einigkeit. Volk, befreie dich, wirf ab die Fesseln allzulanger Knechtschaft, erhebe gewaltige Stimme der Rache, nimm Flügel der Morgenröte, Freiheit winkt, gelobtes Land.

Ephraim: Rache laßt uns nehmen an den Gewalttätern. Blut komme über sie, laßt uns töten, was uns in den Weg kommt. Unerbittlich sei das Gericht. (Bewegung.)

MOSES (kommt. Vermummt. Großer, gewaltiger Mensch. Ruhig, bestimmt, beherrscht.)

(Stille. Dann Flüstern: Moses, er ist's.)

Moses: Gruß euch, meine Brüder und Schwestern. Heute noch ist es Gefahr, Diener der Gerechtigkeit zu sein. In angstvoller Dunkelheit treffen wir uns, einer Sache zu dienen, die das Licht des Tages nicht zu scheuen brauchte.

Ephraim: Denke, Moses und du, Volk, vernimm, was ich Neues habe: Der König hat im ganzen Lande Banden gebildet, damit sie über euch herfallen, wenn ihr euch erhebt. O, ihr war't billige Arbeiter, ihr ließet eure Kraft den Reichen, nun ihr sehend wurdet, fallen sie über euch her und treten euch mit Füßen, töten eure Männer, schänden die Frauen, mißhandeln eure Kindlein. (Bewegung.)

Fluch denen, die heute noch die Herren sind, Fluch den Satten, die euer Brot essen, Fluch den Reichen, für die ihr ein elendes Leben lang gearbeitet habt.

Volk: Fluch und Rache!

Ephraim: Es darf kein Stein auf dem andern bleiben. Das Land halle wider vom Wehgeheul der Opfer unserer Rache.

Moses: Nicht so, mein Bruder. Nicht unschuldig Blut darf fließen. Nur wo Gewalt sich unserem Wollen entgegensetzt, greift zum Schwert. Die Freiheit ist ein berauschend Getränk, macht euch nicht schuldig. Blut aber ist Schuld, Schuld aber gebiert Strafe.

Ephraim: Du fühltest nicht am eigenen Leibe, wie unmenschlich man uns drückte, du spürtest nicht die Last der Fronarbeit, sonst würdest du nicht milde gegen die Bedrücker sein.

Volk: Fluch ihnen!

Moses: Ich leide unter jeder Ungerechtigkeit, die im Lande geschieht, meine Seele erbebt vor jeder Klage, die an mein Ohr dringt. Ich will nur, daß ihr nicht zu Mördern und Schlächtern werdet, wenn ihr euch aufmacht zur Wanderung ins gelobte Land.

Einer aus dem Volk: Sei du unser Führer, Moses.

Volk: Ja, führe uns zur Freiheit! Führe uns!

Moses: Nein, ich kann es nicht. Nehmt einen Anderen, Würdigeren.

Mirjam: Bruder, dein Volk bittet dich, weil es weiß, daß du die Gerechtigkeit über alles liebst.

Moses: Ich habe nur wenig Worte. Gott gab mir eine schwere Zunge, ich werde euch nicht immer halten können. Zu groß ist die Verantwortung.

Volk: Moses, du mußt uns helfen, du kannst es.

Moses: Fürchtet ihr denn nicht endlosen Weg durch Wüsten, Mühen der Wanderung, Qualen des Hungers?

Volk: Wir fürchten uns nicht.

Moses: Seid ihr bereit zu leben wie Brüder, einer dem andern zu geben von seinem Überfluß, zu helfen, wo Not ist, und den Nächsten zu lieben wie euch selbst?

Volk: Ja, wir geloben.

Moses: So will ich euch führen. Doch ihr müßt euch bewußt werden, daß euer Teil Müh und Arbeit sein wird. Aber eure Kinder werden in einem Lande leben, da Milch und Honig fließt, sie werden tanzen auf sonnigen Wiesen und die Luft wird erzittern von tausendfacher Melodie. Gott wird nah sein. Wir sind die Kämpfer, die Bahnbrecher, unsere Kinder aber werden die Glücklichen sein, der Freude, der Sonne naheleben.

Leben! Wir wollen ihnen das gelobte Land schenken.

(Mehr und mehr ist das Volk von heiliger Begeisterung gepackt. Sie umarmen sich und reden durcheinander.)

Moses: Scheidet, wenn es möglich ist, in Frieden. Gott schütze uns. Er ist der Gerechte, und unsere Aufgabe ist es, der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen.

Mirjam:

Friede komme über euch,
Ziehet ein in Gottes Land.

Ziehet ein in Gottes Reich,
Brüder reichet euch die Hand!
Werft die Fesseln fort,
Werdet freie Herrn.
Seht am Himmel dort
Leuchtend Stern an Stern.
Süß Verheißung klingt:
Gott ist nicht mehr Feind
Hoffend und beschwingt
Kämpfet, leidvereint.
Brüder, reichet euch die Hand.
Ziehet ein in Gottes Reich,
Ziehet ein in Gottes Land,
Friede komme über euch.

Vorhang fällt.

2. Szene.

(Im Palast. Terrasse. Pharao und Oranoe.)

Oranoe: Es wird kühl. wollen wir hineingehen?

Pharao: Nein, wir wollen noch ein wenig das Mondland genießen, es ist schön und macht ruhig und friedevoll. (Nach einer Pause). Sag mal, verstehst du Moses? Wie schön könnte er es bei uns haben, ein sorgloses, heiteres Leben wäre ihm beschieden, statt dessen macht er sich mit dem Pöbel gemein. Wann wird er endlich vernünftig werden und einsehen, daß es stets so war und immer so sein wird, daß das Volk arbeitet, damit wir der Schönheit leben können?

Oranoe: Ich sah Moses lange nicht. Mir graute auch zuletzt vor seiner finsteren Miene und den verächtlichen Worten, die er für uns hat.

Pharao: Er war inzwischen einige Male bei mir und verlangte die unsinnige Zustimmung von mir, sein Volk zur Freiheit führen zu dürfen. Er sollte sich doch dieses Volk mal genau

ansehen. Eine Rotte von Verbrechern und Wüstlingen ist es, die es nicht wert sind, daß man über sie spricht. Er ist blind in seinem Irrsinn.

Oranoe: Was antwortetest du ihm?

Pharao: Zuerst lachte ich ihn aus und versuchte, ihn durch Spott zur Vernunft zu bringen. Als das nichts half; redete ich ihm vernünftig zu; ich hätte mich sogar mit verschiedenen Neuerungen einverstanden erklärt, aber fanatisch blitzte sein Auge, als er rief, das Volk wolle nicht eingelullt werden durch kleine Vergünstigungen, es gelte, ganze Arbeit zu tun. Herr, gib uns frei, gib uns frei, flehte er. Sag' selbst, kann ich diesem Drängen nachgeben?

Oranoe: Ja, wenn es Menschen wären wie wir, denen er sein Herz verschrieb. Aber diesen häßlichen Menschen, die nicht verstehen zu singen, die eine rohe Sprache haben und im Schmutz leben, wäre mit der Freiheit schlecht gedient.

Pharao: Das alles sagte ich ihm auch. Da warf er mir Schuld vor. Als ob ich es ändern könne, daß sein Volk schmutzig und gemein ist. Ich bot ihm Gold an, das er verteilen dürfte. Sein Dank war der Fluch seines Gottes.

Siehst du, so belohnt sich eine gute Tat. Wir taten ihm nur Gutes, und er — erklärt uns den Krieg.

Oranoe: Es wird der Tag kommen, wo er wieder zu uns kommt, voll Enttäuschung über das wahre Gesicht des Volkes, das er nicht sieht oder nicht sehen will.

Ein Sklave (eilig): Herr, ein furchtbarer Aufruhr! Alle Erstgeburt unseres Volkes wird gemordet! Die Kinder Israel sind wie Löwen stark, die Unsrigen sind erschreckt und fliehen!

Ein Hauptmann: Herr, ein entsetzliches Gemetzel. Ich sammle meine Leute nicht mehr.

(Man hört Schreien und Rufen.)

Pharao: Geh'! Jeder, der seine Pflicht nicht tut, wird in den Nil geworfen.

Ein anderer Sklave: König, Moses ist inmitten des Pöbels, er sammelt sein Volk, sie ziehen aus.

Pharao: Auf, ihnen nach. Keiner soll lebend unser Land verlassen.

3. Szene.

(Straße. Nacht des Auszugs. Brennende Häuser.)

Eine ägyptische Mutter inmitten schreiender, verzweifelter Menschen: Mein Kind haben sie getötet, meinen Jungen haben sie gemordet, die Schufte. Was tat es ihnen, das unschuldige Blut? Sie sollen mich auch töten!

(Eine Bande unter Ephraim kommt, fanatisch im Sieges- und Racherausch.)

Ephraim: Entsetzen ist überall. Unsere Rache sei ganz. Mordet die Peiniger, die Qual unseres Elends fordert ihr Blut. Dieser Jammer tut meinem Herzen wohl, sie sollen erfahren, was Stöhnen ist. (schreiend) Fluch! nieder mit den Bedrückern!

Die Bande: Tötet die Buben, die euch schlugen!

(Hauptmann, mehrere Kriegsknechte.)

Hauptmann: Steht mir Antwort.

Ephraim (erschlägt ihn): Das sei die Antwort, du Hund.

(Rotte dringt auf die Kriegsknechte ein. Diese weichen. Geschrei. Musik nähert sich. Posaunen, dann Harfen und Zymbeln Gewühl.)

Ausrufer: Das Volk sammle sich am schmalen Teil des Nil. In einer Stunde seid bereit!

(Er geht weiter, man hört von ferne die Posaune und leise die Worte noch einmal.)

Moses und Mirjam kommen. Volk drängt sich um sie.

Moses: Furchtbares Gericht! Nicht zu halten ist das Volk. Geht, sorgt für schleunige Sammlung! In einer Stunde sehen wir uns wieder. Steckt das Schwert ein, es soll nicht mehr Blut fließen. (Das Volk verstreut sich.)

Moses: Schwester, nie vergesse ich die herzzerreißenden Schreie und das Gejammer. Warum soviel Blut — soviel Schuld?

Mirjam: Es ist der gerechte Zorn. Wir sind Werkzeug in der Hand Gottes. Er hält Gericht.

Moses: Aber warum floß unschuldig Blut?

Mirjam: Damit Erschütterung die Feigen packe, die zusahen, wie man uns drückte. Auch das ist Schuld.

Moses: Entsetzlich, Richter sein zu müssen. Ich sehe Abgrund und Wirrnis.

Mirjam: Ich sehe Aufstieg und Erneuerung. Die alte Welt stürzt ein, die neue wollen wir bauen. Es stirbt nur was morsch und krank war.

Wir sind so angefüllt mit heiligem Wollen, daß der Sieg unser sein wird. Ihr Männer seid das Feuer, wir die Glut, ihr der Wille, wir die Hingabe, ihr die Tat, wir der Glaube. Ihr — stark durch uns.

Moses: Mehr noch: wir — gut durch euch. Komm zu unserm Volk!

Mirjam: Bleib stark und treu im Glauben, Bruder. Das Volk ist wie ein Kind, das geführt werden will.

Moses: Ich bin entschlossen, es zu führen. Gott möge Kraft verleihen!

(Sie gehen. Volk geht über die Bühne, mit Wanderstäben, gerüstet zum Auszug.)

Ende des I. Aktes.

II. AKT.

1. Szene.

(In der Wüste. Volk ist elend und verhungert. Seuchen sind ausgebrochen.)

Ein Sterbender im Vordergrunde: Ich kann nicht mehr, gebt mir Brot!

Ein Weib: Brot! Friß Sand, Wüstensand. Wie weit mag der Weg noch sein?

Ein anderes: Wißt ihr noch, wie es in Ägyptenland war: Fleisch und Brot und Wein, soviel wir wollten.

Ein Mann (schlägt sie ins Gesicht): Feigling, Arbeit von früh bis Mitternacht für die Reichen.

Weib: Aber Brot in Hülle und Fülle. Wir Toren. (Männer und Weiber kommen. Elend, abgemagert, unlustig.)

Ein Mann: Hört mal, wir wollen umkehren. Es ist unsinnig, weiter zu wandern. Wir verrecken.

Alle: Ja, zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens. Wo ist Moses? Er muß einsehen, daß wir das gelobte Land doch nicht erreichen. Wir haben noch nicht die Hälfte des Weges und elender kann es uns in Ägypten nicht ergehen. Moses, Moses, hilf uns, wir verhungern. (Ein Weib geht in den Vordergrund und nimmt ein Stück Brot aus der Tasche.)

Ein Mann (erblickt sie, stürzt sich auf sie): Gestohlen hat sie das Brot, meinen Kindern hat sie es weggenommen. Her damit! (Er entreißt ihr das Brot.)

Weib (wütend): Ja, gestohlen, Hunger tut weh. (Tumult.)

Einer: Wir sind Räuber und Diebe geworden. Einer stiehlt dem andern Kleider und Speise, alles wirr, alles in Auflösung.

Ein anderer: Unsere Familien sind zerstört, unsere Weiber werden treulos, die Männer gemein. Hunger macht gemein. (Ephraim kommt.)

Ephraim: Ihr klagt? Schufte seid ihr, wenn ihr stöhnt. Gedenkt der schweren Fron, des vergangenen Leids und ihr werdet stark sein.

Volk: Wir können nicht mehr. Gib uns Brot.

Ephraim: Jeder, der murrt, sollte getötet werden.

Volk: Du willst uns wohl morden, wie du die Ägypter gemordet hast.

Ephraim: Verdient hättet ihr's.

Alle: Hört ihr's, er will uns töten. Du hast wohl Brot genug. Wer weiß, woher du deine Vorräte nimmst. Deine Weiber sorgen wohl dafür.

Ephraim: Es geht keinen etwas an, wie ich lebe.

Volk: So gib auch uns keine Vorschriften.

(Moses und Mirjam kommen.)

Moses: Brüder, haltet aus! Es kommen wieder bessere Tage.

Volk: Gib uns Brot. Wir verhungern.

Moses: Ich weiß, wie ihr leidet. Wir müssen diese schwere, schwere Zeit durchleben. Nur verliert den Glauben nicht, daß eine andere kommt. Eurem treuen Glauben gelang es, das Heer der Ägypter zu besiegen, euer Glaube wird euch auch aus dem Elend dieser Tage führen.

Ein Weib: Ach Glaube! Hungrigen Magen haben wir. Und in Ägyptenland hatten wir satt zu essen. Warum gingen wir fort?

Alle: Warum gingen wir fort?

Moses: Habt ihr all die Schmach eures dortigen Lebens vergessen? Weil die Ungerechtigkeit der früheren Zeit ausgetilgt werden mußte, darum trennten wir uns von der satten, alten Welt und wählten die Wüste.

Haltet aus. Lange kann es nicht mehr dauern, bis wir eine feste Stadt erreichen. Dort werden wir uns mit Vorräten versehen.

Volk (jubelnd): Brot, Brot! Wie lange müssen wir noch warten?

Moses: Noch ein paar Tage und das Schwerste liegt hinter euch.

Alle: Heil dir, Moses, du großer Führer, du Retter.

Moses: Nicht mir schuldet ihr Dank, wenn ihr standhaft bleibt, sondern euch selbst. Und Gott, der unser Elend ansah und half.

Mirjam: Volk, harre aus. Sieh auf deinen Führer, der Hunger und Qual auf sich nimmt, uns zu erlösen.

Geht er nicht wie eine Flammensäule vor uns her, uns den Weg weisend zum Höchsten.

Unsere Seele sei nur Dank.

Groß ist der Herr.
Rosse und Wagen hat er ins Meer gesenkt.
Geschlagen das Heer der Bedrücker.
Groß ist der Herr.
Heilig ist Gott Zebaoth.
Frei machte er uns von den Banden.
Frei schreitet ein neües Volk auf gerechtem Wege.
Heilig ist Gott Zebaoth.
Gut ist Jehovah!
Er erkannte die Qual unsres Elends
Er sah an die Last unsrer Tage.
Gut ist Jehovah!
Gott ist der Herr!
Er führt uns auf rechter Straße
um seines Namens willen.
Gott ist der Herr!

(Das Volk wiederholt die letzte Strophe, einige weinen.)

2. Szene.

(Moses in der Einsamkeit.)

Moses: War es recht, das Volk herauszuführen in diese ungewisse Zukunft? Weiß ich, ob auch nur etwas in Erfüllung gehen wird von dem, was uns vorschwebt: ein freies Volk, auf freiem Boden, alle voll Freude, wie Brüder, leben- und liebespendend, ohne Unterschied der Geburt, des Geschlechtes, des Alters in ihren Rechten, einzige Pflicht: Brüderlichkeit, Liebe, Güte.

Ist dieses Volk reif dazu? Gehören nicht Einsicht und Weitblick dazu, so zu leben? Ja, mit Mirjam und Ephraim und einigen andern wäre es denkbar. Aber dieses Volk, das nicht weiter denkt als an die gefüllten Bäuche, es tötet jede Zuversicht.

Und doch? Konnte ich anders handeln? Kann ich jetzt noch zurück?

Die Ungerechtigkeit der alten Welt schrie nach Erneuerung. Wie kann man Menschen, die Jahrhundertelang in Knechtschaft gelebt haben, über Nacht zu freien Herren machen? Das Volk ist nicht schuld, daß es klein und gemein ist. So lange es nicht einsieht, was gut und böse ist, muß es gezwungen werden, das Gute zu tun. Es muß Gesetze haben, die streng fordern, das mußt du tun, und das darfst du nicht, bis die Gerechtigkeit und der Glaube sich so fest in den Seelen verankern, daß jeder aus freiem innerem Wollen gut ist. —

Wie Kinderkrankheiten muten mich die jetzigen Zustände an: Zerstörung, Haß, Hunger, Krieg, der völlige Zusammenbruch guter alter Sitten. Aus diesem Gewirr führen nur strengste Ordnung, eiserner Gehorsam heraus. —

Es wird eine Zeit kommen, die das versteht. Jetzt wird mancher — kopfschüttelnd — sagen: das ist ja genau wie früher, wo bleibt die Freiheit? Aber wir können mit voller Verantwortung sagen: es ist der Zwang der Verhältnisse, der uns jetzt noch zu dieser Zucht führt. Eine freiere Zeit wird freiere Menschen gebären. Wir sind erst auf dem Wege, die Freiheit zu erringen. So lange wir zu kämpfen haben gegen die einfachsten aber stärksten Feinde: Hunger und Durst, so lange bleibt uns nur der Traum von einer fernen, freien Zukunft. —

Wie groß, wie stark war das Volk, als es sich erhob, welche Tat war es, die Ketten abzuwerfen und sich zu Herren zu machen! Das ist die Tat, die leuchtend am Himmel steht, die unsere Herzen froh und begeistert glauben macht, daß eine herrliche Kraft in diesem Volke wohnt. Jetzt heißt es: die Kraft sammeln, damit wir uns nicht verlieren. Wir brauchen Gesetze und Richter für diese Wüstenjahre, einer späteren Zeit sei es vorbehalten, sie abzuschaffen, wenn sie sie nicht mehr braucht.

(Er nimmt zwei große Tafeln und beginnt:)

Gott ist der Herr. Er führte dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, du sollst keine andern Götter haben neben

ihm. Weder Gold noch Wohlleben sollen dich locken, nur der Glaube an den gerechten Gott sei deines Weges Richtung.

— — — — — — — — — — — — — —

3. Szene.

(In der Mitte der Bühne ist ein goldenes Kalb errichtet.
Leicht geschürzte Mädchen tanzen.
Ein Bacchanal. Lärmende Feststimmung überall.
Lager mit Früchten und Wein.
Männer mit Weinlaub im Haar, trunken. Weiber, weit entblößt.
Schon bevor der Vorhang sich hebt, hört man Lachen,
Singen, Jubel, Lärm.
Alles schwatzt wild durcheinander.)

Männer: Ach, Kinder, es ist eine Wonne, mal wieder lustig zu sein!

Weib: So alle Tage und ich ließe mir die Wüste gefallen.

(Ephraim, Mirjam und einige links im Vordergrunde)

Ephraim: Daß wir nicht verhindern konnten, daß sie plünderten, raubten wie die Tiere. Sie knien vor dem gestohlenen Gold.

Mirjam: Wo ist Moses? Mir ist bange vor dem Entsetzen, das ihn packen wird. Ist nicht alles für ihn vorbei?

Volk (jubelt):

Gold glänzt mit süßem Schein
Wein fließt in Strömen
Lust ist das höchste doch
was wir erstreben.
Traurig erscheint die Welt
ohne des Goldes Glanz,
Ihm sei das Herz geweiht,
Nach ihm trachte der Sinn.

(Alle erheben sich, fassen sich an den Händen, tanzen um
das Goldene Kalb. Lauter Jubel.)

Moses (kommt rechts vorn, eilend. Er erblickt alles, erbebt, weicht zurück. Er hält die Gesetztafeln in Händen. Ephraim

und Mirjam eilen auf ihn zu, heben beschwörend die Hände. Moses stößt sie fort, rast in die Mitte zwischen das Volk. Entsetzt weicht dieses.

Stille.)

Moses (wirft die Tafeln zwischen das Volk. Sie zerschellen am goldenen Kalb.)

Moses (mächtig):

So hieltet ihr Treue,
so vergaßt ihr heiliges Wollen!
Gold war eure Sehnsucht,
Gold euer Gott:
O, ihr zerschlagt mich,
Treulose.
Reißt mir das Herz aus der Brust.
Warum sah ich diesen Tag,
da alles zerbrach,
was mich hochhielt?
Erbärmliches Gesindel,
Gold ist euch heiliger
als Glaube an Zukunft.
Ich Tor, ich Tor,
glaubte an mein Volk.

(Er verhüllt sich).

(Volk weicht zurück, so daß die Bühne leerer wird.

Mirjam und Ephraim nahe bei Moses.

Vorn zwei streitende Weiber. Erst leise, dann leidenschaftlicher)

Erstes Weib: Mir gehört die Spange.

Zweites Weib: Nein, mir.

Erstes Weib: Ich nahm sie dem phönizischen Weibe fort, es biß mich in den Arm, hier die Wunde.

Zweites Weib: Mir gab sie Assan.

Erstes Weib: So hat er sie mir gestohlen.

Zweites Weib: Ich gebe sie nicht her.

Erstes Weib: Aber ich will sie, nie besaß ich so kostbaren Schmuck.

Zweites Weib: Ich auch nicht. Und ich behalte das Geschmeide.

Erstes Weib: Wo ist der Dieb? Assan, (sich mit der Zweiten entfernend) Du stahlst mir mein Gold, (schreiend) mein Gold!

(Die Bühne ist fast leer.)

Mirjam: Bruder, sei stark.

Ephraim: Moses, wir hielten das Volk nicht. Es war unersättlich in seiner Gier.

Moses: Ja, Gier, Gier —

Mirjam: Denke, daß furchtbare Tage hinter ihm liegen. Es sind Menschen, die das Gold wahnsinnig gemacht hat.

Ephraim: Es war nur eine kleine Rotte, die es führte und ihnen Reichtümer und Feste versprach.

Moses: So leicht also war es, das Volk zu verführen. O ihr Lieben, jetzt umkehren dürfen! Wie recht hatte Pharao: dieses Volk ist nicht wert, daß man ihm sein Herz gibt.

Mirjam: Moses, der Schmerz spricht solche Worte aus dir. Du bist wund. Und ich kann dir keinen Balsam geben.

Du wirst dein Volk nicht verlassen, ehe du dein Ziel erreicht hast.

Moses: Ich fühle mich nicht hart genug, das Volk zu strafen, wie es gerecht wäre.

Ephraim: Es gibt für uns nur zweierlei: an dieser Enttäuschung zu Grunde gehen oder mit aller Gewalt der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen.

Moses (beherrscht): Ja, wir müssen dem Volk zeigen, was wahr und gut ist.

Mirjam: Ich sehe keine Wege, aber ich fühle die Richtung. Was du tun wirst, wird das Richtige sein.

Moses: Das Volk muß erschüttert werden.

Ephraim: Das Ziel erfordert es, Auslese zu machen. Entferne die Verführer, sie richten zu großen Schaden an und hindern uns am Weiterkommen.

Moses: Alles in mir sträubt sich dagegen, die Zuchtrute Gottes zu sein. Ist das Leben des Nächsten nicht heilig?

Mirjam: Um des Zieles willen müssen wir hart sein.

Moses: Das Volk muß endlich zur Ruhe kommen, es muß lernen, seinen Weg zum Glück selbst zu sehen. Darum müssen die Verführer vertilgt werden. Wann aber werden wir einziehen in das Land des Friedens? Wo Gott in der Brust der Menschen wohnt, wo keine falschen Götzen Platz haben.

Ich glaube fest an unser Land.

Ja, wir erreichen es und es ist unsere Pflicht, alles zu tun, daß es bald erreicht werde.

4. Szene.

MOSES (auf einem erhöhten Platz — etwa einem Felsvorsprung Volk um ihn geschart, neben ihm die Rotte der Verführer. Mirjam und Ephraim mitten unter dem Volk.)

Dämmerung.

Moses: Volk, hier stehen die, die dir falsche Götzen aufrichteten: du hast zu wählen zwischen ihnen und deinem Gott.

Höre die Worte, die der Gerechte dir heute kundtut.

Schicksal des einzelnen ist gering, Schicksal des Volkes groß, weltbewegend.

Stelle sich ein jeder in den Dienst des Volkes, gleichgültig, ob er unsäglichen Leiden unterworfen ist. Er trage sie, weil es unser Teil ist zu leiden. Nur so erfüllt ein jeder den Zweck seines Daseins. Arbeite jeder an der Aufrichtung des Gottesreiches hier auf Erden, helfe ein jeder durch Liebe, durch nimmermüde Güte, durch Verzicht auf eigenes Wohlergehen unser Werk zu fördern.

Ihr seid vom Schicksal bestimmt, diese große Tat auszuführen. Habt nur sie im Sinn, werdet stark und mutig, und zerschlagt den falschen Göttern die Köpfe.

Volk, entsage dem Besitz.

Gold ist der Götze, der dich elend macht, der Unzufriedenheit, Eitelkeit, Unfriede, — ja Krieg als furchtbarsten Trabanten — im Gefolge hat.

Ich frage dich, mein Volk, hörst du Gottes Stimme, die dich ruft?

Volk: Gott sei gelobt!

Moses: Willst du seinen Willen erfüllen, ein Reich des Friedens, der Brüderlichkeit, der Liebe aufrichten?

Volk: Sein Reich komme!

Moses: Sagst du ab den falschen Propheten, die dir Gold und Prasserei verkünden, in Wahrheit aber Haß und Eifersucht säen.

Volk: Sie sollen gerichtet werden.

Moses: Volk, unterwirfst du dich freiwillig harten Gesetzen, damit wir schneller ans Ziel gelangen?

Volk: Wir unterwerfen uns freiwillig deiner Führung und den Gesetzen, die Gott uns durch dich gibt.

Moses: Was soll mit den Verführern geschehen?

Volk: Wir dulden sie nicht mehr unter uns. Verderbe sie!

Moses: So führt sie hinaus in die Wüste und straft ihr unseliges Tun mit — dem — — Tode.

(Die Rotte wird abgeführt.)

Moses (er erhebt die Hände):
Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für:
Ehe denn die Berge wurden
Und die Täler und die Welt erschaffen wurden
Bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

(Ein Leuchten ist um Moses.
Volk verhüllt sich
Tiefes Schweigen.
Langsam senkt sich der Vorhang.)

Ende des II. Aktes.

III. AKT.

1. Szene.

(Nach Jahren in der Wüste. Das Volk ist ruhig, beherrscht von Zuversicht. Alles ist am Arbeiten, Frauen nähend und kochend, Männer am Holzsägen, -spalten, Feuermachen, ein Bild friedevoller Gemeinschaft. Zelte im Hintergrund.)

Ein stillendes Weib (den Säugling küssend): Du wirst ein besseres, schöneres Leben haben, geliebtes Kind.

Ein Mann: Hier, Mutter, ein Brot. Damit das Kindlein gedeihe. Gottes Segen dazu.

Weib: Dank dir. Weißt du noch, wie vor Jahren wir uns um Brot stritten. Und wir waren nicht viel ärmer als heute. Hast du das Brot denn übrig?

Mann: Ich kann es entbehren.

Weib: So nimm die Hälfte und gib es einer anderen, die in Not ist. Wir sind ja alle Schwestern geworden durch gleiche Not, gleiches Leid.

(Drei Männer bauen ein Zelt.)

Erster Mann: Schön soll Bruder Moses sein Zelt haben.

Zweiter Mann: Er lebt elender als wir.

Dritter Mann: Er will nicht, daß man ihn auszeichne.

Zweiter Mann: Wißt ihr, daß er kaum Nahrung zu sich nimmt, weil er sie den Kindern nicht wegnehmen will. Die Kinder dürfen nicht Not leiden, so hört man ihn oft sagen.

(Rechts reden einige miteinander.)

Erster Mann: Jeder bekommt dann gleichviel Land.

Erste Frau: Jeder seinen Garten, sein eigenes Haus.

Zweiter Mann: Jeder die Arbeit, die er kann und gern tut. Ich werde Eisen schmieden.

Zweite Frau: Ich hole mir die kleinen Kinder und spiele mit ihnen in der Sonne.

Erster Mann: Ich lehre die Größeren, in den Schriften unseres Bruders Moses lesen, damit sie stets vor Augen haben, daß höchstes Gebot die Nächstenliebe ist.

(Eine Schar Kinder kommt. Rosig, frühlingshaft.
Eine Frau unter ihnen. Rufen durcheinander. Lachen.)

Kinder: Erzähle ein Märchen, bitte, Mütterchen, eine Geschichte.

Frau: Soll ich euch von dem bösen Ägypterland erzählen, wo die Menschen eine Eiskruste um das Herz haben und sich nicht lieb haben?

Kinder: Ach nein, erzähle lieber von der sonnigen Heimat, in die wir nun kommen.

(Sie gehen lachend und fröhlich vorüber.
Moses mit Mirjam und Ephraim.
Moses bleich, durchgeistigt.)

Mirjam: Lieber, du brauchst Ruhe, Entspannung.

Moses: Ich habe nur noch den einen Wunsch, mit eigenen Augen unser Land zu schauen, ehe ich sterbe.

Ephraim: Nicht doch, Moses, du mußt einziehen mit uns in das Gelobte Land. Du sollst doch die Früchte deiner Arbeit genießen.

Mirjam: Gott wird dir noch Jahre schenken, die voll Freude sind nach all den Kämpfen.

Moses: Die Gewißheit, daß wir das Gute wollten und an unser Ziel gelangen werden, ist Lohn für alle Mühe.

Ephraim (hat mit einem Manne gesprochen. Jetzt wendet er sich an Moses): Da sind Abgesandte der Philister, die zu dir geführt zu werden wünschen.

(Abgesandte der Philister kommen und huldigen Moses.)

Moses: Erhebt euch. Ich bin kein König und ihr keine Knechte.

Erster Abgesandter: Herr, der König der Philister entsendet uns. Er fragt durch uns, ob ihr im Frieden kommt.

Moses: Wir wollen den Frieden. Aber sage deinem Herrn: er möge nicht die Leute seines Volkes hindern, die mit uns gehen wollen. Es wird auch unter euch mancher sein, der sich uns anschließen möchte um in einem freien Lande zu leben.

Ephraim: Moses, das Volk der Philister wohnt in engen festen Städten, es hat kurzen Sinn und engen Blick. Belasten wir unser freies Volk nicht mit den Bürgern der Philister.

Moses: Unser Herz und unser Land stehen jedem offen, der zur Freiheit will. Ihr seid durch die Wüstenjahre geläutert, werdet die Erzieher dieser neuen Völker, damit einst alle Menschen eine große Gemeinschaft bilden.

Ephraim: Wann wird das sein?

Moses: Wann? — Zeit ist Nichts. Der Gedanke an das Brudertum aller Menschen wird nie erlöschen, und wenn Jahrhunderte vergehen.

Einmal wird die Welt das tun, was jetzt unser Volk ihr zeigt.

Mirjam: Gottes Reich kennt keine Grenzen. Unendlich wie der Himmel ist sein Friede!

Letzte Szene.

Moses (sterbend auf dem Berge Horeb.
Vor ihm weites Land, grüne Matten.
Strahlen der aufgehenden Sonne.)

Moses: Da liegst du vor mir, heiliges, gelobtes Land. Mein Fuß wird dich nie betreten, doch meine Seele umspannt dich. Süß weht mir dein Wind entgegen, balsamisch küssen mich deine Lüfte. Land der Zukunft, dir galt mein Leben, aber glücklichere Geschlechter ernten den Lohn.

Unser Leben währet siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sinds achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon.

Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf das wir klug werden.

(Die Morgenröte wird leuchtender)

»Jetzt sterben müssen, wo Morgenröte unser Land mit himmlischen Augen bestrahlt! Wie froh, wie glückhaft werden spätere Geschlechter durch diese Haine wandeln, diese frucht-

baren Felder bestellen. Gut müssen diese Menschen werden für die wir gelebt und gelitten haben. Ihre Botschaft an die ganze Menschheit wird die Botschaft der Liebe werden.

Das hieße: nicht vergebens gelebt zu haben.

Was ist sterben? Mein Werk und mein Glaube leben, und immer wieder kommen Menschenkinder, in denen ich leben werde.

Unendlichkeit!

Herr, was sind tausend Jahre?

Sie sind wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache. Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom und sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret.

(Die Sonne ist über den Horizont getreten)

Ich grüße dich, heiliges Licht!
Zu dir ging unser Weg,
dein lodernd Feuer glühte in uns,
Nun sind wir dir nah,
Mein Leib zerfällt,
Meine Seele stürzt in dein Flammenmeer.
Gott, trage mich,
Sonne, nimm mich auf!«

(Moses steht hoch aufgerichtet mit weiten Armen.
Die Sonne ist ganz aufgegangen.
Leuchtend und strahlend steht die hohe Gestalt, die langsam in sich zusammenfällt.
Glanz erfüllt das Land.)

Von Fern hört man das Volk beten:

»Erfreue uns nun wieder,
nachdem wir lange Unglück litten.
Herr, sei uns freundlich!
Und fördere das Werk unsrer Hände,
ja, das Werk unserer Hände wollest du fördern!«

Ende.

RUSSISCHES NOTIZBUCH

MAI—AUGUST 1920

VON WILHELM HERZOG

(Siehe Forum IV., Heft 11, 12 und V., Heft 1.)

IV.

Montag, den 26. Juli 1920.

Abends gegen acht Uhr in den Kreml. Vierte Sitzung des Kongresses. Lenin beginnt sein Referat über »Nationale und koloniale Fragen«. Die Thesen seien in einigen Punkten geändert worden. Er begründet diese Änderungen.

Wenn man die Bevölkerung der Erde auf etwa 1¾ Milliarden Menschen schätze, so gehöre jetzt 1¼ Milliarde zu den Unterdrückten (also 70%), ½ Milliarde zu den Unterdrückern. Das sind die imperialistischen Staaten. Wir müssen nicht nur in allen kolonialen Ländern kommunistische Organisationen, Bauern- und Arbeiterräte schaffen, sondern wir müssen erkennen, daß diese Kolonialländer keineswegs nötig haben, erst noch die Periode des Imperialismus durchzumachen, und wir müssen ihnen die Unterstützung der Sowjetrepubliken geben, wo immer wir können.

Dienstag, den 27. Juli 1920.

Mittags zwölf Uhr mit mehreren Kameraden auf den Roten Platz. Beginn des großen Festes zu Ehren der III. Internationale. Vor der Kremlmauer sind große Tribünen errichtet für die Delegierten und für die Gäste der III. Internationale. Auf der höchsten Tribüne steht Trotzki, umgeben von den Mitgliedern der Exekutive. Er als Oberkommandierender der Roten Armee, nimmt die Parade ab über die Tausende und Abertausende von Soldaten, Arbeitern, Arbeiterinnen, Angestellten

der Sowjets, der Jugendorganisationen, der Schüler und Schülerinnen aller Moskauer Sportvereine. Die roten Soldaten — alle gut diszipliniert — tragen auf ihren Bajonetten rote Fähnchen. Alle Waffengattungen ziehen vorüber. Infanterie, Artillerie und Kavallerie. Zahllose rote Banner, Fahnen und Standarten wehen. An der Fassade des großen Bazars, der dem Kreml gegenüberliegt, hängen rote Banner mit langen Inschriften. Eine lautet: »Fort mit der gelben Internationale, den Sozialverrätern, die der Arbeiterklasse bei ihrem Freiheitskampf in den Rücken fallen«. Flugzeuge kreisen über dem Platz Luftschiffe tauchen auf, ein ganz großer Fesselballon bläht sich in gelber Farbe unmittelbar neben der kuppelreichen, in grün und rot schimmernden Barockkirche vor dem Kreml.

Endlos scheint der Zug der vorübermarschierenden Massen, Kaum vermag das Auge die einzelnen Gattungen zu unterscheiden. Nach tausenden kleiner Knaben und Mädchen der verschiedenen Institute folgen die Eisenbahner, Turner und Turnerinnen, Pfadfinder, die Radler, die einzelnen Organisationen der Moskauer Arbeiter und Arbeiterinnen, jeder Distrikt mit seinen Fahnen, dann der Generalstab der Roten Armee, die Schüler der Kriegsakademie und die Delegationen der Regimenter. Stürmisch begrüßt: die roten Matrosen. Auf den Läufen der Kanonen, die die Artillerie mitschleppt, sind hinten Karikaturen der Ententestaatsmänner und der von ihr ausgehaltenen Generäle angebracht, die jeden Augenblick herunterzufallen drohen.

Sonne glitzert auf den Waffen, auf den Gesichtern der Menschen. Bunt und unüberblickbar ist das Bild dieser roten Prozession. Hunderttausende nehmen an ihr teil. Sie dauerte nicht weniger als fünf Stunden, von 12¼ Uhr mittags bis kurz nach 5 Uhr.

Man mag von derartigen Veranstaltungen denken, was man will. Man mag sie als eine äußerliche Demonstration der neuen Macht, die die alte kopieren will, belächeln. Aber eins

steht fest, so lange die Massen eines Volkes noch äußere Symbole brauchen, so lange werden solche Volksfeste ein Gradmesser bleiben für die Teilnahme des Volkes an dem gegenwärtigen Regime. Beinahe noch wichtiger scheint mir der Agitationsradius zu sein, der alle Kräfte der Volksmassen ergreift und sie hineinzieht in den Wirbel der gewaltigen revolutionären Bewegung.

* * *

Abends sieben Uhr mit der Genossin Kamenew und Bombacci in die Eremitage. Wir gehen eine halbe Stunde in das Spiegeltheater und hören den ersten Akt des »Barbiers von Sevilla« (stark konventionelles Theater, keinerlei hervorragende Leistungen, Niveau dem unserer Sommerbühnen vergleichbar). Dann ins Schauspiel, wo man eine grusische Tragödie »Ismena« (»Der Verräter«) von Subatof gibt. Subatof ist ein alter, berühmter Schauspieler, der die Hauptrolle seines Dramas selbst spielt. Es schien mir ein russischer Wildenbruch zu sein, so bombastisch, so antiquiert, so voll dröhnenden Pathos sprachen die Menschen in der Tragödie und so schritten sie einher. Ich konstatierte für mich, daß selbst unser guter alter Hoftheaterstil keine national begrenzte Tugend ist. Dann in ein offenes Sommertheater, wenige Schritte vom Schauspiel entfernt im selben Gelände der Eremitage. Die sehr neugierigen Zuschauer sitzen in einem Garten auf rohen Holzbänken vor einer offenbar schnell improvisierten Bühne. Als wir kommen, sehen wir gerade ein Ballett: die Geltzer (böse Mäuler sagen: 55jährig) tanzt recht jugendlich, mit sehr großem technischen Können drei, vier ihrer beliebesten Tänze zusammen mit ihrem athletisch gebauten Partner. Das Publikum ist entzückt und jubelt der seit Jahrzehnten berühmten Primaballerina zu.

Dann in ein anderes Sommertheater, das ebenfalls im Freien spielt, das Aquarium. Zwei Bühnen. Die eine, Petruschka genannt, ist ein politisches Kasperletheater. Keine Kasperlefiguren, sondern richtige Schauspieler wirken mit. Drei Grund-

typen: der Pope, der General und der Spekulant, die sich über die Ausbeutung des Volks unterhalten, wie jeder aus ihm am besten seinen Profit zieht. Hinter ihnen tauchen plötzlich auf: der Bauer und der Arbeiter. Sie hören eine Weile ihren Reden zu. Der rote Arbeiter belehrt den noch unaufgeklärten Bauern, daß auch er nur ein Ausbeutungsobjekt dieser drei Parasiten sei. Schließlich schlägt der Bauer diese drei Kerle zusammen. Sie fallen wie hölzerne Puppen nach vorn über. Tot. Arbeiter und Bauer umarmen sich und singen jubelnd und tanzend die Internationale. Eine sehr anschauliche Agitation in ihrer eindringlichen Primitivität, ein revolutionäres Propagandamittel ersten Ranges: diese Petruschka-Aufführungen. Petruschka ist in Rußland der arme Dorftrottel, der ohne alle Mittel im Lande herumzieht, hilflos, verlacht, verhöhnt, gedemütigt, ein einsamer Vagabund, auf dessen sonderbare Mahnungen die zusammenströmende Volksmasse jedoch gerne hört, ja, den sie oft für einen Weisen hält und von dem sie glaubt, daß er besser als alle Gelehrten ihr den Weg aus Not und Elend zeigen könne.

Vom Kasperletheater gingen wir in das gegenüberliegende Varieté des Aquariums: gute Einzelleistungen, lustige Imitation der Geltzer und ihres Partners, bäurisch ausgeführt. Sehr witzig. Sehr komisch. Sehr frech und übermütig. Dann eine Satire auf die Feinde Sowjetrußlands: Denikin, Youdenitsch, Koltschak tanzen die berühmte Troika, die ich schon einmal sah. Dem Dreigespann gesellt sich zuletzt: Pilsudski. Sie singen tanzend jämmerliche Klagelieder über ihre einzelnen Niederlagen. Pilsudski stürmt herein in glänzender Generalsuniform und verkündet prahlend: er wolle nach Moskau. Das wollten wir alle, versichern ihm die drei kläglich geschundenen Konterrevolutionäre. Sie nehmen ihn an der Hand, und er muß mit ihnen die gleichen Trauertänze aufführen und die gleichen Trauergesänge anstimmen, durch die sie vorher schon ihre elende Lage auszudrücken versucht hatten. Nach dieser sehr

belustigenden Satire sang eine einst reiche Moskauer Kaufmannsfrau in schwarzer, eleganter Toilette mit schöner Stimme alte russische Gesänge vor dem revolutionären Proletariat.

Mittwoch, den 28. Juli 1920.

Vormittags elf Uhr in den Kreml: Fünfter Tag des Kongresses. Beginn der Diskussion über Lenins Referat »Nationale und koloniale Fragen«. Es sprechen: das Mitglied der italienischen Delegation Graciadei, Professor an der Universität Parma; ein chinesischer Genosse, der besonders über die revolutionäre Arbeit der Studenten von Schanghai berichtet; ein Finne; ein Irländer, ein junger Mensch mit scharfem Profil, sehr sicher und sympathisch; dann ein Vertreter aus Ostindien. Er behauptet, daß diese nationalen und kolonialen Fragen die wichtigsten des ganzen Kongresses sein müßten. Ja, man beschäftigte sich nur deshalb noch mit den anderen Fragen, weil in Westeuropa die Revolution stagnierte: seit zweieinhalb bis drei Jahren. Der Land- und Gewinnhunger des Imperialismus ist — nach einem Worte der Henriette Roland-Holst — unbegrenzt; er wird unruhig, wenn er hört, daß irgendwo noch unausgenützte Länder vorhanden sind. »Östlich von Suez hören die zehn Gebote auf« hat Rdjard Kipling geäußert. Auf Java gibt es jetzt 200 Zuckerfabriken mit einem großen Proletariat. Über eine Million Arbeiter haben ein Durchschnittseinkommen von 80 Pfennig pro Tag. Sie sind zum größten Teil Analphabeten, nur 15% können lesen und schreiben.

Nachmittags um 5 Uhr mit mehreren Delegierten nach dem Hypodrom hinausgefahren. Großes Sportfest. Neben uns in einer Loge Delegierte aus Persien und Turkestan mit ihren Riesenpelzmützen, die sie auch in der Sonnenglut nicht abnehmen. Köpfe von Wereschtschagin. Tiefbraune plastische Gesichter. Darunter eine besonders verschlagene Banditenphysiognomie mit schlauen Augen, lachend und mit einem

Mienenspiel, um das ihn der Schauspieler Paul Wegener, mit dessen Holofernes er eine unverkennbare Ähnlichkeit zeigte, beneiden würde. Wie gestern die rote Prozession auf den Roten Platz, so wird auch dieses Riesensportfest zu einem Triumph des russischen Volks, dessen unerschöpfliche Kraft weder Not noch Kriege, noch Entbehrungen schlimmster Art auslöschen können. Körperliche Ertüchtigung ging der geistigen und moralischen Steigerung aller Kräfte parallel. Das Hypodrom bot ein unübersehbar großes Feld mit Tausenden von Menschen, Jünglingen, jungen Mädchen und Kindern. In verschiedenen Abteilungen gegliedert. Turner und Turnerinnen machen sehr exakt und diszipliniert. Freiübungen. Turnen am Reck und am Bock, stellen Pyramiden und üben rhythmische Spiele, bilden durch kunstvolle Anordnung das Zeichen der Sowjetrepublik, die Buchstaben R. S. F. S. R. Und über den Platz surren sehr kühn, Pierouetten schlagend, Piloten, vollführen die tollsten Kunststücke, fliegen ganz dicht an den Tribünen der Zuschauer, die ihnen zujubeln, vorüber, in dem sie Schaulust und Bewunderung immer wieder von neuem für die außerordentlichen Leistungen entfachen, die auch auf diesem Gebiet das russische Proletariat hervorgebracht hat.

* * *

Es ist schon spät am Abend geworden, 'als wir in die Stadt zurückfahren. Um ½11 Uhr in den Dom Sojusow. Fest. Konzert, Bankett. Dichtes Gedränge. Der sehr schöne weiße Saal, auf hohen Säulen ruhend, ist nur durch schmale rote Tuchguirlanden verziert und erstrahlt in Tausenden und Abertausenden von elektrischen Kerzen. Ein wunderschöner Anblick. Das Fest findet zu Ehren der Delegierten des Weltkongresses statt. Mit der Genossin Kameneff zusammen am Tisch. Sie ist Kommissarin der kulturell-politischen Abteilung in der roten Armee. Erzählt mir viel von ihren Kämpfen, von dem Schmutz, den man auf Kameneff und sie geworfen hat (der deutsche Generalstab habe sie bestochen usw.) Kameneff

ist heute, wie er ihr telegraphierte, um 6 Uhr abends von Reval nach London auf einem von der englischen Regierung zur Verfügung gestellten Torpedoboot abgefahren. Olga Davidowa Kameneff ist eine ungewöhnlich kluge und ernste Frau. Sie arbeitet an der Seite ihres Mannes seit vielen Jahren und widmet sich seit der Revolution besonders der Volksaufklärung und der kulturellen Arbeit in der Roten Armee. Sie ist gegenwärtig die oberste Leiterin der Moskauer Theater. Sie arbeitet zusammen mit den Regisseuren und Schauspielern. Sie prüft mit ihnen die neuen Manuskripte. Sie wohnt jeder einigermaßen wichtigen Sitzung des Theaterkollegiums bei. Sie führt alle Verhandlungen, die ihr Gebiet betreffen. Sie ist unermüdlich und mit stillem Fleiß hingegeben ihrer aufklärenden Arbeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog
Berlin W 35, Derfflingerstr. 4.
Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post Mk. 10.— zuzüglich Bestellgeld, durch Buchhandel oder Verlag Mk. 10.— und 20% Teuerungszuschlag zuzüglich Porto. Einzelheft Mk. 4.— Abonnements für Abeiterorganisationen und Betriebe werden zum ermäßigten Preise abgegeben. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck der E. Gundlach A.-G., Bielefeld.

DAS FORUM

5. Jahr Dezember 1920/März 1921 Heft 3/6

(Abgeschlossen, Hamburg am 21. April 1921)

RUSSISCHES NOTIZBUCH

MAI—AUGUST 1920

VON WILHELM HERZOG

(Siehe Forum IV., Heft 11, 12 und V., Heft 1, 2.)

V.

Die Tischgesellschaft, in der wir uns befinden, unterscheidet sich, wie uns dünkt, noch nicht wesentlich von einer bürgerlichen, abgesehen von Äußerlichkeiten in der Kleidung und einem etwas weniger konventionellen Benehmen. Ebenso verhält es sich mit den künstlerischen Darbietungen. Immer wieder muß betont werden, daß sich eine proletarische Kunst noch gar nicht bilden konnte, daß nur ganz schüchterne Versuche vorhanden sind, die zu einer neuen, die bürgerliche Kunstpflege überwindenden, aus einer revolutionären Arbeiterschaft herauswachsenden Kultur führen werden. Bis jetzt nährt sich auch das Proletariat in Rußland auf kulturellem Gebiet zum großen Teil von den Überbleibseln der bürgerlichen Gesellschaft. Und soweit sie wirklich Wertvolles geschaffen hat, wird dagegen auch nichts einzuwenden sein. Ja, es wäre lächerliche Bilderstürmerei, wollte man auf die ewigen Kunstwerke, die die feudale oder bürgerliche Gesellschaft im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hat, nur aus proletarischem Eigensinn verzichten. Nur kleinbürgerliche Engstirnigkeit und ahnungsloser pseudorevolutionärer Fanatismus könnte derartiges befürworten.

Wir hörten eine sehr gute Dombrekapelle, die mit äußerster Diskretion russische Weisen spielte. Dann tanzte

wieder die unvermeidliche Geltzer mit ihrem Partner und löste durch ihre erstaunliche Technik bei dem proletarischen Publikum nicht geringeren Beifall aus, als sie ihn im Moskauer Kaiserlichen Theater vor dem Zaren, der Aristokratie und dem Bürgertum einzuheimsen gewohnt war. Ihr folgte Schaljapin, der berühmte Sänger, der mit gemachter Verve die Dubinuschka sang und sein enthusiasmiertes Publikum jedesmal zum Mitsingen des Refrains — nicht ohne Selbstgefälligkeit — einlud. Dieser sich jetzt zum Kommunismus bekennende Künstler scheint im Grunde nicht anderes als ein sehr routinierter eitler Komödiant. Er ist — um in der Sprache der Schauspieler und Artisten zu reden — eine ganz große Kanone. Seine Gattung stirbt aus. Er gehört in die Generation der Sarah Bernhard, Adele Sandrock, Adolf Sonnenthal. Er wird, als er den Saal betritt, wie Lenin bejubelt. Man muß diese bedauerliche Tatsache, ohne sie im geringsten zu überschätzen, konstatieren, wenn man nicht schönfärben will, um die Kritiklosigkeit zu kennzeichnen, die das russische Proletariat nicht weniger als das Proletariat anderer Länder noch auf vielen Gebieten glänzenden Erscheinungen gegenüber verrät.

Donnerstag, den 29. Juli 1920.

Mittags 12 Uhr in den Kreml. 6. Sitzung des Kongresses. Sinowjew referiert über »die Aufnahme der Parteien in die III. Internationale«. Die Thesen wurden durch die Kommission in einigen Punkten geändert. Lenin habe vorgeschlagen, daß in diesen sich jetzt erst anschließenden Parteien zwei Drittel der Zentralleitung und der andern Instanzen künftig aus guten Kommunisten bestehen müsse. Dieser von der russischen Delegation gefaßte Beschluß werde zurückgezogen und bleibe nur als Wunsch des Kongresses bestehen.

Was war die III. Internationale bei ihrer Gründung im März 1919? Sie war nichts anderes als eine Propaganda-Gesellschaft. Das war nicht wenig.

Jetzt wollen wir nicht nur eine Propaganda-Gesellschaft sein, sondern wir wollen nun eine Kampforganisation werden, die den Kommunismus nicht nur propagieren, sondern in die Tat umsetzen will.

Wir wollen jetzt die Tradition der ersten Internationale fortführen, allerdings in ganz andern Verhältnissen. Aber das Ziel bleibt dasselbe.

Die erste Internationale war eine stramm disziplinierte Organisation. Jedenfalls — sie wollte es sein. Die I. Internationle war die These — könnte man sagen —, die II. Interationale war die Antithese (sie war und wollte nichts anderes sein als eine Informationsstelle), die III. Internationale ist die Synthese.

Die Zugehörigkeit zur III. Internationale wird von den rechten Unabhängigen nicht als Teilnahme an einer Kampforganisation empfunden, sondern mit nur geringen Pflichten verbunden aufgefaßt. Ginge es nach ihnen, so würde die III. Internationale wieder wie die II., sie würde wiederum ein Briefkasten sein, nur rotlackiert, und etwas tiefer und umfangreicher als der frühere. Sinowjew verweist bei dieser Gelegenheit auf die italienischen Opportunisten Treves und Modigliani und besonders auf des letzteren zynische Äußerung zu Longuet.

Die Internationale ist kein Friedensinstrument, wie Herr Kautsky gesagt hat, sondern ein Kampfinstrument. Zwischen Ost und West besteht kein Gegensatz (wie er so oft konstruiert wird). Es besteht nur ein Gegensatz zwischen Kommunismus und Opportunismus. Der Westen und der Osten kämpfen jetzt schon brüderlich, soweit es sich um die Avantgarden der Arbeiterschaft handelt.

Sinowjew fährt fort: die Entwicklung der ungarischen Sowjetrepublik ist für uns äußerst lehrreich. Sie zeigt die Gefahr der Vereinigung mit den sozialistischen Opportunisten. Wir müssen aufpassen. Der Opportunismus ist das Tier, das zuerst einen Finger nimmt, dann die Hand, dann den Arm,

dann den Kopf. Es besteht in der Tat die Gefahr, daß die III. Internationale zur Mode werden kann. Weil die II. Internationale ein stinkender Sumpf geworden ist, ein Leichnam. Sinowjew zitiert die Freiheit vom 13. Juli 1920. Wir sagen ganz offiziell und ganz klar, daß wir jede Mitarbeit mit dem rechten Flügel der U. S. P. D. und seinen Führern ablehnen. Cachin, ein aufrichtig Irrender, nennt noch am 7. Januar 1920 Wilson den »letzten großen Bourgeois« unserer Zeit. Auch Jaurès war Sozialpazifist. Viele Genossen, (auch der Schweizer Platten) waren vom Sozialpazifismus angesteckt. Aber wir müssen mit ihm ein Ende machen. Denn: Der Sozialpazifismus ist vielleicht die gefährlichste bürgerliche Ideologie. Wenn man Sozialpazifist ist, kann man nicht Kommunist sein. Frossard schreibt noch am 13. Februar 1920 in einem Artikel: »Was die Politik unserer Partei angeht, so wird sie durch unseren Eintritt in die III. Internationale nicht geändert werden.« Das wäre schlimm und das könnten wir nicht dulden. Bei der »Humanité« ist die Proportion in der Verteilung der Artikel etwa so: vier stammen von der Linken, acht von den Zentrumsleuten, zwei oder drei von Renaudel. »Notre ami Renaudel«, schreibt Frossard. Sinowjew zeigt den sehr dicken Akt über die französische Partei. Er wolle sich jedoch mit den wenigen angeführten Zitaten begnügen. Dann geht er zur Analyse und zur Kritik der deutschen U. S. P. über. »Wir erklären«, so ruft er aus, »daß die große Mehrzahl der U. S. P.-Arbeiter kommunistischer gesinnt sind, als die rechten Führer der U. S. P. Man denke an Ströbel oder Hilferding. Der Genosse Crispien war mit Hilferding zusammen in Luzern. In Leipzig sprachen Dittmann und Crispien noch gegen die III. Internationale. Der Kautskysmus ist eine internationale Bewegung. Die Zentrale der U. S. P. fordert Loyalität. Ihr Antwortschreiben an uns behauptet schlankweg: »Es gibt überhaupt keine rechten Führer.« Ich sage: Loyalität gegenüber Hilferding, Ströbel usw. wäre Verrat an der Arbeiterklasse.

Man erklärt uns: »Wir haben keine Meinungsverschiedenheiten mit euch. Wer ist Kautsky?« Kautsky habe keine Bedeutung. Aber aus dem Antwortschreiben der Zentrale der U. S. P. spricht Kautskys Geist, besonders aus den Ausführungen über Terror und Gewalt. Man faselt von »soziologischem Inhalt«. Nicht ein heißes revolutionäres Herz hat das geschrieben, sondern eine kleine philiströse, armselige, erbärmliche Maschine.

Sie sagen, Sie hätten mit Kautsky nichts zu tun? Aber Sie schreiben alle Plattheiten und alle konterrevolutionären Argumente Kautskys in Ihrem Antwortschreiben an uns ab. Und die linken Führer! Wir fragten sie, habt Ihr diese Antwort mit unterzeichnet? Ja, erwiderten sie. Wir konnten nicht anders. Es ging alles so im Galopp. Das ist jämmerlich. Und traurig dazu, daß man eine so wichtige Entscheidung im Galopp erledigt. Der tote Kautsky hat den lebendigen Däumig am Kragen.

Ich komme jetzt zu den schon der III. Internationale angeschlossenen Parteien: die italienische Partei hat eine gute revolutionäre Arbeiterschaft. Aber sie duldet einen der schlimmsten Opportunisten, Turati, weiter in ihren Reihen. Ja, Turati äußerte sich jüngst in einem Artikel, betitelt »Warum ich in der Partei bleibe!« über seine Gründe. Er bleibe, um weiter seinen Einfluß auf die Arbeiterschaft zu behalten. Ganz offen und zynisch spricht er es aus. Wir haben anderes zu tun, als diesen Herrschaften eine Tribüne zu bieten.

Die schwedische Partei. Sie nennt sich noch nicht kommunistische Partei. Lindhagen ist noch Mitglied dieser Partei. Er hat u. a. vorgeschlagen, in die Liga der Nationen einzutreten. Ein anderer Abgeordneter, Winberg, fordert die Abrüstung. Und er hofft, daß die rechte Sozialdemokratie (Branting) sie in dieser Frage unterstützen wird. Wir wissen, daß die schwedische Partei sich oft bewährt hat, daß Höglund ein guter Revolutionär ist, daß es eine Heirat mit Branting nicht geben kann.

Die norwegische Partei. Auch dort spukt die Liga der Nationen.

Die jugoslawische Partei nannte sich bisher sozialistisch-kommunistische Partei und diese Namensnennung ist nichts Zufälliges. Auch sie hat einen reformistischen Flügel.

Wir schlagen nicht vor, die U.S.P.D. und die französische sozialistische Partei jetzt aufzunehmen, sondern nach einer gewissen Zeit, nachdem die Kongresse in den einzelnen Ländern stattgefunden haben, zu prüfen, ob die Bedingungen zur Aufnahme durch diese Parteien erfüllt werden können. Mögen ihre Zentralen, mögen die rechten Führer sich verhalten, wie sie wollen, ich sage: »Der Stamm der Arbeiter aller Länder kommt zu uns. Etwas früher, etwas später, über die Köpfe ihrer Führer hinweg, werden sie sich für uns entscheiden!« Unter großem Beifall schließt Sinowjew.

Ihm folgt Radek. Er führt etwa folgendes aus: Bela Kuns Wort — zu Beginn der ungarischen Räterepublik gesprochen —, er habe das Gefühl, daß die Sache zu leicht gegangen sei, ist uns nicht aus dem Sinn gekommen. Nicht durch die Unterzeichnung eines Stückes Papier ändert die U. S. P. D. ihren Charakter. Wir haben eine Tatsache: die Radikalisierung der unabhängigen Arbeiterschaft. Neun Zehntel der unabhängigen Arbeiter kämpften in den Revolutionstagen mit uns gegen ihre eigene Regierung. Aber gleichzeitig sehen wir, daß die Führer der Unabhängigen Partei nicht ein vorwärtstreibender, sondern ein retardierender Faktor waren. Das Antwortschreiben der Zentrale negiert die Tatsache, daß die gemeinsam gebildete Revolutionsregierung die Beziehungen zu Sowjetrußland abgebrochen hat laut Protokoll vom 19. November 1918, in dem die Worte vorkommen: »Haase rät, dilatorisch die Frage der Nichtanknüpfung der Beziehungen zu behandeln. Kautsky schließt sich ihm an.« Emil Barth bestätigt es. Wir werden natürlich mit den unabhängigen Arbeitern zusammenkommen. Aber wir werden mit Führern, die dies getan haben, nicht

zusammenarbeiten. Wenn wir von der Entwicklung der U. S. P. zur Rätepartei sprechen, so dürfen wir nicht vergessen, daß die rechten Führer der U. S. P. die Räte mit der Demokratie verkoppeln wollten. Lesen Sie die Nummer der »Freiheit« vom 17. September 1919. Hilferding, der spiritus rector der Zentrale, der geistige Leiter dieser Partei, widerriet den deutschen Arbeitern, sich mit den Bolschewiki zu verbinden, da er mit unserem Untergang rechnete. Ja, er hat es ausgesprochen, daß es gefährlich wäre, »unseren Nachen an ein sinkendes Schiff zu hängen«. Ist danach dieser Hilferding etwas anderes als ein Spekulant der Revolution? Wir, die Internationale, stellen keine Proskriptionsliste auf. Aber reinigt endlich Euer Haus! Reinigt es mit glühendem Eisen! Würde die U. S. P. nicht den Mut finden, das zu tun, dann hätten wir tote Seelen. Aber ich habe das Vertrauen, daß die unabhängigen Arbeiter künftig anders vorgehen werden, als bisher.

Die linken Führer der U. S. P. haben es vermieden, scharf die verräterische Politik der Rechten zu kennzeichnen. Es wird ein Lippenbekenntnis auch von Euch bleiben, wenn Ihr nicht mit den Kommunisten Arm in Arm diese bekämpft. Crispien hat noch im März 1920 in einer Broschüre erklärt, die Gründung der III. Internationale sei verfrüht gewesen.

Es wird die Aufgabe der deutschen revolutionären Arbeiter sein, ihre Führer weiter vorwärtszutreiben. Und wir haben das Vertrauen zu ihnen, daß es ihnen gelingen wird.

Nach Radek gibt Cachin eine Erklärung seiner Partei ab, die darin gipfelt, daß sie nach ihrer Rückkehr eine energischere Propaganda für die III. Internationale entfalten müsse, als bisher.

Raymond Lefebre spricht für die Gruppe der III. Internationale in der französischen sozialistischen Partei.

Es sprechen in der Diskussion von den italienischen Delegierten der auf der äußersten Linken stehende Antiparlamentarier und Kommunist Bordiga, von der deutschen K. P. D. Ernst Meyer und Münzenberg.

Dann folgt Crispien, der die Politik der U. S. P. D.-Zentrale zu verteidigen sucht. Man sieht einen unnervösen Spießer in Hausjoppe, der mit banalstem Pathos nicht ohne geschickte Rethorik spricht. Sein öliger Baß übt aber nur eine etwas komische Wirkung aus. Was er äußert, erhebt sich nicht über Allgemeinheiten. Vom ersten Kriegstage an, äußert er, waren in der Sozialdemokratie Genossen, die gegen die Kriegspolitik auftraten. Die Parteileitung der U. S. P. hat immer ehrlich und loyal gehandelt. Er werde hier auch zu den rechten Führern gezählt. In Deutschland sei das keineswegs der Fall! Er erinnere sich nicht, daß irgendeiner von ihnen die Bolschewisten beschimpft habe. (Zwischenrufe: Kautsky, Ledebour!)

Dem deutschen Biedermann, dessen Selbstgerechtigkeit ihn glauben läßt, daß er alle Tugenden in sich vereine, der das Wort »offen und ehrlich« mehr als ein Dutzendmal auf seine syruphaften Äußerungen gießt, diesem rechtschaffenen Phraseur, von dem ein französischer Delegierter nach seiner Rede ausrief: »Das ist ja der Typ eines Provinzphotographen!«, diesem alles loyal und ehrlich Machenden folgt der demagogische Bürokrat mit kleinbürgerlichem Horizont und parlamentarischer Gerissenheit, Wilhelm Dittmann: Man hat Crispien und mir hier den Vorwurf gemacht, daß wir in Leipzig nicht für den unmittelbaren Anschluß an die III. Internationale gewesen seien. Als Grundlage unserer Verhandlungen in Moskau ist uns das Aktionsprogramm mitgegeben worden. Dittmann polemisiert dann gegen Radek, dessen Angriffe er schroff zurückzuweisen sucht. Nach Ausbruch der Revolution im November 1918 konnte nicht Sowjetrußland durch Getreidezüge, sondern nur Amerika helfen. Was die Zulassung der Rückkehr Joffes betreffe, so seien er und Haase gegen Solf, Landsberg, Scheidemann und Ebert machtlos gewesen.

Die beiden Matadore der U. S. P. D.-Zentrale rufen bei den Delegierten des Weltkongresses trotz ihrem rethorischen

Aufwand einen kläglichen Eindruck hervor. Sie aber glauben gewiß, es den Bolschewiki einmal tüchtig gegeben zu haben. Zu selbstgefällig, zu borniert, zu draufgängerisch in ihrer Banalität merkten sie kaum, wie jämmerlich sie wirken. Zwei Welten stehen sich gegenüber: Der subalterne deutsche Ungeist und der Geist der Weltrevolution. Die Kluft scheint unüberbrückbar und es ist ein hoffnungsloses Beginnen, diese von ihrer Ehrlichkeit überzeugten Kleinbürger aus ihren Irrtümern, Fehlern, Kompromissen, Zweideutigkeiten befreien und sie zu aktiven, zielklaren, revolutionären Kämpfern umbilden zu wollen. Ein Charakter ist so wenig wie das Knochengerüst eines Menschen zu ändern, ohne daß man dadurch den ganzen Menschen zerstört. Man kann aus einem Opportunisten, zu dessen zweiter Natur das Schwanken gehört, nicht einen zielbewußten Politiker machen.

Spät nachts vom Kreml mit Bucharin, Graziadei, Bombacci — die Carmagnole und die Internationale singend — durch die dunklen Straßen nach Hause.

30. Juli 1920.

Vormittags 10 Uhr in den Kreml. Zunächst zu Lunatscharsky. Er gibt uns, Max Barthel und mir, eine kurze Darstellung seiner Pläne, spricht über die Ausgestaltung der Staatsvorlage, Schaffung einer internationalen Revue. Lunatscharsky bekundet reges Interesse für »Die Weltliteratur«, das deutsche von mir gegründete Unternehmen, das sich die Aufgabe stellte, in Zeitschriftenform die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker zu sammeln und den großen Massen für einen ganz billigen Preis zu bieten.

Um 11½ Uhr ins Große Palais. Die Sitzung des Kongresses, deren Beginn gestern auf 10 Uhr festgesetzt wurde, hat natürlich noch nicht begonnen.

Der ukrainische Genosse Rakowski eröffnet seine Rede mit einer heftigen Polemik gegen Dittmann und Crispien.

Sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen. Seit 2 Jahren. Gegen die französischen Delegierten äußert er gleichfalls scharfe Bedenken. Rakowski spricht französisch. Sehr klar, sehr energisch, mit sympathischer Aufrichtigkeit.

Serrati, der nach ihm spricht, glaubt, feststellen zu müssen, daß die russischen Genossen die Verhältnisse in den andern Ländern nur sehr unvollkommen kennen. Er betont die Ungleichheit der Kräfte auf diesem Kongreß. Wienkop (der Holländer) — Lenin — Serrati. Er fühle sich sehr klein gegenüber der Vertretung der russischen Partei. Serrati wird immer weitschweifiger und sein Opportunismus manifestiert sich immer deutlicher. Er ist gegen die Aufnahme der französischen Partei, aber für die der U. S. P. D. Er ist für den Ausschluß Turatis aus der italienischen Partei. Aber er will ihn zu einem günstigen Zeitpunkt. Turati habe nur eine Zeitschrift mit einer Auflage von 950 Exemplaren! Kein Arbeiter lese ihn. Die ganze Rede zeigt den gefährlichen Geist des liebenswürdigen Opportunismus.

Lenin erklärt gegen Serrati gerichtet: Wir haben leider noch keinen Aufrichtigkeitsmesser erfunden. Sie — auch Crispien — sind alle für die Eroberung der politischen Macht. Aber im Grunde gegen die Diktatur des Proletariats. Crispien hat die Gegensätze verwischt, vertuscht; es gab einen Kampf der Richtungen auf dem Leipziger Parteitag der U. S. P. D. Auch diese Frage vertuschte er. Er verneint sie. Zu Crispien und Dittmann gewandt:

1) haben Sie die Spaltung mit den Scheidemännern zu spät gemacht.

2) ist es zulässig, die Lebensmittelfrage so für die Revolution zu stellen, wie Crispien es tut? Nein, das ist konterrevolutionär. In Rußland waren die Verhältnisse viel schlechter als in Deutschland. Was Crispien hier äußerte, war ganz im Sinne Kautskys gesprochen.

3) Crispiens Äußerungen über Terror und Gewalt waren beschämend. Für praktische Politik kann kein Unterschied zwischen Terror und Gewalt gemacht werden. Crispien sprach über den Terror ganz im konterrevolutionären Sinne der Kautsky und Ledebour.

4) Crispien glaubt, uns kleinbürgerlich nennen zu dürfen: bei unserm Versuch der Lösung der Agrarfrage. Auch hier ist er völlig kautskyanisch. Kein einziger origineller Gedanke. Und da kommt Genosse Crispien hierher und erklärt, Kautsky habe keinen Einfluß mehr auf seine Partei. Diese Crispien-Richtung entspricht der Kommunistischen Internationale nicht. Mit der deutschen U. S. P., mit der französischen und mit der englischen Partei können wir gegenwärtig nicht gemeinsam eine Internationale bilden. Denn: die Ideen Kautskys und Crispiens sind durchaus bürgerlich und gegenrevolutionär. Serrati hat Crispien ähnlich gesprochen. Kautsky ist mit Turati identisch.

Nach einer kurzen Rede des schweizer Genossen Humbert-Droz spricht Däumig. Er sagt etwa: Will die 3. Internationale nicht eine Sammlung von Sekten bleiben, so muß sie alle revolutionären Kräfte der Welt zusammenfassen. Man darf nicht so generalisieren, wie es hier geschehen ist. Seit November 1918 treten in der U. S. P. D. zwei Tendenzen scharf gegeneinander auf. Tausende und Abertausende von U. S. P.-Arbeitern haben Schulter an Schulter mit den Kommunisten gekämpft und sich als tapfere Revolutionäre erwiesen.

Stoecker, der unmittelbar nach Däumig spricht, bewegt sich in ähnlichen Gedankengängen.

Sinowjew erhält das Schlußwort: Die K. A. P.-Delegierten sind davongelaufen. Sie haben nicht den Mut gehabt, ihre Grundsätze vor dem Forum der 3. Internationale zu vertreten.

Weder die U. S. P. D. noch die französische Partei

können wir jetzt — so wie sie sind — in die 3. Internationale aufnehmen.

Serrati hat gezeigt, wie man 40 Minuten sprechen und an allen aktuellen Problemen vorbeireden kann. Dugoni handelt — das Interwiew im »Matin« beweist es — wie ein Lump. Die italienischen Gewerkschaften haben schon seit sieben Jahren keinen Kongreß einberufen. Die Führer tun es nicht, weil sie wissen, daß die Massen sie als Betrüger fortjagen würden. Das ist eine Schande. Und die italienische Partei duldet das!

Den linken Unabhängigen, Däumig und Stoecker, zwei Worte! Was ist die unabhängige sozialdemokratische Partei? — Ein formloser Block zweier Richtungen. Wenn man den Genossen Crispien anhört, so muß man sagen, das ist reinster Kautskysmus. Aber er ist wenigstens konsequent. Der kurze Sinn der auch kurzen Rede Däumigs war welcher? — »Es geht doch vorwärts. Seid doch nicht so ungeduldig!« — Ist das alles, Genosse Däumig, was Sie uns zu sagen haben? Ich glaube, das ist sehr ungenügend.

Ja: es geht vorwärts; trotz ihren Halbheiten, trotz ihren Schwankungen, trotz ihren Konzessionen an die rechten Führer. Wie können Sie verantworten, ein solches Dokument wie Ihr Antwortschreiben mitzuunterzeichnen? Das war nur möglich, weil die linke U. S. P. nicht organisiert ist. Die Arbeitermassen haben zu Ihnen großes Vertrauen. Desto größer ist Ihre Pflicht.

Es kommt darauf an, eine bewußte Partei zu bilden! Der große Strom der Arbeiterschaft ist kommunistisch. Ein Teil unserer eignen Klasse kämpft gegen uns. Das ist ja gerade der Fluch, und deshalb ist es unsere Aufgabe, der Klasse mit einer Avantgarde voranzugehen. Und diese Avantgarde muß die Partei sein!

Wo ist die Klarheit der U. S. P.? Wenn Sie in wenigen Wochen — was durchaus möglich ist — vor Entscheidungsschlachten stehen, was fangen wir mit Stoeckers Worten über

Gewalt und Terror an? Lernen Sie von den russischen, ungarischen, finnischen Vorgängen! Man verbreitet jetzt philiströse Ansichten, die Kautsky geboren hat.

Haben wir jetzt in Deutschland ein Idyll? Nicht eine Stadt in Deutschland, wo nicht Arbeiterblut geflossen ist. Kaum eine Straße in einer Großstadt! Und Sie haben das alles wieder vergessen? Der Bürgerkrieg braucht nicht mehr zu kommen. Er ist schon seit 1½ Jahren da.

Es folgen einige persönliche Bemerkungen Serratis, Sinowjews, Levis, Dittmanns.

6 Uhr Schluß der Sitzung. Mit Paul Levi vom Kreml in unser Hotel zurück.

8 Uhr ins Große Theater. Erste Sitzung des Frauenkongresses. In dem sehr festlichen Theater 4—5000 Frauen und Mädchen, Bäuerinnen, Arbeiterinnen, Angestellte aus ganz Rußland. Viele mit rotem Kopftuch; darunter schöne und feine Gesichter. Die Titusköpfe — sehr reizvoll. Der russische Frauen- und Mädchentypus hat etwas ungemein Weibliches. Er ist natürlicher, harmloser und zugleich sinnlicher als das der Westeuropäerinnen.

Um 9 Uhr hat die auf 8 Uhr angesetzte Sitzung noch nicht begonnen. Endlich wird Bucharin herbeigeholt. Todmüde, abgehetzt, böse, daß man ihn in einer anderen wichtigen Sitzung gestört hat, kommt er auf die Bühne. Geliebt und vergöttert von allen. Er ist erregt, still und fast mit Tränen in den Augen, wie ein Knabe. Etwas ungemein Sympathisches, etwas Kleistisches strahlt sein Wesen aus. Alle danken ihm, daß er gekommen ist. Im Namen des Exekutivkommitees eröffnet er den Kongreß. Er spricht eine halbe Stunde. Die Frauen und Mädchen jubeln ihm zu. Nach Bucharin spricht Paul Levi sehr sachlich und mit tiefer Wirkung. Zu Beginn seiner Rede als der Vertreter der deutschen Kommunistischen Partei mit minutenlangem Beifall überschüttet.

*

Sonntag, 31. Juli 1920.

Mittags 12 Uhr in einen kleinen Garten in der Nähe des Arbeitsministeriums. Vom Proletkultpräsidenten Poliansky, einem Freunde Lunatscharskys, einberufene Sitzung, an der teilnehmen: Bombacci, Humbert-Droz, Herzog, Barthel, Reisner, Quelch, Mc. Laine (England).

Poliansky hält einen kurzen einleitenden Vortrag. Er führt etwa folgendes aus: Bisher war die Arbeiterbewegung ökonomisch; sie ist aber auch kulturell. Wenn wir jetzt die Diktatur des Proletariats verwirklichen wollen, so auch auf geistigem Gebiet. Der Marxismus ist nicht nur bestrebt, eine ökonomische Lösung zu finden, sondern auch eine kulturelle. Bisher waren die sozialistischen Parteien gezwungen, die Errungenschaften der bürgerlichen Kultur zu adaptieren. Jetzt, wo die Bourgeoisie politisch und ökonomisch geschlagen ist, gelte es, sie auch geistig zu schlagen. Die bürgerliche Wissenschaft war bisher eine Ansammlung von Tatsachen. Sie war und ist zersplittert. Es gilt, eine einheitliche Weltanschauung für die neue Arbeiterwelt zu schaffen. Notwendig: die Enzyklopädie analog der von Diderot und d'Alembert.

Dieselbe Aufgabe besteht auch auf dem Gebiet der Künste. Die Kunst war bisher meistenteils nur Zeitvertreib. Proletkult steht auf dem Standpunkt, daß aus der Klasse der Arbeiter selbst die neue Kunst erstehen müsse. Poliansky führt einen Ausspruch Gorkis an, der geäußert habe, daß jeder Arbeiter besser als er die Gefühle, die ihn, den Arbeiter, beseelten, wiederzugeben vermöchte (?). Poliansky wendet sich gegen die Spezialisierung in der Kunst. Inhalt sei wichtiger als die Form. Einheitlichkeit auch hier oberstes Prinzip. In der bürgerlichen Gesellschaft verstand der Musiker nichts von der Plastik, der Lyriker nichts vom Theater, usw. Gegen diese spezialisierende Tendenz wird Proletkult zu kämpfen haben.

Wie entstand der Proletkult? Kurz nach der Oktoberrevolution auf Initiative der Betriebsräte. Drei Tendenzen:

1. Kollektive Arbeit.
2. Kameradschaftliches Verhältnis.
3. Klassenkampf.

1919 gab es in Rußland 300 Proletkulte mit 300 000 Personen als Mitglieder, wovon 80 000 aktiv tätig waren. Der Proletkult arbeitet mit Staatsmitteln. Er wisse, daß er allein die Aufgaben nicht lösen könne. Sowie aber Rußland politisch die Initiative ergriffen habe, so auch auf kulturellem Gebiet. Das Zentralkomitee schlug deshalb vor, mit einigen ausländischen Genossen Vorbesprechungen wegen Gründung eines Internationalen Proletkult-Büros zu pflegen, das zunächst in Stockholm seinen Sitz haben sollte.

Die Grundzelle des Proletkults ist die Fabrik. Dann: Bezirke, Gouvernements, usw. Jeder Proletkult hat verschiedene Abteilungen: Wissenschaft, Kunst, Musik, Literatur usw. Die Klubs der proletarischen Kultur sind die eigentlichen Laboratorien des Proletkults.

Auf meinen Vorschlag wird die von Poliansky vorgelegte Resolution einer Redaktionskommission überwiesen, die eine bessere und endgültige Formulierung vorschlagen soll. Gewählt werden in diese Kommission drei Mitglieder: Poliansky, Humbert-Droz und ich. Gleich nach unserer Rückkehr in den Delovoi Dvor mit Humbert-Droz und Barthel die Resolution neu formuliert. Ganz kurz.

Abends 8 Uhr in die Eremitage. Man spielt die große Ausstattungsoper: »Boris Godunow«. Eine alte russische Oper von dickster Konventionalität. Wird auch ebenso dargestellt. Erinnert lebhaft an den übelsten Kitsch der 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Alte Ziegen singen als jungseinsollende Huldinnen, Umhängevollbärte markieren Könige. Das ganze grotesk.

Dagegen nebenan in einem kleinen Sommertheater, das fast im Freien spielt: ein sehr amüsantes Varieté. Junge Tänzer und Tänzerinnen. Sehr zierlich, sehr kokett, sehr reizvoll.

Satirisch-politisches Theater. Ich flüchtete zusammen mit Raymond Lefebre aus der Oper in dieses kleine offene, kunstlos mit ein paar Brettern errichtete Theater. Es gefiel uns beiden wesentlich besser als die konventionelle große Oper. Hier vibrierte Leben.

1. August 1920.

Mittags 12 Uhr. Beginn der zur Bildung eines internationalen Büros für proletarische Kultur einberufenen Sitzung. An ihr nehmen teil: Poliansky, der 1. Vorsitzende des russischen Proletkults, Bombacci (Italien), Herzog (Deutschland), Lefebre (Frankreich), Quelch, Mac Laine (Großbritannien), Bringolf (Schweiz).

Das internationale Büro soll — nach einem russischen Vorschlag — aus 17 Mitgliedern bestehen. Aus Vertretern aller Länder. Das von diesem Büro zu wählende Exekutivkomitee soll aus 7 Mitgliedern bestehen. Hierfür werden vorgeschlagen:

2 Russen: Lunatscharsky
Poliansky
1 Engländer: Mac Laine
1 Franzose: Raymond Lefebre
1 Deutscher: Wilhelm Herzog
1 Italiener: Nicola Bombacci
1 Schweizer: Humbert-Droz.

* * *

Nachmittag im Hotel Trotzkis neueste Schrift »Kommunismus und Terrorismus« weitergelesen. Ein ganz außerordentliches Buch. Politisch, stilistisch meisterhaft. Ein glänzendes Pamphlet gegen den greisen Schwächling Kautsky, der zur stärksten Stütze der Konterrevolutionäre aller Länder geworden ist. Mit schärfster Präzision stellt Trotzki das Problem: Klassenkampf? Wohin führt er? Zur Niederlage

und zur Beseitigung einer Klasse, die sich überlebt hat, und die nicht freiwillig abtreten will. Also muß man sie zwingen. Muß man ihrem Todesringen nachhelfen und ihren Tod ein wenig beschleunigen.

Abends in ein Kirchenkonzert. Veranstaltet von einer Gemeinschaftsschule. Selbstgezeichnete Programme. Ein Kinderchor singt die Dubinuschka und die Kalinka. Die Kinder sehen sehr gesund und heiter aus. Eine moralische Erzählung von Otto Rühle wird als dramatische Szene von einem Knaben und Mädchen vorgetragen.

2. August 1920.

Vormittags 11 Uhr in den Kongreß. 8. Sitzungstag. Sinowjeff eröffnet die Sitzung mit folgenden Worten: »Heute ist ein Jahr vergangen, seit in Ungarn die Sowjetrepublik gefallen ist. Als erstes Opfer fiel Tibor Samuely. Ich schlage Ihnen vor, sich zur Ehrung der Tausende, die gefallen sind, von Ihren Plätzen zu erheben«.

Dittmann gibt im Namen seines erkrankten Freundes Crispien eine gegen Sinowjeff gerichtete Erklärung, er sei nie Sozialpazifist gewesen.

Winkop (Holland) beantragt, darüber abzustimmen, ob dem Exekutivkomitee weiter das Mandat übertragen werden soll, mit der U. S. P. D. und der französischen sozialdemokratischen Partei zu verhandeln.

Radek fordert Übergang zur Tagesordnung. Abstimmung ergibt Annahme des Radekschen Antrages.

* * *

Bucharin erhält das Wort zu seinem Referat über »Parlamentarismus«. Etwas ungemein Sympathisches geht von dem Wesen dieses Sprechers aus. Helläugig, jung, heiter strahlt aus dem Gesicht dieses kleinen, zierlichen Mannes, des jetzt 32 jährigen, die Zukunft der Weltrevolution. Nicola Bucharin ist nächst Lenin der von den Moskauer und russi-

schen Arbeitern geliebteste Führer. Jetzt steht er in seiner weißen Bluse, mit seinem blonden Spitzbärtchen und seinen weichen seidenen Haaren, weit nach hinten hinübergekämmt, die große, breite Stirn freilassend, ohne jede Pose, sich nur auf sein Thema konzentrierend, am Rednerpult, und beginnt in einem sehr reizvollen Deutsch zu sprechen:

Die »friedliche« Epoche kann man als eine Art Interessengemeinschaft zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie bezeichnen. Es ist prinzipiell fasch, zu behaupten — wie es z. B. Kautsky getan hat — daß der Imperialismus dem Arbeiter keinen Nutzen gebracht häfte. Durch die Sonderprofite aus den Kolonien konnte der Imperialismus den Arbeitern höhere Löhne bewilligen.

Das Hineinwachsen in den Sozialismus — von den Reformisten behauptet — war vielmehr das Hineinwachsen in den bürgerlichen Staatsapparat. Alle Massenorganisationen des Proletariats wurden im Kriege vom kapitalistischen Staat in sich aufgenommen.

Die parlamentarischen Fraktionen der Arbeiterklasse, die im Grunde gegen das parlamentarische System gerichtet sein sollten, wurden Bestandteile des bürgerlichen parlamentarischen Staates.

In Deutschland: von den 82 Mitgliedern der U. S. P., die überhaupt opportunistisch gesinnt ist, seien

20 ganz zu den Rechtssozialisten zu zählen,
40 zum Sumpf,
20 links Unabhängige.

In Italien: Anhänger von Turati, Lazzari 30%
„ „ Serrati 55%
„ „ Bombacci 15%

In Frankreich: 68 Parlamentarier, darunter 40 ausgesprochene Reformisten, 20 Zentrum, 2 Kommunisten.

In Norwegen: 19 Mitglieder, darunter 11 rechts, 6 Zentrum, 2 Kommunisten.

Summa summarum: ein ziemlich trauriges Bild. Und nun erst die parlamentarische Tätigkeit dieser Parteien! An der Spitze marschiert wieder die U. S. P. D. In der Sozialisierungsfrage hat auch Genosse Däumig im Mai 1920 keine revolutionäre Fragestellung aufgebracht. Ebensowenig der Vertreter der U. S. P. Oskar Cohn in der Verfassungsfrage. Oder haben die U. S. P. heute in der Untersuchungskommission, dieser reinen Komödie, eine revolutionäre Tätigkeit ausgeübt? Oder bei der Verbesserung des Schutzhaftgesetzes, die von Oskar Cohn beantragt wurde? Nirgendwo wurde revolutionäre Arbeit geleistet.

Oder war etwa die Antwort würdig eines Revolutionärs, die wir hier von Dittmann hörten! Wegen der Wahlen konnten sie keine Antwort auf Sinowjeffs Schreiben geben! Es zeigt die nichtrevolutionäre Einstellung aufs deutlichste.

Der prinzipielle Antiparlamentarismus ist das legale Kind des eben gekennzeichneten Opportunismus. Er ist natürlich viel sympathischer für uns als der Opportunismus. Er entfällt in zwei Hauptgruppen:

1. die wirklich grundsätzlich jede Teilnahme am Parlament verneint (in Amerika die I. W. W. J.),

2. die Gruppe, die in dieser Epoche der Massenkämpfe des Proletariats gegen die Parlamente ist.

Die Ersten verkennen den Charakter des politischen Kampfes. Sie glauben, daß ein gewerkschaftlicher Streik kein politischer Kampf sei. Oder daß der politische Kampf sich auf den Parlamentarismus beschränke.

Die zweite Gruppe (Gen. Bordiga) ist gegen jede Berührung mit der Bourgeoisie. Er will nicht mit ihr in einem Zimmer sitzen. Allzu naive Vorstellung. Wir entsenden Kundschafter, Spione ins Parlament. Ich behaupte vielmehr, diese Antiparlamentarier fürchten die revolutionäre Tätigkeit im Parlament. Denn sie ist unter Umständen die gefährlichste. Liebknecht, Höglund (in Schweden) und wir in Rußland

gaben einige Beispiele revolutionärer Tätigkeit im Parlament. Wir haben keine Furcht gehabt, in Berührung mit der Bourgeoisie zu kommen.

Die ganze Frage ist eine Frage der Partei. Wenn Sie eine wirkliche kommunistische Partei haben, brauchen Sie nichts zu fürchten. Dagegen wenn Sie ein Gemisch von Opportunisten und Reformisten und ein paar Revolutionäre haben, dann kann keine revolutionäre Arbeit in den Parlamenten geleistet werden.

Bucharin folgt der Schotte Gallacher, ein äußerst temperamentvoller Sprecher, glänzender Typus des englischen Volksredners. Wort und Geste von ganz ungewöhnlicher Ausdruckskraft. Er, als Antiparlamentarier, wendet sich gegen den Opportunismus der III. Internationale in der Frage des Parlamentarismus.

In der Nachmittagssitzung wird die Debatte über den Parlamentarismus fortgesetzt. Weder Gegner noch Befürworter vermögen neue Argumente, irgendwelche originelle Äußerungen darüber vorzubringen. Alles bereits hundertmal gesagt. Wozu also das Abgegriffene nochmals wiederholen?

Es sprechen am Schluß noch ganz kurz Lenin und Bucharin.

Während der Sitzung auf Wunsch Lenins Korrektur seiner den Kongreß eröffnenden Rede über »Die Weltlage und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale« gelesen. Sehr schlecht übersetzt. Mit dem Genossen Hoffmann in die Staatsdruckerei. Dann wieder in den Kreml. Mit Axelrod zusammen die deutsch übersetzte Rede durchgearbeitet. Lenin kommt hinzu. Mit ihm über die deutschen Ausgaben der russischen Schriften und Reden gesprochen. Er weiß, sagt er, daß vieles sehr im Argen liegt, er wünscht, eine möglichst aus drei Genossen bestehende Kommission für die Redaktion solcher Arbeiten einzusetzen. Dies sei dringend notwendig. Er spreche, äußert er lächelnd, zu abgehackt, zu unzusammen-

hängend. Deshalb sei es sehr schwer für die Stenographen, ihm zu folgen. Trotzki und Lunatscharsky z. B. sprächen viel besser, in klarer Folge, reifer für den Druck. Das russische Stenogramm seiner Rede sei schon ein Chaos. Um wie viel mehr die Übersetzung. Er begreife deshalb, wie schwierig es sei, seine Rede in gutem Deutsch herauszubringen. Frei von jeder Eitelkeit lacht er sehr vergnügt und überlegen bei seinen selbstironischen, ein wenig übertreibenden Feststellungen.

3. August 1920.

Mittags 12½ Uhr in den Kreml: 9. Sitzungstag des Kongresses. Radek referiert über die »Gewerkschaften«.

Die Möglichkeit einer Existenzverbesserung der Arbeiterklasse in der gegenwärtigen Situation anzunehmen, ist eine reaktionäre Utopie. Was Kurczinski, der Statistiker, in Deutschland für das Minimum des Arbeiters zum Leben festgestellt habe, sind 16000 Mark jährlich für eine Familie mit zwei Kindern.

Wie steht es in Amerika? Auf Grund der Statistik eines bürgerliches Blattes beträgt das Existenzminimum für eine Familie (Mann, Frau und drei Kinder) jetzt 2500 Dollars jährlich.

Auffassung der K. A. P.: Da es unmöglich ist, durch die Steigerung der Löhne eine Verbesserung der Arbeiterklasse zu erzielen, so sei es nutzlos dafür zu kämpfen. Der Zusammenbruch des Kapitalismus ist aber keine mechanische, plötzliche Tatsache. Die Sabotage ist ein kontrerevolutionäres Mittel. Wir werden schon ein genügend kleines Erbe übernehmen.

Die deutschen Gewerkschaften mit ihren 8 Millionen Mitgliedern umfassen den größten Teil des Proletariats. Dazu die 600000 Landarbeiter! In Amerika gibt es 4000000 organisierte Gewerkschaftler.

Radek analysiert das Problem: Gewerkschaften — Betriebsräte. Legien und Dißmann sind Kontrerevolutionäre. Sie wollen die Betriebsräte in die Gewerkschaften einordnen. Jeder Versuch, die Betriebsräte den Gewerkschaften auszuliefern, ist als kontrerevolutionärer Versuch zu kennzeichnen.

Die Tendenz zum Industrieverband ist eine progressive und wir müssen sie unterstützen. Aber wir dürfen kein Schiboleth aus ihr machen.

Weil wir in dem Syndikalismus eine Übergangskrankheit sehen, so schließen wir uns nicht von ihm ab. Wir haben die Syndikalisten zum Kongreß zugelassen. Auch dort brechend mit der Taktik der 2. Internationale, die in hysterische Zustände verfiel, wenn sie nur in Berührung mit Syndikalisten und Anarchisten geriet.

Die Aufgabe der Kommunisten ist es, diese Massen der Gewerkschaften zu erfassen und zu bearbeiten. Nicht nur die Legiens und Gompers immer im Vordergrunde zu sehen. Denn diese Massen werden schließlich den Sieg der Revolution entscheiden. So viele unter ihnen auch heute noch unklar, verführt, vorurteilsvoll sind.

Aber: die deutschen Kommunisten haben nicht einmal ein Wochenblatt für die Gewerkschaften! Wo gibt es geschlossene Fraktionen der Kommunisten oder der Unabhängigen in den Gewerkschaften?

Wenn an Stelle Schlickes jetzt Dißmann an die Spitze des Metallarbeiterverbandes trete, so wird das nur die syndikalistischen Bestrebungen stärken. Aufgabe aller Revolutionäre ist es, diese alte Gewerkschaftsbureaukratie zu stürzen.

Es handelt sich nicht um den Unterschied der Formen, der uns von den Unabhängigen trennt, sondern um den Unterschied des Geistes, des Willens zur Tat.

Unsere Thesen haben vielleicht die angelsächsischen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt.

80% der Arbeiter in Amerika sind noch unorganisiert. Und die Bürokratie vieler Gewerkschaften sei unabsetzbar, so erklärten uns die amerikanischen Kommunisten. Daher ihr Syndikalismus.

Nach Radeks Referat wünscht eine Delegation aus Buchara den Kongreß zu begrüßen. Ein Arbeiter aus Buchara mit gewaltiger Pelzmütze, gebräuntem Gesicht, spricht in einer sehr fremden, aber garnicht mißklingenden Sprache einige Sätze. Das Exotischste, was der Kongreß bisher sah.

Nachmittags 4½ Uhr Schluß der Sitzung. Mit den Italienern zurück in den Delevoi Dvor.

Abends 8½ Uhr wieder in den Kreml. Mit Raymond Lefebre, Frau Sadoul und einem andern Franzosen. Gegen Lefebre Gerüchte im Umlauf, er sei spielerisch, paradox, noch im Kriege konservativ-royalistisch gewesen, usw. Ich hatte von ihm den Eindruck eines ganz starken, leidenschaftlichen, für die Idee des Kommunismus jugendlich entbrannten Menschen.

Die Sitzung wird fortgesetzt. Gegen Radek wendet sich die englisch-amerikanische Delegation, besonders John Reed. Es kommt zu ein paar lebhaften Szenen.

Während der Sitzung Sinowjeffs Rede über »die Rolle der Kommunistischen Partei« in der letzten Korrektur gelesen, mit ihm Veränderungen besprochen. Die von Lenin angeregte Redaktionskommission soll eingesetzt werden.

Um 1 Uhr nachts — nach Schluß der Sitzung — in den früheren Gerichtspalast. Eine Vorführung der Filmaufnahme vom 1. Kongreß der 3. Internationale und vom Beginn des 2. Kongresses. Mir scheint — so wichtig immer dieses Mittel für die Propaganda auch sein möge — ein Jahrmarkt neuer — alter Eitelkeiten. Muß das sein? Vielleicht. Noch nicht zu entbehren. Noch nötig?

4. August 1920.

Mittags 12 Uhr in den Kongreß: 10. Sitzungstag. Die schwedische Genossin Austen, die als Delegierte dem Kongreß beiwohnte, ist gestern von einem Flugapparat getötet worden. Zu Beginn der Sitzung gedenkt die Genossin Belebonowa dieses Unglücksfalles und gibt dem Schmerz aller Mitglieder des Kongresses Ausdruck.

Dann erhält Ernst Meyer von der K.P.D. das Wort zu einem Referat über die »Agrarfrage«, das ursprünglich Marchlewski halten sollte.

Ernst Meyer gliedert in seinem Referat die Landbevölkerung in sechs Teile:

1. Die Landarbeiter. Der Landarbeiterverband Deutschlands umfaßt 600 000 Mitglieder. Der Landarbeiterverband Italiens umfaßt 800 000 Mitglieder.
2. Halbproletarier und Parzellenpächter. Sie müssen in die 1. Kategorie einbezogen werden.
3. Kleinbauern. Sie sind nicht gerade revolutionär gesonnen. Der Steuerdruck, die Hypotheken, die sie bedrücken, können gut als Agitationsmittel benutzt werden.
4. Mittlere Bauern (mit einem Besitz von 5—10 ha). Man wird versuchen müssen, diese mittlere Bauernschaft zu neutralisieren. Eine sofortige Aufhebung des Privateigentums kommt auch bei diesen mittleren Bauern nicht in Frage. Im Gegenteil. Der Pachtzins wird aufgehoben werden können. Alles natürlich nur, wenn sie die Sowjetmacht anerkennen.
5. Die Großbauern. Sie gehören zu den entschiedenen Gegnern der Sowjetmacht. Sie werden alle Formen der Sabotage anwenden, natürlich auch militärischen Widerstand leisten. Entwaffnung ist durchzuführen. Aber auch sie seien nicht sofort zu enteignen.
6. Die Großgrundbesitzer, der Adel, die Magnaten. Sie müssen sofort enteignet werden. Ohne Entschädigung.

Zum Schluß teilt er die Abänderungsvorschläge der Agrarkommission mit.

Kurz vor Schluß der Sitzung in das Kommissariat für Auswärtiges. Zu Tschitscherins Sekretär Kantorowicz. Um mir meinen Paß nach Deutschland ausstellen zu lassen. Werde kommenden Dienstag zusammen mit einem Kurier nach Petrograd reisen können. Und von dort Freitag oder nächsten Dienstag weiter nach Reval.

Abends 8¼ Uhr zurück in den Kreml: Abendsitzung des Kongresses. Fortsetzung der Debatte über das Organisationsstatut der III. Internationale, der Diskussion über die Thesen und die Amendements. Das Statut der Kommunistischen Internationale wird mit allen gegen 1 Stimme angenommen.

Als wir nachts gegen 1½ Uhr in den Delevoi Dvor zurückkehren, erzählt man, daß England der Regierung Sowjetrußlands ein Ultimatum des Inhalts gesandt habe: entweder die roten Truppen marschieren in Polen nicht weiter vor oder alle zwischen England und Sowjetrußland bestehenden Beziehungen, Unterredungen, Verhandlungen mit Kameneff und Krassin werden abgebrochen.

DIE GESCHLECHTSBEZIEHUNGEN UND DER KLASSENKAMPF

VON A. KOLLONTAJ

Unter den komplizierten Problemen, die Verstand und Herzen der gegenwärtigen Menschheit erregen, nimmt das Sexualproblem zweifellos einen hervorragenden Platz ein. Es gibt kein Land und kein Volk, abgesehen von den legendären Insulanern, bei dem die Frage der Geschlechtsbeziehungen nicht einen immer schärferen, akuten Charakter angenommen hätte. Die heutige Menschheit erlebt die sexuelle Krisis nicht nur der Form nach zugespitzter, sondern — was weit empfindlicher ist — komplizierter und verwirrter.

Vielleicht läßt sich auf dem ganzen Weg der altersgrauen Menschheitsgeschichte keine Epoche finden, in der die »Geschlechtsprobleme« im Leben der Gesellschaft einen so zentralen Platz eingenommen hätten, wo die Geschlechtsbeziehungen wie durch einen Zauber so viele Millionen gequälter Blicke auf sich gelenkt und in sich vereinigt hätten, in der für die Vertreter der Kunst aller Richtungen und Gattungen die sexuellen Dramen als ein so unerschöpflicher Born der Inspiration gedient hätten.

Je länger sich die Krisis hinzieht, um so mehr nimmt sie chronischen Charakter an, um so unentwirrbarer zeigt sich die Lage der Mitlebenden und mit um so größerer Erbitterung stürzt sich die Menschheit auf die Lösung der verwünschten Frage. Aber bei jedem neuen Versuch, den verwirrten Knäuel des Geschlechtsproblemes zu entwirren, werden die Beziehungen der Geschlechter untereinander nur noch verwickelter, und es ist, als könnten sie den einzigen Weg nicht erkennen, auf dem es endlich gelingen könnte, des widerspenstigen Knäuels Herr

zu werden. Die erschreckte Menschheit fällt von einem Extrem an das andere, aber der verzauberte Kreis der sexuellen Frage bleibt nach wie vor geschlossen.

»Man muß zurückkehren zu der glücklichen alten Zeit, man muß die alten Familienbande wiederherstellen, man muß die erprobten sexual-moralischen Normen befestigen«, beschließt der konservativ gerichtete Teil der Menschheit. »Man muß alle heuchlerischen Verbote eines überlebten Kodex der sexuellen Sitten zerstören, es ist endlich an der Zeit, diesen überflüssigen, beengenden Kram dem Archiv einzuverleiben ... Das individuelle Gewissen, der individuelle Wille jedes einzelnen, das sind die einzigen Gesetzgeber in dieser intimen Frage«, tönt es aus dem Lager des bourgeoisen Individualismus. »Die Lösung der sexuellen Probleme vollzieht sich nur bei dem Eintritt einer neuen, auf die gründlichste Art reformierten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Struktur«, behaupten die Sozialisten; aber dieser Hinweis auf die Zukunft, scheint er nicht zu beweisen, daß auch wir noch nicht den leitenden Faden in den Händen halten?

Ist es überhaupt möglich, schon jetzt den magischen Faden, der uns die Entwirrung des Knäuels zusichert, zu finden oder wenigstens zu bemerken?

Der Weg zur Auffindung dieses Fadens gibt uns die Geschichte der ununterbrochenen Kämpfe der verschiedenen, nach Interessen und Bestrebungen einander gegenüberstehenden sozialen Gruppen und Klassen. Es ist nicht das erstemal, daß die Menschheit eine scharfe Sexualkrisis erlebt, es ist nicht das erstemal, daß die Deutlichkeit und Klarheit der herkömmlichen moralischen Vorschriften auf dem Gebiete der geschlechtlichen Vereinigungen unter dem Drucke des hereinbrechenden Stromes neuer moralischer Wertungen und Ideale zerfließt. Die Menschheit erlebte eine besonders starke sexuelle Krisis in der Epoche der Renaissance und der Reformation, einer Epoche, in der sich eine ungeheure soziale Bewegung vollzog, durch die der

adelsstolze, an unumschränkte und ungeteilte Macht gewöhnte Feudalismus in den Hintergrund gedrängt und Platz für eine erstehende und erstarkende neue soziale Macht — die heraufsteigende Bougeoisie — geschaffen wurde. Der Kodex der sexuellen Moral der feudalen Welt, der aus der Ideologie der Sippe erwachsen war, aus ihrer Gemeinwirtschaft, ihren Stammes-, ihren autoritativen Prinzipien, der den individuellen Willen ihrer einzelnen Mitglieder verschlang, stieß sich an dem neuen, fremden, ihm entgegengesetzten Kodex der Geschlechtssitten der in der Bildung begriffenen bourgeoisen Klasse. Die sexuelle Moral der Bourgeoisie erwuchs aus Prinzipien, die sich den wesentlichen moralischen Begriffen der feudalen Zeit schroff entgegenstand: an die Stelle des Sittenprinzips trat die strenge Individualisation, die Isolierung der geschlossenen kleinen Familie, an die Stelle der »Zusammenarbeit«, die für die allgemeine, wie für die Gauwirtschaft charakteristisch war, trat die Konkurrenz. Die letzten Überreste kommunistischer Vorstellungen, der in verschiedenem Grade alle Abarten der Sippenwirtschaft eigen waren, wurden hinweggebeizt von dem sieghaften Prinzip des individualisierten, isolierten Sondereigentums. Die taumelnde Menschheit hat dann ein Jahrhundert lang, zwischen zwei dem Geiste nach verschiedenen Sexualkodexen hin und her gependelt, sich ihnen anzupassen und anzugleichen bemüht, bis das komplizierte Laboratorium des Lebens die alten Normen neu durchgoren hatte, hat aber dabei nicht einmal eine rein äußerlich-formelle Harmonie derselben zustande gebracht.

Aber in dieser Epoche des Umschwungs besaß die sexuelle Krisis keinen so erbitterten Charakter, wie sie ihn in unsern Tagen angenommen hat. Und besonders deshalb nicht, weil in den großen Tagen der Renaissance, als das leuchtende Strahlenbündel einer neuen Geisteskultur mit seinen blendenden Farben den monotonen, armen Lebensinhalt der mittelalterlichen, absterbenden Welt überflutete, die sexual-moralische Krisis nur

von einem verhältnismäßig kleinen Teil der Bevölkerung erlebt wurde. Die ziffermäßig bedeutendste Schicht der damaligen Bevölkerung, die Bauernschaft, wurde von dieser Krisis entweder in einem ganz unbedeutenden Maße berührt, d.h. nur in dem Maße, in dem in der schwerfällig und langwierig sich durch die Jahrhunderte hindurchwindenden Bewegung eine Umformung der Wirtschaftsgrundlagen und der ökonomischen Beziehungen stattfand. Auf den Höhen der sozialen Stufenleiter dagegen spielte sich ein erbitterter Kampf ab zwischen zwei in ihren Bestrebungen einander entgegengesetzten sozialen Welten, dort bekämpften sich gegenseitig zwei feindliche Weltanschauungen, dort suchte sich auch die entstehende Sexualkrisis ihre Opfer. Die bodenständige Bauernschaft hielt sich fest an die erprobten Pfeiler der Stammestradition, die ihr von ihren Vorvätern vererbt war, und nur unter dem Druck der äußersten Notwendigkeit ließ sie sich herbei, ihren verhärteten sexualmoralischen Kodex den veränderten Bedingungen des Wirtschaftslebens anzupassen. Ungeachtet der ununterbrochenen Stürme, die sich über ihren Köpfen austobten, gelang es der Bauernschaft, und besonders unserer russischen Bauernschaft, die Grundlagen ihres geschlechtsmoralischen Kodexes in unberührtem und unerschüttertem Zustande zu bewahren.

Anders ist das Bild, das sich uns heute bietet. Jetzt hat die sexuelle Krisis nicht einmal die Bauern verschont. Einer Infektionskrankheit gleich, die weder Rang noch Stand kennt, wirft sie sich aus Schlössern und Villen in die öden Wohnungen der Arbeiter, blickt in friedliche Heimstätten, stürzt sich auch in das stumpfe russische Dorf und sucht sich ihre Opfer so gut in den Villen des europäischen Bourgeois, wie in den muffigen Kellern der Arbeiterfamilien und den rauchigen Hütten der Bauern. Gegen die sexuelle Krisis gibt es weder Schloß noch Riegel. Es wäre ein ungeheurer Irrtum, zu vermuten, daß in diesem Netz nur die Vertreter der gesicherten Volksschichten zappelten. Die trüben Wellen der sexuellen

Krisis dringen öfter und öfter auch über die Schwelle der Arbeiterwohnungen und schaffen hier Dramen, die in ihrer Schärfe und Erbitterheit nicht hinter den psychologischen Konflikten der verfeinerten bürgerlichen Welt zurückstehen.

Aber gerade weil die sexuelle Krisis die Interessen nicht nur der Besitzenden berührt, weil das Geschlechtsproblem auch eine so bedeutende soziale Schicht, wie das heutige Proletariat, erfaßt hat, ist um so unverzeihlicher, und unbegreiflicher die Gleichgültigkeit, mit der man dieser akuten und brennenden Lebensfrage begegnet. Unter den vielfachen und bedeutenden Aufgaben, die der Arbeiterklasse gestellt sind, befindet sich zweifellos auch die, gesündere und freudvollere Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu schaffen.

Woher stammt unsere Gleichgültigkeit gegen eine der wesentlichsten Aufgaben der Arbeiterklasse? Wie soll man sich das Verhältnis des Sexualproblemes zu jenen minderwichtigen Fragen erklären, die nicht wert sind, daß so viel kollektive Kraft und Aufmerksamkeit auf sie verwandt wird? Als ob die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und die Ausarbeitung eines Moralkodex, der diese Beziehungen zu regeln hat, sich nicht in der menschlichen Geschichte als eines der bleibenden Momente des sozialen Kampfes erwiesen hätte, als ob die Beziehungen zwischen den Geschlechtern in bestimmten sozialen Gruppen nicht wesentlich den Ausgang des Kampfes der sich befeindenden Gesellschaftsklassen mit bestimmt hätten?

Die Tragik der heutigen Menschheit liegt nicht nur darin, daß sich vor unsern Augen der Zusammenbruch der hergebrachten Form der geschlechtlichen Vereinigung und der sie regulierenden Prinzipien vollzieht, sondern auch darin, daß die aus den sozialen Niederungen aufsteigenden, die Seele des Menschen mit Idealen erfüllenden Bestrebungen jetzt noch nicht verwirklicht werden können. Wir Menschen des Jahrhunderts schärfster Klassengegensätze und der individualistischen Moral, leben und grübeln immer noch unter einer unentrinnbaren

seelischen Einsamkeit. Diese Einsamkeit inmitten großer volkreicher, lockend bummelnder Städte, diese Einsamkeit sogar unter der Schar nahestehender Freunde und Gefährten erweckt in dem heutigen Menschen eine krankhafte Gier, sich an die Illusion einer »verwandten Seele« zu klammern, einer Seele, natürlich, die einem Wesen des andern Geschlechts angehört, denn nur der schlaue Eros ist imstande — wenigstens vorübergehend — die Finsternis der Einsamkeit zu verjagen.

Vielleicht hat in keiner Epoche die Einsamkeit der Seele mit solch quälender Schärfe und Hartnäckigkeit sich fühlbar gemacht als in unsern Tagen.

Anders kann es auch nicht sein. Scheint doch die Finsternis gerade dann am undurchdringlichsten zu sein, wenn in der Ferne ein Lichtschein aufgeht.

Aber vor den Blicken der zeitgenössischen Individualisten, die sich mit der Gesamtheit, mit anderen Individuen, nur erst sehr schwach verbunden fühlen, schimmert deutlich ein neuer Schein — die sich verändernden Beziehungen zwischen den Geschlechtern, in denen das Moment blinder, physiologischer Ursachen dem sieghaften Prinzip der kameradschaftlichen Solidarität den Platz abtritt. Die individualistische, auf Besitz begründete Moral der Gegenwart, fängt an, ganz besonders erstickend und tödlich zu wirken.

Wenn die »sexuelle Krisis« zu drei Vierteln bedingt ist durch die äußeren, sozialökonomischen Verhältnisse, so beruht ein Viertel seiner Schärfe zweifellos auf unserer »verfeinerten, individualistischen Psyche«, einem Erbe der Herrschaft der bourgeoisen Ideologie. Die heutige Menschheit ist, wie es die deutsche Schriftstellerin Meisel-Heß ausdrückt, arm an »Liebespotenzen«. Die beiden Geschlechter suchen einander in dem Bestreben, durch den andern ein möglichst großes Maß an geistigen und physischen Genüssen für sich selbst zu erlangen.

Der grobe Individualismus, der unserem Jahrhundert sein Gepräge gibt, zeigt sich vielleicht auf keinem andern Gebiet

mit solcher Offenheit wie gerade hier, in den Beziehungen der Geschlechter. Der Mensch, der die Seeleneinsamkeit fliehen möchte, denkt naiv, daß es genüge, in Liebe zu erglühen, um sein Recht auf die Seele eines andern Menschen geltend zu machen, um sich in den Strahlen des seltenen Glücks seelischer Nähe und Verstehens zu wärmen. Wir Individualisten, mit durch den jahrhundertelangen Kultus unseres eigenen »Ich« vergröberten Seelen, wir glauben, es sei das höchste Glück, wenn wir über uns und die uns nahen Geschöpfe die »große Liebe« ausströmen fühlen, ohne dagegen den Schatz unserer eigenen Seele zu geben!

Wir prätendieren stets auf unsern Liebes»kontrahenten« in seiner ganzer Persönlichkeit und sind dabei selbst nicht fähig, die einfachste Regel der Liebe zu beachten: seiner Seele mit der zartesten Aufmerksamkeit zu begegnen. Diese Formel lehrten uns nach und nach die neuen, schon jetzt hier und da zwischen den Geschlechtern zu beobachtenden Beziehungen, die auf zwei neuen Prinzipien beruhen: 1. der vollen Freiheit und 2. der Gleichheit und Aufrichtigkeit kameradschaftlicher Solidarität. Aber einstweilen schmachtet die Menschheit noch in den Fesseln der kalten Seeleneinsamkeit und träumt nur von einem besseren Jahrhundert. Die Sexualkrisis ist nicht zu lösen ohne eine grundlegende Reform auf dem Gebiete der menschliche Psyche, ohne daß in der Menschheit die Liebesfähigkeit gesteigert wird. Aber diese psychische Reform ist durchaus abhängig von einer tiefschürfenden Umformung unserer nationalökonomischen Verhältnisse in der Richtung des Kommunismus.

Eine solche Buntheit der ehelichen Beziehungen, wie sie heute besteht, hat die Geschichte noch nicht gekannt: die unlösliche Ehe mit der Familiengründung und daneben die vorübergehende freie Verbindung, geheime Ehe und offenes Zusammenleben des Mädchens mit ihrem Liebhaber, die wilde Ehe, die Ehe zu zweien und zu dreien und selbst die komplizierte Form der Ehe zu vieren, ganz zu schweigen von der Viel-

fältigkeit der käuflichen Prostitution. Und dicht dabei findet sich im Leben des Bauern und Kleinbürgers als Überrest der Sippenideologie die Schande des Ehebruchs und der »Brautliebe« und auf der andern Seite die Freiheit in der Mädchenzeit, also »doppelte Moral« auch hier. Die Widersprüche und verwirrten Formen der ehelichen Vereinigungen in unserer Zeit können nur unser Staunen darüber hervorrufen, wie es einem Menschen, der in seiner Seele den Glauben an die Unerschütterlichkeit der moralischen Autoritäten bewahrt hat, möglich ist, sich in diesen Widersprüchen zurechtzufinden und zwischen all diesen sich gegenseitig aufhebenden, unvereinbaren moralischen Vorschriften zu lavieren. Selbst die gewöhnliche Rechtfertigung: »Ich lebe nach einer neuen Moral«, rettet nicht, da sich diese »neue Moral!« noch in ihrem Bildungsprozesse befindet. Die Aufgabe besteht eben gerade darin, diese Moral sich endlich deutlich zu machen, damit es möglich wird, in dem Chaos der sich widersprechenden Sexualnormen der Gegenwart die Konturen derjenigen Prinzipien aufzufangen, die der Seele der revolutionären fortgeschrittenen Klasse entsprechen.

Neben dem Dargelegten hat sich die sexuale Krisis noch durch zwei weitere typische Momente, die die Psychologie des heutigen Menschen charakterisieren, zugespitzt, nämlich 1. durch die uns beherrschende Vorstellung des Besitzrechtes der beiden Ehehälften aufeinander, 2. durch das uns während der Jahrhunderte anerzogene Vorurteil von der Ungleichheit und Ungleichwertigkeit der Geschlechter auf allen Gebieten und in allen Sphären des Lebens, einschließlich der sexualen.

Die Vorstellung des unteilbaren Besitzrechts der Ehegatten aneinander ist in dem Moralkodex der bourgeoisen Klasse mit besonderer Sorgfalt kultiviert worden, gleichzeitig mit dem Ideal der in sich abgeschlossenen, individualistischen Familie, die ganz und gar auf den Grundlagen des Sondereigentums beruht. Mit der Einimpfung dieser Vorstellung in die menschliche Psyche hat die Bourgeoisie Vollkommenes erreicht: der Begriff

des Eigentums an dem Gatten dehnt sich heutzutage sogar noch bedeutend über das hinaus, was der ursprüngliche Kodex der der ehelichen Beziehungen darunter verstanden hat.

Während der langen historischen Periode, die unter dem Zeichen der »Stammesprinzipien« stand, dehnte sich die Vorstellung von dem Eigentumsrechte des Mannes an der Frau (für die Frau verneinte man überhaupt den Anspruch des ungeteilten Besitzes an dem Manne) nicht über die Grenzen des rein Physischen. Die Frau war verpflichtet, dem Manne die physische Treue zu bewahren, ihre Seele gehörte nur ihr selbst. Der Anspruch auf ein Eigentumsrecht an der ganzen geistigen und seelischen Welt seines Liebespartners wurde erhoben von der bourgeoisen Klasse, und zwar zum Zwecke der Befestigung der Familienbande, die ihnen in der Periode ihres Kampfes um die soziale Vorherrschaft Dauerhaftigkeit und Stärke geben sollten. Und dieses Ideal haben wir nicht nur als Erbe übernommen, nein, wir sind sogar bereit, in ihm das unerschütterliche, moralische »Absolute« zu errichten. Die Vorstellung von dem Eigentum erstreckt sich weit über die Grenzen der gesetzlichen Ehe, sie schleicht sich auch in die freien Liebesbeziehungen ein. Die Liebenden beiderlei Geschlechts würden sich, bei aller theoretischen Achtung der Freiheit, durchaus nicht begnügen mit dem Bewußtsein der physischen Treue ihres Liebespartners. Um das ewig drohende Gespenst der seelischen Einsamkeit von uns zu bannen, brechen wir mit einer für die kommende Menschheit unbegreiflichen Grausamkeit und Unzartheit, in die Seele des von uns geliebten Wesens ein und machen unsere Rechte auf sein geheimstes geistiges »Ich« geltend. Der heutige Liebhaber verzeiht unvergleichlich leichter eine physische Untreue als eine seelische, und jedes Teilchen der Seele, das der freie Ehegenosse außerhalb der Schwelle seines Liebestempels verschwendet hat, scheint ihm ein unverzeihlicher Diebstahl an einem ihm persönlich gehörenden Schatze zugunsten anderer.

Und die naive Unzartheit, die auf dieser Grundlage fort-

während Dritten gegenüber begangen wird? Jedem von uns ist es schon zweifellos vorgekommen, daß zwei Verliebte, die sich noch kaum gehörig kennenzulernen Gelegenheit hatten, sich beeilen, ihre Rechte auf alle ihnen zugänglichen persönlichen Beziehungen des andern geltend zu machen. Zwei Menschen, die sich gestern noch fremd waren und nur durch das Moment eines gemeinsamen erotischen Erlebnisses geeint sind, beeilen sich, ihre Hand nach der Seele des andern auszustrecken und sich in dieser fremden, unverstandenen Seele, in der Vergangenes, Erlebtes mit unauslöschlichen Bildern eingegraben ist, breitzumachen, wie bei sich zu Hause.

Das zweite Moment, das die Psyche des heutigen Menschen entstellt und zur Verschärfung der sexuellen Krisis beiträgt, bildet der Begriff von der »Ungleichheit der Geschlechter«, der Ungleicheit ihrer Rechte, der Ungleichwertigkeit ihrer psychophysiologischen Erlebnisse. Die »doppelte Moral«, die sowohl in dem bourgeoisen, wie in dem Volkskodexe vorherrscht, hat die männliche, wie die weibliche Psyche vergiftet. Dieser Begriff von der Ungleichheit der Geschlechter veranlaßt uns, sogar auf dem Gebiete der psychophysiologischen Vorgänge fortwährend den Maßstab zu wechseln, wenn es sich um das gleiche Verhalten bei Vertretern verschiedener Geschlechter handelt. Es genügt ein grobes Beispiel: Stellen Sie sich vor, daß ein Intellektueller der Bourgeoisie, ein gebildeter Mann, ein Politiker, ein öffentlich tätiger Mensch, — mit einem Worte: eine »Persönlichkeit« oder sogar eine »Größe«, sich mit seiner Köchin verbindet (eine durchaus nicht seltene Erscheinung!) und sogar eine gesetzliche Ehe mit ihr eingeht. Ändert diese Tatsache irgend etwas an dem Verhalten der bourgeoisen Gesellschaft dem fraglichen Manne gegenüber? Wirft sie auch nur den geringsten Schatten auf seine sittliche Würde?

Natürlich nicht! Jetzt stellen Sie sich einen andern Fall vor: Eine geachtete, öffentlich tätige Frau der bourgeoisen Gesellschaft, Dozentin, Ärztin, Schriftstellerin, gleichviel was

sie sei, — verbindet sich mit ihrem Lakaien und schließt zur Vollendung des »Skandals« eine gesetzliche Ehe mit ihm. Wie verhält sich die bürgerliche Gesellschaft zu dem Schritt der bis dahin Geachteten? Natürlich überschüttet sie sie mit Verachtung. Und wenn — Gott behüte — ihr Gatte, der Lakai, ein schönes Äußeres oder andere physische Eigenschaften besitzt, dann um so schlimmer! »Wie ist diese Frau gesunken!« wird dann das Urteil der heuchlerischen Bourgeoisie lauten.

In ihrer Bevormundung der Frau geht die heutige Gesellschaft sogar noch weiter als das frühere Geschlecht, indem sie ihr verbietet, nicht nur sich mit einem ihrer nicht würdigen Manne zu verheiraten, sondern auch, sich nur in einen solchen zu verlieben. Wir treffen auf jedem Schritte ihrem geistigen und intellektuellen Niveau nach durchaus hochstehende Männer, die sich zur Lebensgefährtin ein nichtiges, hohles Geschöpf gewählt haben, das durchaus nicht dem geistigen Wert des Gatten entspricht. Diese Tatsache nehmen wir als normale Erscheinung hin und halten uns nicht darüber auf, höchstens, daß »die Freunde Iwan Iwanitsch darum bedauern, daß er solch unerträgliche Frau bekommen hat«. Und hier schlagen wir vor Verwunderung die Hände zusammen und rufen fast verurteilend: Wie konnte Maria Petrowna, solch eine hervorragende Frau, sich in ein solches Nichts verlieben! ... Danach muß man wirklich an dem Wert dieser Maria Petrowna zweifeln.«

Woher kommt dieses verschiedenartige Kriterium? Wodurch ist es bedingt? Zweifellos dadurch, daß die seit Jahrhunderten gewohnte Vorstellung der Menschen von der Ungleichwertigkeit der Geschlechter in unserer Psyche ein organischer Bestandteil geworden ist. Wir sind gewohnt, die Frau nicht als Persönlichkeit mit individuellen Eigenschaften und Mängeln, mit Berücksichtigung ihrer psychophysiologischen Erlebnisse zu bewerten, sondern als eine Zugabe zum Manne. Der Mann, Gatte oder Geliebte, wirft den Abglanz seines

Lichtes auf die Frau. Wir haben es also in Wirklichkeit noch mit einem von ihm und nicht von ihr selbst bestimmten geistigen und moralischen Bilde der Frau zu tun. Nur die Wandlung der ökonomischen Rolle der Frau und das Beschreiten der Bahn selbständiger Arbeit, kann eine Abschwächung dieser falschen und heuchlerischen Vorstellungen herbeiführen.

Diese drei grundlegenden Momente, die die Psyche des modernen Menschen entstellen — sein Egoismus, die Vorstellung von dem Besitzrecht am Gatten, der Begriff der Ungleichheit der Geschlechter in der psychophysiologischen Sphäre — liegen auf dem Wege zur Lösung des Sexualproblems. Den Schlüssel, der diesen verzauberten Kreis öffnen soll, wird die Menschheit erst dann finden, wenn sie in ihrer Psyche einen genügenden Vorrat an verfeinerten Empfindungen angehäuft hat, wenn sie sich durch Tatsachen von dem Begriff der Notwendigkeit der Freiheit in den ehelichen und Liebesbeziehungen überzeugt hat, wenn das Prinzip der Kameradschaft über die traditionelle Vorstellung von der Ungleichheit der Geschlechter und der Unterordnung der Frau in Geschlechtsbeziehungen triumphiert. Ohne eine grundlegende Umformung unserer Psyche ist die Lösung des Geschlechtsproblems nicht möglich.

Aber ist in dieser Voraussetzung nicht eine hoffnungslose Utopie zu erblicken, in der uns von idealistischen Grüblern naive Rezepte verordnet werden? Und wirklich, wie wollte man die Liebesfähigkeit der Menschheit steigern? Haben sich damit nicht die Weisen aller Völker seit undenklichen Zeiten abgemüht, bei Buddha und Konfutse angefangen bis zu Christus? Heißt die sexuelle Krisis mit so gutgemeinten Träumereien lösen zu wollen nicht, die eigene Kraftlosigkeit eingestehen, heißt das nicht das Aufsuchen des Zauberschlüssels ablehnen?

Ist es wirklich so? Erweist sich wirklich die grundlegende Umformung unserer Psyche im Gebiete der Geschlechtsbeziehungen so unmöglich, so fern von aller Lebenspraxis? Bemerkt man denn nicht im Gegenteil, gerade jetzt, gerade

bei dem Beginn der Verwirklichung der großen sozialen und volkswirtschaftlichen Bewegung jene Bedingungen, die zur Begründung eines neuen lebendigen Prinzips auf dem Gebiete psychischer Erlebnisse führen, das mit den oben gestellten Forderungen zusammenfällt?

An die Stelle der bourgeoisen Klasse mit ihrer Klassenideologie und ihrem individualistischen sexual-moralischen Kodex trifft eine andere Klasse, eine neue soziale Gruppe. Diese entwickelte, vorwärtsschreitende Klasse kann nicht verbergen, daß in ihrem Schoße sich schon die Keime der neuen Geschlechtsbeziehungen regen, die mit ihrer Klasse und ihrer sozialen Aufgabe eng verknüpft sind.

Die sich vor unsern Augen vollziehende komplizierte Evolution der ökonomisch-sozialen Beziehungen, die alle unsere Vorstellungen von der Rolle der Frau im sozialen Leben umkehrt und alle Pfeiler der bougeoisen Geschlechtsmoral ins Wanken bringt, zieht zwei sich scheinbar widersprechende Erscheinungen nach sich: Einerseits beobachten wir den unaufhörlichen Versuch der Menschheit, sich dem Neuen, den veränderten sozialökonomischen Bedingungen anzupassen, den Versuch, entweder die »alten Formen« zu erhalten, indem man sie mit neuen Inhalten füllt (z. B. die Vereinigung der äußeren Ordnung der alten unlösbaren, streng monogamen Ehe mit dem Zugeständnis völliger Freiheit der Ehegatten), oder umgekehrt, das Aufnehmen neuer Formen, in denen aber doch alle Elemente des Moralkodexes der bourgeoisen Ehen zu finden sind (die »freie Ehe«, bei der die drückende gegenseitige Geltendmachung eines Besitzrechts der Gatten aneinander alle Grenzen selbt der legalen Ehe überschreitet). Andererseits aber treten neue Formen der Vereinigung der Geschlechter auf, weniger ihrem Äußeren als ihrer inneren geistigen Durchdringung nach. Ungläubig sondiert die Menschheit diese neuen Ideale, aber es lohnt, sie näher zu betrachten, um — ungeachtet all ihrer Formlosigkeit — die ihnen charakteristischen Züge zu erkennen

um uns darüber klar zu werden, daß sie geeignet sind, den Klassenaufgaben des Proletariats zu dienen. Derjenige, der in dem komplizierten Labyrinth der sich widersprechenden und kreuzenden Sexualnormen die Keime zukünftigen, gesünderen Beziehungen zwischen den Geschlechtern sehen will, den Beziehungen, die darauf gerichtet sind, die Menschheit aus der sexualen Krisis hinauszuführen, der muß die Villenviertel mit ihrer überfeinerten, individualistischen Kultur verlassen und einen Blick in die öden Wohnstätten der Arbeiter werfen, wo zwischen feuchtem Moder und Entsetzen, das der Kapitalismus geboren hat, zwischen Tränen und Flüchen trotz allem sich lebende Wesen einen Weg bahnen.

Und hier, in der arbeitenden Klasse, unter der Bürde der schweren ökonomischen Bedingungen unter dem nicht schwächer werdenden Drucke des Kapitalismus, bemerkt man jenen doppelten Prozeß, von dem wir gerade gesprochen haben: den Prozeß passiver Angleichung und aktiven Widerstandes gegen die existierende Wirklichkeit. Der zerstörende Einfluß des Kapitals zwingt das Proletariat instinktiv, sich »anzupassen« an bestehende Verhältnisse, und ruft dabei eine ganze Reihe von Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschlechtsbeziehungen hervor, die dem analog sind, was auch in anderen Klassen der Bevölkerung entsteht. Unter dem Druck der niedrigen Arbeitslöhne erhöht sich das Heiratsalter der Arbeiter unvermeidlich. Wenn vor 20 Jahren das mittlere Heiratsalter des Arbeiters zwischen 22 und 25 Jahren schwankte, so kommt der Proletarier heute kaum mit 30 Jahren zur Familiengründung. Und je höher die Kulturforderungen des Arbeiters steigen, je höher er es schätzt, den Pulsschlag des Kulturlebens zu fühlen, Theater und Vorlesungen zu besuchen, Zeitungen und Journale zu lesen, dem Berufskampf seinen Tribut zu zollen wie der Politik, einer Lieblingsbeschäftigung, der Kunst, dem Lesen usw., um so höher steigt das Heiratsalter des Proletariers. Der unverheiratete Arbeiter sucht, wie der unverheiratete Bourgeois, einen Ausweg

in der Prostitution. Solcher Art sind die Erscheinungen des Verhaltens der Arbeiterklasse im Gebiete der passiven Angleichung an seine ungünstigen Existenzbedingungen. Ein anderes Beispiel: der Arbeiter heiratet. Auch hier das gleiche Hindernis. Auch hier das gleiche Niveau der Lebenshaltung, die die Arbeiterfamilie zwingt, ihre Kinderzahl zu regeln, wie dies in der bürgerlichen Familie geschieht.

Die Ausdehnung der Kindermorde, das Anwachsen der Prostitution sind Erscheinungen eines und desselben Systems, sind verschiedene Arten der passiven Angleichung an die den Arbeiter umgebende zuchthausähnliche Wirklichkeit. Aber in diesem Prozesse liegt durchaus nichts, was für das Proletariat an und für sich charakteristisch wäre: diese Anpassungsart ist allen zurückgebliebenen Klassen und Volksschichten eigen, die mit dem Weltprozeß der kapitalistischen Entwicklung zusammenstoßen.

Die trennende Linie beginnt erst da, wo ein aktives, schöpferisches Prinzip in Kraft tritt, dort, wo keine Anpassung, sondern eine Auflehnung stattfindet, dort, wo neue Ideale entstehen und in Erscheinung treten, dort, wo sich die kühnen Versuche zu einer dem Geiste nach neuen Art der Geschlechtsbeziehungen häufen. Dieser Prozeß des aktiven Widerstandes zeigt sich ausschließlich in der Arbeiterklasse.

Das bedeutet nicht, daß die übrigen Klassen und Volksschichten, besonders die bourgeoise Intelligenz nicht auch das Neue übernehmen, das im wesentlichen von der Arbeiterklasse geschaffen und entwickelt wird. Von dem instinktiven Wunsche gedrängt, den absterbenden und deshalb kraftlosen Formen der ehelichen Vereinigung neues Leben einzuhauchen, greift die Bourgeoisie nach dem »Neuen«, das die Arbeiterklasse mit sich trägt. Aber weder die Ideale noch der sexualmoralische Kodex, den das Proletariat nach und nach entwickelt, entspricht der moralischen Wirklichkeit seiner Klassenforderungen. Während gleichzeitig die aus den Forderungen der Arbeiterklasse er-

wachsende Sexualmoral dieser Klasse als eine neue Waffe des sozialen Kampfes dient, wird diese »Neuerung« auch von der Bourgeoisie übernommen, bei der sie die Unterwühlung der sozialen Herrschaft bedeutet. Erklären wir diesen Gedanken an einem Beispiele:

Der Versuch der bourgeoisen Intelligenz, das unzerstörbare Ehebündnis in eine freiere, leichter lösliche Verbindung, eine »Freie Ehe«, zu verwandeln, erschüttert die unentbehrlichen Grundlagen des sozialen Bestandes der Bourgeoisie: die monogame Eigentumsehe.

Bei der Arbeiterklasse fällt im Gegenteil diese große Beweglichkeit, die geringe Festigkeit der Geschlechtsverbindungen durchaus zusammen mit den wesentlichsten Aufgaben dieser Klasse, fließt sogar unmittelbar zu diesen. Die Verneinung des Momentes der Unterordnung in der Ehe zerstört ebenfalls die letzten künstlichen Fesseln der bürgerlichen Familie. Im Gegenteil ist das Moment der Unterordnung eines Gliedes der Klasse unter ein anderes, gleich dem Moment des Eigentums an und für sich verderblich für die Psyche des Proletariats. Es liegt nicht im Interesse der Klasse, ihre einzelnen Mitglieder, die selbständigen Vertreter dieser revolutionären Masse, fesseln zu lassen, da es vor allem den Interessen der Klassen zu dienen hat und nicht einer abgetrennten und isolierten Familienzelle. Die häufigen Konflikte zwischen den Interessen der Klasse und der Familie, besonders bei Gelegenheit von Ausständen, bei der Beteiligung an Kämpfen und die moralischen Maßnahmen, die das Proletariat in solchen Fällen ergreift, charakterisieren mit genügender Klarheit die Grundlagen der neuen proletarischen Ideologie.

Stellen Sie sich einen geachteten Finanzier vor, der in dem für sein Unternehmen kritischen Moment, im Interesse seiner Familie sein Kapital aus dem Geschäft zieht. Der Wert dieser Handlung vom Gesichtspunkt der bürgerlichen Moral ist klar. »Das Familieninteresse« steht im Vordergrunde. Jetzt vergleiche

man damit das Verhalten der Arbeiter dem Streikbrecher gegenüber, der den Kameraden zum Trotz während der Zeit des Streiks zur Arbeit geht, um die Familie vor dem Hunger zu schützen. — Das Interesse der Klasse steht im Vordergrunde! Weiter, stelle man sich einen bürgerlichen Gatten vor, der in seiner Liebe und Hingabe an die Familie seine Frau von allen Interessen außerhalb der Familie ablenkt, um sie endgültig an Kinderstube und Küche zu fesseln. »Das ist ein idealer Gatte, der es versteht, eine ideale Familie zu schaffen«, wird das bürgerliche Urteil lauten. Aber wie verhält sich dagegen die Arbeiterklasse einem bewußten Genossen gegenüber, der versuchen wird, die Blicke seiner Frau oder Geliebten vom sozialen Kampfe abzulenken.

Auf Kosten des individuellen Glücks, auf Kosten der Familie wird die Moral der Arbeiterklasse die Beteiligung der Frau auch an dem Leben, das sich außerhalb der Schwelle des Hauses entfaltet, fordern. Die Fesselung der Frau an das Haus, das Betonen der Familieninteressen, die Verbreitung des Begriffes von einem ausschließlichen Besitzrechte des einen Ehegatten an dem andern, — alles dies sind Erscheinungen, die die grundlegenden Prinzipien der Ideologie der Arbeiterklasse, der kameradschaftlichen Solidarität, zerstören, die die Kette der Klassengemeinschaft zerreißen. Der Begriff des Eigentums einer Persönlichkeit an der andern, die Vorstellung von der Unterordnung und Ungleichheit der verschiedenen Mitglieder einer und derselben Klasse, widerspricht der wesentlichsten Grundlage des proletarischen Prinzips — der Kameradschaft. Dieses Prinzip, das der Ideologie der heraufsteigenden Klasse zugrunde liegt, färbt und bestimmt jenen ganzen, neuen, in der Bildung begriffenen, sexualmoralischen Kodex des Proletariats, mit dessen Hilfe die menschliche Psychologie umgeformt werden wird, im Geiste der Aufhäufung sympathischer Empfindungen, der Freiheit statt des Eigentums, der Kameradschaft an Stelle von Ungleichheit und Unterordnung. —

Es ist eine alte Wahrheit, daß jede neue heraufsteigende Klasse, die eine von der vorangegangenen Stufe verschiedene materielle Kultur schafft, die Menschheit auch mit einer neuen, gerade dieser Klasse eigentümlichen Ideologie bereichert. Jedoch, man braucht nur die »proletarische Ethik« oder »die proletarische Sexualmoral« zu erwähnen, so hört man die schablonenhafte Erwiderung: »Eine proletarische Geschlechtsmoral ist nichts weiter als ein ‚Überbau'. — Bevor die ganze ökonomische Basis geändert ist, ist für ihn kein Platz.« Als ob die Ideologie irgend einer Klasse sich erst dann bildete, wenn die Umwandlung in den sozialökonomischen Verhältnissen schon stattgefunden hat, indem sie so die Herrschaft dieser Klasse befestigte! Die ganze historische Erfahrung lehrt uns, daß die Herausarbeitung der Ideologie sozialer Gruppen und demzufolge auch ihrer Sexualmoral, sich schon während des schweren Kampfes dieser Gruppe mit den feindlichen gesellschaftlichen Kämpfen vollzieht.

Nur mit Hilfe der sich im Schoße der Familie entwickelnden geistigen Werte, die den Aufgaben der heraufsteigenden Klasse entsprechen, gelingt es dieser kämpfenden Klasse, ihre soziale Position zu befestigen, nur auf dem Wege neuer Normen und Ideale bekämpft sie schneller die Macht der ihr widerstrebenden feindlichen Gruppe.

Die Grundlagen zur Kritik dieser Moral, die aus den spezifischen Interessen der Arbeiterklasse erwächst, zu suchen und sie in Übereinstimmung mit diesen zu bringen — das ist eine Aufgabe, die ihre Lösung durch die geistigen Vorkämpfer der Arbeiterklasse fordert.

Wir müssen endlich verstehen, daß nur die Erkenntnis schöpferischen Prozesses, der sich dort in den Tiefen der sozialen Niederungen vollzieht und neue Forderungen, neue Ideale und Normen formiert, uns auch die Bahnen der neuen Sexualmoral verstehen läßt; daß nur das Aufdecken der Grundlagen der Moral dieser heraufsteigenden fortgeschrittenen Klasse uns befähigt, uns in dem widerspruchsvollen Chaos der sexuellen

Beziehungen zurechtzufinden und uns den ersehnten Faden finden läßt, der es uns möglich macht, den dichtverschlungenen Knäuel der sexuellen Probleme zu lösen.

Wir müssen uns endlich daran erinnern, daß der mit den grundlegenden Aufgaben der Klasse in Verbindung gebrachte Kodex der sexuellen Moral als eine mächtige Waffe in der Kampfposition dieser heraufsteigenden Klasse dienen kann. Die Geschichtserfahrung gibt doch eine gewisse Lehre. Was kann den Arbeiter hindern, sich ihrer im Interesse seiner Klasse zu bedienen, im Kampfe um den kommunistischen Aufbau und um neue, vollkommenere und idealere Beziehungen zwischen den Geschlechtern.

UNSERE REICHTÜMER
VON PETER KROPOTKIN

Aus der 1892 erschienenen Schrift: »La Conquête de Pain«, die deutsch von Bernhard Kampffmeyer im Verlag »Der Syndikalist« herausgegeben wurde.

Die Menschheit hat einen weiten Weg seit jenen verflossenen Zeitaltern zurückgelegt, in welchen der Mensch noch aus Kieselsteinen seine kümmerlichen Werkzeuge formte, wo er noch von den Zufälligkeiten der Jagd lebte und als gesamte Erbschaft seinen Kindern einen Schlupfwinkel unter Felsen, ein paar armselige Steinwerkzeuge hinterließ, und im übrigen sie der Natur preisgab, der gewaltigen, furchtbaren Natur, mit der sie den Kampf aufnehmen mußten, um ihre elende Existenz zu fristen.

Indeß, während dieser wirren Epoche, welche tausend und aber tausend Jahre gewährt hat, hat das Menschengeschlecht unerhörte Werte gesammelt. Es hat den Boden urbar gemacht, die Sümpfe getrocknet, die Wälder ausgerodet, Straßen angelegt, gebaut, erfunden, beobachtet, gedacht; es hat einen

komplizierten Werkzeugapparat geschaffen, der Natur ihre ihre Geheimnisse entrissen, den Dampf gebändigt; kurz, man hat es dahin gebracht, daß das Kind des zivilisierten Menschen heute bei seiner Geburt ein unermeßliches, von seinen Vorfahren aufgehäuftes Kapital vorfindet. Und dieses Kapital erlaubt heute jedem, falls er nur seine Arbeit mit der anderer kombiniert, Reichtümer zu gewinnen, welche die Träume der Orientalen in ihren Erzählungen von «Tausend und eine Nacht» weit übertreffen.

*

Der Boden, soweit er kultiviert ist, und wenn man ihn nur zweckmäßig bestellt und für die Saat ausgewählte Körner verwendet, ist bereit, sich mit üppigen Ernten zu schmücken, reicheren Ernten, als es die Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse erforderte. Und die Mittel, deren sich die Landwirtschaft dazu bedient, sind bekannt.

Auf dem jungfräulichen Boden der Prärien Amerikas produzieren hundert Menschen mit Hilfe gewaltiger Maschinen in einigen Monaten soviel Getreide, als zur Erhaltung von 10 000 Menschen während eines ganzen Jahres notwendig ist. Da, wo der Mensch seinen Ertrag verdoppeln, verdreifachen, verhundertfachen will, fabriziert er sich den geeigneten Boden, wendet er jeder Pflanze die Sorge zu, deren sie bedarf, und er erzielt geradezu fabelhafte Ernten. Und während der Jäger sich ehemals hundert Quadratkilometer bemächtigen mußte, um die Nahrung für seine Familie zu finden, läßt der zivilisierte Mensch heute mit unendlich geringerer Mühe und weit größerer Sicherheit auf einem Zehntausendstel dieses Raumes alles hervorsprießen, was die Erhaltung der Seinigen erheischt.

Das Klima ist kein Hindernis mehr. Wenn die Sonne nicht scheint, so ersetzt sie der Mensch durch künstliche Wärme, und es steht zu erwarten, daß er zur Beschleunigung des Wachstums auch das Licht bald künstlich herstellen wird. Mit Hilfe von Glasdächern und Wasserheizung erntet er auf

einem gegebenen Raum das Zehnfache von dem, was man früher auf ihm erzielte.

*

Die in der Industrie vollbrachten Wunder sind noch viel erstaunlicher. Mit Hilfe jener mit Intelligenz begabten Wesen, — der modernen Maschinen (die Frucht dreier oder vier Generationen meist unbekannter Erfinder) fabrizieren heute hundert Menschen das, wovon 10 000 Menschen während zweier Jahre sich kleiden können. In den gut organisierten Kohlenbergwerken fördern in jedem Jahre hundert Menschen soviel Heizmaterial, als zur Erwärmung der Wohnungen von 10 000 Familien im kältesten Klima ausreicht. Man kann eine ganze Stadt voller wunderbarer Schönheit in wenigen Monaten entstehen sehen, ohne daß dabei auch nur die geringste Unterbrechung in den gewöhnlichen Arbeiten eingetreten ist.

Und wenn auch heute in der Industrie und im Ackerbau, wie in der Gesamtheit unserer sozialen Organisation die Arbeit unserer Vorfahren nur einer kleinen Minderzahl zugute kommt — so ist es doch nicht weniger sicher, daß sich heute schon die Menschheit eine Existenz in Reichtum und Luxus würde schaffen können, — unter einziger Hilfe jener Diener aus Eisen und Stahl, welche sie besitzt.

*

Ja, wir sind reich, unendlich viel reicher, als wir gemeiniglich denken: reich durch das, was wir schon besitzen, reicher noch durch das, was wir mit Hilfe des gegenwärtigen Werkzeugmechanismus produzieren können und unermeßlich viel reicher durch das, was wir aus unserem Boden, aus unseren Manufakturen, mit Hilfe der Wissenschaft und unserem technischen Wissen werden erzielen können, wenn diese erst dazu dienen würden, um allen den Wohlstand zu schaffen.

II.

Wir sind reich in unseren zivilisierten Gesellschaften. Woher also das Elend, das um uns herum herrscht? Warum da die harte, die Masse abstumpfende Arbeit? Warum diese Unsicherheit, wie es einem morgen ergehen wird, die selbst den bestbezahlten Arbeiter nicht verschont? Warum alles dies inmitten der von der Vergangenheit ererbten Reichtümer und trotz der gewaltigen Produktionsmittel, welche bei einer täglichen Arbeit von nur wenigen Stunden allen den Wohlstand schaffen könnten?

Die Sozialisten haben es ausgesprochen und es bis zum Überdruß wiederholt; sie wiederholen es jeden Tag und belegen es durch Beweise, die den gesamten Wissenschaften entlehnt sind: Weil alles, was zur Produktion nötig ist, der Boden, die Bergwerke, die Maschinen, die Verkehrswege, die Nahrungsmittel, die Wohnungen, die Erziehung, das Wissen, weil alles dieses der ausschließliche Besitz einiger Weniger geworden ist — im Verlauf einer langen Geschichtsperiode voller Raub, Auswanderungen, Kriege, Unwissenheit und Unterdrückung, welche die Menschheit durchlebte, ehe sie die Naturkräfte zu bändigen gelernt hatte.

Weil diese Wenigen sogenannte Rechte, welche sie in der Vergangenheit erworben haben wollen, vorschützen und auf Grund dessen sich heute zwei Drittel des Ertrages der menschlichen Arbeit, mit der sie die unsinnigste und empörendste Verschwendung treiben, aneignen; weil sie die Massen dahin gebracht haben, daß diese nie mehr für einen Monat, kaum einmal für acht Tage genug zu leben haben, weil sie infolgedessen die Macht haben (welche sie auch ausnutzen), niemanden arbeiten zu lassen, der ihnen nicht stillschweigend den Löwenanteil am Gewinn überläßt; weil sie die Produktion dessen erzwingen, was dem Ausbeuter den größten Gewinn verheißt.

Das ist das Wesen des Kapitalismus!

*

Wie sieht ein zivilisiertes Land heute aus? Die Wälder, welche es ehemals bedeckten, sind gelichtet, die Sümpfe sind getrocknet, das Klima ist ein gesundes, kurz, das Land ist bewohnbar geworden. Der Boden, welcher ehemals nur Gras und Kräuter trug, liefert heute reichliche Getreide-Ernten. Die Felsen, welche seiner Zeit die Täler des Südens überhingen, sind in Terrassen umgewandelt, an denen der Weinstock mit seiner goldigen Frucht emporklettert. Die wilden Kräuter und Sträucher, welche früher nur herbe Früchte und ungenießbare Wurzeln lieferten, sind auf dem Wege schrittweiser Veredelung in nahrhafte Gemüse, in Bäume, die ausgesuchte Früchte tragen, verwandelt worden.

Tausende von Straßen, mit Steinen und Eisen gepflastert, durchschneiden das Land, durchbohren die Berge; die Lokomotive pfeift in den wilden Schluchten der Alpen, des Kaukasus, des Himalaja. Die Flüsse sind schiffbar gemacht worden. Die Küsten, ausgelotet und sorglich vermessen, gestatten ein leichtes Landen; künstliche Häfen, unter unsäglichen Mühen ausgegraben und gegen das Wüten des Ozeans geschützt, gewähren Schiffern sichere Zuflucht. Tiefe Schachte durchstechen die Felsen; ganze Labyrinthe unterirdischer Gänge breiten sich überall dort aus, wo es Kohle zu fördern oder Erze zu graben gibt. An allen Punkten, wo Straßen sich kreuzen, sind Städte emporgewachsen, zu Großstädten geworden, und in ihren Mauern finden sich alle Schätze der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft.

*

Ganze Generationen, geboren und gestorben im Elend, unterdrückt, entkräftet durch Überarbeit und mißhandelt von ihren Herren, haben diese ungeheuere Erbschaft dem neunzehnten Jahrhundert vermacht.

Während Tausenden von Jahren haben Millionen von Menschen daran gearbeitet, die Wälder zu lichten, die Sümpfe auszutrocknen, die Straßen zu bahnen, die Flüsse einzudeichen.

Jeder Hektar Erde, welchen wir in Europa bebauen, ist gedüngt mit dem Schweiße mehrerer Rassen; jede Straße hat eine ganze Geschichte von Frondiensten, von übermenschlicher Arbeit, von Leiden des Volkes. Jede Meile Eisenbahn, jeder Meter eines Tunnels haben Menschenblut erfordert.

Die Gänge der Bergwerke tragen noch ganz frische Spuren von den Hieben, die der Bergmann gegen den Felsen geführt hat, und schon könnte jeder Pfeiler der unterirdischen Galerien gekennzeichnet sein durch das Grab eines Bergmanns, der in der Blüte der Jahre vom schlagenden Wetter, durch einen Einsturz oder eine Überschwemmung hinweggerafft wurde; und man weiß, was für Tränen, Entbehrungen und namenloses Elend jedes dieser Gräber der Familie gekostet hat, welche von dem mageren Lohn des im Schutte verscharrten Mannes gelebt hat.

*

Die Städte, untereinander durch Eisenbahngürtel und Schiffahrtslinien verbunden, sind Organismen von einem Jahrhunderte langen Leben. Durchgrabet ihren Untergrund, und ihr werdet die Schichten finden, welche davon Zeugnis ablegen, welche aber jetzt durch Straßen, Häuser, Theater, Spielplätze und öffentliche Bauten verdeckt sind. Vertieft Euch in die Geschichte, und Ihr werdet sehen, wie die Zivilisation der Städte, ihre Industrie, ihr Geist ganz allmählich herangewachsen und herangereift sind durch die vereinigten Bemühungen aller ihrer Bewohner; so allein konnten sie das werden, was sie heute sind.

Und weiter — der Wert eines jeden Hauses, einer jeden Fabrik, eines jeden Bergwerkes, eines jeden Magazins ist wieder nur das Resultat der aufgehäuften Arbeit von Millionen begrabener Arbeiter, und sie bewahren ihn einzig nur durch die Anstrengungen ganzer Legionen von Menschen, welche über den ganzen Erdball hin wohnen. Jedes Atömchen dessen, was wir Nationalreichtum nennen, erwirbt seinen Wert erst durch

die Tatsache, daß es ein Teil dieses unermeßlichen Ganzen ist. Was würde ein Dock in London, ein großes Magazin in Paris sein, wenn es nicht in diesen großen Zentren des internationalen Handels gelegen wäre? Was wären unsere Bergwerke, unsere Fabriken, unsere Bauplätze, unsere Eisenbahnen ohne die Masse der täglich zu Wasser und zu Lande transportierten Waren?

Millionen menschlicher Wesen haben daran gearbeitet, diese Zivilisation, deren wir uns heute rühmen, zu schaffen. Andere Millionen, verstreut über alle Teile des Erdballs, arbeiten daran, sie zu erhalten. Ohne sie würden nach Verlauf von 50 Jahren nur noch Schutthaufen von vergangener Herrlichkeit zeugen.

Es gibt nichts, und sei es ein Gedanke oder eine Erfindung, was nicht Kollektivarbeit wäre, was nicht in der Vergangenheit und der Gegenwart zugleich seinen Ursprung hätte. Tausende von Erfindern, bekannt oder unbekannt, gestorben im Elend, haben die Erfindungen dieser Maschinen, in denen der Mensch von heute sein Genie bewundert, vorbereitet. Tausende von Schriftsfellern, Dichtern und Gelehrten haben an dem Aufbau unseres Wissens, an der Beseitigung der Irrtümer, an der Schaffung jener wissenschaftlichen Atmosphäre, ohne welche keines der Wunder unseres Jahrhunderts hätte in Erscheinung treten können, gearbeitet. Aber diese Tausende von Philosophen, Gelehrten, Erfinder sind selbst wieder nur durch die Arbeit vergangener Jahrhunderte angeregt worden. Sind sie nicht während ihres Lebens ernährt und erhalten worden (in körperlicher wie in geistiger Beziehung) durch Legionen von Arbeitern und Handwerkern aller Art? Haben sie nicht ihre treibende Kraft aus ihrer ganzen Umgebung geschöpft?

Das Genie eine Séguin, eines Mayer und eines Grove haben sicherlich mehr dazu getan, die Industrie auf neue Bahnen zu lenken, als alle Kapitalisten der Welt. Aber diese Genies sind selbst wieder nur die Kinder der Industrie, nicht weniger als die der Wissenschaft. Denn es war notwendig, daß Tausende

von Dampfmaschinen von Jahr zu Jahr unter Aller Augen die Wärme in dynamische Kraft und diese wieder in Schall und Licht und Elektrizität umsetzten, bevor diese genialen Geister den mechanischen Ursprung und die Einheit der physischen Kräfte proklamieren konnten. Und wenn wir, die Kinder des 20. Jahrhunderts, endlich diese Idee begriffen haben, wenn wir verstanden haben, sie praktisch zu verwenden, so rührt dies wieder nur daher, weil wir durch die Masse der Erfahrungen aller früheren Tage fast darauf gestoßen wurden. Die Denker des verflossenen Jahrhunderts hatten sie gleichfalls erfaßt und ausgesprochen: aber sie war unbegriffen geblieben, weil das 18. Jahrhundert nicht wie wir mit der Dampfmaschine aufgewachsen war.

Man denke nur, wie lange Jahre noch in Unkenntnis jenes Gesetzes, welches uns erlaubte, die ganze moderne Industrie zu revolutionieren, verflossen wären, wenn nicht Watt in Soho Arbeiter gefunden hätte, die geschickt genug waren, seine theoretischen Anschläge in Metallkonstruktionen und in vollendeter Form aller Teile auszuführen, und so den Dampf, eingeschlossen in einem vollständigen Mechanismus, gelehriger wie das Pferd, fügsamer wie das Wasser, zur Seele der modernen Industrie gemacht hätten.

Jede Maschine hat die gleiche Geschichte: eine lange Geschichte erfolglos durchwachter Nächte, von Enttäuschungen und Freuden, von partiellen Verbesserungen, ausfindig gemacht durch mehrere Generationen unbekannter Arbeiter, welche der primitiven Erfindung jene kleinen Unbedeutenheiten hinzufügen sollten, ohne welche die fruchtbare Idee unfruchtbar geblieben wäre. Überhaupt jede neue Erfindung ist eine Verbindung — ein Resultat von tausend vorangegangenen Erfindungen auf dem unermeßlichen Gebiete der Mechanik und Industrie.

* * *

Wissenschaft und Industrie, das Wissen und seine Anwendung, Erfindung und ihre Verwirklichung, die wieder zu

neuen Erfindungen führt, Gehirnarbeit und Handarbeit — Gedanke und Muskelanstrengung — alles steht in inniger Verbindung. Jede Entdeckung, jeder Fortschritt, jede Vermehrung des Reichtums der Menschheit hat seinen Ursprung in der Gesamtheit von Hand- und Hirnarbeit der Vergangenheit und Gegenwart.

Also mit welchem Recht darf sich irgend jemand auch nur des geringsten Teiles dieses unermeßlichen Ganzen bemächtigen und sagen: «Das gehört mir und nicht euch»?

III.

Aber in der Reihe der von der Menschheit durchlebten Zeitalter ist es dahin gekommen, daß alles, was dem Menschen zur Produktion notwendig ist, und was zur Vergrößerung seiner Produktionskraft dient, von einigen Wenigen an sich gerissen worden ist, wir werden seiner Zeit vielleicht näher darauf eingehen und erzählen, wie dieses vor sich gegangen ist. Für den Augenblick genügt es uns, diese Tatsache zu konstatieren und die Konsequenzen aus ihr zu ziehen.

Heute, wo der Grund und Boden gerade durch die Bedürfnisse einer immer wachsenden Bevölkerung seinen Wert erhält, gehört er einer kleinen Minderzahl, welche das Volk verhindern kann — und es auch tut —, ihn überhaupt zu kultivieren, oder es doch verwehrt, ihn entsprechend den modernen Bedürfnissen zu bebauen. Die Bergwerke, welche die Arbeit mehrerer Generationen repräsentieren und ihren Wert erst wohl durch die Bedürfnisse der Industrie und die Dichtigkeit der Bevölkerung erhalten, gehören wieder nur einigen wenigen Personen, und diese wenigen Personen beschränken die Ausbeute der Gruben oder verhindern sie völlig, wenn sie eine günstige Anlage für ihre Kapitalien finden. Auch die Maschine ist das Eigentum Einzelner, und selbst, wenn eine solche unbestreitbar den Stempel der Vervollkommnungen seitens dreier Arbeitergenerationen an sich trägt, sie gehört nichtsdestoweniger einigen

Kapitalisten; und wenn die Enkel desselben Erfinders, welcher vor hundert Jahren die erste Spitzenwebmaschine konstruiert hat, heute in einer Manufaktur von Basel oder Nottingham aufträten und ihr Recht geltend machten, so würde man ihnen antworten: «Macht, daß Ihr fortkommt, diese Maschine ist nicht Euer Eigentum», und man würde sie füsilieren, wenn sie ernsthaft von ihr Besitz ergreifen wollten.

Die Eisenbahnen, welche ohne die dichte Bevölkerung Europas, ohne seine Industrie, ohne seinen Handel und Wandel nur altes Eisen sein würden, gehören einigen Aktionären, die vielleicht nicht einmal wissen, wo die Strecken liegen, welche ihnen Revenuen, weit größer, als die eines mittelalterlichen Königs, eintragen. Und wenn die Kinder derer, die zu Tausenden bei Durchstichen und Tunnelbauten umkamen, sich eines Tages versammelten und, eine zerlumpte und ausgehungerte Masse, von den Aktionären Brot fordern wollten, so würden sie Bajonetten und Kanonen begegnen, die sie auseinandertreiben und die «wohlerworbenen Rechte» schützen würden.

*

Infolge dieser ungeheuerlichen Organisation der Gesellschaft findet der Sohn des Arbeiters, wenn er in das Leben tritt, weder ein Feld, das er bebauen, noch eine Maschine, die er bedienen, noch ein Bergwerk, in dem er graben könnte — wenn er nicht einen großen Teil seines Arbeitsproduktes an den Herrn dieser Produktionsmittel abführt. Er muß seine Arbeitskraft für einen kärglichen Bissen Brot, der ihm jeden Augenblick auch noch ganz verloren gehen kann, verkaufen. Sein Vater und sein Großvater haben sich gemüht, dieses Feld trocken zu legen, jenes Hüttenwerk zu erbauen, jene Maschinen zu vervollkommnen; sie hatten gearbeitet nach voller Maßgabe ihrer Kräfte — und wer kann mehr als dies tun? —, und er, er kommt ärmer als der letzte der Wilden auf die Welt. Wenn er die Erlaubnis erhält, ein Feld zu bebauen, so geschieht dies nur unter der Bedingung, daß er ein Viertel der

Regierung abtreten muß. Und diese Steuer, welche von ihm im voraus vom Staate, vom Kapitalisten, vom Gutsherrn, vom Vermittler erhoben wird, vergrößert sich täglich und läßt ihm in den seltensten Fällen die Möglichkeit, eine Verbesserung des Bodens vorzunehmen. Ist er in der Industrie tätig, so erlaubt man ihm gleichfalls nur zu arbeiten — und dies übrigens nicht einmal immer — unter der Bedingung, daß er sich mit der Hälfte oder gar einem Drittel des von ihm Erzeugten begnügt; der Rest fällt dem zu, welchen das Gesetz als Eigentümer der Maschine anerkennt.

Wir zetern gegen den Feudal-Baron, welcher dem Bauer nicht gestattet, das Land zu berühren, wenn er ihm nicht ein Viertel seiner Ernte überließ. Wir nennen jene Zeit eine barbarische. Indeß nur die Form der Ausbeutung hat gewechselt, der Grad derselben ist der gleiche geblieben. Der Arbeiter nimmt heute unter dem Namen des freien Kontraktes Feudallasten auf sich; denn nirgends würde er bessere Bedingungen finden. Wo einmal alles das Eigentum eines Herren geworden, muß er sich fügen oder Hungers sterben.

*

Bei dieser Lage der Dinge ist es nur natürlich, daß unsere gesamte Produktion eine widersinnige Richtung angenommen hat. Die kapitalistische Unternehmung entspringt nicht den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft: ihr einziges Ziel ist, die Einkünfte des Unternehmens zu steigern. Daher das fortwährende Fluktuieren in der Industrie, daher die chronischen Krisen, von denen eine jede die Arbeiter zu Hunderttausenden auf das Straßenpflaster wirft.

Da die Arbeiter mit ihrem geringen Lohn die Reichtümer, welche sie produziert haben, nicht kaufen können, so sucht die Industrie ihre Waren im Ausland unter den Ausbeutern anderer Nationen abzusetzen. Im Orient, in Afrika, ganz gleich wo, Ägypten, Tonkin oder Kongo, muß der Europäer unter diesen Umständen die Zahl seiner Hörigen vermehren.

Aber überall findet er Kokurrenten, denn alle Nationen entwickeln sich im gleichen Sinne. Und damit sind die Kriege — der Krieg in Permanenz — gegeben: sie müssen ausbrechen, weil jeder der Herr der Märkte sein will. Kriege für die Besitzungen im Orient, Kriege für die Herrschaft der Meere, Kriege, um Einfuhrzölle aufzuzwingen und seinen Nachbarn Bedingungen vorzuschreiben; Kriege gegen Diejenigen, welche sich dagegen auflehnen. Der Donner der Kanonen verstummt nicht mehr in Europa, ganze Generationen sind hingeschlachtet worden, die europäischen Staaten verwenden ein drittel ihres Budgets auf Rüstungen; und man weiß, was die Steuern sind und was sie dem Armen kosten.

Die Erziehung bleibt das Privilegium einer verschwindenden Minorität. Denn kann man von Erziehung sprechen, wenn das Kind des Arbeiters gezwungen ist, mit 10 Jahren, oft schon früher, in der Industrie tätig zu sein, oder dem Vater bei schwerer landwirtschaftlicher Arbeit zu helfen? Darf man dem Arbeiter, der abends mit zerschlagenen Gliedern von einer langen, aufgezwungenen und stets abstumpfenden Arbeit heimkehrt, von Studien sprechen?! Die Gesellschaft spaltet sich in zwei feindliche Lager, und unter diesen Umständen ist die Freiheit ein bloßes Wort. Fordert der Radikale auch zuweilen eine größere Ausdehnung der politischen Freiheiten, so wird er sich indessen gewöhnlich bald bewußt, daß der Hauch der Freiheit leicht zu einer Erhebung des Proletariats führen kann; und dann macht er Kehrt, ändert seine Meinung und nimmt zu Ausnahmegesetzen und zur Regierung mittels des Säbels seine Zuflucht.

Ein großer Apparat von Gerichtshöfen, Richtern, Henkersknechten, Gedarmen und Kerkermeistern ist zur Stütze der Privilegien notwendig; und dieser Apparat wird selbst wieder

der Ursprung für ein ganzes System von Angebereien, Täuschungen, Drohungen und Korruptionen.

*

Außerdem wirkt dieses System der Entwicklung gesellschaftlicher Empfindungen entgegen. Ein Jeder sieht ein, daß ohne Redlichkeit, ohne Selbstachtung, ohne Mitgefühl, ohne gegenseitige Unterstützung die Gattung verkommen muß, ebenso wie die Tiergattungen, die nur vom Raube und der Knechtung leben, verkommen. Aber dies ist keine Warnung für die herrschenden Klassen, sie erfinden eine ganze, absolut falsche «Wissenschaft», um das Gegenteil zu beweisen.

Man redet wohl allerlei Schönes über die Notwendigkeit, den Besitz mit denen zu teilen, welche nichts besitzen. Aber wer es sich einfallen lassen sollte, dieses Prinzip in Wirklichkeit umzusetzen, der wird sogleich belehrt, daß alle solche hohen Empfindungen wohl in die Dichtung gehören — aber keineswegs in das Leben. «Lügen», denken wir, «das heißt sich erniedrigen, sich demütigen» — gleichwohl wird aber das ganze zivilisierte Leben mehr und mehr zu einer immensen Lüge. Wir gewöhnen uns, gewöhnen unsere Kinder daran, mit einer doppelgesichtigen Moral, als Heuchler zu leben. Und widersetzt sich dem unser Gehirn, so gewöhnen wir es an den Sophismus, Heuchelei und Sophisterei werden die zweite Natur des zivilisierten Menschen.

Aber eine Gesellschaft kann nicht so leben; sie muß zur Wahrheit zurückkehren oder verschwinden.

*

So erstreckt die einfache Tatsache der Kapitalkonzentration ihre verhängnisvollen Konsequenzen über das gesamte soziale Leben. Unter der Gefahr des Untergangs sind die menschlichen Gesellschaften gezwungen, auf folgende Fundamentalprinzipien zurückzukommen: die Produktionsmittel müssen als Kollektivprodukt der Menschheit wieder in Kollektivbesitz der Menschheit gelangen; der individuelle Besitz ist weder gerecht

noch nutzbringend: Alles soll Allen gehören, da Alle dessen bedürfen, da Alle nach Maßgabe ihrer Kräfte den Reichtum haben schaffen helfen, und da es faktisch unmöglich ist, den Anteil zu bestimmen, welcher in der gegenwärtigen Produktion einem jeden zufallen könnte.

Alles soll Allen gehören! Sehet jenen ungeheuren Werkzeugmechanismus, welchen das 19. Jahrhundert geschaffen hat, jene Millionen Eisensklaven, Maschinen genannt, die hobeln, sägen, spinnen, weben, die die Rohstoffe zerlegen und neue bilden, und welche die Wunder unserer Zeitepoche ausmachen. Niemand hat das Recht, sich einer einzigen dieser Maschinen zu bemächtigen und zu sagen: «Dieselbe gehört mir; wenn Ihr Euch ihrer bedienen wollt, so müßt Ihr mir auf jedes Eurer Erzeugnisse einen Tribut bezahlen»; ebenso wenig wie der Lehnsherr des Mittelalters das Recht hatte, zum Bauer zu sagen: «Dieser Hügel, diese Wiese gehören mir, und Ihr müßt mir einen Tribut auf jede Garbe Getreide, die Ihr erntet, für jeden Schober Heu, den Ihr aufschichtet, entrichten.«

Alles soll Allen gehören! Vorausgesetzt, daß Mann und Weib die ihnen mögliche Arbeit liefern, haben sie ein Recht auf den ihren Bedürfnissen entsprechenden Teil des Gesamtprodukts. Dieser Anteil wird genügen, um ihnen den Wohlstand zu sichern.

Fort also mit jenen zweideutigen Forderungen, wie »das Recht auf Arbeit« oder »Jedem der vollständige Ertrag seiner Arbeit«. Was wir proklamieren, das ist das *Recht auf Wohlstand, den Wohlstand für Alle.*

BLAISE PASCAL

VON ANATOLE FRANCE

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG VON BEATRICE SACKS

Eine Studie über Blaise Pascal von Joseph Bertrand konnte nicht verfehlen, Interesse zu erregen. Man war begierig, die Gedanken des Gelehrten zu erfahren, dem die Mathematik ihre höchsten Fortschritte im Geniewesen verdankt, das dazu beigetragen hatte, die Berechnung der Wahrscheinlichkeiten zu schaffen und schwierige Probleme über die Cycloide zu lösen.

Die Glücklichen, die Joseph Bertrands Arbeiten über die mathematische Physik und über die Berechnung der Wahrscheinlichkeiten beurteilen können, diese Arbeiten, deren schöne Anfänge Huyghens und Pascal festlegten, stimmen alle in dem Lob der genialen Fruchtbarkeit des ständigen Sekretärs der Akademie der Wissenschaften überein. Das ist mir nicht gestattet; ich muß voll Trauer auf der Schwelle des Sanctuariums stehen bleiben, in dem die Eingeweihten die einzigen Wahrheiten erforschen, die dem Menschen absolut erreichbar sind, und ich kann nur stöhnen, daß ich aus dem Tempel der Gewißheit ausgeschlossen bin. Aber ein allgemeiner Blick über die Geschichte der Mathematik genügt, um den breiten Raum zu erkennen, den das Werk Joseph Bertrands darin behauptet und um zu wissen, daß der Meister diese schnelle Klarheit, diese elegante Kürze, die dem Sichtbaren Anmut gibt und die Wahrheit im vollen Strahlenglanz ihrer Krone zeigt, in die Analyse gebracht hat. Algebra und Geometrie haben ihren Stil wie Musik und Poesie, und am großen Stil erkennt man das Genie sowohl in den Wissenschaften wie in den Künsten.

Die sichere Überlegenheit Joseph Bertrands in der Wissenschaft der Zahlen und Figuren macht uns alles unendlich kostbar, was er uns von den Entdeckungen und Experimenten erzählt, die Pascal hinterlassen hat. Sei es, daß er Pascals. Rolle in der Aufstellung der Berechnung der Wahrscheinlichkeiten klarlegt; sei es, daß er zeigt, durch welche Ungewißheiten dieses Genie hat schreiten müssen, ehe es die Theorie von der Schwere der Luft abfassen konnte; sei es, daß er uns die Geschichte von der Cycloide erzählt, in der man vom Feind der Jesuiten erfährt, daß er mehr Eifer für die Wahrheit als Nachsicht für jene bekundet, die sie mit ihm suchten; sei es, daß er uns die Theorie der hydraulischen Presse gibt, ich unterrichte mich und bewundere voll Vertrauen. Aber einen Punkt gibt es, der die ganze Welt angeht. Das ist der einfache Satz: »Pascal machte mit 16 Jahren seine erste Entdeckung über die Kegelschnitte.« Denn man darf nicht vergessen, daß der Erzähler dieses Beispiels wunderbarer Frühreife auch ein Wunderkind war. Joseph Bertrand trat als elfjähriger mit den jungen Leuten, die sich an der Technischen Hochschule meldeten, in Wettbewerb und genügte allen Prüfungen. Dieser Hinweis wird ausreichen, die Seite, die mit folgenden Worten beginnt, packend genug einzuführen: »Die von Pascal studierten Kurven waren die Kegelschnitte auf kreisförmiger Basis, d. h. der Perspektive eines Kreises.«

Kurz, auch um nicht länger etwas zu umkreisen, in das ich nicht eintreten kann, Bertrand urteilte über Pascal als Geometer und als Physiker, während er ihn mit dem bestentfalteten und meist umfassenden Geist der Neuzeit verglich, so:

»Für Pascal wie für Leibniz ist in der Geschichte der Wissenschaften der Ruf über dem Werk erhaben, und das ist gerecht; denn das Genie ist über den Ruf erhaben; der Überfluß erreicht bei ihnen nicht den Reichtum. Die Mathematik war für sie eine Belustigung und eine Übung, niemals

die Hauptbeschäftigung ihres Geistes und weniger noch das Ziel ihres Lebens.

Ihre Geister waren bei der gleichen Tiefe und ähnlicher Fähigkeit grundverschieden. Leibniz, wißbegierig auf alles, außer auf Einzelheiten, schlug neue Methoden vor, während er anderen die Sorge und die Ehre überließ, sie anzuwenden. Pascal will im Gegenteil alles genau mitteilen; ihn interressieren nur die Resultate. Leibniz entdeckt den Baum, beschreibt ihn und entfernt sich. Pascal zeigt die Früchte, ohne den Ursprung anzugeben. Wenn sich die schwierigen, von Pascal gelösten Probleme Leibnizens Geist dargeboten hätten, so hätte er nicht verfehlt, nachdem er einige, zweifellos die leichtesten, gelöst, darin einen großen vollendeten Schritt in der Integralrechnung zu bezeichnen. Pascal verspricht die Lösungen, gibt sie ohne etwas zu verbergen, aber ohne seine Methode zu bewerten, oft ohne sie zu zeigen.

»Wenn Pascal mit seinem unübertroffenen Genie gleich Leibniz auf das Prinzip der Differentialgrößen gestoßen wäre, hätte er, ohne ein Wort über die Revolution in der Wissenschaft die genauen wenigst naheliegenden Folgerungen des Sichtbaren gewählt, um sie zu erzeugen, falls er nicht vorgezogen hätte, wie er es oft getan, mit sich die Spur seiner Betrachtungen verschwinden zu lassen. Man könnte Leibniz mit einem Berg vergleichen, von dem der Regen hinunterläuft. Pascal mit einem Tal, das seine Wasser sammelt, wozu man noch bemerken könnte, daß der Berg ungeheuer, das Tal tief und verborgen ist.«

Es feht noch viel, was Joseph Bertrand in seiner Studie besonders über Pascal als Geometer und Physiker beobachtet hat. Diese Betrachtungen füllen nur wenige Seiten; lange Kapitel sind dem Menschen, dem Polemiker, dem Denker, dem Schriftsteller gewidmet, und niemand wird überrascht sein, daß der Verfasser der schönen Biographien von Poisont, Gariel, Michel, Chasles, Elie de Beaumont, Foucault, um nur diese anzuführen,

seinen ganzen Gegenstand hat erschöpfen wollen, als dieser Gegenstand Pascal war. Joseph Bertrand hatte einen empfänglichen Geist für alles, und seine Neugier dehnte sich bis auf die Geheimnisse der Natur aus. Er war sehr bemüht uns klarzumachen, daß die Geometrie nichts ausschließt. Und das wird man ihm ohne Mühe zugeben. Auf der Basis von allen ruht die Geometrie, oder besser in allen, wie das Skelett im Tier. Sie ist Abstraktion und Wirklichkeit. Die sichtbare Welt bedeckt sie wieder. Aber in dem unendlich wechselreichen Spiel der Formen, unter denen das Weltall unserer erstaunten Seele erscheint, regieren ihre immer sicheren Gesetze, die schlummernde und die erwachende Materie, Kristall und Menschen, Erde und Gestirne. Sie herrscht in der Schönheit der Frauen, in der Harmonie der Musik, im Rhythmus der Poesie und im Prozeß des Denkens. Sie ist das Maß für alles. In ihr ist die Bewegung; in ihr ist die Beständigkeit. Glücklich, wer der schönen Anordnung ihrer Figuren lange folgen kann, wer die unverrückbaren Güter darin entdeckt und die Kunst versteht:

»Eine Sphäre in ihren zahlreichen Kreisen zu verfolgen!«

Aber was sage ich? Sind wir nicht alle auf irgend eine Weise Geometer? Könnte das Kind laufen, die Biene ihren Honig ausscheiden ohne Geometrie?

Sicherlich nicht, die Geometrie schließt nichts aus, nicht einmal die Dichter, die Bertrand so gern zitiert. Er hat über alles seine Ideen. Man glaubt, ich weiß nicht, auf welchen Grundlagen, daß er, allwissend wie er ist, sich keiner der offenbarten Religionen widersetzt, die heute das Mosaik des Menschheitsglaubens bilden. Ich eile mich, zu betonen, daß mir die geistige Subtilität fehlt, die man braucht um der seelischen Verfassung seines Buches über Pascal beikommen zu können. Ob Freidenker, ob Katholik, er verspricht zu Beginn des Buches, daß man darüber nichts erfahren wird, er ist diskret wie Fortunio. Ich bekenne, daß ich, nachdem ich ihn gelesen

habe, nicht weiß, ob er es nicht gewollt, oder ob ich seinen Hintergedanken nicht erraten habe. Er hatte dennoch schöne Gelegenheiten, sich zu verraten, als er über das Leben, Ideen und Werk Pascals abhandelte.

Leben, Werk, Ideen, waren das Thema, das er für sich gewählt hatte. Er hat es zweifellos behandelt, aber nach seiner Phantasie, ohne Sorge um die Proportionen, ohne Neigung für die Formung eines Zusammenspiels. Die Nachläßigkeit ist gewollt, ist keine Schwäche. Er vollendet nicht die Biographie, die er begonnen hatte; er läuft und springt, sobald es ihm einfällt; er bleibt stehen, wenn es ihm gefällt. Er ist wunderbar beweglich und kapriziös. Sein Geist ist an übersinnliche Methoden gewöhnt und verlacht unsere einfältigen Methoden der Exposition und der Kritik. Gelegentlich ist er in der Kasuistik wunderbar; er findet Geschmack daran, er verweilt dort zu seinem und auch zu unserem Vergnügen. Er kommt nicht mehr aus ihr heraus. Er bleibt drin sitzen wie der Hase im Quendel. Aber mit zwei Sätzen legt er den Rest seiner Laufbahn zurück und erreicht das Ziel. Denn la Fontaine hat schön sagen: Der Hase kommt immer vor der Schildkröte an, wie das Genie immer über den guten Willen siegt.

Dies ist gleichbedeutend mit der Berechnung der Zahl der Werte, die eine Handlung erwirbt, wenn man die Buchstaben vertauscht! Danach entdeckt man in sich selbst, sobald man sich die Mühe gibt, einen größeren Kasuisten als Escobar und Sanchez waren. Ich versichere Sie, daß Josef Bertrand unvergleichlich ist in der Entscheidung schwieriger Fälle. Er hatte zu Kollegen in der Akademie zwei große Direktoren des Gewissens: Den strengen Alexandre Dumas, und den nachsichtigen Ernest Renan. Ich prophezeihte Bertrand, falls er sich wie sie in die Aufgabe der Seelenführung vertiefte, ein vollkommenes Gelingen gerade in dieser Zeit der Unruhen und Skrupeln bei den Sündern. Er ist scharfsinnig. Das will man.

Ich sage es jetzt ohne Lächeln, er hat in der Prüfung

der Provinciales die seltensten Eigenschaften der Analyse entfaltet. Es ist danach augenscheinlich, daß die Petites lettres nur ein Parteiwerk sind. Nicht, daß Pascal die Texte geändert hat, die er übrigens nur in Auszügen kannte, die ihm gewisse Herren gaben: Er hatte nichts selbst gelesen. Seine Citate hingegen sind allgemein genau gefunden worden. Aber Bertrand zeigt uns, daß er im heiligen Thomas vielen Entscheidungen begegnet sei, die er den Jesuiten vorwirft. Gewöhnlich klagt er die ganze Gesellschaft einer Verfehlung wegen an, die ein einziges Mitglied betrifft und zuweilen von einem anderen bekämpft worden ist. Kurz und gut, er ist Parteimann.

In Wahrheit zweifelten wir nicht daran. Man könnte nicht sagen, daß Bertrand die Parteilichkeit eines Louis de Montaltes gezeigt hätte, um den Jesuiten ein Vergnügen zu bereiten. Man setzte sich dabei der Gefahr aus, eine Dummheit zu sagen.

Diese Art Streitigkeiten sind so tot wie die der Realisten und Nominalisten. Die ehemaligen Unterschiede zwischen Geist und Lehre bestehen nur noch in der Geistlichkeit, die ganz römisch geworden ist. Die Jesuiten von heute ähneln nicht mehr den Jesuiten von früher. Sie haben vielleicht eine strengere Moral, sie sind, ich weiß, weniger höflich. Ich bezweifle, daß sie sich sehr über das beunruhigen, was Pascal von ihren vergessenen Vorgängern gesagt hat.

Übrigens war Bertrand nicht der erste, der die Parteilichkeit Pascals zeigte. In einem berühmten Buche vom Jahre 1768 findet man über die Provinciales folgendes Urteil:

»Es ist wahr, das ganze Buch ruht auf falscher Grundlage. Man legte listig der ganzen Gesellschaft übertriebene Anschauungen einiger spanischer und flämischer Jesuiten bei. Man hätte sie sowohl bei den dominikanischen wie den französischen Kasuisten ausgraben können; aber man grollte deswegen einfach den Jesuiten im allgemeinen. Man versuchte in diesen Briefen zu beweisen, daß sie einen festgefügten Plan hatten, die menschlichen Sitten zu verderben, einen Plan, den keine Sekte, keine

Gesellschaft jemals gehabt hat und haben kann; aber es handelte sich nicht darum recht zu haben, es handelte sich darum, das Publikum abzulenken.«

Und das sagte weder Nonnotte noch Patouillet. Das sagte Voltaire im Zeitalter Ludwigs XIV.

In einem Roman von Turgenjeff tritt eine Person auf, zu der gesagt wird: »Man muß gerecht sein.« Und sie antwortet: »Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein.« Dieser Mann zeigte eine Art Freimütigkeit. Aber ohne es uns zu gestehen, wird es uns sehr schwer, gegen unsere Feinde gerecht zu sein. Den Fanatikern wird es noch schwerer als den anderen. Und Pascal war Fanatiker. Mit Spötteleien und beleidigenden Verdächtigungen überschüttete er den Jesuiten Lalouére, der eine bessere Behandlung verdiente, weil er sich mit der Lösung schwieriger Probleme über die Cycloide beschäftigt hatte. Aber das Zugeständnis zuzugeben, daß ein Jesuit ein guter Geometer sein kann, hätte Pascal zu viel gekostet. Die Lage, aus der er sich durch Beleidigung und Verleumdung rettete, war verzweifelt.

Es gab in der Welt niemals ein mächtigeres Genie als Pascal. Es gab niemals einen, der sich elender fühlte. Als Geometer ist er den Größten ebenbürtig, obgleich er seinen Geist soviel wie möglich der Geometrie abgewandt hat. Er machte bedeutende Entdeckungen in der Physik ohne die geringste Sehnsucht nach der Durchdringung der Geheimnisse in der Natur. Er interessierte sich nur für die von ihm entdeckten und nicht für die von anderen entdeckten. Er schreibt, nach den Auszügen, die seine Freunde ihm machen, ein Gelegenheitsbuch, das den Streit mit den Mönchen, von dem es handelt, nicht überleben sollte, und daß die künstlerische Vollkommenheit unsterblich macht. Und er verachtet alle Künste, sogar die des Schreiben, und keine Art von Schönheit läßt ihn wie als Ursache der Begierde zusammenschauern. Krank, schlaflos wirft er nachts Notizen zur Apologie der christlichen Religion auf Papierfetzen, und diese Notizen, die

man nach seinem Tode veröffentlichte, machen den Katholiken verdächtig und bilden seit 200 Jahren das Entzücken der Freidenker und Skeptiker so sehr, daß dieser Apologist beonders von seinen Gegnern veröffentlicht und kommentiert wird: Condorcet (1776), Voltaire (1778), Bossuet (1779) Cousin und Faugère (1842—1844), Havet (1852). Und dabei muß man ein eigenartiges Genie und bizarres Schicksal anerkennen.

Man muß zuerst beachten, daß dieser wunderbare Mann ein Kranker ist, der an Halluzinationen leidet. Von seinem 18. bis zu seinem 39. Jahre, in dem er starb, hatte er keinen Tag verbracht, ohne zu leiden. Die vier letzten Jahre seines Lebens, sagt uns Frau Përier, sind eine zunehmende Entkräftung gewesen. Sein Übel, dessen Wirkungen er im Kopf fühlte, zog die Nerven in Mitleidenschaft, und rief ernste Störungen in den Funktionen der Sinne hervor. Er glaubte immer an seiner linken Seite einen Abgrund zu sehen, und es scheint, daß ihm mit Hilfe des sonderbaren Amuletts, das man in seinem Rock eingenäht fand, zuweilen Flammen vor den Augen tanzten.

Wenn man sich vorstellt, daß dieser Kranke, der Sohn eines Mannes war, der an Hexenkünste glaubte, in dem das religiöse Gefühl sehr überreizt war, wird man über den tiefen düsteren Charakter seines Glaubens nicht überrascht sein. Er war unheilverkündend, er inspirierte ihm die Schrecken der Natur und machte ihn zum Feind seiner selbst und des Menschengeschlechtes.

Pascal lebte im Schmutz und lehnte sich dagegen auf, daß man sein Zimmer kehrte. Er schalt sich törichterweise wegen des Vergnügens, das ihm der Genuß einer Speise bereitete, und da er nicht duldsam war, verzieh er auch anderen nicht, was er sich selbst nicht verzieh. Als jemand die Güte eines Fleischgerichtes in seiner Gegenwart lobte, konnte er ihn nicht mehr leiden; das nannte er »sinnlich sein«.

Die Ausschweifung seiner Reinheit führte ihn zu schreck-

lichen Ideen. Wenn Frau Pèrier, seine Schwester, zu ihm sagte: »Ich habe eine schöne Frau gesehen«, wurde er ärgerlich und riet ihr, solche Mitteilungen nicht vor Dienern und jungen Leuten zu äußern aus Furcht, sündige Gedanken in ihnen zu wecken. Er konnte nicht leiden, wenn Kinder zärtlich mit ihrer Mutter waren. Da er die unschuldigsten Freundschaften fürchtete, verkehrte er mit seinen beiden Schwester Jacqueline und Guilberte nur aus der Ferne, um nicht ein Herz auszufüllen, das Gott allein gehören sollte. Aus demselben Grund betrübte er sich nicht beim Tode eines Angehörigen, sondern freute sich, wenn der Tod christlich war. Er schalt mit Frau Pèrier, daß sie ihre Schwester Jacqueline beweinte.

Sicherlich war Pascal aufrichtig. Er dachte, wie er sprach. Er beobachtete die Lehren, die er erteilte, aber sind es nicht buchstäblich dieselben, die Orgon von dem Frömmler empfing, der sich in sein Haus zurückgezogen hatte?

Ich denke aus vielen Gründen, daß es Molière nicht in den Sinn gekommen war, in seinem Tartuffe die Jesuiten zu zeichnen. Der gewichtigste ist, daß er den König erzürnt hätte, dem zu gefallen, er sehr bemüht war. Aber daß er an die Jansenisten gedacht hat, als er seine Komödie verfaßte, bin ich versucht, von Tag zü Tag mehr zu glauben.

Man wird sagen, daß Pascal wenigstens die Armen als Glieder Jesu Christi betrachtete, und große Almosen gab. Ja, zweifellos liebte er die Armen, und er ließ sie bei sich wohnen. Aber gebt acht, er liebte sie, wie die Wüstlinge die Frauen lieben um des Vorteils willen, den er daraus zu ziehen hoffte; denn mit der Liebe zu den Armen erwirbt man sich das Himmelreich und sein eigenes Heil. Er fand die Armut zu gut, um sie abzuschaffen. Er liebte sie mit derselben Liebe, mit der er Ungeziefer und Schwären liebte.

Man hat gesagt, daß diesen Christen Zweifel plagten.

Das ist die Einbildung einiger verirrter Geister des 19. Jahrhunderts, die ihre Seele in der des großen Pascal spiegeln möchten.

Bertrand hat einen zu exakten und sicheren Geist, um an die Zweifel Pascals zu glauben. Über diesen Punkt ist er sehr beruhigt. Und gleichzeitig mit seinem Buch veröffentlichte Sully-Prudhomme in der Revue des Deux Mondes eine ausgezeichnete Studie, in der er auf leichte Art darlegte, daß Pascal seinen Glauben in Religionen gepflanzt hatte, in die kein Vernunftschluß gelangen kann. Wenn einer seinen Glauben niemals zur Beratung gezogen hatte, war es Pascal. Das hat er zwanzigmal wiederholt: Die Vernunft führt nicht zu Gott, das Gefühl allein führt zu ihm.

»Wenn es einen Gott gibt, ist er unendlich, unverständlich. Wir sind unfähig zu erkennen, was er ist, noch ob er ist.«

Und dann:

»Das ist Glaube: Gott mit dem Herzen empfinden, nicht mit der Vernunft.«

Sully-Prudhomme schloß ausgezeichnet:

»Für ihn wird der Beweis der Existenz Gottes nicht der Eigenschaft des Verstehens, sondern der des Fühlens anvertraut, der Intuition des Herzens, mit einem Wort, einen Glaubensakt.«

Ich glaube, was man von einem zeitgenössischen Philosophen, der mit einer selten spekulativen Macht den Köhlerglauben in sich vereint, gesagt hat, daß es Gehirne mit wasserdichten Wänden gäbe. Das feinste Fluidum, das einen Raum erfüllt, kann nicht in die anderen dringen.

Und wie ein glühender Rationalist sich bei Théodule Ribot darüber wunderte, daß es solche Köpfe gäbe, antwortete ihm der Meister der experimentellen Philosophie mit sanftem Lächeln:

»Nichts ist weniger geschaffen um zu überraschen. Ist es nicht im Gegenteil eine sehr spiritualistische Vorstellung, die die Einheit in einer menschlichen Intelligenz gründen will? Warum wollen Sie nicht, daß der Mensch zweifach, dreifach, vierfach sei?«

Man braucht nicht, um den Glauben Pascals zu erklären, seine Zuflucht zu den Gehirnen mit den wasserdichten Wänden

und dem Doppelmenschen zu nehmen. Pascal zog seine Vernunftschlüsse bei allem, was ihm aus der Domäne des Vernunftschlusses schien, und niemals hat ein Mensch von der Vernunft einen gewaltigeren Gebrauch gemacht. Was er Gott schenkte, war nicht der Kredit eines Gläubigers. Das wäre ihm unmöglich gewesen. Was er Gott schenkte, war die religiöse Hingabe eines Gläubigen, und das bedeutet etwas ganz anderes, als ihm seine Vernunft schenken.

Die Mystiker und die Liebenden wissen es; er gab ihm sein Herz. Er gab es ihm, wie sich das Herz gibt, ohne Vernunftschlüsse, ohne Wissen, ohne Wollen, noch wissen zu können. Die Werke der Mystiker und vor allem die Betrachtungen der heiligen Therese klärten diese psychologischen Schwierigkeiten genügend auf. Aber durch einen merkwürdigen Zufall, von dem ich schon sprach, sind die Kommentatoren Pascals meistens Philosophen, die gar nicht die Mystiker studierten. So halten sie ihn für einzig und sonderbar, weil sie es versäumten, ihn mit seiner großen geistigen Familie zu vereinen.

Schließlich sind diese Gläubigen, die wie Pascal, niemals ihre Vernunft dem Glauben zu Hilfe rufen, nicht am schlechtesten beraten. Eine solche Hilfe ist immer gefährlich. Bei Pascal hätte die Vernunft, die fürchterlich war, mit einem einzigen Schlage alles im Sanktuarium zerstört, aber sie betrat es nie.

Die gute, sanfte Frau Pèrier, die das Leben ihres Bruders Blaise in so schöner, diskreter Weise beschrieben hat, berichtet eine Gewohnheit des großen Mannes, die mir immer viel zu denken gegeben hat. Pascal, von der Welt zurückgezogen, empfing in seinem Zimmer ohne Teppiche, ohne Feuer alle Personen, die ihn über Religion unterhalten wollten. Die einen vertrauten ihm ihre Pläne über Zurückgezogenheit an. Die anderen unterbreiteten ihm ihre Zweifel über die Materie des Glaubens. Denen verbarg er aus christlicher Nächstenliebe seine Ansichten nicht. Und zuweilen, wenn man sich seinen ersten

Gründen nicht ergab, entstand eine regelrechte Disputation. Pascal liebte diese Kolloquien nicht, in denen man ihm die Vernunft gegen den Glauben führte. Um solche Diskussionen ertragen zu können, vergaß er nie, unter seine Kleider einen eisernen, mit Nägeln besetzten Gürtel umzuschnallen, dessen Spitzen nach innen gingen. Bei jedem Vernunftgrund seines Widersachers drückte er die Nagelspitzen in sein Fleisch. Durch dieses Mittel vermied er jede Gefahr und diente dem Nächsten ohne Furcht sich selbst zu schaden.

Er zweifelte niemals, aber er war vorsichtig und wachte mit großer Sorge, daß die Vernunft nicht überraschend zwischen die Dinge des Glaubens träte.

DIE ARBEITSSCHULE

VON HEINRICH VOGELER-WORPSWEDE

III. Siehe Forum IV., Heft 7 und 9.

Um das organische Wachsen der Arbeitsschule, geboren aus den leidvollen Bedürfnissen der Zeit, aus der tiefen Erkenntnis ewiger Gesetzmäßigkeit ganz zu erfassen, müssen wir uns in die kosmischen Vorgänge versenken. Es geht der Natur nur um Erfüllung — um Erfüllung wie Kristall, Tier, Pflanze, Baum, Mensch. Auch unser Leben ist ihr einfach Ausdrucksmittel und treibt immer wieder über den Weg der Erkenntnis zum Aufbau, zur rückhaltlosen Anerkennung der einzig zeugenden Kraft, der Liebe, nachdem uns Verneinung, Haß, Macht und Besitzgier den Weg zur Resignation, zur Untat bis zur Selbstverneinung gezeigt hat.

Was ist Erkenntnis? Sollten nicht alle Umlagerungen in der Natur unter derselben Gesetzmäßigkeit vor sich gehen wie in unserem Gehirn? Hier brechen alle intellektuellen Konstruktionen immer wieder zusammen, die Geist und Materie trennen wollen, und der Einheitswille, die Erfüllung ewiger Gesetze wird uns offenbar.

Die Erkenntnis ist die Flamme der Verbrennung eines unreinen Zustandes, Wandlung zum ewigen Ja, zur Neuwerdung. — Erkenntnis ist Tod und Auferstehung, die schmerzhafte Geburt des Lichtes, des Geistes, der uns wiederum nur die einzig zeugende Kraft der Liebe als ewiges Gesetz der Natur offenbart und uns damit den Weg zum Absoluten, zur Erfüllung ahnen läßt.

Die Erkenntnis ist ein Gleichgewichtsprozeß, der im menschlichen Gehirn vor sich geht gleich jedem chemischen Prozeß der Verbrennung und Zersetzung zum Aufbau des reinen Kristalles: Erfüllung Mensch.

Die schmerzhafteste Erfahrung war der Krieg, kosmisch gesehen ein einfacher Verbrennungsprozeß mit all seinen fürchterlichen Auswirkungen. Immer wieder wird die Natur diese Negation und Zerstörung auslösen bis zur Selbstvernichtung des Menschen, wenn wir mit dem Intellekt versuchen, über die Grenze der Menschlichkeit hinauszuwachsen um Übermensch zu spielen. — Gewalt, Disziplin und menschliche Autorität verbauen dann den Weg zur Erkenntnis der ewigen Gesetze.

Der innere Grund jeder Revolution ist unbewußt diese Erkenntnis, ist das rückhaltlose Hervorbrechen der ethischen Kraft des Volkes, die Befreiung, die Auferstehung Mensch!

Nur so können wir die große psychische Umlagerung der Menschheit von heute verstehen: unter diesem Lichte können wir erkennen, daß die Seele fähig ist, einen durch leidvolle Erfahrung erkannten Stoff umzustellen: über die Negation, Haß, Zerstörung und Tod zur vollen Bejahung, zur zeugenden Liebe, zum Schöpferischen, zur Befreiung von jeder unreinen negativen Hemmung zu kommen.

Der Entschiedene ist der Liebende, er hat die Quelle allen produktiven Schaffens erkannt, hat Resignation und Untat überwunden. — Wer diese Wahrheit in ihrer einfachen gesetzmäßigen Kraft erkennt und sein ganzes Leben ihr widmet, gewinnt die größte Sicherheit, die weiteste Erfahrungsmöglichkeit

in allem Werden der Welt. Die unumstößliche Logik der Ethik wird ihm offenbar.

Auf diesem reinen Boden der Erkenntnis geht das organische Wachsen der Arbeitsschule vor sich — ohne Zielsetzung in ewiger Wandlung zu schöpferischer Tat.

Nachdem wir alle Glücksmöglichkeiten außer uns gesucht haben, erkennen wir, daß es nur eine Erlösung für uns Menschen gibt: die Zeugung durch die Liebestat, durch das Werk, das in das All zurückfällt. — Wir erleben den Glückszustand wenn sich Intellekt und Instinkt in der Empfängnis decken und die Tat, das Werk die Auslösung ist.

Der Erzieher wird erkennen, daß hinter jeder Hemmung eine Negation, eine Resignation, eine Unwahrheit steht und damit unökonomische Werte liegen bleiben, — nun ist aber die Hauptaufgabe der Schule alle schöpferischen Möglichkeiten zu erwecken.

Die Basis der Arbeitsschule ist immer das Gemeinschaftsleben, die Schaffung einer geistigen und damit einer wirtschaftlichen Einheit. Alle Lehrtätigkeit müßte immer wieder aus dem Gemeinschaftsbedürfnis wachsen. — Wenn wir an die neue Schule denken, so dürfen wir uns niemals eine neue Methode vorstellen, — sondern Kinder und Erwachsene sind selber die Schaffenden für ein produktives Arbeitsleben.

Der Mut zum Provisorium, die ruhige Hand des Schöpfers, der mit der Geduld des Gärtners unter dem Zusammenbrechen des riesigen Gebäudes des intellektuellen Schwindels die gesunden Keime eines organisch wachsenden Gemeinschaftswillens entdeckt, der die erstickenden Reste eines persönlichen Egoismus forträumt und immer wieder durch eigenes Beispiel, die gegenseitige Hilfe im Kinde, das Gemeinschaftsgefühl, die eigene schöpferische Tat erweckt, die allen dient, ist die Aufgabe der Lehrenden.

Wissen darf nie Besitz werden (dieses unfruchtbare Kapital nannte man Bildung). Wissen muß stets bereit sein, in den Bedürfnissen der Gemeinschaft unterzugehen, zur freien Tat zu werden.

Alle Entscheidungen sind immer wieder über den Erkenntnisweg aus der Seele des Kindes herauszuholen, es müssen Erlösungen zur Tat sein. Von allen äußeren Dingen, von jeder Autorität von jeder Führerschaft, jeder Disziplinierung müssen die Entschließungen des Kindes frei sein, aus der Hingabe an die Bedürfnisse an die Gemeinschaft müssen sie wachsen.

Die Arbeitsschule befreit die Menschen vom Einfluß des Mammons; niemand ist Gehaltempfänger, ein jeder ist Schaffender und verantwortlich für die Lebensverhältnisse und für die Ernährungsbasis der Schulgemeinschaft. — Die wirtschaftlichen und die geistigen Nöte werden die stärksten Kräfte, die den Gemeinschaftswillen durch ihr Sein am reinsten als Ratende, Ausrichtende dieses Willens, der Sehnsucht aller werktätigen Kräfte verkörpern, an beratende Stelle setzen und alle werden ihrem selbstgewählten Beispiel folgen. — Hier muß die Räteordnung in ihrer reinsten Form organisch aus der Schöpferkraft der Gemeinschaft geboren werden.

Es handelt sich nun jetzt darum an vielen Stellen Musterschulen aufzurichten, die sich ihr Innenleben auf der wirtschaftlichen Basis selber gestalten. Diese Schulen würden dann wie die Seminare Durchgangsstationen werden für die revolutionäre Lehrerschaft, die den Produktions- und Konsumprozeß der Schulgemeinschaft als aktive Mitarbeiter durchmachen, von hier aus in die eigenen Gemeinden zurückgehen und auch dort auf dem Wirtschaftsprozeß der gemeinwirtschaftlichen Ordnung das Verhältnis der klassenlosen Arbeitsgemeinschaft aufbauen. Mit dem Ergreifen der politischen Macht sind wir noch lange keine Kommunisten — erst dann beginnt die hingebendste Arbeit der Erzieher.

Diese Musterschulen sollen nun eine sich möglichst weitgehend selbstversorgende Schulgemeinde darstellen, die aber immer wieder mit ihren ganzen Kräften in das gemeinwirtschaftliche Leben der umgebenden Gemeinde gebend und nehmend eingreift; hierzu müssen die Handwerkstätten eine

stete Veranlassung bieten. — Die Schule muß allmählich ein wirtschaftlich mitarbeitendes Teilstück der umgebenden Kommune werden, sodaß Alter und Jugend an dem Aufbau immer aktiv teilnimmt und alle wirtschaftlichen und alle seelischen Bedürfnisse der Dorfgemeinde Lehrmittel und Loslösung der schöpferischen Tat für die Arbeitsschule werden. —

Alles Werden ist ein Gleichgewichtsprozeß, ein Ringen um gesetzmäßige Einheit: das erkennt der heutige Erzieher in erster Linie und hier beginnt das Forträumen aller Hemmungen, die Befreiung durch die Tat.

Gemeinwirtschaft — Ausdrucksmittel des bejahenden sozialen Verhältnisses der Menschen untereinander: gegenseitige Hilfe, Loslösung der stärksten individuellen Kräfte, befreiende Tat, die allen dient, Ökonomie aller ethischen und aller materiellen Kräfte: Gleichgewicht.

Verwirklichung, die Überwindung jeder Ideologie durch die Tat wird dies Gleichgewicht wieder herstellen, wird unsere Erfüllung, unsere Glückmöglichkeit sein und immer wieder das Schöpferische im Menschen als Auswirkung der Ewigkeitsgesetze erkennen lassen: Harmonie mit dem Unendlichen — Gleichgewicht: Friede.

So sehen wir die ganze Schulbewegung als eine symptomatische Erscheinung der großen physischen Umlagerung der menschlichen Kräfte von der Verneinung, Zerstörung, Resignation und Unproduktivität — zur Ökonomie der Kräfte, zur Bejahung zur schöpferischen Tat, zum Aufbau, zur Erfassung aller Werte und ihre Nutzbarmachung für die klassenlose Gesellschaft der Menschen, zum Aufbau des Kommunismus.

DIE SOZIALEN KÄMPFE IN ENGLAND

VON POLITICUS

Die Macht der englischen Wirtschaft gründet sich in erster Linie auf dem Reichtum an Kohlen. Der englische

Bergbau ist der wichtigste Industriezweig des Landes, und die englischen Bergarbeiter haben es auch verstanden, eine mächtige Organisation zu schaffen, die schon früh ihre Forderungen nicht nur an die Unternehmer, sondern auch an den Staat gestellt hat. Dank der Tatsache, daß die englischen Arbeiter besser gestellt waren als die Arbeiter auf dem Kontinent, vermochte aber die englische Bourgeoisie die Arbeiterschaft lange vor ihren Wagen zu spannen, bis die in den 80er Jahren ausgebrochene Wirtschaftskrise diese friedliche Stimmung der englischen Arbeiterschaft untergrub. Um der revolutionären Strömung entgegenzuwirken, suchte man den Glauben zu erwecken, daß die Krise durch die deutsche Konkurrenz hervorgerufen sei, und daß die Besserung der wirtschaftlichen Lage durch die Wiederherstellung der Herrschaft Englands auf dem Weltmarkt erreicht werden könne. Das war das Motiv des Sozialpatriotismus vor und während des Krieges. Als es sich aber während des Krieges erwies, daß die Unternehmer die Lage in ihrem Interesse ausnützten, während sie die Arbeiter mit Redensarten abspeisten, setzte die Unzufriedenheit unter der Arbeiterschaft wieder ein, und die Forderung der Sozialisierung, in erster Linie des Bergbaues, wurde immer lauter erhoben. Die Regierung mußte dem in gewisser Beziehung nachgeben, indem sie den Bergbau einer Kontrolle unterstellte. Allein, wie von einer kapitalistischen Regierung gar nicht anders zu erwarten war, bezweckte die Kontrolle keineswegs, die Interessen der Arbeiter wahrzunehmen, sondern sie wollte nur die Kohlenpreise niedrig halten, um der weiterverarbeitenden Industrie billige Kohle zu verschaffen; andererseits wollte sie die Arbeiter veranlassen, alle Anstrengungen zu machen, um die Produktion von Kohle möglichst zu erhöhen. Das allgemeine Resultat der Kriegswirtschaft kommt in den Angaben, die der finanzielle Beirat des Kohlenkommissars vor der Untersuchungskommission über die Kohlenindustrie im März 1919 gemacht hat, zum Ausdruck:

Jahr	Fördermenge in Mill. To.	Gewinne	Beschäftigte Personen in 1000	Durchschn. Jahresverdienst pro Person in Pfd.
Jahresdurchschnitt von				
1909—1913	270	19,1	1 049	82 (1913)
1914	265	21,5	1 034	79
1915	253	27,4	940	105
1916	256	43,8	985	127
1917	248	33,7	1 006	129
1918*) (Jan. bis Juni)	236	26	967	149
1918*) (Juli bis Sept.)	218	45	929	169

*) auf ein Jahr berechnet.

Trotz der Kontrolle gelang es nicht, die Fördermenge zu erhöhen. Dafür stieg der Preis fast auf das Dreifache, von 8 *s* 9 *d* im Jahresdurchschnitt von 1903—1913 auf 24 *s* 10 *d* am Ende 1918. Gleichzeitig ist der Gewinn der Unternehmer ebenfalls auf das Dreifache gestiegen, speziell pro Tonne von 1 *s* 5½ *d* auf 4 *s* ½ *d*. Hingegen hat sich der durchschnittliche Jahresverdienst der Arbeiter bloß um 106% erhöht, während die Kosten der Lebenshaltung im Februar 1919 um 120% gegenüber der Vorkriegszeit gestiegen waren. Am Kriegsende bot die englische Kohlenindustrie nach Dr. Charlotte Leubuscher im Reichsarbeitsblatt Nr. 7/1921 folgendes Bild:

> 1. einen erheblichen Rückgang der Förderung, 2. trotz wesentlich gestiegener Gewinne der Industrie einen Stillstand oder vielfach Rückgang in der technischen Ausstattung und Leistungsfähigkeit der industriellen Anlagen, 3. ein sehr verschärftes Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern bei gleichzeitig außerordentlich gesteigertem Machtgefühl der Bergarbeiter. Diese hatten unter freiwilligem Verzicht auf das Streikrecht ihre wirtschaftliche Machtstellung während des Krieges nicht ausgenutzt . . .

Mit diesen Worten kennzeichnet Leubuscher die wirtschaftlichen Folgen des Burgfriedens in England drastisch genug: gesteigerte Gewinne der Unternehmer, Ruin der Industrie und Sinken der Reallöhne. Nach dem Kriege brach mit umso größerer Heftigkeit die Unzufriedenheit der Arbeiter

hervor, und eine Flut großer gewaltiger Streiks ergoß sich über das Land.

Im Zentrum der Kämpfe stand die Frage der Sozialisierung oder Nationalisierung des Bergbaues. Zur Untersuchung dieses Problems wurde eine Kommission eingesetzt unter dem Vorsitz eines Richters am Obersten Gerichtshof Sankey. Diese Kommission erstattete Ende März 1920 einen Bericht, in dem drei verschiedene Projekte der weiteren Bewirtschaftung des Bergbaues vorgelegt wurden. Einstimmig wurde aber erklärt:

»Selbst auf Grund der bisher vorliegenden Zeugenaussagen erscheint das bestehende System Besitz- und Betriebsverhältnisse als verurteilt; irgendein anderes System muß an seine Stelle treten, entweder Verstaatlichung oder eine Methode der Vereinheitlichung durch staatlichen Erwerb und gemeinsame Kontrolle.

Schon jetzt sind wir bereit, uns dahin gutachtlich zu äußern, daß es im Interesse des Landes liegen würde, wenn der Bergarbeiter künftig einen wirksamen Anteil an der Leitung der Bergwerke erhält.«

Sämtliche Vorschläge stimmten somit darin überein, daß der Bergbau verstaatlicht werden muß und unterschieden sich nur hinsichtlich der künftigen Betriebsform des Bergbaues. Obgleich die Regierung durch den Mund von Bonar Law erklärt hat, daß sie den Sankey-Bericht »dem Sinne und dem Buchstaben nach« annehme und dadurch die Arbeiter veranlaßt hat, von einem Streik abzusehen, hat sie ihr Versprechen nicht gehalten, und der Bergbau ist bis auf den heutigen Tag Privateigentum der Unternehmer geblieben. Noch mehr, die Regierung hat bekanntlich beschlossen, die Kontrolle aufzuheben. Die Sache ist nämlich die, daß sich inzwischen die Lage des Bergbaues wesentlich geändert hat.

Während der langwierigen Kämpfe nach Beendigung des Krieges bis zum Spätherbst 1920 sind die Kohlenpreise wiederum auf das Doppelte gestiegen. Seit November 1920 gehen aber die Kohlenpreise immer mehr zurück und stellten

sich Mitte Februar 1921 auf die Hälfte bis ein Drittel des Höchststandes von 1920. So ist beispielsweise der Preis für Cardiff-Kohle von 1918 bis 1919 von 50 *s* auf 110 *s* pro Tonne gestiegen und bis Ende Januar 1920 sogar auf 115 *s* Auf dieser Höhe blieb er bis Ende November 1920, um dann rasch zu sinken, und zwar bis auf 59 bezw. 60 *s* am 16. Februar 1921. Die Ursache dieser Krise liegt in der amerikanischen Konkurrenz, die sich besonders fühlbar machte infolge der billigen Seefrachten. Es hat sich nämlich erwiesen, daß die amerikanische Kohle bedeutend billiger ist als die englische. Während in Frankreich englische Kohle zu 68 *s* 11 *d* pro Tonne verkauft wird, wird amerikanische mit 43 *s* 3 *d* angeboten. In Genua stellt sich die englische Kohle auf 76 *s* 11 *d*, die amerikanische auf 54 *s* 3 *d* pro Tonne. (Die Erklärung von Gould im Unterhaus). Das ist der eigentliche Grund der jetzigen Wirtschaftskrise auf dem Kohlenmarkt.

Das auch der Versailler Friedensvertrag und das Abkommen in Spaa zur Verschärfung der Wirtschaftskrise beigetragen haben, indem sie die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands hemmen, ist ohne weiteres klar. Indes, die wirtschaftliche Krise ganz auf das Abkommen in Spaa zurückzuführen, heißt nichts anderes, als den Arbeitern wiederum neue sozialpatriotische Motive vorzusingen, wiederum ihre Aufmerksamkeit von den wirklichen Ursachen der kapitalistischen Katastrophe abzulenken, um sie vor den Wagen des nationalen Kapitals zu spannen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die Ausfuhr der englischen Kohle im vorigen Jahre bloß rund 25 Millionen Tonnen betragen hat gegenüber 73,4 Millionen Tonnen im Jahre 1913 und 35,2 Millionen Tonnen im Jahre 1919. Der gewaltige Ausfall im Export der englischen Kohle konnte durch die deutschen Lieferungen von 2 Millionen Tonnen im Monat keineswegs ersetzt werden. Folglich konnte auf keinen Fall diese Kohlenlieferung den Markt ruinieren. Das muß man jetzt besonders unterstreichen, weil

die englischen Gewerkschaftsführer dem Beispiel der deutschen Sozialpatrioten folgen und den englischen Arbeitern einreden wollen, daß mit Aufhebung der Beschlüsse von Spaa auch die jetzige Wirtschaftskrise gelöst werden könnte. In Wirklichkeit handelt es sich um folgendes:

Nach dem Kriege nutzten die Bergarbeiter die günstige Lage auf dem Kohlenmarkte zum Teil aus, indem sie eine Erhöhung ihrer Löhne durchsetzten. Nach einer Reihe von großen Kämpfen gelang es ihnen, eine gewisse Besserung der Lebenshaltung zu erreichen. Im vorigen Sommer forderten die Bergarbeiter eine weitere Erhöhung der Löhne, die nach der Untersuchung des Handelsministers das Niveau der Löhne auf 154% für die eigentlichen Bergarbeiter, auf 147% für die anderen erwachsenen Arbeiter gegenüber der Vorkriegszeit bringen sollten. Daß diese Besserung der Lebenslage keine bedeutende war, geht daraus hervor, daß die Kosten der Lebenshaltung inzwischen um 152% gestiegen sind, obgleich doch die Untersuchungen der Sankey-Kommission festgestellt haben, daß die Lebensverhältnisse der Bergarbeiter in der Vorkriegszeit sehr ungünstig waren. Durch ihren entschlossenen Kampf gelang es den Arbeitern, ihre Forderungen zum Teil durchzusetzen, aber nur unter der Bedingung, daß die im September-Vierteljahr erzielten Exportzahlen als Grundlage für eine Zulage von 1 *s* 6 *d* und 4½ *d* pro Schicht auf die gegenwärtigen Löhne angesehen wird. Mit anderen Worten: die Erhöhung der Löhne wurde von der Steigerung der Produktion, sowie von den hohen Exportpreisen abhängig gemacht. Das bedeutet, daß die Lohnerhöhung der englischen Arbeiter auf Kosten der fremden Verbraucher der englischen Kohle bewilligt wurde. Es ist ein Lockmittel des Imperialismus, der den Arbeitern einen ganz geringen Teil seiner hohen Gewinne abtritt, um sie für den Imperialismus zu gewinnen. Indes, das gelang nur solange, wie die Hochkonjunktur auf dem Kohlenmarkte anhielt. Die Arbeiter erfüllten die Bedingungen, indem

sie schon in der zweiten Novemberwoche mehr Kohlen förderten als vor dem Streik. Die Steigerung hielt auch weiter an, so daß in der dritten Dezemberwoche ein ganz bedeutender Rekord erreicht wurde. Als aber auf dem Kohlenmarkt eine Wirtschaftskrise ausbrach, die Preise sanken und der Export stockte, suchten die Unternehmer selber die Produktion einzuschränken, entließen viele Arbeiter, legten die Gruben still und drängten nun auch auf die Änderung des Abkommens vom Oktober.

Die Regierung hob die Kontrolle auf, da die Preise inzwischen stark gesunken waren, sodaß die Ausfuhrpreise sich den Inlandsmarktpreisen näherten. Insofern hat die Kontrolle für den Inlandskonsum ihren Zweck verloren, da er auch sonst Kohle zu billigen Preisen bekommen könnte. Da diese Kontrolle auch die Löhne regulierte, so vermochten die Unternehmer mit ihrem Wegfall die Löhne willkürlich zu reduzieren, und sie schlugen den Arbeitern ein neues System der Entlohnung vor, nach dem die Löhne bezirksweise festgesetzt und zwar um ein Drittel bis auf die Hälfte herabgesetzt werden sollten. Es ist selbstverständlich, daß die Arbeiter diesen Vorschlag nicht annehmen konnten, und so kam es zu dem Konflikt, der mit Recht als Aussperrung der Arbeiter betrachtet wird.

Im Grunde genommen wiederholt sich die gleiche Erscheinung wie vor hundert Jahren. Nach den napoleonischen Kriegen wurden die Löhne der englischen Arbeiter von 1817 bis 1822 um mehr als die Hälfte herabgesetzt. Um die Kriegsschäden wieder gutzumachen, muß die Akkumulation des Kapitals rasch gesteigert werden. Das kann entweder durch die Ausbeutung der ländlichen Bevölkerung und der Arbeiterschaft geschehen. Die Ausbeutung der bäuerlichen Bevölkerung vollzieht sich durch rasche Erhöhung der Preise für Fabrikate weit über das Niveau der Preissteigerung der ländlichen Erzeugnisse. Die Ausbeutung der Arbeiterschaft erfolgt durch die Herabsetzung der Löhne. Das ist die alte Methode des

Kapitals, und die wenden die englischen Unternehmer wie übrigens die Unternehmer der ganzen übrigen Welt auch jetzt an. Während aber auf dem Kontinent die Herabsetzung der Löhne nur allmählich geschieht, da man hier einen revolutionären Aufstand der Arbeiter befürchtet, versucht die englische Unternehmerschaft, auf ihre Kapitalmacht gestützt, die ungünstige Konjunktur ausnutzend, die Löhne auf einmal und stark herabzusetzen. Selbstredend werden dem Beispiele der englischen Unternehmer im Falle ihres Erfolges die Unternehmer der anderen Staaten folgen, und so kann man sagen, daß die englischen Arbeiter den Kampf für die gesamte Arbeiterschaft Europas führen.

In den letzten Kämpfen trat die Forderung der Nationalisierung des Bergbaues weniger in den Vordergrund, weil man ein Kompromiß durch die Erhöhung der Löhne erzielen konnte. Heute hat sich die Lage geändert, da selbst die Aufrechterhaltung des erreichten Lohnniveaus bei den sinkenden Kohlenpreisen und dem allgemeinen Rückgang der Wirtschaftskonjunktur nur auf Kosten des Profits möglich ist. Gewiß sind auch die Kosten der Lebenshaltung etwas zurückgegangen, aber keineswegs etwa in dem Maße wie die Preise der Kohle, und insofern ist ein Ausgleich durch Herabsetzung der Löhne, den Kosten der Lebenshaltung entsprechend, kaum möglich. Deshalb scheinen auch die Verhandlungen zwischen den Unternehmern und den Bergarbeitern, die von der Regierung eingeleitet und von den Gewerkschaftsbeamten geführt werden, vorläufig zu keinem Resultat zu führen, obgleich die Gewerkschaftsbeamten alles aufbieten, um einen revolutionären Konflikt zu vermeiden. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß auch diesmal ein Kompromiß hergestellt wird. Mit der Verschärfung der Wirtschaftskrise muß aber der Konflikt zwischen den Arbeitern und Unternehmern sich zuspitzen, der seine Lösung allein mit einer völligen Niederlage oder mit einem vollständigen Sieg der Arbeiterschaft endigen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin — Forum-Verlag Berlin / Abonnements für Arbeiterorganisationen und Betriebe werden zum ermäßigten Preise abgegeben. / Politische Gefangene und Arbeitslose erhalten das Forum umsonst / Druck der E. Gundlach A.-G., Bielefeld.

DAS FORUM

5. Jahr April 1921 Heft 7

(Abgeschlossen am 12. Mai 1921)

DIE CLARTÉ UND IHR WEG ZUR 3. INTERNATIONALE.

VON WILHELM HERZOG.

I.

Während der Mund verstummen möchte angesichts der über alles Maß menschlicher Phantasie hinausgehenden grauenvollen Geschehnisse dieser Zeit, während man sich fragt, ob es sich noch verlohnen könne, durch Wort oder Schrift innerhalb dieses labyrinthischen Irrenhauses, genannt bürgerliche Weltordnung, zu wirken, während der Schrei der Lüge und der Phrase jede Regung der Vernunft und des Rechtsgefühls überbrüllt, während eine schon sterbende Klasse ihre Macht noch aufrecht zu erhalten sucht mit den mörderischen Mitteln des Krieges, während in diesem Entscheidungskampf die Armee der Arbeiter uneins, in drei, vier feindliche Lager geteilt der geschlossenen Front des Bürgertums gegenüber steht, während schwere Krankheiten in der Avantgarde der internationalen Revolutionäre wüten, während Schwankende und Opportunisten aus unseren eigenen Reihen bewußt oder unbewußt zu Saboteuren vorwärtsdrängender Bewegung werden, während dieser nicht abbrechenden Reihe schmerzlichster Erlebnisse der letzten zwei Jahre kaum eine erfreuliche Tatsache entgegen zu setzen war, ist der Prozeß, den die Clarté-Bewegung durchzumachen hatte, gerade nach dem Mißtrauen, das man ihr zunächst mit Recht entgegen brachte, doppelt wohltuend.

Der erste Aufsatz, den das »Forum« April 1914 im ersten Hefte des ersten Jahrgangs brachte, schloß mit diesen Worten: »Wann werden wir endlich die unfruchtbare Tätigkeit der liberalen Friedensapostel ablösen durch ein aktives Vorgehen aller Geistesmenschen, die gemeinsam mit den Tausenden von Arbeiterbataillonen die Phalanx zu bilden hätten, um dem Wahnsinn eines Krieges vorzubeugen, der in Mitteleuropa ausbrechen könnte. Es wird geschwätzt und geschwätzt. Nobels Friedenspreise werden weiter verteilt, Friedenskongresse werden abgehalten. Friedens-

paläste werden mit Pomp und Heuchelei errichtet. Die Paläste stehen da, und jeden Tag kann an irgend einer Ecke Europas ein Krieg ausbrechen. Ohnmächtig würden wir dem Morden zusehen oder uns gar selbst daran beteiligen müssen ....

Versuchen wir endlich Karl Marx's stürmischen Imperativ, der Millionen Proletarierhirne entflammte, auf die riesengroße Partei der Geistigen anzuwenden und dieser Ruf kann zünden wie der des Kommunistischen Manifestes: »Intellektuelle aller Länder, vereinigt Euch! Ihr habt die Macht, sobald ihr den Willen habt. Organisiert Euch, beruft einen Kongreß der Kopfarbeiter aller Länder ein, wie er mir nicht nur vorschwebt, fürchtet weder die überlegene Geste der Snobs noch das breitspurige Phatos der Vaterländler. Alle guten Europäer werden kommen: Anatole France, Octave Mirbeau, Romain Rolland, Bernhard Shaw, Chesterton, Wedekind, Hauptmann, Heinrich und Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Andrejew, Gorki, Rodin, Liebermann, Simmel, Brentano, Mereschkowski und viele junge leidenschaftliche Köpfe, die — als Künstler oder Gelehrte — keine nationale Grenze, keine völkischen Interessen kennen, denen die Gerechtigkeit mehr gilt als die Justiz, denen der Geist, die Wissenschaften und die Kunst höher steht als jenes geräuschvolle Etwas, was man heute für Patriotismus verschleißt.« ⟨Das war 1914, vier Monate vor Ausbruch jener großen Zeit, die immer kleiner geworden ist. Einige von den Genannten gingen während des großen Sturmes über Bord⟩

Vier Jahre vorher — 1910 — hatte ein österreichischer Hauptmann, namens Victor Hueler, durch eine Broschüre zur »Organisierung der Intelligenz« aufgerufen. Die Notwendigkeit des Zusammenschlusses darlegend, schrieb dieser tapfere Pionier schon vor elf Jahren die folgenden Sätze: »Es muß die gemeinsame Aufgabe der Gebildeten werden, die gesamte Existenz der Menschen auf eine andere Basis hinüberzuleiten, auf jene der Solidarität ... Heute beherrscht das Kapital die Welt. Es hat sich die ganze menschliche Tätigkeit untertan gemacht. Auch die rein geistige. Der Gelehrte, der Dichter, der bildende Künstler sieht sich genau so den Gesetzen des Kapitalismus unterworfen, wie ein Feldarbeiter, ein Schriftgießer oder ein Dienstmann .... Die Masse erfüllt ihre Mission, hart und heroisch, das Kapital hat die seine auch erfüllt, schmutzig zwar aber doch. Die Intelli-

genz hat ihre Mission aber nicht erfüllt. Sie hat sich in die Masse begeben und statt diese womöglich von dem trüben Dunst, den der Kapitalismus aushaucht, möglichst zu desinfizieren, hat sie sich selbst von ihm infizieren lassen. Die Intelligenz gehört nicht unter den Kapitalismus, sie gehört über ihn. Wissenschaft und Kunst müssen die Herrschaft über die Menschheit antreten. Dann erst bekommt diese ihre natürliche Gliederung. Die Intelligenz muß die Kommandostellen und die Rolle des Generalstabs in der menschlichen Armee einnehmen und dem Kapitalismus die Rolle der Intendanz zuweisen«. An eine Überwindung des Kapitalismus, an die Notwendigkeit seiner Beseitigung dachte dieser höchst aktive, geistig radikale Ideologe noch nicht, da er, wie viele unter uns, noch in bürgerlich-demokratischen Vorstellungen lebte, sich noch nicht frei gemacht hatte aus utopistischen Ideenkreisen einer sehr weit vorgeschrittenen Demokratie, sich — wie so viele der radikalsten und rechtschaffensten Intellektuellen — noch nicht durchgerungen hatte zu der reinen Ideenwelt des Sozialismus. Aber, was er gedacht, war zweifellos ein Glied in der Reihe der menschlichen und geistigen Forderungen, deren baldige Erfüllung immer heftiger von den Stürmern und Drängern eines jeden Landes — beeinflußt oder unabhängig von einander — erstrebt wurde. (Forum IV, 3.)

Gleichzeitig mit diesen Worten war hier im Dezember 1919 eine Rede Henri Barbusses abgedruckt, die Ludwig Rubiner in der »Gemeinschaft«, einer Sammlung von Dokumenten der geistigen Weltwende, veröffentlicht hatte. Hier rief Barbusse auf zur »letzten Schlacht«. Kleistisch kühn blies er die Fanfare, da er verkündete: »Man wagt es schon nicht mehr, uns als Querköpfe zu behandeln, weil wir die brennende Gewalt der Wahrheit bedeuten. Nur beschuldigt man uns, daß wir den Haß predigen, weil wir die Sklaverei, von der alles böse abstammt, abschaffen wollen. Wir wollen dem Passivismus Epiktets die Kraft des Handelns und Ordnens hinzufügen, den heiligen Willen des Spartakus! Wir wollen an allen seinen Umstürzen teilnehmen, so gewaltig sie auch sein mögen«. Schon aus diesen Worten des Urhebers der Clarté ging mit Deutlichkeit hervor, daß sich bürgerlicher Pazifismus und Clarté nicht nur nicht deckten, sondern schroffe Gegensätze geworden waren. Es ist richtig: die Gruppe Clarté ging vom

Pazifismus aus. Aber: Vom Pazifismus im Kriege. Während des Krieges war der Pazifismus revolutionär. Zwischen 1914 und 1917 war jeder Krieggegner in Deutschland, England, Frankreich mutiger, aufrichtiger und gefährdeter als neun Zehntel aller Sozialdemokraten. Worte und Handlungen selbst bürgerlicher Pazifisten verrieten oft persönlichen Mut, kompromißfeindlichen Wahrheitsdrang, Selbstwürde und schonungslose Kritik. Sie und nicht die Sozialdemokraten waren es denn auch, die die militaristischen Machthaber in jedem Lande während des Krieges am heftigsten verfolgten. Wer wurde verlacht, verdächtigt, bespien und verurteilt? Die Kaiserlichen Herren Sozialdemokraten Ebert, Scheidemann und Noske? Sie saßen in den Palästen der Wilhelmstraße oder am Reichstagsufer um Konferenztische herum und berieten mit wilhelminischen Generälen, wie man burgfriedlich beieinander bleiben könne, um — weil's sein muß — zahllose neue Hekatomben von Arbeitern fürs Vaterland zu opfern. Diese Gewaltanbeter und Hindenburg-Verehrer spielen sich seit ihrem Zusammenbruch gern als Pazifisten auf, faseln jetzt etwas von Gewaltlosigkeit, und plappern plötzlich die abgebrauchtesten Phrasen des bürgerlichen Pazifismus her, um ihre konterrevolutionäre Politik und ihre Feindschaft gegen den »gewalttätigen« Kommunismus zu begründen. Pazifisten, wie Paasche, Beerfelde, Arco, Tepper-Laski, Elisabeth Rotten und besonders Friedrich Wilhelm Förster bewiesen tausendmal mehr Mut und Charakter als die gesamte Sozialdemokratische Partei zusammengenommen, mit Ausnahme einiger Weniger, die dafür im Zuchthaus büßten oder in Schutzhaft saßen. In England war es nicht anders. Während Herr Henderson sich mit Lloyd George unterhielt, verurteilte die großbritanische Justiz Bertrand Russel, Clifford Allan und hunderte von Kriegsdienstverweigerern zu schweren Kerkerstrafen. In Deutschland wurde der von anständigen Friedensfreunden gegründete Bund »Neues Vaterland« unter dem Beifall und der Zustimmung der Scheidemann-Sozialisten unterdrückt, seine Mitglieder mit Gefängnis bedroht, wenn sie es wagten, ihre Tätigkeit durch Wort und Schrift fortzusetzen.

Ging es den sozialistischen Reichstagsabgeordneten und Kriegsberichterstattern ähnlich übel? Den Herren Lensch, August Müller, Ebert, Scheidemann, Köster wurde nicht verboten zu schreiben.

Im Gegenteil, sie wurden ermuntert und vielfach ausgezeichnet. Nicht nur Herr Südekum trug das Eiserne Kreuz stolz auf dem Gehrock. Und die Kreditbewilliger sonnten sich, solange es gut ging, im Ruhme der Götter Hindenburg und Ludendorff. Es gehört zur bleibenden Ehre der Pazifisten, daß sie diese Kriegslakaien nicht weniger bekämpften als die Kriegsherren und sich dadurch noch unbeliebter, ja verhaßter machten als sie es schon wegen ihrer »Weltfremdheit« und »utopistischen Ideologie« bei jenen »Realpolitikern« waren.

Schaudernd mußten wirs erleben und jeder von uns konnte zum Menschenverächter werden, als er nach Ausbruch der Revolution die fragwürdigen Elemente unter den Intellektuellen herankriechen sah, die sich plötzlich »zur Verfügung« stellten — mit der unschuldsvollen Geste, als wäre nichts gewesen. Vom Alldeutschen bis zum Noskesozialisten wollten sie alle im Grunde nie etwas anderes als Friedensschwärmer gewesen sein. Irregeführt hatte man sie. In den ersten Augusttagen wären sie wohl auch berauscht gewesen. Aber jetzt erklärten die Geheimräte, Kriegslyriker, Kulturpropagandisten, ja selbst Offiziere aus Ludendorffs Stab, sie hätten unsere prophetische Gabe schon immer heimlich bewundert und sie seien ganz einer Meinung mit uns. Es war ein Gelächter und eine Scham, die uns packten angesichts dieser Helden, die inzwischen wieder der Konjuktur entsprechend zu Verfechtern der ebertinischen Republik geworden sind.

• • •

Durfte Clarté flinke Umlerner, betriebsame Intellektuelle in ihre Reihen aufnehmen? Hatte sie das Recht, sich ihnen zu sperren? Durfte oder mußte sie kritisch und skeptisch sein? Es gab viele, die zur Milde rieten, zur Nachsicht, die wünschten, wir sollten verzeihen und vergessen, ja, wir hätten kein Recht, einem Kompromittierten etwas nachzutragen. Unsere Skepsis aber wurde von keinem Rachegefühl geleitet, sondern von der nur allzu berechtigten Sorge, daß jene Elemente bei der nächsten Kurve der geschichtlichen Entwicklung den Geist wieder verraten würden. Aus Schwäche, aus Opportunismus oder Schlimmerem. Wir lehnten es deshalb ab, künftig Aufrufe und allgemeine Proklamationen mitzuunterzeichnen, die zu nichts verpflichteten. Wir erkannten immer deutlicher, wieviel Zeit wir mit dem Abfassen und mit der Wirkungslosigkeit solcher Manifeste verloren hatten.

Die französische Clarté-Gruppe unter Barbusses Führung hat sich nach einigen unsicheren Schritten eine bewunderungswürdige gerade Haltung erobert. Nach einer Periode, die nicht frei war von mancherlei Kompromissen, hat sie sich einen Weg gebahnt, der vom revolutionären Pazifismus konsequent zu der Lehre Karl Marxens, zum revolutionären Sozialismus, d. h. heute zum Kommunismus, zur III. Internationale, führt. Wie berechtigt unsere Sorge und unsere Skepsis war, erwies sich bald von neuem, mußte sich nur zu schnell erweisen. Solange sich die Clarté mit allgemeinen menschheitbeglückenden Apellen begnügte, solange sie die in dieser besten aller Welten unerfüllbaren Ideale von Gerechtigkeit, Menschenliebe und Brüderlichkeit als Postulate aufstellte, strömten ihr die Intellektuellen eines jeden Landes zu. Die ehrenwerten Mitglieder der Friedensgesellschaften, Monistenbünde, Vegetariervereine, die Apostel der freireligiösen Gemeinden, kurz: die Schar aller trefflichen Sektenmenschen fühlte in sich den Ehrgeiz, zur Internationale der Geistigen zu gehören und meldete ahnungslos bei der Clarté ihre Mitgliedschaft an. Diesem Unfug mußte von vornherein gesteuert werden. Aber nicht nur jene Dilettanten auf den verschiedensten Lebensgebieten bildeten eine Gefahr für die Clarté, sondern noch viel mehr jene Geistesakrobaten, spielerische Literaten, darunter auch wohlmeinende Ideologen, die Clarté offenbar für einen schöngeistigen Club ansahen. Abgeschreckt von den radikalen Grundsätzen der Clarté, flohen sie bald wieder auseinander. Und als gar ein von Anatole France, Barbusse, Steinlen unterzeichnetes Manifest alle manuellen und geistigen Arbeiter der Welt zur internationalen Solidarität für Sowjetrußland aufrief, da wurde die Grenze sichtbar, die die Lauen, Indifferenten, Schwankenden von den aktiven Geistesmenschen trennt, die gewillt sind, mit den revolutionären Arbeiterbataillonen gemeinsam diese verruchte Weltanarchie, die das kapitalistische System erzeugt hat, zu beseitigen, diese »Ordnung« der Menschenausbeutung, der Menschenverachtung und der Menschenfeindschaft zu stürzen und sie zu ersetzen: durch den hellen Bau einer neuen sozialen Ordnung, einer Kommunitas, die jedem, der Menschenantlitz trägt, die Entfaltung seiner Anlagen und Kräfte verbürgt, die den empörenden Kontrast zwischen Reichen und Armen ein für allemal aufhebt und jedem, der arbeitet, Existenzsicherheit und ein wenig Glück gewähren wird.

CLARTÉ HAT SICH NICHT VERÄNDERT!

BRIEF AN EINEN REFORMISTEN, M. S. . . .

VON HENRI BARBUSSE

Lieber Kamerad.

Ich habe mit großem Interesse und mit Freundschaft Ihren Brief gelesen, den Sie über das Thema, das Sie »die Entwicklung der Gruppe Clarté« nennen, an mich richteten. Ich beeile mich, Ihnen von meiner Seite aus einige Betrachtungen über diesen Gegenstand, welcher — ich fühle es wohl durch den Ton leidenschaftlichen Ernstes in Ihrem Schreiben — Ihnen ebenso am Herzen liegt wie mir.

Indem ich Ihnen antworte, antworte ich zugleich einigen Kameraden, die ähnliche Vorbehalte kundgeben wie Sie und denen es, wie mir scheint, bei dieser Gelegenheit — verzeihen Sie, wenn ich mich brutal ausdrücke — entweder ein wenig an klarem Blick oder an Mut fehlt.

Sie beklagen, daß Clarté nicht ganz geblieben sei, was sie zum Beginn war: ein Organismus, befähigt, alle jene Menschen zu vereinen, die — wie immer ihre religiösen oder politischen Überzeugungen waren — sich zu Gunsten des internationalen Ideals in eine Reihe stellten.

Das war in der Tat die erste Form der Clarté. Als wir die Gruppe gründeten, riefen wir mit einem etwas wahllosen Eklekticismus alle diejenigen auf, welche das Heil der Menschheit in einer Ordnung der Vernunft und der Gerechtigkeit erblickten. Aber welches war unser Ziel? Wir haben uns nicht verbunden, nur, um gleiche oder brüderliche Meinungen auszutauschen, wir haben uns nicht verbunden, um uns zu verbinden, sondern um »etwas zu tun«. Wir hatten ein positives Ziel, würdig der Schwere der zeitlichen Ereignisse und der Auffassung

unserer moralischen und sozialen Pflicht: wir dachten — nicht wahr? — wirksam einzugreifen in den Lauf der Dinge, und das ist es gerade, daß wir diesem realen Ziel, das wir haben, die Treue halten wollen, belehrt durch die Erfahrung und durch die Tatsachen, in dem Sinne unserer Ideen diese Entwicklung erfüllt, welche Sie zu beklagen unrecht haben. Unser Wechsel hat darin bestanden, daß wir nicht von der Bahn, die wir uns vorgezeichnet hatten, abwichen, sondern im Gegenteil ganz folgerichtig gegen uns selbst blieben. Immer klarer wurde es uns — und die erste Periode guter, aber ein wenig stagnierender Absichten hat es uns bestätigt —, daß es notwendig war, die positive Wahrheit mehr zu verdichten (schärfer zu formulieren), wenn wir ein wirkliches Werk, ein nützliches Werk ausführen wollten, und daß wir uns einig sein mußten nicht nur über die Grundsätze, sondern auch über die Möglichkeiten und die Bedingungen ihrer Verwirklichung. Eine Koalition guter Willen — sie möge so reich an Zahl und Eigenschaften wie immer sein — dient zu nichts, wenn sie nicht herausgeht aus dem Gebiet der Allgemeinheiten, der vagen und offenbaren Versicherungen, auf Grund deren es allzu vielen Personen allzu leicht ist, sich in Übereinstimmung zu befinden.

Es gibt schöne Worte, die man immer wieder jahrhundertelang aussprechen kann, ohne daß sich die Verhältnisse der Menschen ringsumher verbessern. Äußern, daß man Krieg und Ungerechtigkeit hasse, das bedeutet zur Zeit der gegenwärtigen großen Krise der Menschheit nicht die Kundgebung eines Glaubens, der genügen kann. Diese Proklamationen haben von jetzt an keineswegs — irgendwelche — Bedeutung und — man möchte sagen — keine Realität, wenn sie nicht auf das Gebiet des Praktischen und Positiven eingestellt sind. Ein Ideal hat klare und gebieterische Forderungen angesichts seiner Verwirklichung. Von Fall zu Fall diktiert die Vernunft ihre Forderungen. Sich von ihnen abwenden unter dem Vorwand, man wolle niemandem mißfallen, man wolle nicht die Verschiedenheit der Elemente, die man gesammelt hat, wieder

zerstreuen, das wäre eine Charlatanerie gegen sich selbst und gegen die Sache der Menschheit, der zu dienen man vorgibt. Wir sind unserer Richtung treu geblieben, die uns zum unmittelbaren Kampf gegen das Böse trieb, da wir unter allen sozialen Lösungen die erblickt und bejaht hatten, die dem entspricht, was wir fühlen und denken.

So ist es gekommen, daß einige uns verlassen haben. Diese Verluste, die übrigens durch den Anschluß vieler junger Elemente wettgemacht worden sind, können uns betrüben, allein unsere Trauer kann nicht von Dauer sein, denn wir wissen wohl, daß diejenigen, die den theoretischen Grundsätzen der Clarté zugestimmt haben, und die sich dann weigerten, sie so zu sehen, wie eine ungeheure und unausweichliche geschichtliche Entwicklung uns sie im gegenwärtigen Augenblick von allen Seiten zeigt — wir wissen, daß diese Kameraden uns jedenfalls heute oder morgen verlassen hätten. Und in der Tat: diese Menschen hatten mit uns nur die Worte gemein. Sie hatten nicht genügend verstanden, daß eine Mobilisierung hervorragender, verschieden gestufter Persönlichkeiten für Clarté nur ein Mittel, kein Ziel sein konnte, so schmeichelhaft und bedeutend sie auch zuerst erschien. Das Ziel ist, durch die Tat den Interessen der Menschheit zu dienen. Wir sind sicher, uns nicht zu irren, wenn wir erklären, daß die Legenden, die glauben machen wollen, das Böse könne sich allmählich in Gutes verwandeln und die neue Ordnung könne eines Tages von selbst aus der alten hervorgehen, das ärgste Hindernis für die Befreiung der Menschheit sind. Muß ich die Vorteile nennen, die die Reaktion aus solcher Geistesverfassung, deren unleugbares Resultat die Befestigung des status quo ist, ziehen kann und in der Tat zieht? Die Clarté kann nicht Ängstlichen, Kurzsichtigen und intellektuell Gelähmten zum Schlupfwinkel dienen. Sie hat ihre Idee und ihre Pflicht gegen das Leben, sie hat den Mut gehabt, den Schatz tiefer Wahrheit anzuerkennen, den die kommunistische Lehre enthält.

Ich kenne all das, lieber Kamerad, was man manchen kommunistischen Kämpfern vorwerfen kann, alles, was Sie mir über die Unduldsamkeit und den Fanatismus mancher unter ihnen sagen, überrascht mich nicht. Doch ich glaube, daß dieser Fanatismus erklärlich wird angesichts der Entstellungen, die die revolutionäre Idee seit Ihrer Existenz erfahren hat, angesichts all der falschen Schlüsse, die man daraus gezogen hat, und daß er trotzdem nur die Eigenschaft mancher Individuen und nicht der Lehre ist. Ich denke hierüber genau so wie über die Politik der russischen Republik. Selbst wenn man einräumt, um die Diskussion abzukürzen, daß die Männer von Moskau Irrtümer begangen haben, so beflecken diese Irrtümer keineswegs die soziale Schöpfung, die über allem Persönlichem steht und die uns, meinen Kameraden und mir, eine zweckvolle und gutdurchgeführte Zusammenfassung all der gesonderten Proteste gegen die kapitalistische und imperalistische Bedrückung zu sein scheint.

Aber indem ich dies feststelle, so ist es nicht richtig zu behaupten, daß die Clarté sich unter den Schutz der kommunistischen Partei stelle, oder sich von ihr ins Schlepptau nehmen lasse. Wir sind durchaus unabhängig von dieser Partei, wir sind keineswegs an sie gebunden, nicht mehr als an irgend eine andere. Einfach durch die freie Prüfung der Tatsache, die freie Kritik der Ideen, haben wir die Berechtigung dieser großen Lehre erkannt, die man vergeblich zu verkleinern suchen würde, wenn man sie für eine willkürliche Vereinigung oder sonst für eine Zufälligkeit ausgäbe. Das wahre Ziel, die wahre Tätigkeit der Clarté steht — um es so zu sagen — über dem politischen Getriebe. Die Clarté erkennt als ihre Mission, die historischen, wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen ebenso wie die Anomalien der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung in ihrem wahren Lichte zu zeigen, und das Wahre und Falsche quer durch die Verwirrung der Ereignisse, der Dinge und der Worte aufzuweisen. Sie unternimmt es, alles, was geschieht, nach den Gesetzen der Logik an seinen Platz zu stellen. Also durch die Macht der Logik und

nicht auf Grund vorheriger Anziehungskraft ist sie bestimmt worden, mit dem klugen und gerechten Internationalismus zusammenzugehen, den der Kommunismus darstellt.

Das leitende Komitee der Clarté ist im Augenblick damit beschäftigt, einen internationalen Kongreß der Clarté zu organisieren. Ein jeder wird dort seine Auffassungen und Überzeugungen vertreten, damit wir dann mit einer festeren Phalanx in den Kampf gehen können. Ich bin sicher, daß aus dieser Debatte, deren Zeitpunkt zu beschleunigen wir alles tun werden, was an uns liegt, die Krönung der Anstrengungen ersprießen wird, die wir immer gemacht haben, um die Unabhängigkeit des Geistes zu bewahren und zu zeigen, daß, wenn der Geist gegenüber anderen Mächten unabhängig sein soll, er sich selbst gehorchen muß und nicht zulassen darf, daß die praktische und lebendige Wahrheit sich in irgendeiner Weise von der theoretischen Wahrheit trenne.

RUSSISCHES NOTIZBUCH

MAI–AUGUST 1920

VON WILHELM HERZOG

(Siehe Forum IV, Heft 11, 12 und V, Heft 1, 2, 3/6.)

VI

Donnerstag, den 5. August 1920.

Den ganzen Tag bis 5 Uhr gearbeitet, sehr heiß. Schlaff und krank. Am Abend wenig abgekühlt, um 8 Uhr in ein Konservatorium gefahren: Großes Konzert. Sehr gemischtes Programm, Akte aus Opern von Moussorgsky und Rimsky Korsakow, Tänze von Borodin aus der Oper »Fürst Igor«, bei denen man sehnsüchtig an das Ballett mit der Pawlowa, Nijinski, Karsawina denkt und an die Dekorationen von Bakst. An das tolle Bacchanal aus der Kleopatra. Dann im zweiten Teil werden

russische, ukrainische, polnische, jüdische Volkslieder vorgetragen. Es folgen Zigeunerlieder. Ein sehr komischer, äußerst selbstbewußter, schöner Jüngling hält ganz überflüssiger Weise eine halbstündige Rede über die Geschichte des Zigeunerliedes. Erzählt seine Selbstbiographie, beweihräuchert den in einer Loge sitzenden Lunatschascharsky und kehrt dann wieder bescheiden zu seiner Selbstbiographie zurück. Er hört nicht auf. Wir vergessen allen Anstand als Gäste und alle Würde als Delegierte und rufen endlich: Karascho! Schon gut. Aufhören. Es hilft nichts. Der eitle Affe redet weiter. Selbstgefällig, süß, widerlich. Endlich kommt der Zigeunerchor. Darunter in schönen, bunten, gelben, roten Gewändern hübsche, gutgewachsene Mädchen mit feingeschnittenen Gesichtern. Sie singen seltsame, gurrende Lieder. Der schöne Mann steht als Dirigent mit seiner Guitarre immer davor, macht viele falsche Bewegungen — wie der ganze Kerl ein falschet Ton ist — und tritt Pedal mit den Füßen, was er für Dirigieren hält. Man wünscht sich, im amerikanischen Variété zu sein, um dieses störende, peinliche Subjekt herunterschießen zu können. Er aber greift sich in die falschen Locken und sammelt selbstverliebt den nicht ihm, sondern den schönen Zigeunerinnen gespendeten Beifall.

Um 10½ Uhr mit der Tram in den Kreml, in den Kongreß. Glühende Hitze. Radek spricht über die Arbeit in der Kommission für die Gewerkschaftsfrage. Er äußert: Die amerikanischen Delegierten würden sich zwar zu den Thesen bekennen, in Wahrheit aber Grundsätze durchführen, die den Thesen widersprächen.

Spät nachts in den Djelovoi Dvor zurück.

Freitag, den 6. August 1920.

Abends 7 Uhr in den Kongreß. 12. Sitzungstag. Sylvia Pankhurst erst heute aus England eingetroffen, spricht gegen die Thesen über die Aufgaben der 3. Internationale. Gallacher, ein äußerst temperamentvoller Schotte, turnt auf der Tribüne einen

sehr revolutionären Tanz, schlägt weitausholend mit einer Hand auf die andere, gestikuliert sehr breit und kühn. Dann spricht Lenin. Mir fällen diesmal seine sehr merkwürdig und feingezeichneten Augenbrauen auf, die seiner Physiognomie etwas Verschmitztes und zugleich liebenswürdig Überlegenes geben. Er lächelt oft bei der Rede Galladiers zustimmend. In England sei die Labour Party eine Partei von vier Millionen Arbeitern. Keineswegs dürfen die Revolutionäre austreten. Im Gegenteil. Die B. S. P. hat innerhalb der L. P. Freiheit der Kritik genug. Sie kann in ihrem Organ die rechten Arbeiterführer als das kennzeichnen, was sie sind: Als Sozialpatrioten und Agenten der Bourgoisie.

Abstimmung ergibt: 48 Stimmen für, 24 Stimmen gegen den Eintritt in die L. P. bei 2 Stimmenthaltungen.

Die Bedingungen für die Aufnahme der U. S. P. in die 3. Internationale müssen verschärft werden. Erstens: Hilferding wird den Reformisten hinzugefügt, zweitens: zwei Drittel aller Organisationszentralen, aller Redaktionen sollen von guten Kommunisten besetzt sein, die sich schon vor dem Moskauer Kongreß für den Anschluß an die 3. Internationale erklärt haben, drittens: in vier Monaten spätestens Parteikongreß.

• • •

In der Nacht im Hotel: Hexensabbath. Ich schlafe fest, als plötzlich, kurz vor drei Uhr, eine Gesellschaft von 15 bis 20 Personen im Gänsemarsch in mein Zimmer hineintanzt. Sie singen unter Führung der italienischen Genossen, besonders Bombaccis und Bordigas, ein verrücktes italienisches Scherzlied: Noi siamo i soci fondatori della liga del che se ulfrega. E con fare giocondo prendramo in giro tutto el mundi. Etwa zu deutsch: »Wir sind Mitglieder der Liga, der alles Wurscht ist, und in lustiger Weise lachen wir über die ganze Welt.«

So zogen sie jeden aus dem Bett, zwangen ihn, mitzusingen, und dann sich ihnen anzuschließen, um den nächsten unter dem gleichen Singsang und mit erhobenen Zeigefingern aus dem Schlaf

zu stören. Wollte einer nicht öffnen, so gab man ihm sehr deutlich zu verstehen: Die Wetscheka ist draußen, er müsse sofort aufstehen, er sei verhaftet. Dann öffnete sich die Tür und er wurde in die Mitte genommen. Die verrückte Gesellschaft zog weiter.

Sonnabend, den 7. August 1920.

Um 10 Uhr morgens in die Sitzung des Internationalen Büros des »Proletkult«. Bei Lunatscharsky im Kreml. Es nehmen teil an der Sitzung: Humbert-Droz (Schweiz), Poljansky (Rußland), Bombacci (Italien), van Overstraaten (Belgien) und ich für Deutschland. Das von Lunatscharsky verfaßte Manifest, das zur Bildung von Proletkulten in allen Ländern aufruft, wird von Poljansky verlesen und von uns diskutiert.

Abends 6 Uhr in das große Theater. Schlußsitzung des Kongresses. Sie beginnt mit 2½stündiger Verspätung. Gefilmt muß wieder werden, Jupiterlampen in großer Zahl auf der Bühne. Kalinin, der Präsident des Zentralexekutivkomitees, eröffnet die Sitzung. Am Präsidententisch, rechts und links von Kalinin: MacLaine, Rosmère, Radek, Bucharin, Pawlowitsch, Gallacher, Links: Sinowiew, Paul Levi, Trotzki, Serrati, Rudjansky.

Nach Kalinin spricht der gestenreiche Gallacher, als Vertreter der schottischen Arbeiter mit großem Jubel empfangen. Radek übersetzt. Gallacher folgt ein Finne, dann Paul Levi. Der Krieg kehre dorthin zurück, wo er begonnen habe, nach Deutschland. Aber er finde ein anderes Geschlecht. Eine andere Bourgeoisie und ein anderes Proletariat. Radek übersetzt Levis Rede und spricht dann selbst als Vertreter der polnischen K. P., deren Mut und revolutionäre Taten er grüßt. Ihm folgt Trotzki, der erst nach 10 Minuten sprechen kann, bis sich der Beifallssturm gelegt und man die Internationale gesungen hat. Trotzki steht währenddessen unbeweglich in der Mitte der Bühne. Einem sehr klugen, sehr ernsten Mephisto ähnlich. In einem uniformähnlichen, hochgeschlossenen Anzug. Sein Gesicht, scharf und fein, mündet in einen ganz kleinen, schwarzen Spitzbart. Er trägt einen rand-

losen Kneifer auf den etwas kurzsichtigen Augen. Mit kleinen Schritten geht er während der Rede auf der Bühne auf und ab. Sparsam in Gesten und großen Bewegungen. Obwohl er — lebhafter werdend — den linken Arm hoch erhebt und den Zeigefinger oft drohend ausstreckt, ist doch sein ganzes Wesen beherrschte Nervosität, sehr konzentrierte geistige Kraft, äußerste Disziplin eines Intellektuellen. Diese Zusammenfassung von Geist und Energie, von aktivem revolutionären Willen und militärischer Zucht wirkt außerordentlich wohltuend und sympathisch. Er wies zu Anfang seiner Rede auf den keimenden Zwist zwischen England und Amerika hin. Was den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas betreffe, so wäre es Hochmut und Wahnwitz zugleich, zu glauben, Europa könne ohne russische Rohstoffe und russisches Getreide, ohne Hanf und Flachs, und ohne die deutsche Technik, ohne deutsche Arbeiterschaft wieder aufgebaut werden. Das Proletariat finde eine neue Bourgeoisie vor, die brutaler und hinterhältiger sei, als selbst im Kriege. Er zog das Resultat des zweiten Weltkongresses der kommunistischen Internationale, indem er feststellte, daß der Kongreß die Summe der kollektiven Erfahrungen der Avantgarden des Weltproletariats gesichtet und präzisiert habe, durch das Manifest »An die Arbeiter der ganzen Welt«. Nach ihm sprach Sinowiew. Das kapitalistische Europa zerfalle. Hier in Moskau seien die Arbeiter der verschiedenen Länder Europas, Asiens, Amerikas, Australiens zusammengekommen, sie haben bei der Besprechung ihrer wichtigsten Lebensfragen — trotz aller Verschiedenheiten der Kulturen, der Entwicklungen, Parteitraditionen — eine Harmonie gefunden, eine brüderliche Einigung erzielt, die von Stunde zu Stunde stärker werden wird. Wir wissen, daß dieser zweite Kongreß nur der Vorgänger des ersten Weltkongresses der Sowjetrepubliken sein wird. Mit einem Appell an die ausländischen Delegierten, dem hier begonnenen Werk ihre ganze Kraft zu widmen und es fortzusetzen, schloß Sinowiew den Kongreß.

• • •

Um 10 Uhr abends mit Frau Kameneff aufs Land in ihr Sommerhäuschen. Wir fahren hinaus im Auto, mit ihrem dreizehnjährigen Sohn Alessandro und einer Gehilfin, einem sehr frischen jungen Mädchen, daß sie bei der Organisierung der Moskauer Kindergärten mit kluger Umsicht und äußerst fleißig unterstützt. Das kleine Holzhaus liegt unmittelbar an der Moskwa. Genossin Kameneff erzählt mir auf meinen Wunsch einiges über Trotzki, dessen Schwester sie ist, aus seinem früheren Leben, von seiner Arbeitsweise, von seinen sehr strengen Anforderungen an sich selbst, von seiner Ordnungsliebe. Kameneff, ihr Mann, der gegenwärtig mit Lloyd George in London verhandelt, ist 37 Jahre alt, gehört zu den nächsten Freunden Lenins, hat mit ihm zusammen gearbeitet im Exil, in der Schweiz und in England. Kameneff, ursprünglich Literat.

Sonntag, den 8. August 1920.

Tage der Entscheidung. Wie vor sechs Jahren. England will Sowjetrußland den Krieg erklären, wegen Polen. Die Siege der roten Armee, die Warschau näher und näher rückt, beunruhigen die großbritannische Diplomatie.

England forderte Beantwortung seines Ultimatums bis heute 10 Uhr morgens. Die »Prawda« veröffentlicht in ihrer heutigen Nummer eine Unterredung Kameneffs mit den englischen Staatsmännern. Bonar Law hat erklärt: Man wolle ganz aufrichtig miteinander sprechen, das Vergangene vergessen, und jetzt äußern, was man tun wolle. Nähme Sowjetrußland das Ultimatum nicht an, dann bedeute das den Krieg und die strengste Blockade gegen Rußland. Die englische Flotte sei bereits ausgelaufen. Man kann nicht leugnen, daß hier eine aufrichtige Revolverpolitik betrieben wird.

Abends 7 Uhr vom Landhaus der Olga Kameneff mit ihr und Bombacci im Auto zu einem Meeting nach Chodinka, dem Rotarmistenlager. Von einer Tribüne herunter sprechen ver-

schiedene ausländische Delegierte zu den Rotarmisten. Nach dem Meeting in den Club der Rotarmisten, wo wir ein sehr lustiges, bunt zusammengestelltes Varietéprogramm zu sehen bekommen.

Mittwoch, den 11. August 1920.

Nachmittags 4½ Uhr mit Sinowiews Sekretärin, der Genossin Kingisepp, und den Petrograder Kinoleitern auf die Sucharewka, den großen Schleichhandelsmarkt. Widerwärtige, schmutzige Menschen. Händler, die alles feilbieten, was das Herz begehrt: Lebensmittel, Fleisch, Fische, Brot, Eier, Tomaten, Früchte, und überall Fliegen. Ein Pfund Äpfel 500 Rubel, ein Pfund Tomaten 1300 Rubel, ein Heft Nähnadeln 200 Rubel. Hierbei immer bedenken, daß 100 Sowjetrubel etwa einer Mark entsprechen!

Donnerstag, 12. August.

Abends ½9 Uhr mit Poliansky, MacLaine, Quelch in den Moskauer Proletkult. Sehr merkenswerte Vorführung. Erstens: theatralische Vorstellungen. In einem großen Saal des Parvenu-Palastes ist eine Schar von jungen Menschen zusammen, jugendlichen Moskauer Arbeitern und Arbeiterinnen. Sie spielen nach einem bestimmten Thema eine Art von Pantomime. Sie haben keine Requisiten, keine Dekorationen. Sie haben nichts als einen Teppich, auf dem sie, beieinander hockend, sitzen. Durch Musik versinken sie in Schlaf. Sie erwachen plötzlich und fühlen sich fliegen. Der Teppich, auf dem sie sitzen, fliegt mit ihnen. Sie sehen die Erde unter sich. Sie steigen immer höher, entzückt über die Schönheiten der Erde. In ihren Mienen spiegelt sich Begeisterung und Ekstase über all das, was sie schauen. Ihre Gesichter strahlen, und der Ausdruck innigster Harmonie steigert sich bis zur Verzückung. Plötzlich wieder niederfallend zur Erde. Der Flugapparat, der Teppich, sinkt. Sie fallen von neuem in Schlaf, erwachen matt, niemand kann sich mehr erinnern, was gewesen ist. Einer fragt den andern. Ein sehr natürliches, sehr anschauliches Spiel ausschweifender Phantasie. Äußerst einfaches Mienenspiel. Gute, präzise Bewegungen der jungen

Arbeiter und Arbeiterinnen, die während dieser Studiumsitzung ganz dem Spieltrieb hingegeben, durch Ernst und Leidenschaft und vor allem durch Naivität berufliche Schauspieler selbst hohen Ranges übertreffen.

2. In einer andern Gruppe werden Gesänge, revolutionäre Lieder studiert.

3. In einer dritten Gruppe Studium von Plastik, rhythmischem Schreiten, Körperbewegungen, Tanz. Verschiedene Themen werden improvisiert. Methoden zum Teil von Dalcroze übernommen.

Zurück zur ersten Gruppe, den Schauspielern. Man bittet uns um ein Thema. Ich nenne: Ein Tag vor Revolutionsausbruch. Sie überlegen und beraten etwa 10 Minuten und beginnen dann sofort mit dem Spiel. Auf den Teppich, den früheren Flugapparat, wird ein Tisch gesetzt. Ein junger Arbeiter führt eine Liste. Hintereinander treten einzelne junge Burschen und Mädchen an ihn heran und melden kurz: 100 Arbeiter, 500 Arbeiter, 200 Gewehre! Plötzlich gibt der Horchposten an der Tür das Signal: Spitzel. Im Nu wird alles fortgeschafft. Die kleine Druckpresse, die man oben aufgestellt hatte, wird schnell versteckt. Papiere zerrissen, ohne daß natürlich die Druckpresse oder Papier wirklich vorhanden wäre. Dennoch glaubt man, alles dies ganz konkret, sinnlich wahrnehmbar vor sich zu sehen. Der Horchposten hatte geirrt. Nicht Spitzel, sondern Freunde waren es. Sie stürmen herein, um den Sieg der Revolution zu melden. Alle umarmen sich.

Dann zeigt uns der Leiter der Gruppe für Zeichnen und Malerei Skizzen und Bilder, Holzschnitte, Linoleumdrucke, die Arbeiter in diesem Studium hergestellt haben. Unter vielem Primitiven, zuweilen Konventionellen, findet man ganz erstaunliche Arbeiten. Einige sind stark beeinflußt von Millet. Andere wieder sind schon ganz modern, ihre Arbeiten erinnern an Barlach, Chagall. Einer, namens Sugryn, ist schon ganz selbständig, von phantastischer Originalität.

Freitag, 13. August 1920.

Vormittags 12 Uhr in die III. Internationale, das frühere Palais des Konsuls Herrn von Berg. Das Zimmer, in dem jetzt der Administrator haust, ist ein ganz typischer französischer Salon, offenbar der ehemalige Salon der gnädigen Frau. Hier hängen neun oder zehn Kinderporträts der sehr zahlreichen Familie. Kleine kitschig-süße Gemälde von Kindern in koketten Hemdchen liegend, sitzend, spielend. Ein ganz besonders süß gemaltes zeigt ein etwa vierjähriges hübsches Mädchen, auf einem sehr kostbaren Bettchen liegend, wie ein neutrales Kokottchen. Die Hände auf dem Bauch gefaltet, mit ausgeschnittenem Hemdchen und rosa Bändchen an den Schultern. Ein peinlich süßlicher Geschmack verzärtelter Bourgeois-Eitelkeit.

Gepackt. Heute Abend sollen wir fahren. Aus dem Kommissariat des Auswärtigen Zeitungen mit nach Hause gebracht. Die »Freiheit« vom 2. August 1920 polemisiert, gleich idiotisch wie impertinent, in einem Artikel gegen die »Hamburger Volkszeitung« unter dem Titel »Parteikrakehler«. Sie scheint dort hart angefaßt worden zu sein. Denn sie erwidert sehr unwillig, und nicht ohne possierliche Erregung auf einen Artikel: »Die Verleumdungstaktik der Freiheit« in meiner Sache. Am 6. August bringt sie einen unglaublich pazifistischen, geradezu conterrevolutionären Artikel von Kautsky über einen »billigen Frieden«.

Abends 6 Uhr Kameradin Kameneff bei mir. Sehr abgearbeitet. Bringt mir ihr Bild. Sehr liebe und kluge Frau. Abschied von den abreisenden Italienern: Bombacci (Kuß auf beiden Wangen à l' italiano), Parivani, und von Sadoul.

Abends 8 Uhr in einem Auto mit Däumig, Stoecker und dem Schweden Fries zum Bahnhof. Abfahrt 9 Uhr von Moskau nach Petrograd. Im Kurierwaggon: ein Kurier, der soeben aus Afghanistan kommt, Anski vom Kommissariat des Auswärtigen, der nach Reval fährt. Er spricht viele Sprachen. Kein Bolschewik. Parteilos. Die U. S. P.-Delegierten separieren sich.

Auch äußerlich. Wollen nicht mehr zu viert in einem Coupé fahren. Beschweren sich. Bekommen schließlich je ein Abteil zu zweit, dadurch, daß der Schaffner auf seins verzichtet. Wir schlafen zu viert zusammen. Man kocht sich vorm Schlafengehen Tee. Merkenswerte Situation: Ich fahre mit meinen Berliner Henkern (vom hochwohllöblichen Zentralkomitee) zusammen in einem Wagen. Sechs Wochen nach meiner »Hinrichtung«. Mit zwei von ihnen grüße ich mich nicht und spreche ich nicht. Mit den beiden andern, den linken Helden, tausche ich gleichgültige Worte über die Reise, den Aufenthalt usw. Ja, ich kaufe, da sie zufällig keine Rubelscheine haben, diesen mir näherstehenden Henkern sogar Milch (1 Glas 350 Rubel). Ich tue es gern.

Sonnabend, 14. August 1920.

Mittags 12 Uhr, pünktlich, treffen wir in Petrograd ein. Am Bahnhof: Die Genossin Kingisepp. Mit Auto ins Hotel »International«. Petrograd liegt schön und heiter in der Sonne. Man nähert sich Europa. Das Hotel, in dem wir einquartiert werden, war das frühere Hotel d'Angleterre. Kein gewaltiger Protzenbau wie die modernen europäischen Hotels, sondern eins der alten guten Gasthäuser, wie man sie noch dann und wann in einer Großstadt findet. Alles sehr sauber, sehr freundliche weiße Zimmer, französischer Stil.

Nachmittag ins Admiralitäts-Gebäude zu Frau Raskolnikow, die mich in Moskau eingeladen hatte, sie auf der Rückfahrt zu besuchen. Ihr Mann ist der Kommandant der baltischen Flotte. Sie wohnen in den Räumen des früheren Marineministers, die in der Tat eine herrliche Aussicht auf die blaue Neva bieten. Ich treffe bei Frau Raskolnikow ihre Freundin, eine junge Fürstin Wolkonsky, die nach einem elenden degradierenden Leben bei ihrem Onkel, »dem berühmtesten russischen Päderasten«, unter scheußlichen Verwandten jetzt einen jungen Poeten, einen revolutionären Schriftsteller, geheiratet hat. Sie hat die schönsten schwarzen Augen, ähnlich denen eines arabischen Pferdes.

Mit dem schwedischen Genossen Fries und den Unabhängigen Däumig, Stöcker, Crispien, Dittmann im Auto nach den Erholungshäusern auf den Inseln, die der Petrograder Sowjet für kranke und invalide Arbeiter eingerichtet hat. Wir kommen in zwei Paläste der ehemals herrschenden Klasse. Zuerst in die ehemalige Villa eines Gummi-Millionärs. Er hieß Neuscheller. Von äußerster Geschmacklosigkeit, mit Kitsch überladen. Jetzt leben hier 80 Arbeiter, zum Teil mit ihren Frauen. Die zweite Villa, die wir besuchen, ist ein erst vor wenigen Jahren erbautes Palais des Generals Polowzew. Pompös, aber nicht ohne Geschmack eingerichtet. Hier wohnen jetzt 150 Arbeiter, die für zwei Wochen Erholungsurlaub erhalten haben. Sie haben hier — bei Weiterbezahlung ihres Lohnes — alles frei und unentgeltlich.

Wir machen dann eine Bootfahrt auf der Newa und landen schließlich auf der Jelágin-Insel. In den englischen Park und in das vor etwa 100 Jahren erbaute Palais, das bis in den Krieg hinein die Mutter des Zaren bewohnt hat. Ein von Rossi entworfener Empirebau. Sehr schöne, helle Räume im Innern mit kostbarsten Empiremöbeln, Lüstern, Tischen, Vasen und sehr erlesener Wandbekleidung. Ein ganz besonders schönes Zimmer fiel uns auf, ganz in tiefem Blau, an den Wänden keine Tapete, sondern ein blauer bemalter Karton, alles sehr geschmackvoll, bei allem Reichtum sehr einfach, sehr vornehm, in jedem Raum nur wenig Möbel, aber von edelster Form und Ausführung. Stolypin soll hier einige Jahre gewohnt haben. Der Ministerpräsident des Zaren mußte sich vor der »Liebe« des Volkes durch ein mit elektrischem Strom geladenes Gitter schützen. Der alte Diener, der uns öffnete, ist seit 26 Jahren im Dienst. Früher bekam er 50 Rubel im Monat, jetzt 2400 Rubel, aber Stiefel, äußert er klagend, kann er sich nicht kaufen. Sein gutmütig dummes Gesicht verrät sein solides konterrevolutionäres Herz. Ihm gefällt das neue Regime ganz gewiß nicht. Diener, Lakaien, waren noch immer die zuverlässigsten Söldner der Reaktion und die erbittertsten Feinde jeder Revolution. Sie

fühlen sich viel glücklicher, wenn sie die Brosamen ihrer Herren auflesen dürfen, ihre Lakaienseelen wollen weder Selbstwürde noch Selbstverantwortung noch Selbständigkeit. Ja, sie sind ihnen im tiefsten Grunde zuwider. Die Sklaven sehnen sich nach ihren alten Herren zurück. Die neue Freiheit, die noch keine höheren Brotrationen zu bieten vermag, schätzen sie gering oder verachten sie gar.

Von dem Palais der Maria Feodorowna zurück ins Boot, mit dem wir in den »Klub der erholungsbedürftigen Arbeiter« fahren. Es hat gerade eine Kinovorstellung begonnen. Der Saal ist ganz voll von jungen Mädchen, Kindern, alten Arbeitern und Frauen. Auf der Leinwand mittelmäßige Bilder aus der bürgerlichen Welt. Ein junger Student verkauft Zeitungen, dann macht er in einer Dachkammer futuristische Gedichte, die Frau oder Tochter eines offenbar wohlhabenden Fabrikanten besucht ihn, Szenen im Restaurant folgen. Alles sehr langweilig und in herkömmlicher Manier, nicht ein Haar anders wie unser Kinokitsch, nur das Publikum ist interessanter. Sobald auf der Leinwand das Bild abbricht und der Text erscheint, beginnt alles zu murmeln, sie sprechen aus junger Freude, daß sie lesen können, den Text laut vor sich her, aber in einem solchen Gleichklang und mit einer formelhaften Verve, daß es sich wie ein heruntergeleiertes Gebet anhört. Diese analphabetische Freude ist unerschöpflich. Sie wiederholt sich immer von neuem, und man wartet schließlich auf das Kinogemurmel, wie der Vorbeter auf das Nachsingen oder Beten einer Gemeinde. Nicht ohne Komik.

Mit den Helden der U. S. P., dem Genossen Fries und der Genossin Kingisepp, im Auto zurück in das Hotel. Ich steige vorher aus bei der Admiralität und gehe zu Raskolnikoff. Um einen sehr großen runden Tisch herum sitzen sehr verschiedene Menschen. Der interessanteste ist unzweifelhaft der junge 27jährige Raskolnikoff, Kommandant der Baltischen Flotte.

Er war unter dem Zaren Seeoffizier und (heimlich) Kommunist. Er hat einen ausdrucksvollen Kopf, im Wesen etwas sympathisch

Jungenhaftes. Sehr aktiv und ungeduldig, quält er seine junge Frau, sofort zu übersetzen, wenn er etwas nicht verstanden hat. Scharf denkend, ohne Komplikationen, konzentriert er alle seine Interessen auf die Möglichkeit des Vorwärtstreibens auf seinem Gebiet. Die englische Flotte liegt vor Riga. Die Blockade hat schon begonnen? Alles unsicher. Raskolnikoff äußert kurz: Nitschewo.

Sonntag, 15. August 1920.

Spaziergang durch die Stadt. Gegenüber unserm Hotel steht, klotzig und massiv, das neue deutsche Gesandtschaftsgebäude. Vor einigen Jahren von allen Kunstsachverständigen als ein Meisterwerk moderner Architektur in allen deutschen Kunstzeitschriften gepriesen. Es ist in Wahrheit ein sehr mächtiger Bau, aus rötlichem Sandstein, mit vierzehn dicken, gewichtig seinsollenden Säulen, deren falsche Monumentalität im Jahre 1912 — auf dem Gipfelpunkt der wilhelminischen Herrlichkeit — von Deutschlands Größe und Macht zeugen sollten. Bismärckisch, dachte man zweifellos! Lederers Bismarck in Hamburg, ebenso klotzig monumental, wie dieser deutsche Palast in Petersburg von Peter Behrens. Keine Grazie, keine Feinheit, keine Leichtigkeit, und trotz aller betonten Stärke und Würde ganz fern dem Ernst eines großen Stils, der immer die Serenität, die große heitere Ueberlegenheit einer harmonischen Weltauffassung ausstrahlen wird. Vielmehr: man will immer mehr scheinen, als man ist. Man will zeigen, wie stark man ist. Das ist stets oberstes deutsches Prinzip gewesen. Jetzt aber sind zwischen den mächtigen vierzehn Säulen die Fenster aller drei Stockwerke mit Brettern vernagelt. Trüb und trostlos. Tote Augen. Symbol des Zusammenbruchs, des Bankrotts. Von Wilhelms gewaltiger Macht und Herrlichkeit zu Eberts mit Brettern vernageltem Elend.

Gegenüber der Isaaks-Kathedrale, unmmittelbar neben der deutschen Botschaft, auf dem Marienplatz, steht erstaunlicher Weise noch unangerührt das Denkmal des Kaisers Nikolaus I.

Ein scheußlich konventionelles Monument aus dem Jahre 1859. Warum es nicht dem gleichen Schicksal wie die meisten andern verfiel, bleibt ein Rätsel. Der treffliche Baedeker von 1912 äußert: »Der Kaiser, in der Uniform seiner Chevaliergarde, ist auf feurig aufbäumendem Rosse dargestellt. An den Ecken des Sockels die Figuren der Gerechtigkeit, Stärke, Weisheit und des Glaubens (Porträts der Gemahlin und dreier Töchter des Kaisers)«. Jetzt schauen die Symbole der Gerechtigkeit, Stärke, Weisheit und des Glaubens in Gestalt der Gemahlin Nikolaus' und seiner drei Töchter etwas trübselig gradenwegs in das profane Arbeitszimmer des verfluchten Revolutionärs Sinowjew, der im früheren Astoria-Hotel wohnt.

Ich erkundigte mich heute, wie groß Petrograd jetzt sei. Antwort: etwa 1 080 000 Einwohner gegen 1 900 000 Einwohner (im Jahre 1913).

Sonntag, den 15. August 1920.

Nachmittags bis fünf Uhr gearbeitet. Die unabhängigen Delegierten sind mit der Genossin Kingisepp aufs Land gefahren. Ich werde kurz nach fünf Uhr von Prof. Reußner abgeholt. Wir fahren zu dem Dichter Alexander Blok, der an einer Sitzung der freien philosophischen Gesellschaft teilnimmt. Es ist eine Feier zu Ehren eines berühmten Slavophilen, dessen Namen ich vergessen habe. Ein russischer Mystiker spricht einiges Reaktionäres, Dunkles, Verschwommenes, Zurückgebliebenes über Christus und den Antichrist. Die meisten Mitglieder dieser freien philosophischen Gesellschaft — außer Blok — stehen der Revolution indifferent oder feindlich gegenüber, wie man mir sagte. Professor Reußner holt Alexander Blok vom Tisch des Präsidiums. Ein ernster, sympathischer Kopf mit hellblauen Augen, bartlos, spricht ein wenig deutsch. Ich erzähle ihm von der deutschen Übersetzung seiner berühmten »Ballade der Zwölf«, die in einer Münchener Revue, dem »Neuen Merkur«, jüngst veröffentlicht wurde und großes Aufsehen erregte. Er will mir andere Ge-

dichte und seine letzten Schriften schicken und bittet mich um meine Adresse. Wir verabreden für heute Abend eine Zusammenkunft bei Prof. Reußner.

Dann fahren wir zu Raskolnikoffs zurück, kommen vorbei am Palais der berühmten Tänzerin, der letzten Geliebten des Zaren. Hier vom Balkon herunter hat Lenin seine erste Rede an die revolutionären Arbeiter Petrograds gehalten. Hier in diesem Palais hatten sich nach der Kerenski-Revolution die Bolschewiki eingenistet. Hier war ihr Zentralkomitee, ihr Hauptquartier. Alle Versuche, sie zu vertreiben, scheiterten.

Abends mit Raskolnikoffs in den Winterpalast, der jetzt ein Revolutions-Museum birgt. Wir gehen vom Newakai durch den Jordan-Eingang eine Paradetreppe hinauf, deren Renaissancecharakter von grandioser Kitschigkeit ist. In den Sälen viele minderwertige Bilder neuer Revolutionsmaler. Frühere Kriegsmaler klecksen ihre scheußlichen Farben roh naturalistisch auf die Leinwand und malen jetzt revolutionäre Kämpfe in den Straßen Petrograds. Alles ziemlich unmögliche Schinken. Kaum ein wertvolles Bild.

Die Entwürfe zum Liebknecht-Luxemburg-Denkmal sind fast noch schlimmer. In einem großen Saal des Zarenschlosses sind etwa zwanzig dieser Entwürfe aufgestellt. Konventionell, bombastisch, auf die alte Manier zusammengesetzte Tafelaufsätze oder Steinbaukästen, die ein von einem Provinzphotographen aufgenommenes Brautpaar darstellen. Ein einziger Entwurf, nicht ohne kubistische Einflüsse, verrät einen Künstler.

In einem andern Saal sind die Polizei-Akten der früheren politischen Abteilung ausgestellt. Lenin hat den dicksten Akt. Nach ihm ist der meist zitierte, der jetzige Menschiwikiführer Martoff. Das Polizeibild Lenins zeigt eine seltsame Ähnlichkeit mit Bildern von Dostojewski. Ganz slavischer Typus. Krassins Akt enthält folgende Angaben: geb. 1870, 1887 von der Kasaner Universität relegiert, 1895 von Rußland fortgefahren. Von dem sozialrevolutionären Anarchisten Sawinkow, dem jetzigen Freunde

Wrangels, gibt es nicht nur Photographien, sondern ein großes Schema, ein Diagram, das mit roten und grünen Kreisen seine Freunde und Bekannten fixiert. Neben Lenin stehen im Verbrecher-Album alle berühmten Führer der Bolschewiki: Sinowjeff, Krassin, Tschitscherin, Kameneff, alle photographiert im Profil und en face, dazu ein sehr ausführlicher Steckbrief mit genauen biographischen Notizen. Unser größtes Interesse erweckte Rosa Luxemburgs Akt. Sein Titel und die erste Titelseite, die ich mir abschrieb, lauten wörtlich:

Akt des Polizeiamtes Petersburg
Rosa Luxemburg.

Diese Person muß gesucht werden. Wenn sie gefunden ist, muß sie verhaftet werden.

Diese Person ist die Tochter des Händlers der ersten Gilde, Rosalie Mawrikijeva Luxemburg.

Begonnen wurde der Akt im Jahre 1898.

Ein weiterer, besonders deutsche Genossen interessierender Fund ist ein Brief Hugo Haases vom 28. Dezember 1912 an den Parteivorstand der russischen sozialistischen Partei. Er ist offenbar schon in Berlin von einem russischen Polizeispion in Verbindung mit dem deutschen Postamt geöffnet worden. Der Spitzel hat ihn kopiert und an das politische Departement der Petersburger Polizei geschickt, das ihn — laut Stempel — am 4. Januar 1913, jedenfalls früher als der Parteivorstand der russischen Sozialdemokratie, der Adressat, empfing.

Hugo Haases Brief, den er im Namen des deutschen Parteivorstandes an die russischen Genossen schrieb und den er und der ehemalige Parteisekretär Hermann Müller unterzeichnete, beginnt mit folgenden Worten:

Parteivorstand. Berlin, den 28. Dez. 1912.

Werte Genossen!

Der Gedanke, eine Konferenz zu Verhandlungen über eine Einigung der sämtlichen russisch-polnischen Gruppen einzuberufen, hat auf allen Seiten Zustimmung gefunden. Wir sind bereit, die Konferenz zu veranstalten und die Verhandlungen zu leiten, vorausgesetzt, daß das I. S. B. damit einverstanden ist, woran allerdings nicht zu zweifeln ist. . . .

Mit Parteigruß

Haase. Müller.

Von dem Saal der Verbrecher in die Privatgemächer des Zaren und der Zarin. Recht geschmacklos. Stil reicher, ungebildeter Parvenus, ähnlich dem des wilhelminischen Schlosses an der Spree. Im Zimmer des Zaren zahlreiche Bilder minderwertiger Maler, darunter ein besonders ordinärer weiblicher Akt von dem französischen Maler Lefèbre. Viele Jagdbilder. Ein Porträt Nikolai I. Im Boudoir der Zarin nur Kitsch. »Moderne« Kinderbilder, französische »schöne« Frauenporträts in zuckrigster Manier. Neben dem Boudoir ein sehr komfortables Badezimmer. In den andern Räumen eine große Anzahl alter kostbarer Möbel und Gegenstände aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die von großer Schönheit sind, sehr erlesenen Geschmack verraten und wohltuend von den »modernen« Kostbarkeiten abstechen.

Zu Beginn der Revolution, zwischen dem 25. und 28. Oktober 1917, haben die eindringenden Massen wohl manches zerstört, Tuch- und Samtbekleidung von den Stühlen gerissen, Bilder beschädigt, die ihnen besonders unsympathisch waren, aber es ist noch genug von dem aufgehäuften Kitsch übrig geblieben. Wirklich Unersetzliches, wertvolle Kunstwerke gingen nicht verloren. Sinnlos, darüber zu zetern. Wie vorsorglich und klug die damaligen Revolutionsführer dachten und handelten, geht vielmehr aus der Tatsache hervor, daß sie die ungeheuer großen

Weinbestände, die in den Kellern des Winterpalastes lagerten, in die Newa werfen ließen. Sonst hätten sich die den Palast stürmenden Massen ihrer bemächtigt, und die Revolution hätte sich einige Tage betrunken. Rote Soldaten arbeiteten drei Tage und drei Nächte daran, die Räume auszupumpen, die mit dem Wein der zerschlagenen Flaschen angefüllt waren.

Montag, den 16. August.

Mittags um 1 mit Raskolnikoff, der mich abholt, nach dem Smolny-Institut zu Sinowiew.

Dienstag, den 17. August.

Ich mußte oft an Rainer Maria Rilkes Sonette auf Petersburg denken. Wie reich und schön ist diese Stadt. Majestätisch, ohne Pathos, frei und heiter, ohne Ausschweifung ins Banale. Man atmet tief und lang, wenn man über die Brücken geht, so wohltuend ist der Anblick auf die Ufer dieser glücklich entworfenen Siedelung. Sehr großmütig, in breitestem Stil russischer Freigebigkeit und Genialität entstand diese strahlende Stadt.

Mittags 12½ Uhr fahre ich von der Haltestelle bei dem Admiralitäts-Gebäude mit einem Matrosen des politischen Büros der Admiralität auf einem Schlepper nach Kronstadt. Die Newa liegt in der Sonne breit und blau da. Auf dem linken Ufer: die gewaltigen ockergelben Gebäude des Senats, des Synods und der Admiralität. Drüben auf dem rechten Ufer: das Zoologische Museum, die Akademie der Künste und die 1807 erbaute Bergakademie. Torpedos, Kreuzer, kleine Minenschiffe liegen am linken Ufer. Zwei Manufakturfabriken arbeiten. Ihre Schlöte rauchen, andere stehen still. Kein Material. Im Meeres-Kanal große Kriegsschiffe, Transportdampfer, ehemals deutsche Schiffe, die jetzt »Sozialist« — »Karl Marx« — »Kommunistische Internationale« heißen. Auf der baltischen Schiffsbauwerft liegen drei Dreadnoughts. Von den russischen Kriegsschiffen sahen wir: Poltava, Gangut, Sewastopol (23 000 Tons), die Kaiseryachten »Standart« und »Polarstern«.

Der Matrose, der mich nach Kronstadt begleitet, ist ein Lette, in Riga geboren, 22 Jahre alt. Er kam 1917 nach Petrograd, als die Deutschen Riga erobert hatten, war früher Metallarbeiter, hat in Petrograd in einer Fabrik für Hydroplane gearbeitet. Als die ersten Werbeplakate erschienen, ging er zur roten Flotte. Seit 1917 Kommunist. War 1918 und 1919 wieder in Riga, als die Bolschewiki es zurückeroberten. Guter frischer Typus von entschlossener mittlerer Intelligenz. Ich frage ihn nach dem jungen Kommandanten der baltischen Flotte, Raskolnikoff. Er erzählt: Raskolnikoff wurde von seinen Matrosen sehr geliebt. Jetzt nicht mehr in demselben Grade. Er verlange zu viel. Es sei erst seit kaum zwei Monaten vom Kaukasus hierher kommandiert. Und er wolle zu schnell durch straffere Disziplin höhere Leistungen erzwingen. Die Matrosen seien gewohnt gewesen, abends mit ihren Bräuten ausgehen zu können und viel freie Zeit zu haben. Das hat jetzt aufgehört. Daher die Mißstimmung gegen Raskolnikoff bei vielen noch nicht aufgeklärten, nicht bewußt revolutionären Matrosen. Die meisten Offiziere sind alte zaristische Offiziere. Sie arbeiten gut, und nur sehr selten kommt ein Fall vor, der gegen sie spricht. Auf jedem Schiff ist ein kommunistischer Kommissar und ein revolutionär-politisches Komitee. Dennoch gäbe es unter den Offizieren einzelne, die sich für die herausfordernde Haltung der Matrosen während der Revolution ein wenig zu rächen suchen. Die Matrosen seien unzufrieden, daß man diesen Offizieren zwecks größerer Disziplin wieder mehr Macht einräume. Mein Lette äußert: wenn ich vor so einem Offizier stehe und er glaubt, mich wegen irgend etwas nicht Vorschriftsmäßigem anfahren zu können, so sage ich mir doch: was willst Du, Kerl, eigentlich? Ich bin ein Kommunist, ein Revolutionär, und Du, Du hast ein weißes Herz! Basta!

Nach zweistündiger Fahrt legte der Schlepper an der Yacht »Newa« an, die dem früheren Marineminister Grigorowitsch gehörte. Die Matrosen führen mich zu Raskolnikoff. Er ist mit

dem Hauptmann seines Stabes zusammen, das ist ein früherer zaristischer Seeoffizier, namens Kulik, hat einen feingeschnittenen klugen Kopf, einen sehr schmächtigen Körper, elegante Bewegungen und spricht gebrochen deutsch. Raskolnikoff erzählt einiges aus seinem Leben. Er ist jetzt 28 Jahre alt. Er besuchte die Normalschule, dann das Polytechnikum, trat 1910 in die Partei ein, wurde 1912 wegen politischer Vergehen angeklagt, verurteilt und nach Archangelsk verschickt. Die Verbannung wurde zwar annulliert, aber er wurde aus Rußland ausgewiesen. Er ging nach Insterburg, dort blieb er eine Woche, bis er als Spion von den deutschen Behörden verhaftet und wieder nach Rußland abgeschoben wurde. 1914 mobilisiert, kam er in die Marine-Schüle und wird 1917 unter Kerenski zum Offizier befördert. War inzwischen in Wladiwostok und in Japan. 3.—5. Juli 1917 nimmt er von Kronstadt aus mit seinen Matrosen an einer Petrograder Demonstration gegen die Kerenski-Regierung teil, wird verhaftet und kommt in dasselbe Gefängnis wie Trotzki, Zelle an Zelle neben ihm. Erst 14 Tage vor der Oktober-Revolution wird er frei. Bei einem Kampf gegen die englische Flotte vor Reval wird er gefangen genommen und nach London gebracht. Dort 6 Monate im Gefängnis, eine Woche lang in Fesseln gehalten. Endlich gegen 19 englische Offiziere ausgetauscht. Er kehrte nach Rußland zurück, wird zum Kommandanten der Wolgaflotte ernannt, kämpft er gegen die Tschecho-Slowaken, erobert Kasan. Er geht dann als Kommandant der Kaspischen Flotte nach Astrachan, besiegt die Engländer im Mai 1920 bei Enseli, erbeutet ungeheures Material, wird Anfang Juni Oberbefehlshaber der baltischen Flotte. Er ist jetzt seit einem Monat in Kronstadt. Die Engländer drohen mit der Blockade. »Aber sie kommen nicht«, äußert Raskolnikoff. »Ich warte«. Der junge Nelson von Kronstadt geht auf und ab, »sie kommen nicht« wiederholt er übermütig. Warum kommen sie nicht? »Ich erwidere ihm: Lloyd George gibt es offenbar auf, zu bluffen«.

Raskolnikoff gibt mir einen Offizier mit, der mir das Wichtigste und Wesentlichste von der baltischen Flotte zeigen soll. Mit ihm und einem Flaggoffizier, der gut deutsch spricht, (Paul Hensel, Großvater aus Zittau) auf ein Unterseeboot. Ich bin entschlossen, über die Einrichtung der Uboote im allgemeinen und über das Innere dieser sehr langen Zigarren im Besondern nichts zu äußern, da ich kein sachkundiger Kriegsberichterstatter bin. Fachleute von Beruf und ohne Beruf haben das bereits getan.

Mit der kleinen Barkasse fahren wir vom Uboot zum Petrowpawlowsk, einem Dreadnought von 23 000 Tonnen. Ein Monstrum von einem Schiff. 1250 Mann Besatzung. Wir werden von den Matrosen zu dem Kommandanten geführt, der deutsch und etwas französisch spricht. An seiner Seite der politische Kommissar, ein Kerl von herkulischem Körperbau. Man stelle sich den Schauspieler Fritz Kortner doppelt vor. Mit einem gewaltigen runden Kopf, sehr plastisch, von brauner Farbe. Der Körper keine Fettmasse, sondern alles fest, gedrungen und geformt, und aus dem Kopf sprühen ein paar wilde, dunkle Augen. Ein Prachtkerl. Er stammt vom Don, wie er mir auf meine Frage erwiderte. Er und der Kommandant führen uns auf die von Panzerplatten geschützte Kommandobrücke. Sie zeigen und erklären uns die zahlreichen Apparate, die hier angebracht sind zum Austeilen der Befehle, die Rohrpost, die Meßinstrumente, die Barometer usw. Dann stiegen wir hinunter in die Artillerieschießhalle, wo drei Riesengeschütze aufgestellt sind. Der Kommandant zeigt uns, wie sie bedient werden. Wir sehen, wie sie sich laden, wie die Maschinen das gewaltige Geschoß hochheben, einladen, abschießen. Mit ungeheurem Gepolter fährt die Maschine aus der Tiefe des Schachtes empor, stößt das Geschoß in den Lauf, schüttet Pulver hinein, um dann wieder von neuem zu laden. Das Geschoß bewegt sich nach vorn und rast mit gewaltigem Lärm wieder zurück. — Der Kommandant des Schiffes ist seit 7 Jahren Offizier auf dem Petrowpawlowsk. Die Zusammenarbeit mit dem kommunistischen Kommissar, äußert

er, sei durchaus harmonisch. Am Anfang hätte es Differenzen gegeben, die dadurch verursacht worden seien, daß sich der Kommissar zu weitgehende Befugnisse angemaßt habe. Jetzt kümmere er sich um das Technische überhaupt nicht. Und man komme miteinander sehr gut aus.

Beim Abschied vom Bord des Schiffes grüßen der Kommandant, der politische Kommissar, die Offiziere und die Mannschaften. Wir fahren mit unserm kleinen Motorboot zur Jacht Raskolnikoffs zurück. Ich treffe Raskolnikoff in seinem Zimmer bei der Arbeit mit zwei andern Offizieren. Raskolnikoff sagt mir lachend beim Abschied: „Auf Wiedersehen in Kiel oder in Hamburg!"

Ich fahre mit meinem lettischen Matrosen auf dem Schlepper zurück nach Kronstadt, komme in ein Gespräch mit einem Schiffsingenieur und einem technischen Ingenieur über die politische Lage, vor allem über die Lebensmittelversorgung Rußlands. Sie klagen, es sei schwer möglich, von dem Gehalt ohne Pajock zu existieren. Vielfach würden ganz falsche Arbeitsmethoden angewandt und es gebe immer noch Fabrikanten und Privatunternehmer, die die Notlage einzelner Proletarier auszunutzen verständen. Ich lasse mir wieder von ihnen einige Angaben über die Lebensmittelpreise machen, die für die deutschen Leser nur zu verstehen sind, wenn man sich klar macht, daß hundert Rubel etwa einer deutschen Mark entsprechen. Die beiden Techniker erzählen, im Schleichhandel kosten jetzt:

1	Pfd.	Butter	12 000	Rubel
1	„	Brot	800	„
1	„	Zucker	6-7000	„
1	„	Honig	6000	„

Auf Karten:

1/2	Pfd.	Butter für Kinder	kostet nichts		
1	„	Brot	kostet	3—5	Rubel
1	„	Zucker	„	15	„

Jeder, der arbeitet, bekommt in Petrograd, als Mitglied der Gruppe A. (erste Kategorie) täglich 1 1/2 oder 1 1/4 Pfd. Brot.

ein aus Suppe und Grütze bestehendes Mittagessen im Sowjet-Speisehaus, monatl. $1^1/_2$ Pfd. Zucker, 250 Zigaretten, 10 Schachteln Streichhölzer.

Der Arbeiter verdient durchschnittlich 4—12000 Rubel monatlich und Pajock.

Ein Ingenieur im Marinehafen von Petrograd erhält monatlich 5500 Rubel und wie ein Matrose alle Lebensmittel umsonst ($^1/_4$ Pfd. Grütze täglich, monatlich 7 Pfd. Fleisch und 7 Pfd. Fisch, $1^1/_2$ Pfd. Fett, $3^1/_2$ Pfd. Zucker, 600 Zigaretten, $^1/_4$ Pfd. Mehl, 2 Pfd. Salz), alles umsonst. Ein Schiffsmaschinist erhält 4900 Rubel monatlich, freies Essen und freie Kleidung.

Abends um 9 Uhr zurück ins Hotel International. Paul Levi bringt meinen Paß mit. Während ich in Kronstadt war, hatte Sinowjews Sekretärin die Freundlichkeit, mit Maxim Gorki für heute Abend eine Zusammenkunft zu verabreden. Er bat mich, gleich nach meiner Rückkehr ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Ich fahre mit der Genossin Kingisepp zu ihm, er wohnt in einer neuen Straße Petrograds unweit der Troizkytski-Brücke, in einem modernen fünfstöckigen Hause, das auch in Berlin in einer der Querstraßen des Kurfürstendamms, in der Wilmersdorfer oder Uhlandstr., stehen könnte, so scheußlich ist es.

Gorki haust im dritten Stock. Der Hauptaufgang ist geschlossen. Durch die Küche gelangten wir endlich in Gorkis Arbeitszimmer. Sehr einfach und voller Bücher auf niederen Regalen. Erster Eindruck: er sieht überraschend jung aus. In Sporthemd und Hose. Auf einen sehr hohen Körper, der leicht vorn überneigt, sitzt ein hartgedrungener Kopf mit ziemlich kurz geschorenen Haaren, der typisch slavischen Nase und einem starken Schnurrbart. Er spricht keine andere Sprache als russisch. Obwohl er lange Jahre in Italien und Deutschland gewesen ist. Er widmet sich jetzt ganz der Organisation des Verlages der Weltliteratur und eines neuen Verlages für Naturwissenschaft. Ich frage ihn unter anderem, ob die vor einigen Tagen vom »Vorwärts« und anderen deutschen Zeitungen gebrachte Meldung

wahr sei, daß er ein neues Drama geschrieben habe, das nächstens zu gleicher Zeit in Berlin und Moskau aufgeführt werden soll. Er lächelt. Kein Wort ist davon wahr. Seit 6 Jahren habe er nicht eine Scene geschrieben. Ihm sei von dem aufzuführenden Drama keine Silbe bekannt. Und er fügt hinzu: »Ich arbeite jetzt nur ganz und gar für die beiden Verlage. Die ersten Publikationen des Verlages für Naturwissenschaft werden bereits gedruckt und zwar in Deutschland bei Volckmar in Leipzig. Es sind Schriften bedeutender russischer Gelehrter über naturwissenschaftliche Probleme in allgemein verständlicher Darstellung. Ferner werden Flugschriften in Umfang von je einem Bogen herauskommen. Sie werden Themata behandeln etwa wie die ersten in Vorbereitung befindlichen: »Über den Tod«, »Hat der Mensch eine Seele?« usw.

Von seiner Weltliteratur will Gorki mir den Katalog schicken. Es ist ein umfangreiches auf sehr schönem Papier in edler Type vorzüglich gedrucktes Werk. Ein Exemplar davon habe ich bei der Genossin Kingisepp gesehen, es gelang mir aber leider nicht, es ihr auszuspannen. Ich frage ihn, nach welchem Grundsatz die Werke für den Verlag der Weltliteratur ausgewählt worden seien. Ich hatte bemerkt, daß in der deutschen Abteilung neben Ewigkeitswerken auch Schriftsteller wie die Herren Sudermann, Presber, vertreten waren, was mich einigermaßen befremdete. Meine Frage ging also dahin, ob nach seiner Auffassung nicht auch nur wertvolle Werke in diesen Verlag der Weltliteratur aufgenommen werden sollen.

Er erwiderte: Ja, nur die wertvollen und für die Zeit charakteristischen. Er habe leider die Auswahl der deutschen Abteilung zum großen Teil seinen Mitarbeitern und Lektoren überlassen müssen. Dadurch möge viel Spreu mit hineingeraten sein, die man künftig werde ausmerzen müssen. Er bittet mich, ihn durch Kritik und Hinweise zu unterstützen. Am Ende unserer mehr als zweistündigen Unterhaltung teilt er mir mit, daß ein Weltkongreß aller Gelehrten und Techniker geplant sei, der in Petrograd im Oktober 1920 stattfinden soll.

Mittwoch, den 18. August.

Mit Stöcker morgens früh um 9 Uhr, nachdem Crispien, Dittmann, Däumig vorausgefahren, vom Hotel zum Bahnhof. Abfahrt kurz nach 10 Uhr von Petrograd nach Reval. Ich komme in ein Abteil mit Paul Levi. Er beginnt bald zu fragen, welche Politik ich künftig befolgen werde. Meine Moskauer Politik (das heißt die Erfassung aller Organisationen der U. S. P. D. und nicht nur der Zentrale) sei doch nicht befolgt worden. Radek und Sinowiew hätten sich schließlich für die Taktik gegenüber der U. S. P. D. entschieden, die er für die einzig richtige gehalten habe, aber er selbst sei bei Behandlung der Frage in der Delegation ganz zurückgetreten und habe die Delegation entscheiden lassen. Ich erwiderte ihm, er habe gesiegt, er könne triumphieren! Aber er wisse wohl selbst, daß Lenin, Sinowiew und Bucharin sehr stark von seiner Meinung abwichen, und daß seine Auffassung in seiner eigenen Delegation heftig bekämpft werde. — Das wisse er wohl, äußerte Levi, »ich möchte lieber heute als morgen mich zurückziehen! Kündigen sollen sie mir! Warum tun sie es nicht, ich habe mehr als ein Dutzend mal meine Demission angeboten«. Und er kommt wieder auf seine erste Frage zurück, welche Haltung ich künftig einzunehmen gedächte. Sinowiew habe ihm von unserm letzten Gespräch erzählt. Was ich täte, sei — nach seiner Auffassung — vor der U. S. P. D. mieß machen. Die Linken hätten doch ganz bestimmte Verpflichtungen übernommen. Ob ich damit nicht einverstanden sei. Ich erwidere: mit diesen Verpflichtungen bin ich durchaus einverstanden. Nur gehalten müßten sie werden.

Die Worte müßten endlich Taten werden. Daß ich angesichts vieler U. S. P.-Männer dagegen skeptisch bin, leugne ich nicht, sondern muß ich auf Grund der bisherigen Erfahrungen betonen. — Wenn ich die Dinge so sähe, könne er mir nicht widersprechen. In ihm wäre in letzter Zeit der Eindruck hervorgerufen worden, ich hätte meine Einstellung etwas durch persönliche Verbitterung bestimmen lassen.

Donnerstag, den 19. August 1920.

Wir kommen früh $^1/_2$6 in Reval an, ich fahre mit dem norwegischen Genossen Langseth, einem Ingenieur aus Kristiania, der sich mehrere Monate studienhalber in Moskau aufgehalten hat, durch die Stadt zum Hafen. Alle andern schlafen noch. Wir kehren um 8 Uhr zurück zu unserm Waggon und kochen uns Tee. Dann fahre ich gemeinsam mit Paul Levi zum Konsul der deutschen Republik, Herrn Henkel. Um 12 Uhr soll unser Schiff nach Stockholm fahren. Und wir haben noch keine Visa auf unseren Pässen. Der Konsul auf dem Land, der Sekretär noch nicht da. Mit Paul Levi in der Stadt herumgefahren, schließlich um $^1/_2$10 Uhr den Sekretär gesprochen. Ins Hotel Petrograd, wo die russische Botschaft untergebracht ist. Verabschiedet von Gkowski, dem russischen Gesandten in Estland. Wieder zurück zum deutschen Konsul, er verspricht in liebenswürdigster Weise, alles zu tun, was in seiner Macht steht, und verbürgt sich für gute Erledigung bis zur Abfahrt des Schiffes, das erst um $^1/_2$2 in See gehen wird. In der Tat besorgte uns Herr Henkel alle Papiere, die wir brauchten, selbst den von Schweden für die Einreise geforderten Entlausungsschein.

Pünktlich um $^1/_2$2 aufs Schiff, nachdem Herr Henkel uns persönlich die Pässe, das ärztliche Attest, das uns bescheinigt, frei von Ungeziefer und ansteckenden Krankheiten zu sein, gebracht und sich von uns verabschiedet hatte. Das Schiff gehört einer finnischen Gesellschaft. Es ist ein kleiner Dampfer von nicht mehr als 7000 Tonnen, er heißt »Kalewipoek«. Herr Crispien liest in einem Reklambändchen: Gogols »Revisor« glaube ich, offenbar, um die Korruption Rußlands noch intimer kennen zu lernen. Dittmann hat ein Bändchen von Meyers Volksbüchern in der Hand. Paul Levi spanne ich Conrad Ferdinand Meyers Gedichte aus. Ich lese wieder das seltsam kühle und beseelte Gedicht »Die Dryas«:

Er fing den Arm zu küssen an,
Die Stelle mit dem Hiebe,
Und der er viel zu leid getan,
Die tat ihm viel zu Liebe.

Während der ganzen Fahrt durch die Finnischen Schären lasen wir immer wieder Conrad Ferdinand Meyers unsterbliche Verse. Die Schönheit seiner Gedichte »Venedigs erster Tag« und »Canale Grande« entzücken von neuem. Kein zweiter hat wie er Sinnlichkeit mit Kühle des Ausdrucks zu verbinden gewußt. Ein Wortplastiker von lebendigster Anschaulichkeit. Der Aristokrat unter den Schweizer Eidgenossen schuf eine farbenfrohe Welt, deren Rhythmus, deren Heiterkeit nicht ihresgleichen in der deutschen Literatur kennt.

Gegen 9 Uhr abends hatten wir einen halbstündigen Aufenthalt in Hangö an der Südwestspitze von Finnland. Gespräch mit Däumig über die politischen, wirtschaftlichen, sozialen Verhältnisse Rußlands. Wir werden in Deutschland nicht nur von dem Vorbild Sowjetrußlands, sondern auch aus seinen Fehlern viel zu lernen haben. Der Gegensatz dieser nordischen Welt zu der sinnlich-heiteren Welt Italiens wird lebendig, da ich C. F. Meyers strahlendes Gedicht auf Venedig immer wieder von neuem lese:

Eine glückgefüllte Gondel gleitet auf dem Canal Grande,
An Giorgione lehnt die Blonde mit dem roten Samtgewande.
»Giorgio, deiner Laute Saiten hör ich leise, leise klingen.«
»Julia Vendramin, Erlauchte, was befiehlst du mir zu singen?«

Nichts von schönen Augen, Giorgio! Solches Thema sollst du lassen!
Singe, wie dem Meer entstiegen diese wunderbaren Gassen.
Feßle kränzend keine Locken, die sich lösen frei und ledig,
Giorgio, singe mir von meinem unvergleichlichen Venedig!

Wir sollten Freitag um 6 Uhr abends in Stockholm ankommen. Aber Donnerstag Nacht hielt das Schiff plötzlich 2 Stunden hinter Hangö, warf Anker und blieb bis zum nächsten Morgen in den

Schären liegen. Des dichten Nebels und der Minenfelder wegen konnten wir erst gegen 9 Uhr morgens die Reise fortsetzen. Bald, nach Gewitter und Regen, herrliche Fahrt durch die Finnischen Schären. Wohin das Auge blickt: Felsenklippen. Sehr einsame wildromantische Welt. Durch hunderte von kleinen Inseln hindurch gleitet langsam unser Schiff.

Paul Levi beginnt immer wieder, von der Mißstimmung der Russen gegen ihn zu sprechen. Er sei sich ihrer wohl bewußt. Rosa Luxemburg, meint er, wäre es nicht besser ergangen. Bucharin sprach ihm von einem linken Flügel in der K. P. D. Er, P. L., möchte so bald als möglich verduften. Ich sage ihm, daß gerade diese ewige Drohung verstimmend wirke, daß man sie ihm verüble, als nicht würdig eines Parteiführers. Das sei ihm gleichgültig, man müsse ihn nehmen wie er ist. Ich deute an, woran man Anstoß zu nehmen scheine. Es ist vor allem seine Kälte, seine Arroganz, die leicht verletze. Dazu kommt eine oft allzu billige Erledigung des Gegners. Ich merke, wie schwach dieser sich gern stark zeigende Mann innerlich ist. Wie auch er der Stärkung bedarf. Und wie er sich aufpulvert. Obwohl er genug Qualitäten hat. Aber irgend etwas Menschliches fehlt ihm. Freundschaft, ein pathetisches Wort für ihn. Politisch —: ein konsequenterer, klügerer Opportunist als die U. S. P.-Helden. Betrachtet mich als K. A. P.ieten und ich fühle mich in der Tat links von dem Vorsitzenden der K. P. D.

Die U. S. P. D.-Zentrale mutet an wie eine Strindbergische Familie. Unterhöhlt sich in gegenseitiger Bekämpfung, voller Haß und Feindschaft widereinander, innerlich zerfetzt, befleckt und voller Geschwüre, nach außen hin Eintracht markierend. würdevoll und selbstgerecht.

In Marx und Engels Briefwechsel weitergelesen im 4. Bande, der die Jahre 1870—1884 umfaßt. Die Atmosphäre hat etwas ungemein Sympathisches. Zwei reife Männer, durch Freundschaft inniger Art verbunden, tauschen ihre Erlebnisse in flüchtigen, oft in konzentrierten Worten aus. Die kleinen Leiden

des Alltags, die Verleumdungen und die Erbärmlichkeiten, die jeder durchzumachen hat, leuchten auf, bekommen etwas Typisches, so subjektiv sie zu sein scheinen. Ganz besonders rührend ist die sorgende Liebe Engels für seinen Mohr.

Freitag, den 20. August 1920.

Gegen 9 Uhr abends liegt das Schiff wieder fest. Dichter Nebel. Auf offner See. 1/2 Stunde vor den schwedischen Schären. Kein Lotse. Nach und nach sammelt sich eine ganze Familie von Schiffen an, die um die Wette nach einem Lotsen tuten, vergeblich! Das Schiff wirft Anker. Wir werden voraussichtlich genau wie gestern bis zum nächsten Morgen liegen bleiben.

Gespräch mit dem norwegischen Genossen Fries und dem Engländer MacLaine.

Vor 5 Uhr aufgewacht, an Deck spazieren gegangen. Endlich geht um 1/28 die Reise weiter, es gießt in Strömen. Wir kommen mittags 2 Uhr nach Stockholm. Vorher komische Untersuchung durch ernste, strenge Krankenschwester.

Vom Schiff zusammen mit Paul Levi ins Hotel Regina, nachdem wir mehrere Hotels abgeklappert und nirgends Unterkunft gefunden hatten. Nachmittags mit P. L. in ein Café, wo es alle Herrlichkeiten der europäischen Konditor-Kultur gibt.

Kommt man aus Sowjetrußland, so widert einen der Reichtum an Freßsachen an und man wünscht sich lieber, arm zu sein und hungern, als reich zu sein und zu fressen in Schweden. Diese Menschen hier haben nichts erlebt. Die furchtbaren sechs Jahre sind spurlos an ihrer Seele vorübergegangen. Sie haben verdient, gegessen und getrunken, und verdienen, essen und trinken weiter. Das körperliche Behagen, das sie ausströmen, wirkt gradezu provozierend. Stockholm verrät den Typus der satten, wohlhabenden Stadt, die vom Krieg verschont geblieben ist. In der ersten Minute frappiert einen der Eindruck der Läden und Geschäfte, die so viele langentbehrte Sachen feilbieten. Man

wird einen Augenblick närrisch darüber, daß es so etwas gibt. Der Gegensatz von Moskau und Stockholm ist zu grell. Wir machen mit Paul Levi und Däumig einen Spaziergang durch die Stadt im strömenden Regen, um die Schönheiten Stockholms zu sehen. Die Altstadt hat einige enge charakteristische Gassen. Sonst nur noch wenig alte Häuser vorhanden, dafür aber viele geschmacklose neue. Das Schloß ein greulicher Kasten. Reichstagsgebäude und Reichsbank, konventionelle Prachtbauten. Auch die Menschen wenig interessant, ihre Gesichter ungeistig, seelenlos. Die Frauen — mit Ausnahme eines blonden Jungmädchentyps — wenig reizvoll. Mittelmäßig im Geschmack, Haltung, Gang, Kleidung. Kann sein, daß der scheußliche Regen nicht wenig unsere ungünstigen Eindrücke verstärkte.

Abends mit P. L., um zu sehen, wie die Stockholmer sich vergnügen, in ein Varieté gegangen: Bengts Salon, der, glaube ich, schon bei Strindberg vorkommt. Ein Vergnügungsetablissement für die minderbemittelte Lebewelt. Publikum: bessere Handlungsgehilfen, Matrosen und ihre Mädchen.

Sonntag, den 22. August 1920.

Sehr früh aufgewacht, 6 Uhr aufgestanden, alle im Hotel gefrühstückt. In den schwedischen Zeitungen Schauernachrichten über die Bolschewiki. Mit P. L. durch den Regen ins Hotel Kontinental, wo Däumig und Stöcker abgestiegen sind. Wir treffen unterwegs den norwegischen Genossen Krogh. Mit ihm über die norwegischen Parteiverhältnisse unterhalten. Die Kommunistische Partei Norwegens zählt jetzt 12 000 Mitglieder. Mit Krogh in das Pressebüro, dort finden wir die »Rote Fahne« vom 19. August mit einem gutgeschriebenen Artikel gegen das Organ des Salons Cassirer, die »Freiheit«.

Wieder im Regen zurück durch die Stadt. Stockholm hat ein elendes Klima. Kalt, deprimierend, besonders nach der Moskauer Glut, der Übergang schwer ertragbar. Man kommt wieder

ins graue, nüchterne, frostige, mürrische Leben. Nachmittags mit Levi und Däumig in ein Café. Levi zitiert mit erstaunlichem Gedächtnis Gedichte von Goethe, Herder, Eichendorff, Mörike. Die Weltliteratur im Fluge durchgerannt.

Abends 7 Uhr 44 von Stockholm nach Berlin. Im Zug ein Mitglied der Handelsdelegation Sowjetrußlands, das nach London fährt. Neben uns ein junges Paar, ein blondes Schwedenmädchen mit einem älteren Bocke. Sie sagt »Papa« zu ihm. Verwechselung unserer Plätze im Schlafwagen. Nach Beseitigung des Irrtums begeben sich beide stillvergnügt in ihr Coupé.

Montag, den 23. August 1920.

Früh gegen 8 Uhr in Malmö, fahren sofort nach Trelleborg weiter, Zoll- und Paßrevision sehr schnell vorüber. Gegen Mittag fahren wir an Rügen vorbei, dessen Kreidefelsen und Buchenwälder gegen den blauen Himmel starren. Kurz vor 2 Uhr kommen wir nach Saßnitz. Eine halbe Stunde später fahren wir weiter nach Berlin. Mit P. L. in einem Coupé. Die Helden der U. S. P. D., die vier M. d. R., reisen in dem ihnen zustehenden Coupé I. Klasse. Bei uns wohlsituiertes Bürgerpaar, aus dem Bade heimkehrend. Sie gebräunt, er abgearbeitet, sehr verdrossen, offenbar ein Berliner Anwalt. Ich höre folgendes Gespräch im Nebencoupé. Es unterhielten sich ein eleganter Spießer mit hellgelben Handschuhen, einem ostelbischen Gutsbesitzer ähnlich, ein höherer Beamter über 50, früher Straßburg, und ein jüngerer Herr, Typus: norddeutscher Assessor.

A: Es fehlt uns in Deutschland an politischen Köpfen, an Männern . . .

B: Uns regieren doch jetzt Gevatter Schneider und Gevatter Schuster . . .

A: Was wir brauchten, sind Fachminister . . .

B: Herr Sattlermeister Ebert . . .

A: Und da soll was dabei herauskommen . . .

B: Ach, wissen Sie, die Karre ist von vornherein verfahren . . ., und jetzt ist sie nicht wieder aus dem Dreck zu kriegen . . .

A: Was machen die Arbeiter in Berlin?

B: Verlangen mehr Geld und arbeiten weniger. Sie wollen überhaupt nicht mehr arbeiten . . .

A: Wissen Sie, man muß zugeben: der Kastengeist war zu groß. Allzuscharf macht schartig . . .

B: Gewiß, warum geht es denn in andern Ländern?

A: Was kriegt heute ein Arbeiter Lohn? . . .

B: Pro Tag 30 Mark.

C: Ein gelernter Arbeiter, meine Herren, steht sich heute schon auf 32—35 Mark täglich . . .

A: Es kann ja so nicht weiter gehen . . .

B: Die Hauptsache ist, daß die Zwangswirtschaft aufhört.

C: Meines Erachtens müssen die Russen von deutschen Offizieren geführt werden. Anders garnicht denkbar. Wissen Sie, ich meine strategisch.

A: Ich habe neulich gehört, daß General . . . . (leider konnte ich den Namen nicht verstehn) bereits drüben ist . . .

B: Warum auch nicht? Wenn ein französischer General in Warschau sitzt, warum soll sich nicht ein deutscher Rußland ansehen, oder in Moskau sitzen?

Pause.

A: Die Wurzel des Übels liegt ganz wo anders. Schuld an allem haben die Juden . . .

B: Gewiß, aber sie waren ja auch im Kriege vorne an . . .

A: Aber es ist ungesund, daß ein so kleiner Volksstamm eine solche Macht hat . . .

B: Ja es sind eben intelligente Kerle . . . Und wissen Sie, bei uns gibts auch genug Wucherer.

C: Ganz richtig, ich bin überhaupt ein Gegner des Antisemitismus. Was wären wir ohne die Juden! Aber (lachend) die »Wahrheit« lese ich doch gerne, die kaufe ich mir jede Woche.

Mir schien dieses Gespräch wert, aufgenommen zu werden, denn so denken, so sprechen deutsche Bürger. Ein Gemisch von Ahnungslosigkeit, Eigennutz, Anmaßung, Vorurteilen und feindseliger Borniertheit ist die Substanz, aus der ihre Gehirnmasse besteht.

Auf der anderen Seite sehe man sich die Führer der Arbeiterschaft an, wie sie sich in den Herren Crispien und Dittmann repräsentieren. Es sind Typen aus dem Kladderadatsch. Grunewaldausflügler mit der Botanisiertrommel, oder: Boches auf Reisen. Das ist ja keine Schande. Niemand kann aus seiner Haut heraus. Und man kann von Herrn Crispien nicht verlangen, daß er ein Trotzki sei. Und Dittmann kann sich eine Löwenhaut umlegen, er bleibt Dittmann. Darf man das nicht sagen? Als Mitglied der U. S. P.? Muß man es nicht vielmehr sagen? Mir scheint: man muß. Denn: viel steht auf dem Spiel. Ja die Revolution ist gefährdet. Ihr Fortgang, ihre Steigerung und ihr Sieg. Was man Däumig vorwerfen muß, ist, daß er den Kampf gegen diese Biedermänner nicht energisch genug nach dem Leipziger Kongreß aufnahm, daß er sich in die Defensive drängen ließ, daß diese mittelmäßigen Bürokraten das Heft, und damit die Hauptorgane der Partei (die »Freiheit« und die »Leipziger Volkszeitung«) in der Hand behielten, daß der Kopf des Zentralkomitees der U. S. P. D. nicht Däumig, sondern Hilferding hieß. Denn er ist es in Wahrheit, der Crispiens Gehirn markiert.

DIE ZWEI WIRKLICHKEITEN
EIN VERGEBLICHER APPELL AN GERHART HAUPTMANN
VON FRANZ SCHULZ

Eine der übelsten und verhängnisvollsten deutschen Fälschungen ist die literarische Konvention des Wirklichkeits-Dualismus: Hie Wirklichkeit im Weltenraum (niedere), — hie Wirklichkeit im Hirn des Künstlers (höhere Rangsklasse). — — »Die aufgeklärten Männer Deutschlands machen sich mit Lebhaftigkeit das Gebiet der Theorien streitig und dulden auf diesem Gebiet keine Fessel, aber sie überlassen den Mächtigen der Erde ziemlich willig die ganze Wirklichkeit des Lebens. Diese Wirklichkeit, die von ihnen so verachtet wird, findet dennoch Besitzer, die dann die Störung und den Zwang selbst in das Reich der Einbildung tragen.« — So erkannte Frau von Staël die Wirklichkeits-Flucht der Deutschen. Daß es sich tatsächlich um eine spezifische deutsche Eigenart handelt, hat Heinrich Mann an den polaren Fällen Goethe—Voltaire bewiesen.

Sein Verhältnis zur Wirklichkeit ist der Prüfstein für die Berechtigung eines Künstlers. Nicht für die Berechtigung zum Schreiben, das ja seine Privatangelegenheit sein mag, gleich wie Anzug und Mahlzeit, — wohl aber für die Berechtigung zu publizieren. Denn publizieren heißt: auf Menschen wirken, sie ändern, sehender oder blind machen. Und wenn es Werke gibt, denen die Kraft solcher Ausstrahlung fehlt, so ist dieses Manko gegen den Willen des Künstlers, der, publizierend, überzeugen will. Ein künstlerisch wahrhaft begabter Schriftsteller nun, der mit der Wirklichkeit gut steht — und ich glaube, daß dieses ohne jenes kaum denkbar ist – steht besser mit ihr, als das Publikum, eben weil er Künstler ist. Daraus, aus seiner Wirklichkeits-Vertrautheit und nur aus ihr kann sich die phraseologisch gewordene Mission des Dichters herleiten. Er sieht klarer, intuitiv unbefangen und frei und wird darum die Leser der Klarheit, der Unbefangenheit und der Freiheit näher bringen, wird den Schleier bürgerlich tendenziöser Tradition lüften und Besinnung, wenn nicht auslösen, so doch vorbereiten. Besinnung aber und Vernichtigung bürgerlicher Tradition sind die Triebfedern geistiger, revolutionärer Politik. Also ist jede Kunst, die mit der Wirk-

lichkeit gut steht, politisch. Mag ihr Objekt welches immer sein, — sie macht Proselyten der Besinnung, erzeugt Skepsis gegen den rosigen Sumpf der Bürgerlichkeit und schafft Revolutionäre. Denn eine Erkenntnis in diesem oder jenem Gebiet, welche nicht zu universaler Erkenntnis wird, gibt es höchstens bei Menschen, die in den Windeln schon zu Professoren königlich preußischer Universitäten prädestiniert sind. Daß Wedekind, zu dessen Stücken der Bürger — an dem ja auch der Teufel selbst nichts ändern könnte — läuft, um Cochonerien zu sehn, — daß Wedekind politisch, revolutionär zu wirken vermag, wird nur des Universitätsprofessors Vetter zur Linken, der Gewerkschafts-Sekretär aus Neigung, bezweifeln.

Weil ich keine literarische Untersuchung anzustellen gedenke und um die hundertste Wiederholung des Kampfs um Goethe zu vermeiden, erkennend ferner, daß Erscheinungen, die heute atavistisch, hemmend wirken, zu anderer Zeit revolutionsfördernd waren, — aus all diesen Gründen will ich mich hier an unsere Zeit halten. Dieser journalistisch begabten und zugleich versumpften Epoche ist es eigen, daß sie die sittliche Forderung zur Konjunktur macht. — Schwärme von Literaten haben sich 1918 auf die Politik gestürzt, wie 1914 auf den Krieg, haben — im falschen Glauben an ihren guten Glauben — mancherlei Unheil und Verwirrung angerichtet, Wertvolles diskreditiert, Begriffe zu Worten, Worte zu Phrasen erniedrigt, — kurz, sie haben, der Konjunktur folgend, die Kunst »politisiert.« So nennen sie es. Denn diese nur allzu elastischen Geister verstehen unter Politisierung der Kunst: von Politik reden, politische Dinge in den Abseits-der-Welt-Jargon ihrer literarischen Routine pressen. — Journalistisch flink packten sie, was im Augenblick griffbereit dalag. Nun bedeutet aber jene Politisierung der Kunst, die mir heute künstlerische Forderung scheint, in Wahrheit etwas anderes, — nämlich: Unbeschadet des Objekts Näherführen der Kunst an die Wirklichkeit. Die Dringlichkeit dieser Forderung wächst mit dem Können und dem Forum des Dichters, an den sie gestellt wird. Der verlogene Dualismus zweier ungleichwertiger Wirklichkeiten ist — endlich — restlos zu vernichten und der Künstler hat sich mit der Wirklichkeit zu befassen. Diese Einstellung gibt uns den Maßstab und das Recht, die noch so genialen Verse eines Dichters, der dieser Forderung nicht entspricht, abzulehnen. Und hat dieser Dichter eine Gemeinde, so mißbraucht er sein Amt, wenn er sich in das esoterische Rosenkämmerlein höherer »Wirklichkeiten« einschließt. Er mißbraucht die ihm beschiedenen Energien, das ihm beschiedene Forum und führt seine Jünger von dem ab, was nottut. Denn was nottut, ist: Wirklichkeit sehn.

... Politisierung der Kunst in dem also formulierten Sinn scheint mir Pflicht eines jeden Dichters. Dichtern aber von Ansehen, deren Stimme gehört wird, obliegt noch eine zweite Pflicht. Gegen das Unrecht sich zu äußern, Stellung zu nehmen, wo es geschieht, von dem Piedestal herab, das die Menschen ihnen errichten, für die Menschen sprechen. So wie bei Wasserschäden der Journalist zum Wasserbau-Ingenieur läuft, um seine fachmännischen Worte zu hören und zu publizieren, beim Umsturz in Bolivien zum Kenner dieses Landes, — ebenso müßten beim Bekanntwerden eines Unrechts die berühmten Dichter gefragt werden: »Was halten Sie davon?« Und sie müßten klipp und klar ihre Meinung sagen. Denn der Dichter ist Fachmann und Sachverständiger in menschlichen Dingen und als solcher hat er die Pflicht, sich gegen das Unrecht zu stellen, das Menschen trifft und Menschen ändert. Er hat die Pflicht, seine Stimme so laut wie möglich zu erheben und, wenn das Unrecht der bürgerlichen Gesellschaft zur Last fällt, hat er die Pflicht, die ihm von dieser Gesellschaft atavistisch konzedierte Heroen-Position gegen sie zu verwerten. Zola trug kein Bedenken, sein Werk zu vernachlässigen, seine sonst mit Oekonomie eingeteilte Zeit, sein Ansehen, seine Begabung und seine Kraft in den Dienst der Gerechtigkeit zu stellen, als dem ihm persönlich nicht bekannten Dreyfuß ein Unrecht widerfuhr. Es ist möglich, daß Zola, hätte er das Unrecht ignoriert, der Nachwelt zwei kostbare Romane mehr hinterlassen hätte. Doch so wertvoll jedes Werk Zolas der Menschheit sein muß, — wir können seine hochherzige Advokatur nicht bedauern.

... Deutschlands angesehendster lebender Dichter aber sitzt in seiner Villa im Gebirge und schreibt. Es stört ihn nicht, daß er für ein Volk schreibt, das hungert und sich zerfleischt, das von Geistes- und Menschenfeinden regiert wird, in einem Lande, wo Mörder belohnt werden und Edle ermordet. Er äußert sich nicht zu einem einzigen dieser Fälle, gegen deren Unfaßbarkeit der Fall Dreifuß eine Bagatelle ist. Mehr noch: Je übler die Kloake um ihm herum stinkt, umso esoterischer wird das Werk dieses Dichters und mit edler Gebärde wendet er sich ab von der stinkenden Wirklichkeit, um nach besseren Sphären zu pilgern. Gerhart Hauptmann schreibt ein Epos in Dantesken Versen. Einst, in seiner Jugend, schrieb er Dramen, die, obzwar politische Kunst — auch im engeren Sinn, weil sie sich mit Dingen der Politik

befaßten — als Mode goutiert wurden. Man setzte ihn in Goethes Olympier-Stuhl, dessen er würdig war. Auf diesem erhabenen Thron aber ist Gerhart Hauptmann bis nun sitzen geblieben. Es empörte ihn nicht, daß die herrschende Klasse ein Festspiel, daß sie bestellt hatte, dann ablehnte, weil es einer ihrer großen historischen Lügen widersprach. Die Ablehnung fand ihn vornehm souverän. Er stand nicht mehr auf von Goethes Stuhl – außer einmal: um Kriegsgedichte zu schreiben. — Wie könnte aber gerade ein Protest dieses Poeta Laureatus heute wirken! — Die glatte Lügenfahrt der Presse und der öffentlichen Meinung würde aus dem Geleise kommen, die journalistischen Troubadours der Schieber und der borniert verhungernden Kleinbürger würden den Kopf verlieren und mancher Deutsche vielleicht den seinen wiederfinden. Es ist möglich, sich vorzustellen, daß ein Protest Gerhart Hauptmanns Besinnung in einer Schar noch nicht ganz Stumpfer erweckt, die Stimme des deutschen Gewissens gestärkt und manches Unrecht, manches Verbrechen, das in Deutschland geschah, verhütet oder gemildert, vielleicht auch einem der ermordeten Besten das Leben gerettet hätte. Um all dies zu bewirken, hätte Hauptmann nichts anderes tun müssen, als für zwei oder drei Stunden seine dichterische Arbeit unterbrechen. Er aber tat nichts dergleichen und bewahrte sich unbestritten die mittelschul-geläufige Nachfolgeschaft des Olympiers von Weimar. — Dieses Schweigens Berechtigung zu erweisen wäre mancher Verehrer bereit, von allen Seiten her Argumente herbeizuschaffen. So auch das, der Dichter sei zur offiziellen Persönlichkeit ohne sein Zutun geworden und könne also von da ab keine Pflichten für sich hergeleitet sehn. — Dem müßte erwidert werden, daß Gerhart Hauptmanns Kriegsgedichte allein ein Akzeptieren des Ranges einer offiziellen Persönlichkeit sind. Und wenn nicht von da, so können die Pflichten von Hauptmanns Stellungnahme zur Beschießung der Kathedrale von Rheims hergeleitet werden.

. . . Es ist eine alte, ebenso blöde wie verbrauchte Phrase zünftiger Literarhistoriker, dieser oder jener Dichter sei der Menschheit etwas schuldig geblieben, weil er ein Werk zu schreiben unterlassen hat, das der Jünger von ihm erwartet hätte. Dieses Wort aber, anders gebraucht, trifft Wahres. Die Menschheit ist Gläubiger des Dichters, hat von ihm zu fordern. Neben zehn oder zwanzig angesehenen Künstlern ist als erster Gerhart Hauptmann der Menschheit und dem deutschen Volke etwas schuldig geblieben. Den Protest gegen die Ermordung Liebknechts, Rosa Luxemburgs, Landauers, Levinés, gegen

die Ermordung und Einkerkerung jener Tausender Namenloser, die, weil sie von revolutionärem Willen erfüllt waren, dem Geiste näherstanden als die Mordenden, — jenem Geiste, von dessen Gnaden ein Dichter Dichter ist.

... Ich weiß, daß Gerhart Hauptmann, dem eine Schar von Freunden den Sitz Friedrich Eberts zugedacht hat, diesen Appell nicht erwidern wird. Lebt doch jeder nach dem Bilde seiner selbst, das er und das die Zeit geschaffen hat und das die andern sein wahres Ebenbild nennen, er aber nennt es sein wahres Ich. Gerhart Hauptmanns Bild ist mit den Farben geistiger Souveränität gemalt und die Farben drohen zu verblassen, begibt er sich dieser Glorie auch nur für eine Stunde. Darum wird er nichts von dem tun, was im Namen der Menschheit hier von ihm gefordert wird. Er weiß den Defensiv-Wert des Spottes in den Gesichtern seiner Anhänger zu ermessen, ein Belächeln der Distanz zwischen ihm und mir. Denn ein fester Schild ist unsere Ideologie und wer sie nicht teilt, der kann unsere Haut nicht ritzen. Zumal wenn er keineswegs ein prominenter Zeitgenosse ist.

Da ich das alles weiß, — was also ist der Sinn dieses vergeblichen Appells? — Mißtrauen gegen den Dichter zu säen. Und nicht gegen diesen einen Dichter allein.

SCHRIFTEN, DIE DAS FORUM ERHIELT

EMIL ENGELHARDT: Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph. Furche-Verlag Berlin 1921.

HENRI BARBUSSE: Pleuruses. Poésies. Nouvelle édition. Ernest Flammarion, Paris.

ROMAIN ROLLAND: Pages choisies avec une introduction et des notices par *Marcel Martinet* et un portrait d'après Granié. Paul Ollendorff, Paris.

RAYMOND LEFÈBVRE: Die Revolution oder den Tod. Mit dem Nachrufe von *Paul Vaillant-Couturier* und einem Vorwort von *Henri Barbusse*. Verlag der Arbeiter-Buchhandlung. Wien 1921. 20 Kr.

DAS KOMMUNISTISCHE MANIFEST mit den Vorreden von *Karl Marx* und *Friedrich Engels* und einer Einleitung von *Rosa Luxemburg*. Verlag der Arbeiter-Buchhandlung. Wien 1921. 20 Kr.

N. LENIN: Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten? Verlag der Arbeiter-Buchhandlung. Wien 1921. 16 Kr., für organis. Arbeiter 10 Kr.

LIEDERBUCH FÜR PROLETARIER. Wien 1921. Arbeiter-Buchhandlung. 8 Kr.

A. KOLLONTAY: Die neue Moral und die Arbeiterklasse. A. Seehof Verlag. Berlin 1921. 9,50 M.

Dieser Schrift Alexandra Kollontays (ein Druckfehler machte einen Alexander aus ihr) war der im vorigen Forumheft veröffentlichte Essay: »Die Geschlechtsbeziehungen und der Klassenkampf« entnommen.

VICTOR PANIN: Das zaristische Rußland. A. Seehof Verlag. Berlin 1921. 25 Mark.

N. LENIN: Die Agrarfrage in Rußland am Ende des 19. Jahrhunderts. Seehof. Berlin 1920. 10 M.

G. STEKLOW: A. J. Herzen. Eine Biographie. Seehof-Verlag. Berlin 1920. 10 Mark.

RAPHAEL SEELIGMANN: Zur Psyche des russischen Volkes. Seehof-Verlag. Berlin 1921. 8 M.

J. KNIEF: Briefe aus dem Gefängnis. Seehof-Verlag 1920. 10,50 M.

J. LARIN u. L. KRITZMANN: Wirtschaftsleben und wirtschaftlicher Aufbau in Sowjet-Rußland. 1917—1920. Übersetzt von *Spectator*. A. Seehof-Verlag. Berlin 1921.

GG. ENGELBERT GRAF: Europa und der nächste Krieg. Verlag Gesellschaft und Erziehung. Berlin 1921. 3,50 M.

AUREL KOLNAI: Psychoanalyse und Soziologie. Zur Psychologie von Masse und Gesellschaft. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Leipzig-Wien 1920.

FERNAND GOUTTENOIRE DE TOURY: Poincaré a-t-il voulu la guerre? Préface de *Henri Barbusse*. Editions »Clarté«. Paris 1920.

RUSSISCHE KORRESPONDENZ, Jahrg. I, Band 2, August-Dezember 1920, Jahrg. II, Band 1, No. 1—2, Januar-Februar 1921, Jahrg. II, Band 1, No. 3—4, März-April 1921. Frankes Verlag G. m. b. H., Leipzig.

A. LOSOWSKI: Der internationale Rat der Fach- und Industrie-Verbände (Moskau gegen Amsterdam). Verlag der Kommunistischen Internationale, Auslieferungsstelle für Deutschland: Verlagsbuchhandlung Carl Hoym Nachf. Louis Cahnbley, Hamburg.

KARL RADEK: Soll die Vereinigte Kommunistische Partei Deutschlands eine Massenpartei der revolutionären Aktion oder eine zentristische Partei des Wartens sein? Verlag Carl Hoym Nachf., Hamburg. Preis 1.50 M.

RAPPORTS SUR LE MOUVEMENT COMMUNISTE INTERNATIONAL. Editions de l'Internationale communiste. Petrograd 1921.

GRAF FLEURY: Memoiren der Kaiserin Eugenie. Nach Mitteilungen, privaten Urkunden, persönlichen Briefen der Kaiserin, Gesprächen des Kaisers Napoleon III. usw. . . . . 2 Bände. F. A. Brockhaus. Leipzig 1921. Preis 100 M.

DR. JUR. JOHN ULRICH SCHROEDER: Im Morgenlichte der deutschen Revolution. Es sind die November-Erlebnisse eines früheren hanseatischen Oberlandesgerichtsrats, der wegen seiner revolutionären Gesinnung von der Clique der Kollegen als Verrückter gestempelt werden sollte.

HEINRICH VOGELER: Expressionismus. Henry Hoym-Verlag, Hamburg.

HEINRICH VOGELER: Die Freiheit der Liebe in der kommunistischen Gesellschaft. Konrad Hanf-Verlag, Hamburg.

MAX TEPP: Die neue Schule. Henry Hoym-Verlag, Hamburg.

THEODOR LESSING: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München 1921.

CATHERINA GODWIN: Die Frau im Kreise. Hyperion-Verlag, München.

GEORGES DUMOULIN: Les syndicalistes français et la guerre. Editions de la Bibliothèque du travail. Paris 1921.

PAUL LEVI: Unser Weg. Wider den Putschismus. A. Seehof-Verlag. Berlin 1921.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.

Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.

Forum-Verlag: Berlin W 35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelm R. Saling & Co., Berlin SW 68.

DAS FORUM

HERAUSGEBER
WILHELM HERZOG

INHALT DER HEFTE DES III./IV. JAHRGANGS: (1918–1920)

HEFT 1 (OKTOBER 1918):

HEFT 2 (NOVEMBER 1918):

HEFT 3 (DEZEMBER 1918):

HEFT 4 (JANUAR 1919):

HEFT 5 (FEBRUAR 1919):

FORUM-VERLAG / BERLIN W 35, DERFFLINGERSTR. 4

HEFT 6 (MÄRZ 1919):

Gustav Landauer: Einleitung in Strindbergs Gespenstersonate Romain Rolland: Danton: Zweiter und dritter Akt / Andreas Latzko: Der Stärkere.

HEFT 7 (APRIL 1919):

Wilhelm Herzog: Gibt es noch eine Rettung? / Im Namen der Demokratie / Der Korridor / Das Gespenst des Bolschewismus / Frank Wedekind: Franziska-Umarbeitung / E. R. Curtius: Charles Péguy / Ea von Carlberg: Rabbi Tagaras Ende.

HEFT 8 (MAI 1919):

Wilhelm Herzog: Terror gegen Terror / Oskar Kanehl: Weltgeschichte / Leonhard Frank: Das Liebespaar / Hermann Kesser: Revolution der Erlösung / Die Insel der Vernunft oder die kleinen Menschen / Adolf Behne: Honoré Daumier / Georg Gretor: Revolutionärer Aufbau der Jugend / Iwan Goll: Guilbeaux.

HEFT 9 (JUNI 1919):

J. Ramsay Macdonald: Ein »aufgezwungener« Friede / Paul Adler: Sozialistische Probleme in der großen französischen Revolution / Guido K. Brand: Der politische Mord / Gustave Flaubert: Die Bretagne Gerhard Knoche: Gedichte, Mai 1916 am toten Mann, Das Etappenschwein, Französisches Landstädtchen im Krieg, Bischof von Lille, Lillerin Hans Siemsen: Die große Rechtfertigung.

HEFT 10 (JULI 1919):

Wilhelm Herzog: Auch Eure Uhr ist abgelaufen! / Friedrich Wilhelm Foerster: Zur Beurteilung des Bolschewismus / Romain Rolland: Zu dem Plane eines Völkerinstitutes für Weltkultur / Paul Adler: Sozialistische Probleme in der großen französischen Revolution Margarete Susman: Lied von Tod und Erlösung / Anna Siemsen: An die Frauen!

HEFT 11 (AUGUST 1919):

Unabhängigkeits-Erklärung des Geistes / P. J. Jouve: Totentanz / Karl Liebknecht, der Angeklagte / Willi Dünwald: Briefe zu einer geistigen Revolution / Rudolf Kayser: Zur Reform des Geschichtsunterrichts.

HEFT 12 (SEPTEMBER 1919):

Wilhelm Herzog: Identität von »Demokratie« und Diktatur / Wilhelm Michel: Zum Briefwechsel Foerster-Herzog / Iwan Goll: Ode an Paris / Margarete Susman: Die Revolution und die Juden / Georg Kaiser: Hölle Weg Erde / Walther Georg Hartmann: Die bunte Erde / Willi Dünwald: Briefe zu einer geistigen Revolution.

Preis 4 Mark das Heft

40 Mark der Jahrgang.

Zu beziehen durch: FORUM-VERLAG / BERLIN W 35

DAS FORUM

HERAUSGEBER
WILHELM HERZOG

HEFT 1 (OKTOBER 1919):

Wilhelm Herzog: Friedrich Nietzsche und die Deutschen / Der alldeutsche Prophet / Der Patriot / Die hundert Jahre (1815—1914) Nietzsche, der Rassentheoretiker und Antisemit / Ludwig Rubiner: Die Gewaltlosen, Drama, I. Akt / Willi Dünwald: Briefe zu einer geistigen Revolution / Camill Hoffmann: Die Auferstehung des Jan Hus / Notizbuch: Romain Rolland zur Internationale des Geistes / Aufruf zur internationalen Solidarität Von Anatole France, Steinlen u. a. / Die Schuldigen unter den Intellektuellen: Werner Sombart / Schriften, die das Forum empfiehlt

HEFT 2 (NOVEMBER 1919):

Marcel Martinet: Du gehst dich schlagen / Paul Adler: Sozialistische Probleme in der großen französischen Revolution Ludwig Rubiner: Die Gewaltlosen / Notizbuch: Ein Brief von Kropotkin / August Forel: Deutschland / Wilhelm Koenen: Intellektuelle, Bauern und Sozialismus / Walter Oehme: Sozialismus ist mehr —.

HEFT 3 (DEZEMBER 1919):

Wilhelm Herzog: Der Aufmarsch der Reaktion ist vollendet Henri Barbusse: Die letzte Schlacht / Clarté / Die Organisation der Arbeit in Sowjet-Rußland / Rudolf Franz: Ästhetik und historischer Materialismus / Rudolf Hartig: Am Gitter des Kerkers . . . / Gott spricht: seid frei Schweigende Schwermut / Walther Georg Hartmann: Totentanz 1919 / Bücher die das Forum empfiehlt Johannes R. Becher: Gruß des deutschen Dichters an die russische föderative Sowjet-Republik.

HEFT 4 (JANUAR 1920):

Wilhelm Herzog: Wie man wird, was man ist / Ungesühnt Aktionsprogramm der U. S. P. D. / Resolution zur Dritten Internationale / Kurt Geyer: Nach dem Parteitag / Douglas Goldring: Briefe aus der Verbannung Max Barthel: Gedichte. Arbeiterseele. Schwarze Kuppe. Eva. Hingebung. Revolution. Die Jugend / Walter Heinrich: Der Geiger Mort / Hans Siemsen: Revolutionsmusik / Charles Rappoport: Erinnerungen an Lenin / Otto Groß: Zur neuerlichen Vorarbeit: Vom Unterricht. Eingelaufene Schriften.

HEFT 5 (FEBRUAR 1920):

Wilhelm Herzog: Proletarier fallen, — die Börse steigt / Henri Barbusse: Die russische Revolution und die Pflicht der Arbeiter / Das Neue Kommunistische Manifest / Douglas Goldring: Briefe aus der Verbannung / Rudolf Franz: Der Fall Radek von 1913 Vom Luderleben der Müllkutscher / Fidelis: Deutsche Psychiater in ihrer Stellung zu den Revolutionären.

FORUM-VERLAG / BERLIN W 35, DERFFLINGERSTR. 4

DAS FORUM

5. Jahr Mai 1921 Heft 8

(Abgeschlossen am 31. Mai 1921)

DIE CLARTÉ UND IHR WEG ZUR 3. INTERNATIONALE

VON WILHELM HERZOG

(Siehe Forum V., Heft 7.)

II.

Schon der erste Aufruf der Clarté — hier im Dezember 1919 gedruckt — enthielt über die »Pflicht der Geistigen« die folgenden Sätze: »Dem Kampf der materiellen Kräfte ist der Kampf der Ideen gefolgt. Er ist nicht weniger erbittert. Die gleichen blutigen Formen nimmt auch er allmählich an ...... Er ist eben, ganz einfach gesagt, nichts anderes als ein Todeskampf zwischen der Vergangenheit und der Zukunft. Es geht darum: das Gebäude des sozialen Lebens entweder aufrechtzuerhalten oder es von einem Ende der Welt bis zum anderen neu zu errichten«. Dieser Aufruf und die anderen Manifeste der Clarté konnten trotz aller sympathischen Einstellung die Herkunft aus einer rein bürgerlichen, pazifistischen Ideologie nicht verleugnen. Hier sprachen offenbar reine Idealisten, denen die materialistische Geschichtsauffassung fremd und Marx' Schriften selten betretener Boden war. Sie wollten alle das Beste, ohne die ungeheuren Widerstände und Schwierigkeiten zu kennen oder gar zu werten, die das raffinierte System des kapitalistischen Staates der Verwirklichung aller idealistischen Bestrebungen entgegensetzt. Zu wenig vertraut mit den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, zu fremd dem Staatsapparat gegenüber, war ihnen das Grundgesetz aller öffentlichen Kämpfe noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, wußten sie nicht, ahnten sie kaum, daß alle politischen Fragen Machtfragen sind. Ihr Idealismus ließ sie diese Machtfragen als Fragen des Rechts

betrachten. Und wo die wahren Machthaber von Prozenten und Profit zu sprechen pflegten, da sprachen sie von Menschlichkeit und Brüderlichkeit. Die Clarté hat inzwischen einsehen gelernt, daß das angestrebte Ziel eine Fata Morgana bleibt, wenn sich dem redlichen Willen, diese barbarische Welt zu ändern, nicht die Tat gesellt. Sie hat es deshalb auf sich genommen, von Gegnern wie von bisherigen Freunden als plötzliche Anbeterin der Gewalt und gar des Terrors getadelt zu werden. Und wiederum sind die französischen Clartisten allen anderen vorangegangen, als sie sich bereits im Oktober 1919 bedingungslos für Sowjet-Rußland erklärten, zu einer Zeit also, da noch viele politische Führer des deutschen revolutionären Proletariats, rechte und linke U.S.P.D.-Häuptlinge, zögerten, ob sie sich ohne Vorbehalte Moskau anschließen könnten. Als das Weltkapital die einzige Arbeiterrepublik der Welt bedrohte, standen neben den revolutionären Proletariern, die der III. Internationale bereits angeschlossen waren, die Literaten Anatole France, Henri Barbusse, Raymond Lefèbvre, Vaillant-Couturier in Paris auf und nahmen den »neuen Demokraten« die Maske vom Gesicht, entlarvten die Scheinheiligkeit ihrer Forderungen und stellten fest: »Zwischen den Völkern der Erde war niemals und wird niemals der kleinste Interessengegensatz sein. Nur weil sie die Eroberung der Macht durch das Proletariat und die internationale Solidarität der Armen heiligte, nur weil sie wirklich und unverfälscht sozialistisch ist, aus keinem anderen Grunde ist die russische Republik so vielen Verleumdungen und so vieler Wut durch die Machthaber des Kapitals und dessen Schergen ausgesetzt.« Und diese aktiven Geister, diese Literaten, die das Wort Literat durch ihren Ernst, durch ihren voraneilenden Mut und durch ihre Aufrichtigkeit wieder ehrlich gemacht haben, richteten sich an die Kopf- und Handarbeiter der ganzen Welt und riefen ihnen zu, eingedenk zu sein der blutigen und heuchlerischen Koalition der internationalen Reaktionäre und der Groß-Finanz gegen Sowjet-Rußland. Sie versuchten, den Massen ins Gedächtnis zu hämmern:

»Um Sowjet-Rußland zu zerschmettern, wurden bereits Milliarden ausgegeben, die Ihr zu zahlen habt. Hat Euch das unheilvolle Schauspiel der Intervention in Ungarn nicht die Augen geöffnet? Ihr seid Mitschuldige, wenn Ihr teilnahmslos bleibt. Ladet nicht die Schande auf Euch, die Ermordung der heiligen Freiheit zugelassen zu haben, der Freiheit, die allen Menschen gemeinsam ist. Volk der Erde sei einig! Man trennt Dich, nur um Dich zu beherrschen.«

Als dieses Manifest nach Deutschland kam, tagte in Berlin eine Anzahl von Intellektuellen, um die Bildung einer deutschen Clarté-Gruppe vorzubereiten. Trotz meiner äußersten Skepsis, die damals nur allzu berechtigt war, folgte ich der Einladung, als Ludwig Rubiner mich durch Anruf anregte, mit ihm gemeinsam in die Sitzung zu gehen, um die dort versammelten Intellektuellen vor ein paar grundsätzliche Fragen zu stellen und Antwort zu fordern. Nichts charakteristischer als das damalige Verhalten der deutschen Literaten. Da Rubiner zu seinem Glück irgendwo aufgehalten wurde und nicht erschienen war, mußte ich ohne ihn den Klärungsversuch unternehmen. Die Mehrheit der Gesellschaft war für Über-Parteilichkeit. Meiner Frage, ob sie sich dem von Anatole France und Barbusse veröffentlichten Aufruf für Sowjet-Rußland anschließen wollte, wich sie aus. Das stände nicht zur Diskussion. Der folgenden, weiter vorstoßenden Frage, ob sie sich zur II. oder III. Internationale bekennen wollte, wurde ebenfalls keine klare Antwort zuteil. Es wurde offenbar, daß für einen aktiven revolutionären Geist diese Sammlung von heterogenen geistigen Elementen nur ein höchst unfruchtbarer Debattierklub werden konnte. Dort saßen einträchtiglich beisammen: Demokraten, bürgerliche Pazifisten, Mitglieder der Noske-Partei, der U.S.P. und der K. P. D. Worauf einzelne unter uns drängten, war Eindeutigkeit des Programms und Abkehr von allen Abstraktionen, Achtung vor der außerordentlich revolutionären Arbeit Sowjet-Rußlands, Verbindung und Verbrüderung mit ihm. Ungerecht

wäre es, die damals dort Versammelten wegen ihrer Rückständigkeit zu schelten. Der Klärungsprozeß ging nicht so schnell vor sich, wie wir bei Ausbruch der Revolution erhofften. Die Erfahrungen und Erlebnisse der letzten 2½ Jahre, die uns die ungebrochene Macht der Konterrevolution zeigten, haben alle rechtschaffenen Intellektuellen gezwungen, ihre politische Einstellung nachzuprüfen. Viele, die während des Krieges reine Pazifisten, Mitglieder des Bundes Neues Vaterland waren, entwickelten sich folgerichtig im Laufe der Revolution oder besser der Konterrevolution zu Kommunisten, andere entwickelten sich zurück von revolutionären Pazifisten oder Sozialisten zu Anhängern der »Demokratie« innerhalb des kapitalistischen Staates.

Welchen Weg sollte die Clarté gehen? Zwei standen ihr offen. Entweder konnte sie eine der zahllosen internationalen Vereinigungen werden, wo jeder Aufnahme finden konnte, der guten Willens zu sein schien und für Pazifismus, Menschenrechte und ähnliche schöne Dinge an Vereinsabenden zu schwärmen sich verpflichtete. Also: Eine Tochtergesellschaft der Friedensvereine, vielleicht auch ein Trust all dieser wohlmeinenden, aber bedeutungslosen Institutionen. Oder aber: Die Clarté entschloß sich endlich, alle Phrasen der bürgerlichen Ideologie — selbst der einst tapferen von 1789 — radikal aus ihrem Programm zu entfernen, die sozialen, wirtschaftlichen, politischen Voraussetzungen, gemeinsam mit den kulturellen, zu erforschen und vor den praktischen und notwendigen Folgerungen nicht mehr zurückzuschrecken. Selbst auf die Gefahr hin, zunächst an Anhängern zu verlieren. Und auch hier sind wiederum, klarsehend und unbeirrbar, die Franzosen uns vorangegangen. Sie haben mit allen Kompromißlern gebrochen. Sie haben — unbekümmert um alle Jeremiaden der Nächsten und die anklägerische Entrüstung der Bürger — sich der einzigen Fahne angeschlossen, die für reingebliebene Kämpfer des Geistes als Symbol in Betracht kommt, der Roten Fahne der III. Kommunistischen Internationale.

Es gab keine andere Wahl. Und die Gegensätze in der Welt haben sich seit 1914 in der Tat so zugespitzt, daß es heute

selbst dem kompliziertesten Geist in politicis nicht mehr erlaubt ist, sich anders zu entscheiden, als entweder für die Mächte der Vergangenheit oder. für die Macht der Zukunft. Das heißt, er muß wählen zwischen Weiß und Rot. Schon Gorki hat in seiner Entgegnung auf das Manifest Romain Rollands, Duhamels und Barbusses, die im Frühjahr 1920 einen internationalen Kongreß der Intellektuellen forderten, die Frage so gestellt: »Wenn die Intellektuellen sich doch endlich Rechenschaft geben würden von der Rolle, die sie im Dienste des Kapitalismus gespielt haben. Mit der ungeheuer wogenden Energie der Massen verschmolzen, wäre das eine Tat von unermeßlichem Folgenreichtum . . . . . Kurz und gut, die Intellektuellen der ganzen Welt müssen heute diese ernsthafte Frage anschneiden: Werden sie auf Seiten der Arbeiter sein, die die radikale Umformung der gesamten Lebensart fordern, oder auf Seiten des Kapitals, für das alte Regime?« Und Gorki fügt seiner Alternative diese ernste Mahnung hinzu: »Möge die Rolle der russischen Intellektuellen im Laufe der beiden letzten, ereignisschweren Jahre lehrreich sein für die Intellektuellen Westeuropas. Wenn der russische Intellektuelle mehr Seelenkraft und mehr praktische Voraussicht gehabt hätte, wenn er von den ersten Tagen der bolschewistischen Revolution an in Verbindung gestanden wäre mit jener Gruppe von Menschen, die, aus seinem eigenen Milieu hervorgegangen, kühn genug waren, sich an die Spitze der Arbeitermassen zu stellen und die politische Macht an sich zu reißen in einem durch den Zarismus und den Krieg zugrunde gerichteten Lande, — hätte der Intellektuelle so gehandelt, dann hätten Industrie, Technik und Kultur nicht so heftig gelitten unter dem Einbruch der entfesselten Leidenschaften, weniger Blut wäre geflossen, nicht so viele Fehler wären begangen worden, die Vernunft wäre Zügel gewesen.« (Forum, IV, Heft 9, Juni 1920.)

Die Geistigen, die wie Gorki, France, Rolland, Barbusse für die Überwindung des Dualismus Geist und Tat kämpfen, die den Zustand der Lüge, der Heuchelei dieser Zeit nicht mehr ertragen, handeln jetzt nach dem richtungweisenden Imperativ

Karl Marx': »Die Philosophen haben die Gesellschaft nur verschieden interpretiert. Es kommt aber darauf an, sie zu verändern.« Ja, es sind genug Aufrufe, Manifeste, Apelle hinausposaunt worden. Die Unterschrift jedes honorablen Intellektuellen darunter verpflichtet zu nichts. Clarté aber begann, die Pflichten der Geistigen in einem Programm zu schematisieren. Und die Intellektuellen aller Länder sind jetzt vor die Entscheidung gestellt, mit wem sie gehen wollen, mit France, Barbusse, die sich den großen Führern der weltrevolutionären Bewegung Lenin und Trotzki angeschlossen haben, ob sie weiter würdelos sich zu Helfershelfern des Kapitals erniedrigen wollen, gleichviel, ob es von Stinnes, Loucheur oder Hamsworth regiert wird, oder ob sie wieder zu ihrer Indifferenz oder Abgeklärtheit, die sich mit Parteilosigkeit noch brüstet, zurückkehren wollen.

Clarté ging aus vom Internationalismus. Indem sie auf ihrem Weg zur III. Internationale ihre Forderungen an sich selbst und an die Welt immer mehr zu verdeutlichen strebte, kam sie zu genau denselben Thesen, zu denen auf Grund der marxistischen Theorie von einer anderen Basis her, der ökonomischen, die konsequentesten Jünger Karl Marx' und Friedrich Engels' gekommen waren. In dem Augenblick, wo die vorgeschrittensten Geistigen ihre Pflicht erkennen werden, sich für nichts Besseres, Wertvolleres zu halten, als irgend ein kämpfender Proletarier, ohne deshalb in eine falsche Bescheidenheit zu verfallen, oder vor der Masse zu kriechen, in dem Augenblick, wo sie sich — gleich Anatole France und Barbusse — in Reih und Glied mit den revolutionären Arbeitern der ganzen Welt gestellt haben werden, in dem Augenblick also, wo sie endlich, endlich, endlich ihren oft erstaunlichen Geist, der die Berechtigung aller kommunistischen Forderungen mit dem Wort anerkannte, in die Tat umsetzen werden, in diesem Augenblick, und nicht eine Sekunde früher, wird das Mißtrauen, das man ihnen entgegenbringt, verschwinden. Die Clarté wird kein Sammelbecken mehr für opportunistische oder streberische Köpfe sein. Sie wird vielmehr gerade

gegen alle Reformisten den Kampf aufnehmen müssen, sie wird — wie es Henri Barbusse in seinem Brief an einen Reformisten (Forum V, 7) frohen Mutes und mit erfreulicher Deutlichkeit tut — Absage allen jenen erteilen, die, willensschwach oder allzu bedenklich, uns nicht folgen zu können glauben. Barbusse hat recht, wenn er sagt: »Die Clarté kann nicht Ängstlichen, Kurzsichtigen und intellektuell Gelähmten zum Schlupfwinkel dienen.« Sie würden uns hemmen auf unserem Wege, und es ist gut, daß wir sie vorher, bevor wir den Marsch beginnen, aus unserer Mitte ausscheiden.

Wenn Barbusse weiter ausführt, daß die Clarté sich nicht unter den Schutz der Kommunistischen Partei stelle, und sich nicht von ihr ins Schlepptau nehmen lasse, so ist das richtig, da Clarté keines Schutzes bedarf, und sich nicht einer Partei als Anhängsel anzufügen braucht, sondern ihr viel eher als geistige Avantgarde voranzugehen hat. Wenn er aber hinzufügt, wir »seien jedoch durchaus unabhängig von dieser Partei, wir seien keineswegs an sie gebunden, nicht mehr als an irgendeine andere«, so muß ich ihm, vorausgesetzt, daß ich ihn nicht falsch verstehe, widersprechen. Wir sind geistig abhängig von dieser Partei. Wir sind an sie gebunden durch unseren freien Willen, und sicherlich mehr als an irgendeine andere. Das hat ja auch Barbusse für seine Person bewiesen, indem er sich der III. Internationale anschloß. Solche Worte von der Unabhängigkeit und vom Darüberstehen sind nicht ungefährlich, weil sie den Auslegungskünsten der Reformisten aller Schattierungen zu große Möglichkeiten bieten. Und ich stimme ganz und gar wieder mit Barbusse überein, wenn er feststellt, daß wir durch die freie Prüfung der Tatsachen, die freie Kritik der Ideen die Berechtigung dieser großen Lehre, des Kommunismus, erkannt haben, und daß unser Verhältnis zu ihr durch keine andere Macht als durch die Macht der Logik bestimmt worden ist.

Clarté wird, ihrem Namen getreu, den von Barbusse gezeichneten Weg allen rechtschaffenen Intellektuellen erleuchten müssen. Wüsten Verleumdungen trotzend, wird dieser Geist sich

durchsetzen, im Kampf gegen die Übermacht an barbarischer Dummheit, an Raffinement der heute noch Mächtigen. Er wird Niederlagen und Demütigungen erleben, er wird, gleich seinem proletarischen Bruder, viele Stationen der Achtung, der Marterung, der Kreuzigung zu durchlaufen haben, aber er wird auferstehen, und er wird, gemeinsam mit ihm, seinem natürlichen Bundesgenossen, diese Welt in Stücke schlagen und die in uns allen lebende, uns berauschende Idee einer neuen und gerechteren Welt verwirklichen helfen.

• • •

Was können, was müssen wir gegenwärtig tun? In den Festungen, Gefängnissen, Zuchthäusern Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Großbritanniens, Spaniens, Nordamerikas sitzen Hunderte, nein Tausende und Abertausende von Männern, Frauen, Jünglingen und jungen Mädchen, die in vorwegnehmendem Idealismus gegen die bestehende Gesellschaftsordnung verstoßen haben. Man schleppte sie vor ein Gericht, man mißhandelte sie vorher seelisch und körperlich, man ließ sie selbst oft ohne Verteidigung, und in den Anschauungen des Bürgertums befangene Richter, deren Pflicht es ist, die Macht dieses Staates erhalten zu helfen, verurteilten sie zu schweren Kerkerstrafen.

Die Clarté — als die Internationale der revolutionären Geister, also nicht als Instrument irgend einer Partei — hat die Pflicht, für die Befreiung aller politischen Gefangenen zu kämpfen. Die eingekerkerten und brutalisierten Kämpfer der Revolution, selbst die Irrenden, die Not oder Verzweiflung zu besinnungslosen Taten trieb, alle Opfer dieser verruchten Weltordnung und ihres Henkers, der weißen Justiz, sollen wissen, daß es Menschen draußen gibt, die ihrer gedenken und die nicht ruhen werden, bis sie den Tag ihrer Befreiung erzwingen.

In bayrischen, sächsischen, preußischen, hamburgischen Zuchthäusern sitzen die aktivsten Pioniere der deutschen Revolution. Auf fünf, zehn und fünfzehn Jahre verurteilt: die kühnsten Arbeiter der Hamburger Vulkanwerft, Proletarier der roten

Sachsen, Mansfeldische Bergleute, Erich Mühsam, Ernst Toller, Wendelin Thomas, Brandler, der Vorsitzende der V. K. P. D., der Matrose Knüfken, den Hamburger Richter soeben zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, und mit ihnen viele Hunderte, die eingekerkert wurden auf Grund von Urteilen durch Sondergerichte. Sondergerichte, die ein durch »Hochverrat« und »Aufstand« zum Reichspräsidenten emporgekommener Arbeiter anordnete! Eingesperrt in französische Gefängnisse harren Cottin, die Maschinisten der Schwarzmeer-Flotte Marty und Badina ihrer Befreiung. In England hat die »freiheitliebende« Regierung des Herrn Lloyd George, der noch vor einem Jahrzehnt als aufrichtig scheinender Demokrat »bessere Zeiten« ankündigte; die mutigsten Vorkämpfer der britischen Arbeiterbewegung in die berüchtigten schon von Oskar Wilde verewigten Löcher britischer Zuchthäuser geworfen: den Sekretär der Kommunistischen Partei Großbritanniens, Albert Inkpin, die Arbeiterführer Col. L. Malone, W. Gallacher, den schottischen Revolutionär, und Sylvia Pankhurst. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas schmachten in den Gefängnissen neben hunderten namenloser Helden der Vorsitzende der Sozialist Party Eugen V. Debs (auf zehn Jahre verurteilt), die Kommunisten C. E. Ruthenberg (fünf Jahre), I. E. Ferguson (fünf Jahre), Jim Larkin (fünf Jahre), Wm. D. Haywood (zwanzig Jahre), Ben Gitlow (fünf Jahre).

In Italien und in Spanien sind die Kerker mit politischen Gefangenen überfüllt. Deutschlands Zuchthäuser beherbergen besonders viele jugendliche Kommunisten, die der bürgerlich-kapitalistischen Justiz zum Opfer gefallen sind.

Für die sofortige Enthaftung aller dieser Märtyrer des Krieges und der Revolution hat die Clarté in erster Reihe zu kämpfen. Sie hat voranzugehen im Zuge derer, die den Eingekerkerten die Türen der Gefängnisse öffnen werden. Hier wird Clarté zeigen müssen, daß sie — unabhängig von jeder Partei — für das Recht des revolutionären Geistes, gegen die Mächte der Weltreaktion und für die Revolutionierung der Welt durch

die Tat zu kämpfen gewillt ist. Sie muß zeigen, ob oder wieviel Macht hinter ihr steht. Ob sie mit dem Stempel, eine Gruppe einflußloser Literaten und Künstler zu sein, belastet bleiben oder ob sie die kraft ihrer Arbeit und Energien eroberte nicht geringe Macht nutzen will, — um revolutionierend zu wirken?

Dann wird es ihre Aufgabe sein, nicht einen Tag länger zu warten und alle reingebliebenen Repräsentanten des Geistes aufzurufen. Aufzurufen, um gemeinsam mit ihnen eine Generalamnestie für alle politischen Gefangenen von den gegenwärtigen Machthabern zu fordern. Die Minister aller bürgerlichen Staaten sind Gegner des Klassenkampfes. Sie fühlen sich mit Recht durch ihn bedroht. Und sie sind es grade, die durch ihre arbeiterfeindlichen Handlungen den historisch notwendigen Kampf schüren, sie, die vorgeben, nichts inniger zu erstreben als die Klassengegensätze zu überbrücken, Kapital und Arbeit zu versöhnen, durch Arbeitsgemeinschaft zwischen diesen beiden Todfeinden eine Harmonie zu bilden.

Arbeitsgemeinschaft — Harmonie: Zweitausend Jahre Zuchthaus wurden in wenigen Wochen von Ausnahmegerichten einer »demokratischen« Republik über Arbeiter und Arbeiterfrauen verhängt. Der weiße Terror hat sich legalisiert und ist — nicht nur in Deutschland — oberstes Gesetz der Bourgeoisie aller Länder geworden. Sie heuchelt nicht mehr: iustitia regnorum fundamentum, sondern bekennt sich zum Terror als Fundament ihrer Herrlichkeit. Gegen diese neue mächtige Internationale des weißen Schreckens wird Clarté den Kampf aufnehmen müssen. Schon schnürt Verzweiflung vielen von uns die Kehle. ›Angesichts der von keinem Superlativ treffend zu kennzeichnenden Roheit dieser Zeit und dieser Gesellschaft lassen viele die Hoffnung auf eine bessere Zukunft sinken. Die Ausschweifungen des brutalen Unrechts, das triumphiert, widert sie umsomehr an, je weniger sie eine Macht zu erkennen vermögen, die diesem Spuk der Hölle endlich ein Ende machen könnte. Anzuspornen hätte von neuem Clarté alle jene, die innerhalb der chaotischen Verhältnisse auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens einem

Anarchismus zu verfallen drohen und die sich vom politischen Leben mit Resignation abwenden, weil sie überall zuviel Atavismen der krepierenden Klasse, zuviel Schmutz, Häßlichkeit, Eigennutz, kleinbürgerlichen Geist, Unfreiheit, oft selbst krasse Unwissenheit und ordinäre Instinkte, zu wenig Idealismus, Unbestechlichkeit des Urteils, gefunden haben. Alle diese Antipathien der Intellektuellen, die reingeblieben sind und bleiben wollen, dürfen nicht weiter wuchern. Sie sind ebenso berechtigt oder unberechtigt wie die Abneigung vieler Proletarier gegen die Intellektuellen überhaupt.

Clarté rufe zu ihrer Fahne alle jene, die gewillt sind, den gesetzlich sanktionierten Brutalitäten dieser Welt der Ruhe und Ordnung den Geist und die Vernunft einer neuen Welt entgegenzustellen. Die erste Vorstufe zu dieser Sammlung wird beschritten sein, wenn die politischen Verbrecher, die für die neue Freiheit gekämpft haben, aus den Zuchthäusern der alten Staaten befreit sind.

Also: sofortige Enthaftung, Generalamnestie sind die Parolen, zu denen Clarté aufrufen muß.

Clarté muß helfen, die Stäbe vor den Fenstern der Zellen zu durchfeilen. Clarté muß die Käfige der Eingekerkerten entriegeln, die Gefesselten entfesseln, die Eingemauerten befreien, die lebendig Begrabenen ins Leben zurückführen.

Der Ruf der Clarté dringe in die Paläste der Mächtigen dieser Erde. Die Ohren der Herren Harding, Lloyd George, Briand, Giolitti werden so taub sein gegen eine von Anatole France, Henri Barbusse erhobene Forderung wie die Ohren und das Herz des ehemaligen Proletariers, den der Milliardär Stinnes Präsident seiner Orgesch-Republik spielen läßt. Holde Illusionisten, die daran zweifeln.

Der Schrei des Weltgewissens — höchste Aufgabe der Clarté, es dieser erbärmlichen Zeit zu sein — wird dennoch nicht ungehört verhallen. Unter den fünfzehn Leitsätzen, die sich die Clarté bei ihrer Gründung gab, lautet der 15.: »Die Regierungen sind es, die die Revolutionen machen. Die Gegenrevolutionäre machen sie blutig.« Von dem Widerstand der Regierungen gegen

historisch gewordene und werdende unabweisbare Forderungen wird Ausbruch und Lauf der Revolution, vom vorangegangenen weißen Terror ihr Charakter abhängen. »Tu l'as voulu, Georges Dandin!« wird Clarté den Bürgern zurufen, die kurzsichtig und mit erstaunlicher Borniertheit diese Schrecken des Bürgerkrieges bejammern werden.

Bevor es zum Letzten kommt, entgittert die Zuchthäuser, enthaftet schnell jene heldischen Kämpfer, die ihr als Verbrecher gebrandmarkt habt, mindert eure ungeheure Schuld um ein Geringes durch Freigabe derer, die dem Moloch der bürgerlichen Weltordnung in den gierig aufgerissenen Rachen fielen.

Clarté appelliert nicht an euer Mitleid, sondern an eure Vernunft! Bleibt ihr verstockt, taumelt ihr weiter den Weg eurer verbrecherischen Dummheit, befiehlt euch Angst, weiterzuverhaften und weitereinzukerkern, so zweifelt nicht: ihr werdet es büßen. — Eure Saat wird blutrot aufgehen. — Statt Gerechtigkeit wird Rache herrschen.



AMERIKA UND EUROPA

VON LOUIS C. FRAINA (K. P. Amerikas)

Präsident Harding äußerte in seiner Rede am 24. Mai vor einer Versammlung von Fabrikanten und Bankiers:

»Die Vereinigten Staaten waren niemals imstande, isoliert zu bestehen und werden es auch niemals sein. Sie sind im Kriege zum Gläubiger vieler Nationen geworden .....«

Präsident Harding führte seine Wahlkampagne gegen Woodrow Wilson auf dem Boden der Forderung, daß Amerika nicht in den Völkerbund eintreten solle. Er begründete das damit, daß Amerika sich nicht in europäische Verhältnisse einmischen dürfe. In selbstzufriedener Anmaßung vertrat man ungefähr folgende Auffassung: Wir haben den Krieg gewonnen und gewaltige Profite aus ihm gezogen, Europa schuldet uns große Summen Geldes, die es uns zahlen muß, — wie, das ist seine Sache, wir werden weiter Waren produzieren und ausführen, während Europa die Rückzahlung seiner Schulden vorbereitet. Kalt, angesichts der gewaltigen Tragödie einer zertrümmerten Welt, und in voller Selbstzufriedenheit wartet Amerika, und mit der Großherzigkeit des Prassers, der im eigenen Überflusse schwelgt, werfen die Amerikaner dem sterbenden Europa voll Barmherzigkeit ein paar Knochen hin (aber auch das mit geschäftlicher Berechnung und Bosheit und unter Ausschluß von Rußland).

Aber diese Selbstzufriedenheit erlitt ernste Erschütterungen. Europa zahlte nicht und konnte nicht zahlen, schlimmer noch: es war nicht imstande, amerikanische Waren zu kaufen. Eine industrielle und finanzielle Depression trat ein. Je mehr Gold Europa zahlte, um so schlimmer wurde die Situation, bis sogar der schwerfällige Harding sich gezwungen sah, offen auszusprechen, daß dies Gold »nützlicher in auswärtigen Safes wäre, wo es die Valuta des Goldes und den günstigen Umsatz garan-

tieren würde, der für den internationalen Handel eine Lebensfrage ist«, — eine oberflächliche aber interessante Beobachtung. Diese Lage hat sich seit der Wahl Hardings im letzten November entwickelt und ist jetzt nahezu verzweifelt geworden. Das geht aus der Tatsache hervor, daß während des letzten halben Jahres bis Ende Mai der Außenhandel der Vereinigten Staaten um 50 % zurückgegangen ist, und zwar ausschließlich der Handel mit Europa.

Unter dem Druck der wirtschaftlichen und politischen Tatsachen ist Präsident Harding gezwungen, eine Weltpolitik zu treiben, die im Einklang steht mit Amerikas Weltmacht. Langsam aber sicher mischt sich Harding in die Verhältnisse Europas, wenn Europa nicht nach Amerika gehen und seine Schulden bezahlen will oder kann, so muß Amerika nach Europa kommen und es zum Zahlen zwingen — es ist die bekannte Geschichte von Mohammed und dem Berge.

Der Imperialismus und die Weltkrise, alle die Umstände, in die die Vereinigten Staaten als Weltmacht verwickelt sind, zwingen die Regierung Harding, die Außenpolitik des Präsidenten Wilson (in jeder Hinsicht mit Ausnahme des Völkerbundes) fortzuführen. Nur ein Unterschied besteht: während Präsident Wilson die erhabene Sprache der Weltgeschichte führte, redet Präsident Harding die Sprache der amerikanischen Geschäftswelt.

Diese Entwicklung kann nur für Leute erstaunlich sein, die sich vorstellen, daß Worte und Wahlparolen (besonders in Amerika) die Politik eines Landes bestimmen. Man setzte große Hoffnung auf Harding und das einzige Ergebnis ist eine große Enttäuschung. Man glaubte, die Regierung Harding würde sofort Handelsbeziehungen mit Rußland anknüpfen: aber die Note des Staatssekretärs Hughes an die Sowjetregierung hat deutlich gezeigt, daß Harding ebenso wie Wilson der Handelsaufnahme mit Rußland abgeneigt ist. Man glaubte, Harding würde etwas tun (man war sich nicht darüber klar, was es im einzelnen sein würde), um Deutschland zu helfen, aber das Gegenteil geschah,

denn nur Deutschlands Zahlungen ermöglichten der Entente, ihre Schulden an Amerika abzuzahlen. Man glaubte, Harding würde den Versailler Friedensvertrag nicht anerkennen, aber dieser Vertrag wird von der amerikanischen Regierung ratifiziert werden und zwar nur mit solchen Vorbehalten und Abänderungen, die in Amerikas eigenem Interesse liegen. . . .

Die besonderen Formen und Variationen der amerikanischen Außenpolitik beruhen auf der Tatsache, daß Amerika durch den Krieg so schnell wirtschaftlich und politisch zur Weltmacht geworden ist, daß die Amerikaner nicht die notwendige Zeit hatten, sich eine klare Weltpolitik zu bilden, — es gelang ihnen noch nicht, ihren politischen Horizont über den amerikanischen Kontinent hinaus genügend zu erweitern. Aber das politische Denken kann nicht lange hinter den ökonomischen Tatsachen zurückbleiben. Langsam vielleicht, aber unaufhaltsam entwickeln sich die Vereinigten Staaten einer entschiedenen Weltpolitik zu, einer Politik des Angriffs und der Herrschaft. Diese Politik hat im allgemeinen drei Phasen: 1. Mittel- und Südamerika, 2. Asien, 3. Europa.

Um die dritte Phase zu behandeln, ist es notwendig, auch die erste und zweite Phase kurz zu beleuchten. In Asien hat Amerika im Augenblick keine besonders unmittelbaren Interessen, aber in China entwickelt sich ein Land, das gewaltige Mengen amerikanischen Kapitals und Eisenwaren absorbieren kann. Demgemäß versuchen die Vereinigten Staaten, Japan daran zu hindern, eine Hegemonie in China zu errichten (dies ist die Politik Amerikas, wenn auch Präsident Wilson zugestimmt hat, daß Japan Shantung in Besitz nahm). Die Regierung Harding richtete ihre Politik systematisch auf eine Konsolidierung und Entwicklung der Finanz- und Handelsinteressen der Vereinigten Staaten in Süd- und Mittelamerika. Vor dem Kriege waren britische und deutsche Einflüsse in Mittel- und Südamerika bedeutender als in den Vereinigten Staaten, heute jedoch haben die Vereinigten Staaten unbestrittene Vorherrschaft. Im Jahre 1910 hatte der Handel der

Vereinigten Staaten mit Mittel- und Südamerika einen Umsatz von 689 000 000 Dollars, im Jahre 1912 818 000 000 Dollars, im Jahre 1915 1 000 000 000 Dollars und im Jahre 1920 3 378 185 567 Dollars (von 1919 bis 1920 war die Summe um 1 940 144 950 Dollars gestiegen). Aber nicht nur nach dem Stande des Handels kann man die Herrschaft der Vereinigten Staaten in Mittel- und Südamerika bemessen, vor dem Weltkriege wurde viel Kapital von den Vereinigten Staaten in diese Länder ausgeführt, heute jedoch steigt diese Ausfuhr in ungeheurem Maße. Die Politik der Vereinigten Staaten, wie sie sich heute entwickelt, ist also darauf gerichtet, die finanzielle, industrielle und wenn notwendig auch die militärische Herrschaft in Mittel- und Südamerika zu sichern und diese Herrschaft zur soliden Grundlage des Imperialismus der Vereinigten Staaten in seinem Kampf um die Weltherrschaft zu machen. Man kann sich den amerikanischen Imperialismus vorstellen als einen gewaltigen Riesen, der mit dem Fuße auf Mittelamerika steht und die Hände ausstreckt, um einerseits China und Asien, andererseits Europa an sich zu reißen.

Amerikas Beziehungen zu Europa werden in erster Linie durch seinen finanziellen Einsatz in Europa bestimmt. Worin besteht dieser Einsatz? Er besteht in einer Summe in der Höhe von rund 15 000 000 000 Dollars, die wie folgt verteilt sind: Anleihen von Großbritannien, Frankreich, Italien und Belgien mit (unbezahlten) Zinsen an die amerikanische Regierung in der Höhe von 11 000 000 000 Dollars, andere Anleihen und Geschäftskredite in Europa von 4 000 000 000 Dollars.

Von der Rückzahlung dieser Anleihen hängen Amerikas finanzielle Verhältnisse ab. Eine Zahlung ist nur möglich durch Handel und in Waren. In amerikanischem Besitz befindet sich bereits fast die Hälfte des Goldvorrates der Welt und ständig fließt neues Gold nach Amerika, bis die amerikanischen Geschäftsleute ausrufen werden: was sollen wir mit unserem Golde tun? . . . . Es handelt sich um das Problem des Wiederaufbaus der Industrie und des Handels Europas: Der amerikanische Handel hat fast

gänzlich aufgehört. Die amerikanische Geschäftswelt erkennt jetzt, daß die Wiederaufnahme dieses Handels nur erfolgen kann, wenn Amerika große Kredite einräumt, mit denen Europa amerikanische Waren einkaufen kann. Das Problem in den Vereinigten Staaten ist also mehr ein industrielles als ein finanzielles. Die Vereinigten Staaten, die von jeher große Warenmengen produzierten, steigerten während des Krieges ihre Produktivkraft ins Ungeheuerliche (ein amerikanischer Arbeiter produziert dreimal soviel als sein englischer Genosse — das allein ist ein fürchterliches Anzeichen). Die Vereinigten Staaten stellen die geschlossenste und gewaltigste Produktionsmaschine in der Geschichte der Ökonomie dar: Amerika besitzt die Maschinen, um die Waren zu produzieren und die Schiffe, um sie zu transportieren, aber beide sind jetzt nur zu wenig nutz, seit es an Abnehmern fehlt: jetzt handelt es sich darum, Abnehmer zu schaffen. In Mittel- und Südamerika entwickeln sich die Dinge zufriedenstellend, gleichzeitig mobilisiert das amerikanische Kapital für eine Invasion in China. (Außer den Anleihen an die Entente ist amerikanisches Kapital in allen Teilen der Welt angelegt und wirft einen jährlichen Zins von 665 000 000 Dollar ab.) Nur in Europa ist die Lage unbefriedigend, man ist jetzt bestrebt, durch eine neue Politik den Dingen eine andere Wendung zu geben. Am 7. Mai nahm der Rat für Außenhandel Amerikas eine Resolution an, in der es heißt:

»Eine Rückkehr zu normalen Verhältnissen in Amerika ist in erster Linie abhängig von der Entwicklung des Außenhandels. Die Vereinigten Staaten müssen weiter bestrebt sein, die notwendige Einfuhr und Ausfuhr zu steigern und die Arbeitsverhältnisse zu stabilisieren, um den europäischen Nationen die Rückzahlung der Schulden an Amerika zu ermöglichen. - Die Lösung der gegenwärtigen Situation hängt davon ab, daß wir langfristige Kredite gewähren, die jetzt für Europa von so außerordentlicher Wichtigkeit sind. Ehe nicht Kredite gewährt werden, wird ihr Geschäft und unseres stagnieren«.

Die finanzielle Kontrolle Amerikas über Europa besitzt bereits eine gewaltige Ausdehnung, mit der Gewährung neuer Kredite an Europa wird die Kontrolle noch an Umfang gewinnen. Dieser Prozeß wird noch beschleunigt durch die Tatsache, daß große Summen amerikanischen Kapitals durch Ankauf von industriellen Unternehmungen in der europäischen Industrie angelegt werden. Wenn Europa sich industriell erholt und Amerika seine Anleihen zurückerstattet, so werden diese Summen ein überflüssiges Kapital bilden, das man in Europa anlegen wird. So erhält Amerika noch einen größeren Anteil am Wiederaufbau Europas. Diese Tendenz ist so wichtig, daß ein Schriftsteller in «The Fortnightly Review» (London) kürzlich schrieb: »Es könnte möglich sein, daß Europa infolge des Aufkaufs europäischer Unternehmen durch Amerikaner ein Schutzgebiet oder gar eine Kolonie der Vereinigten Staaten würde«.

Wenn man aus dieser Tendenz die letzten Schlüsse zöge (wir schalten im Augenblick die beiden Faktoren England und Sowjetrußland aus), so müßte Europa Amerikas Schuhputzer werden und dem amerikanischen Imperialismus, aller Initiative und Unabhängigkeit beraubt, seinen Tribut zahlen. In finanzieller und industrieller Hinsicht würde Europa eine Kolonie werden, seine Unternehmer würden die Knechte des amerikanischen Kapitals und die Arbeiter der doppelten Ausbeutung des europäischen und amerikanischen Kapitalismus ausgeliefert sein.

Wenn wir also das Problem vom kapitalistischen Gesichtspunkte aus betrachten, (und wir beschränken uns hier auf eine Diskussion innerhalb der Grenzen des Kapitalismus), so ist Europa zum Untergange verdammt, — die Weltherrschaft muß notwendig aus den Händen Europas in die Amerikas übergehen.

Diese Tatsache wird klar erkannt von dem französischen Gelehrten A. Demargeon, der in seinem Buch »Le Declin de l'Europe« sagt: »Niemand kann die Tatsache bestreiten, daß

Europa, das bis zum 19. Jahrhundert vorherrschend war, seine Vorherrschaft andern Ländern abgetreten hat. Wir beobachten eine Veränderung des Schwerpunktes der Welt... In jedem Falle, eine Tatsache steht fest: das ist die unbestrittene Weltherrschaft der Vereinigten Staaten...... Durch eine erstaunliche Änderung der Dinge, wird Europa, die Mutter so vieler Kolonien, das Feld amerikanischer Kolonisation. Kein europäisches Land, vom rückständigsten bis zum vorgeschrittensten, kann dieser mächtigen Bewegung entgehen«.

Vor zwei Jahren schien es, als wäre Europa dazu verdammt, eine Kolonie Englands zu werden. Jetzt ist jedoch nach den Worten des Schriftstellers in »The Fortnightly Review« England selbst in Gefahr, ein amerikanisches Schutzgebiet zu werden... Amerika ist jetzt der größte Kapitalsversorger der Welt, anstatt in London, ist jetzt die Weltbank in New-York und die amerikanische Handelsflotte, die während des Krieges gebaut wurde, bedroht die Herrschaft der englischen Flotte (dazu kommt noch die Tatsache, daß der Panama-Kanal und Amerikas wirtschaftliche Stellung den Handel vom Suezkanal ablenken). Mehr und mehr gründet sich der amerikanische Ausfuhrhandel auf Fabrikwaren, auf denen bisher die britische Vorherrschaft beruhte: in den Jahren 1880 bis 1890 bestanden 15% des Gesamtexports Amerikas in Fabrikwaren, während der Jahre vor dem Kriege waren es 30% und während und nach dem Kriege sogar 50%. Amerika, das früher Rohmaterialien ausführte, führt sie jetzt ein. Und was für England am bedrohlichsten ist: Amerikas Produktionskraft ist im steten Wachsen begriffen, während Englands Produktionskraft beständig sinkt. Amerika wird jetzt das, was England früher war — Fabrikant, Kaufmann, Verschiffer und Bankier der Welt.

Dieser Wettbewerb zwischen Amerika und England spielt sich in allen Teilen der Welt ab, ist aber jetzt besonders in Europa akut geworden. Europa ist jetzt die Arena eines großen Kampfes geworden: Soll Europa eine Kolonie Englands

oder Amerikas werden? Während Frankreich glaubt, daß es die Vorherrschaft Europas sichern kann durch militärische und politische Vereinbarungen mit neugeschaffenen Staaten (Polen), sind diese Staaten und Frankreich selbst abhängig von England oder Amerika: wenn die amerikanischen Möglichkeiten erschöpft sind und Frankreichs Politik deshalb zusammenbricht, so muß Frankreich selbst gemeinsam mit dem kapitalistischen Europa eine Kolonie Englands oder Amerikas werden. Lloyd George erkannte instinktiv die Situation, seine Haltung wird bestimmt von der Erkenntnis, daß das Problem Europas ein Finanz- und Wirtschaftsproblem ist. Frankreich und Polen indessen sehen die Lösung in politischen und militärischen Aktionen. Lloyd George sucht die Lösung der politischen und militärischen Konflikte im Kampf mit Amerika um die Beherrschung Europas. Es ist ein Kampf um Leben und Tod für England, ein Kampf, der sich von Europa über Asien und Südamerika ausbreitet.

In diesem Kampfe wird Europa die Rolle des Opferlamms spielen, das auf den Tod wartet. In einem Europa, das auf kapitalistischer Grundlage aufgebaut ist, kann es keine Initiative oder Unabhängigkeit geben.

Aber es ist noch ein Faktor da — Sowjetrußland —, und in diesem Faktor spiegeln sich die mannigfachen Widersprüche des Kapitalismus und Imperialismus und der Ruf nach der proletarischen Revolution in Europa wieder. Niedergeschlagen, mißhandelt, hungernd, angegriffen von der ganzen Welt hat Sowjetrußland durch seine revolutionäre Politik widerstanden, eine Kolonie Englands oder Amerikas zu werden. Das ist eine Tatsache von welthistorischer Bedeutung. Es g i b t Initiative in Sowjetrußland und es gibt keine im kapitalistischen Europa. Und diese Initiative beschränkt sich nicht auf Rußland, es ist die Initiative des revolutionären Proletariats in allen Ländern.

Die Beziehungen zwischen Amerika und Europa, die Europa (und die ganze Welt) zum Untergang verdammen, werden be-

stimmt vom Kapitalismus und Imperialismus. Aber Kapitalismus und Imperialismus schaffen ihre eigene Verneinung, sie selbst entwickeln die Kräfte für ihre eigene Vernichtung. Der amerikanische Imperialismus ist der mächtigste und brutalste der Welt, das europäische Proletariat muß sich durch revolutionäre Aktion und Diktatur von der Herrschaft dieses Imperialismus befreien.

DIE LEHREN DES BÜRGERKRIEGES
VON S. J. GUSSEW

Die klassenbedingte Schichtung der kämpfenden Bevölkerungsgruppen

Was ist Bürgerkrieg? Bürgerkrieg im Zeitalter der sozialistischen Revolution bedeutet den Krieg zwischen zwei Klassen — der Bourgeoisie und dem Proletariat.

Gäbe es in den kapitalistischen Gesellschaften nur diese zwei Klassen, dann wäre das Problem viel einfacher. In Wirklichkeit jedoch gibt es in jeder kapitalistischen Gesellschaft Zwischenklassen und -schichten, und auch die Klassen der Bourgeoisie und des Proletariats selbst stellen nichts Einheitliches dar. Im großen Ganzen kann man jedoch die Bevölkerung eines Landes in der Epoche der sozialistischen Revolution trotz der mannigfachen politischen Ansichten und Stimmungen, die besonders zu Beginn dieser Epoche zum Ausdruck kommen, in bezug auf den Bürgerkrieg in drei charakteristische Gruppen einteilen: 1. die Gruppe der aktiven konterrevolutionären Bourgeoisie (die höhere Bürokratie, der größte Teil der Offiziere, die Gutsbesitzer, die Finanzbourgeoisie mit einem Teil der »couponschneidenden« Rentiers, die höhere und mittlere Industriebourgeoisie, die Geistlichkeit, die reichgewordene Bauernschaft, ein Teil vom Kapital »bestochener« städtischer Proletarier, ein Teil der unaufgeklärten ländlichen Proletarier, alle deklassierten Elemente, die ganze Polizei und

Gendarmerie, und endlich ein Teil der hochqualifizierten Intelligenz, die in den Diensten des Kapitals stehen, wie Juristen, Ärzte, Zeitungsschreiber, Professoren, Lehrer der Hoch- und Mittelschulen, Ingenieure, Fabrik- und Gutsverwalter usw., 2. die Gruppe des aktiven revolutionären Proletariats, die in sich einschließt die verschiedenen Schichten des Industrie- und Landproletariats, die städtische und ländliche Schicht der Armen (kleine Handwerker, Bauern, kleine Handelsangestellte), einen unbedeutenden Teil der Offiziere, besonders die niedrigen Chargen der Truppenkommandos und einen kleinen Teil der Intelligenz, 3. die zwischen den zwei ersteren stehende passive kleinbürgerliche Gruppe, die zwischen der Revolution und der Konterrevolution schwankt, die Konflikte beizulegen sucht, jedem Klassenkrieg und -Kampf feindlich gegenübersteht, die feige ist, alle Mittel sucht, den Kampf, den Krieg zu umgehen, und die trotzdem fortwährend von den zwei aktiven Gruppen in den Kampf mit hineingezogen wird. Zu dieser letzten Gruppe gehört vor allem die städtische und ländliche Kleinbourgeoisie, alle proletarischen Schichten, die von kleinbürgerlichen Illusionen in bezug auf den »Burgfrieden« angesteckt sind, ein Teil der Offiziere und ein großer Teil der Intelligenz.

Das Machtverhältnis dieser drei Gruppen ist in den verschiedenen Ländern verschieden. In Rußland sind die aktiven Gruppen schwach und die passiven zahlreich und stark vertreten, in hochentwickelten kapitalistischen Ländern wiederum sind die aktiven Gruppen stärker und zahlreicher als die passiven. Überall jedoch sind diese grundlegenden klassenbedingten Gruppen vorhanden.

Die besonderen Eigenschaften der Armeen des Bürgerkrieges

Die Kontinuität des Bürgerkrieges verleiht der Gestaltung der Armeen des Bügerkrieges eigenartige Züge.

Bildlich gesprochen werden die Armeen »unter dem feindlichen Feuer«, unmittelbar an der Front organisiert und aufgebaut.

Die Zeit erlaubt es nicht mehr, irgendwo im Hinterlande Formationen zu bilden. Alle Freiwilligen und Mobilisierten werden, besonders zu Beginn des Bürgerkrieges, notgedrungen den aktiven Truppen zugeteilt, Bataillone schwellen dann zu Regimentern an, schwache Regimenter oder Abteilungen werden in ein Regiment zusammengeschmolzen, aus einzelnen Regimentern werden Divisionen gebildet usw. Nicht nur die Schlacht, sondern auch eine ungeheure Organisationsarbeit geht an der Front vor sich. Die Ersatzbataillone der Divisionen, die Ersatzregimenter der Armeen dienen darum als Verwaltungsapparate für die Arbeit der Truppenbildung. Neben den Frontkommandos entstehen besondere Reservearmeen, deren Aufgabe es ist, die aus dem Hinterlande hinzukommenden Mannschaften militärisch und politisch auszubilden und Formationen und Abteilungen für besondere Waffengattungen aus ihnen zu bilden. Neben den Armeen werden auch Lehrkommandos und verschiedene Arten militärischer Kurse gebildet. Es ist vielleicht der bezeichnendste Zug, der die Rote Armee von allen früheren unterscheidet, daß zwei Drittel der regulären Truppen der russischen Roten Armee unmittelbar durch das Frontkommando und nicht durch das Allrussische Militärische Zentrum im Hinterlande, den Generalstab, formiert oder endgültig ausgestaltet wurden. Die Arbeit des Generalstabs beschränkte sich auf Statistik und Mobilisierung. In der letzten Periode des Bürgerkrieges ‹seit dem Ende des Sommers 1919› haben sich die Frontreservearmeen als machtvolle Apparate von den Frontkommandos losgelöst und wurden zu allrussischen Zentren für Truppenformierung und Ausbildung, wobei sie die Apparate des Allrussischen Generalstabs sichtbar verdrängten. Trotz aller Bemühungen scheiterte der Versuch, von Anfang an die Bildung der Roten Armee mit Hilfe eines machtvollen Zentralapparates durchzuführen. Umgekehrt die Schaffung der Roten Armee gestaltete sich rein dezentralistisch, die einzelnen Truppenteile entstanden auf lokalen Abschnitten der Front und erst allmählich schmolzen sie in eine zentralisierte Armee zusammen. Das Zentrum

hatte nur die lokale Tätigkeit zu regulieren, es faßte sie zusammen nur in ideologischem, nicht jedoch im Sinne der organisatorischen Verwaltung.

Wenn auch vieles in der Geschichte der Bildung der Roten Armee der Rückständigkeit Rußlands, der Armut des russischen Proletariats an Organisatoren, der Unermeßlichkeit des russischen Territoriums auf Rechnung gesetzt werden muß, so muß man doch dieses eigentümliche Charakteristikum als bis zu gewissem Grade unvermeidlich und als im Bürgerkrieg historisch unvermeidlich betrachten und ihm darum Rechnung tragen.

Es ist unmöglich, die Schaffung der Roten Armee durch einen machtvollen Apparat durchzuführen, weil dieses machtvolle Zentrum ihm gerade fehlt. Der militärische Apparat eines proletarischen Staates ist anfangs stets schwach, den Zentralismus durchsetzen zu wollen, ohne im Besitze eines machtvollen Zentrums zu sein, ist ein verderblicher Gedanke. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Notwendigkeit, gleichzeitig zu kämpfen und die Armee aufzubauen, dazu zwingt, die besten Parteiorganisatoren und die besten militärischen Fachleute an die Front zu entsenden. An der Front bekommen sie eine kolossale Kampf- und Organisationserfahrung, und werden Kraft dieses Umstandes die einzigen Persönlichkeiten, die die Armee und ihre Schaffungsmethoden genau kennen und darum die im Hinterlande gebliebenen militärischen Mitarbeiter bei weitem übertreffen. Nur sie können die Armee aufbauen, darum wird auch die rechtzeitige Auffrischung der militärischen Mitarbeiter des Hinterlandes durch Personen, die an der Front tätig waren, ein strenges Gebot.

Sonst droht dem militärischen Zentrum Erstarrung, Rückständigkeit und Bürokratismus. Und vor noch einem Fehler sollen die Genossen gewarnt werden: vor der Bildung von Territorialtruppen. Die Territorialformationen kämpfen vorzüglich um ihre Häuser und Herde, sie lieben es jedoch nicht, sich bei

Angriffen oder Rückzügen von ihren Häusern und Familien zu entfernen. Unsere sowie die Erfahrung unserer Feinde hat das schon wiederholt bewiesen.

Der Bürgerkrieg als Bewegungskrieg

Wie wir schon gesagt haben, hat die Front des Bürgerkrieges keinen fest umrissenen Charakter, wie es in den sonst üblichen Kriegen, besonders den imperialistischen, der Fall ist. Im Bürgerkrieg ist die Front überall: vorne, hinten und an den Seiten. Auf diese Weise ist die Frontausdehnung ungeheuer groß, die Kampfkräfte jedoch sind, besonders am Anfange, unbeträchtlich. Darum kann beim Bürgerkrieg keine Rede von einem Stellungskrieg sein. Wenn in einzelnen Fällen auch Schützengräben und Drahtverhaue angewendet werden, so hat doch im großen und ganzen der Bürgerkrieg den Charakter eines Bewegungskrieges. Im Zeitalter der sozialistischen Revolution kriecht der Krieg aus den feuchten Schützengräben hervor, befreit sich aus dem komplizierten Netz der Drahtverhaue und tritt in die freie Luft der Schlachtfelder. Der Krieg wird ein Feldkrieg und die Kampffront bekommt eine größere Beweglichkeit und Unbeständigkeit. Zwischen Rußland und Westeuropa besteht jedoch in dieser Hinsicht ein großer Unterschied. Die unermeßlichen Gebiete Rußlands, die schwach bevölkert, wenig und selten bebaut, von Wäldern, Bergen, zahlreichen Flüssen und natürlichen Gräben durchsetzt sind, bieten unüberwindliche Schwierigkeiten, wollte man zur Errichtung von soliden Befestigungen seine Zuflucht nehmen. Anders liegen die Verhältnisse in Westeuropa, die verhältnismäßig geringe Ausdehnung der Gebiete, die stark bevölkert, dicht bebaut und von einem reichen Netz von Eisenbahnen und Landstraßen überzogen sind, bieten die Möglichkeit, Befestigungen zu errichten und zu verteidigen. An die ununterbrochene Befestigungsmauer, wie sie im imperialistischen Kriege üblich ist, ist jedoch auch hier nicht zu denken. Zu Beginn des Bürgerkrieges zwingt die Armut an Menschenmaterial die kämpfenden Parteien längs der strate-

gischen Richtungen der Eisenbahnlinien und nur um wichtige strategische Punkte zu kämpfen. Im weiteren Verlaufe, nachdem beide Parteien durch beschleunigte Organisationsfähigkeit ihre Kräfte vermehrt haben, bekommen die Kampffronten einen durchgehenderen und ununterbrocheneren Charakter.

Die Operationen der großen regulären Armeen werden im Bürgerkriege, dank der gegenseitigen Vermengung der feindlichen Klassen auf dem ganzen Terriotorium des Landes, auf beiden Seiten von zahlreichen Partisanenaktionen begleitet. Eine Vereinheitlichung der Armeeoperationen und der Partisanenaktionen bietet große Schwierigkeiten, besonders in einem so kleinbürgerlichen und anarchischen Lande wie Rußland. Die Überschätzung des Partisanentums beeinträchtigte die Arbeit der Schaffung der Roten Armee. Es wäre jedoch ein großer Fehler, zu versuchen, das aus dem klassenbedingten Milieu des Bürgerkrieges unmittelbar entstehende Partisanentum gänzlich abzuschaffen. Eine richtige Auffassung der wechselseitigen Beziehungen zwischen der regulären Armee und den Partisanenabteilungen ist die, daß die reguläre Armee die ausschlaggebende wichtigste Macht darstellt, während die Partisanenabteilungen nur eine nebensächliche Hilfsmacht sind, die zur Ausführung der operativen Aufgaben der regulären Armee dienen soll.

Die Heeresleitung im Bürgerkriege

Was die Armee der Bourgeoisie betrifft, so erübrigt es sich zu beweisen, daß sie mit großen Reserven an hochqualifizierten, in allen Waffengattungen erfahrenen und mit allen speziellen Aufgaben der Kriegführung vertrauten Personen für die Kriegsleitung versehen ist. Die Mehrzahl der Offiziere steht auf Seiten der Bourgeoisie. Für die proletarische Armee bleibt nur ein geringer Teil der Offiziere übrig, vorwiegend aus solchen Schichten, die sich in den Bürgerkrieg nicht hineinmischen wollen und sich dem Proletariat gegenüber feindlich-neutral und wohlwollend-neutral gegenüber der Bourgeoisie verhalten. Außerdem stellen

die Offiziere, trotz ihrer kastenmäßigen Abgeschlossenheit, keine homogene Masse dar. Innerhalb ihrer Kaste teilen sie sich in mehr und minder privilegierte Schichten, in die Offiziersaristokratie und die Offiziersplebs. Auch hat der imperalistische Krieg außerhalb des alten Offizierskorps eine neue, im Kriege entstandene, bunt zusammengewürfelte Art von Offizieren geschaffen. Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß sich ein Teil der Offiziere, die nicht gewillt sind, in den Reihen der bürgerlichen Armee zu kämpfen, dazu gezwungen sehen, in die Reihen der proletarischen Armee einzutreten. Zu diesen kommt noch der Teil der Offiziere, die dem Proletariat feindlich gegenüberstehen, die aber der Bürgerkrieg auf dem Territorium der Proletarischen Diktatur überrascht hat und daher zu dem Proletariat »in Gefangenschaft« führte. Soll und kann das Proletariat diese Offiziere für die Schaffung einer klassenbedingten Armee verwenden? Diese Frage hatten wir bereits gestellt, und wir sahen, daß sie auf die andere Frage zurückzuführen ist: kann das Proletariat seine Armee ohne Hilfe von Fachleuten aufbauen? Es kann dies zweifellos nicht, denn aus seinen eigenen Reihen kann es nur eine ganz geringe Zahl von Kennern des Kriegswesens hervorbringen. Man braucht ihrer aber Tausende. Können jedoch diese Offiziere ihre Kenntnisse der proletarischen Armee übermitteln? Kann man ihnen den Aufbau der Armee übertragen, und können sie mit dieser Aufgabe fertig werden? Die Antwort auf diese Frage lautet: unter der Bedingung der aufmerksamsten Überwachung ihrer Tätigkeit und der aktiven Beteiligung an der Aufbauarbeit der Roten Armee seitens der fortschrittlichsten Schicht des Proletariats — der Kommunistischen Partei - können die Offiziere diese Aufgabe zweifellos erfüllen. Im Prozeß der Entwicklung und der Verschärfung des Bürgerkrieges, der gemeinsamen Arbeit mit den Vertretern der Kommunistischen Partei, geht ein Teil der in der Roten Armee beschäftigten Offiziere auf den Standpunkt des Proletariats über und verbindet sein Schicksal mit dem Schicksal des Proletariats, ein Teil wird sympathisierend-

neutral, und noch ein Teil endlich verrät die Sache des Proletariats. Die Gegner der Aufnahme der Offiziere in die Rote Armee heben besonders diesen letzteren unbeträchtlichsten Teil hervor. Im Bürgerkriege gibt es jedoch stets sehr viel Verräter, in dem Krieg zwischen Proletariat und Bourgeoisie handelt eine ganze Klasse, nämlich die des Kleinbürgertums, verräterisch. Wir sahen es an dem Beispiele des massenweisen Ueberlaufs der kleinbürgerlichen bäuerlichen Elemente von einer Seite auf die andere und umgekehrt. Im Endresultat bringt die Erfahrung diesen Elementen die Überzeugung bei, daß die proletarische Diktatur für sie noch immer weniger ungünstig ist als die bürgerliche. Im Endresultat hat die Heranziehung der Kleinbourgeoisie zu den klassenbedingten Armeen für die Bourgeoisie die größeren Nachteile, sie hat dabei nur Verluste. Auf die Mobilisation des Kleinbürgertums zum Dienste in ihren Armeen kann aber keine der kämpfenden Parteien verzichten. Und weiter. Die Bourgeoise mobilisiert für ihre Armeen Arbeiter und zwingt sie mit Gewalt, ihr zu dienen, wobei sie die Gewißheit hat, daß die Arbeiter zum größten Teil während der Schlacht auf die Seite des Proletariats übergehen werden. Das Proletariat seinerseits mobilisiert die Offiziere und zwingt sie, ihm zu dienen. Wenn ein Teil der Offiziere das Proletariat verrät und zu der Bourgeoisie übergeht, so gleichen sich die Chancen beider Parteien aus. Endlich ist der Nutzen, den die Rote Armee von den nicht verräterischen Offizieren hat, viel größer als der Schaden, den die verräterischen Offiziere ihr zufügen. Das ist der wichtigste Gesichtspunkt. Die Rote Armee ist groß geworden dank der Arbeit der Offiziere, die die vernichtende Arbeit der Verräter um das Vielfache wettgemacht hat. Verrat ist eine der unvermeidlichen »unproduktiven Ausgaben« des Proletariats, die mit der Aufbauarbeit seiner Klassenarmee verbunden sind. Es muß nur genau achtgegeben werden, daß diese »unproduktiven Ausgaben« sich auf einem minimalen Niveau halten. Kraft der entwickelteren Klassendifferenzierung und der noch größeren Intensität des Bürgerkrieges würde in

Westeuropa die Zahl der Offiziere, die man zum Aufbau oder zur Verwaltung der Klassenarmeen des Proletariats heranziehen könnte, wohl noch viel geringer sein. Dafür aber hinterließ dort der imperialistische Krieg bedeutende Kaders erfahrener Unteroffiziere, die sich in die proletarischen Armeen stellen werden und dank ihrer hohen Qualitäten Offiziersstellen ausfüllen werden können.

Die Frage des Kommandos ist durch die Hinzuziehung der Offiziere nicht erschöpft, sie harrt noch ihrer Lösung. Schon bei den ersten Schritten, die auf dem Gebiete der Aufbauarbeit der Roten Armee gemacht wurden, stand man vor der Aufgabe, proletarische Kommandanten zu erziehen. Nur auf diese Weise konnte die weitere Versorgung der Armee mit proletarischen Kommandanten gesichert und somit die Kluft beseitigt werden, die in allen Armeen, darunter auch in der Klassenarmee der Bourgeoisie den Soldaten von seinem Vorgesetzten trennt, sowie das natürliche Mißtrauen der Rotgardisten gegenüber ihren Stäben, in denen sie »Verräter« sitzen glaubten. Diesem Mißtrauen mußte besonders am Anfange der Aufbauarbeit der Roten Armee Rechnung getragen werden.

* * *

WIR

Ein Stück von heute und morgen

VON RICHARD SCHAIBLE

I. BILD

(Die Bühne ist verdunkelt.)

Unsichtbarer Chor spricht:

Wir sind die Vielen, die in dunkler Nacht
des Lebens Schattenseite wohnen.
Wir sind das Heer der Millionen,
die fern der Sonnentage Pracht
in staub'gen Sälen, dumpfem Schacht,
bei Riemensurren, Hammerschlag,
in ew'gem Gleichklang, Tag für Tag
im Sklavenjoche fronen.

Wir sind die Vielen, deren starke Kraft
das Weltenrad erhält im Gleiten.
Wir sind die Vielen, deren Sklavenschaft
den Herren weiche Pfühle muß bereiten.
Wir sind es, deren Arm die Scheuern füllt,
und die, gleich dem gehetzten Wild,
auf keiner Wiese Äsung finden,
und in der Berge rauhen Gründen,
dahin sie ihre müden Leiber tragen,
den Wäldern ihre Sehnsucht klagen.

Wir sind die Vielen, deren gleicher Atemzug
an einem Tag den Weltbrand ließ ersticken.
Wir sind es, deren lastgebeugte Rücken
in gleichem Takte aufgereckt, die Last zerbrechen,
die sie tragen, und eine morsche Zeit in Trümmer schlagen. —
Wir sind so zahllos wie der Sand am Meer,
ein unermeßlich großes Heer.
Durch gleiches Elend eng verbunden,
sind alle Grenzen überwunden.

Wir lauschen auf das Schlagen unsrer Herzen,
die alle durch dieselben Schmerzen
in drückend dumpfer Sklavennacht
in mächt'gen Gleichklang sich gebracht.

Heyden (im Hintergrund):
Ich fühle, Brüder, euren Willen,
Gemach, gemach, wir werden ihn erfüllen.

(Die Bühne wird hell.)

Szenerie: Straße im Arbeiterviertel einer deutschen Großstadt, rechts läßt sie den Blick auf einen größeren Platz frei.

(Es ist Nacht, das Licht fällt flackernd vom Platz in die Straße. Heyden kommt von links aus der Dunkelheit. Eine ferne Kirchenuhr schlägt eins.)

Heyden (bleibt stehen und zählt leise):
Ein Uhr, weiß Gott, ich habe mich verspätet.
Beim Redestreit um hohe große Ziele
verlier ich das Gefühl der Zeit.
Die Stunden laufen wie Minuten
und eh' ichs denke, muß ich wieder heim.
Vergessen war der Stacheldraht und die Patrouillen —
nun muß ich, wie ein Dieb, durch enge Gassen schleichen.
Doch hier in diesem dunklen Wirrwarr, Arme-Leutehäuser,
wird man mich wohl zufrieden lassen.
Vor den Quartieren, drin der Hunger haust,
da flieht der Stahlhelm wie der Teufel vor dem Kruzifix,
sie fürchten ihre eigne Wiege.

(Verschwindet auf den Platz.)

(Eine Reichswehr-Patrouille von zehn Mann kommt unter Führung eines Leutnants und eines Kriminalbeamten in Zivil im Gleichschritt vom Platze.)

Leutnant Romberg (tritt vor das zweite Haus der Straßenfront vom Platz aus gezählt):

Abteilung halt! Rechts um!
Gewehr bei Fuß!
Rührt Euch!

Gefreiter Müller, Musketier Ebel, sie halten den Eingang besetzt, lassen niemand hinein und heraus!
Bei Widersetzlichkeit machen Sie sofort von der Waffe Gebrauch! Verstanden!
Alles entsichern!

(Müller und Ebel treten an den Hauseingang, die andern gehen in das Haus hinein.)

Müller (nachdem alle verschwunden, gedämpft):
Mir wird dies Leben täglich mehr zuwider.
Hielt mich nicht der verfluchte Schein,
worauf ich mich die Jahre hab' verpflichtet,
fürwahr, ich schmiß den ganzen Plunder hin.
(Hält einen Augenblick inne.)
Erst gestern war das solch ein Tag,
den man am liebsten niemals hätt' gelebt.
Nun ja, der Rehmer tat nur seine Pflicht,
als er den Alten niederschoß,
was brauchte der sich auch zu wehren.
Doch mir war wieder so zu Mut,
wie in den letzten Kinderjahren,
als ich der Tante schwarze Katze
auf unserem Boden hab' erhängt.
Ich sah mich immer selbst am Bändel,
mit offnem Mund und weiten Augen. —
Wenn man doch Deine Ruhe hätt'.

Ebel:
Ach was, mich kümmert nur die Löhnung
und was es mittags in die Schüssel gibt.
Hab' ich nur meine Pfeife voll Tabak,
gut Essen und den Beutel voller Geld,
dann mag die Welt in Trümmern gehn.
Mich läßt das alles völlig kalt. —
(Horcht)
Doch still, sie kommen wieder,
mir scheint's, als wären sie allein.

Leutnant Romberg (tritt aus der Tür). (Zu Müller):
Hat niemand hier das Haus verlassen?

Müller: Nein, Herr Leutnant!

Leutnant Romberg (zum Kriminalbeamten, der hinter ihm aus dem Haus tritt):
Da hat er doch noch Wind bekommen
und ist uns richtig fortgeflogen. —

Kriminalbeamter (geht mit dem Leutnant zur Seite):
Die Sache ist nicht allzu schlimm.
Aus Hamburg ist der Vogel wieder hier,
der leicht in ihre Kreise weiß zu finden,
der wird uns bald auf rechte Spuren weisen.

Leutnant Romberg:
Nun, machen Sie mit ihm die Sache ab.
So gut ich weiß, wie nötig diese Leute sind,
so waren sie von jeher mir ein Ekel.
Ich mag nicht gern mit ihnen mich befassen.

Soldaten im Dunkeln: Halt, haben Sie Ausweise!

(Frauenstimmen, Geschimpfe. Ebel kommt mit zwei Frauen, die abgehärmt, ärmlich, zerlumpt aussehen, zum Leutnant.)

Ebel (meldet): Zwei Frauen ohne Ausweis.

Leutnant Romberg (scharf):
Was machen Sie so spät auf der Strasse?

Erste Frau:
Uns friert zu Haus und fehlt das Geld
um Kohlen einzukaufen.
Drum suchen wir, was andre übrig lassen,
aus Abfalltonnen, was sich noch zum Brennen eignet.

Leutnant Romberg (scharf): Haben Sie Ausweise?

Zweite Frau:
Ausweise? Nun, bekommen wir denn solche?
Ist unsre Arbeit lebenswichtig denn für Sie,
für Ihren Staat? Nach unsrem Leben fragt Ihr nicht.
Ob wir verhungern, ob die Kinder sterben,
ob unser Ofenfeuer uns erlischt! —

Leutnant Romberg (scharf):
Das ist nicht meine Sache. Führt die Frauen ab.

Frauen: Erbarmen, unsre Kinder warten!

Leutnant Romberg (wendet sich ab): O, dieser Wahnsinn!

(Vorhang fällt.)

II. BILD.

Szenerie: Eine Stube in einem Mietshaus. Rechts an der Wand steht ein großes Bett, links eine altmodische Kommode, darüber ein Wandbrett mit Büchern und Broschüren, auf der Kommode Papier und Schreibzeug. In der Mitte an der Wand steht ein

altes ledernes Sofa, darüber die Bilder Bebels und Wilhelm Liebknechts rechts und links, davor ein großer viereckiger Tisch. Rechts vom Sofa steht der Ofen, links ist eine Tür.

(Der alte Braun sitzt in Hemdsärmeln zeitungslesend auf dem Sofa, Fritz Braun kniet am Sofa und packt Zeitungen in einen Rucksack.)

Der Alte (blickt von seiner Zeitung auf, zu Fritz):
Wo soll das Bündel hin?

Fritz: Nach Nordwest wollt' ichs bringen.

Der Alte:
Vergiß nicht von den Blättern mitzunehmen,
die gestern mit der Post gekommen sind.
Und auf dem Rückweg kannst du bei dem Fischer fragen,
wie es mit Arbeit für dich steht.
Was dir die Stadt an Unterstützung zahlt,
genügt nicht für die Mittagssuppe,
von meiner Rente ganz zu schweigen.
Gäb' Franz nicht alles her, was er verdient,
wir müßten längst die eignen Knochen nagen. —

Fritz:
Nun, ist es heute nicht schon so,
dies Hungerleben Tag für Tag,
dies ew'ge Betteln um den Sklavendienst,
der ständig mit Bedauern abgewiesen.
Du stehst barhäuptig vor dem großen Herrn,
der, die Havanna in den dicken Lippen,
mit seiner goldnen Kette spielt.
(Er schweigt — du sprichst von jenen Zeiten,
da er mit deinem Vater auf der Schulbank saß.)
Er sagt: »Ja, ja — doch bei der heut'gen Lage
bedaure ich.« Du möchtest ihn zu Boden schlagen
und flüsterst nur: »Entschuld'gen Sie, daß ich Sie störte.«
Du willst dich niemals wieder bücken
Und schon die nächste Stunde beuget dir den Nacken. —
Ich kann die dumpfe Luft des Deutschen Reiches
nicht länger atmen.
Ich werde alles, was ich Eignes hab', verkaufen,
nach Rußland gehn und dort
im Kampfe mit den Weißgardisten
die Kraft gebrauchen, die mir hier verdorrt. —

Der Alte:
Dort sollst du wirken, wo du dich befindest.
Die Russen brauchen deine Hilfe nicht im Kampfe,
doch deine Arbeit unterm deutschen Volke
ist ihnen Flamme, dran sie sich erwärmen,
wenn Hoffnungslosigkeit die Herzen will erkalten lassen.
⟨Es klopft.⟩
⟨Fritz öffnet. Herein kommen Rothmann und Heyden.⟩

Rothmann: Gottlob, wir wären sicher angelangt.
⟨Schüttelt erst Fritz, dann dem Alten die Hand.⟩
⟨Heyden desgleichen.⟩

Rothmann ⟨zum Alten⟩:
Ihr kennt euch schon, drum will ich kurz mich fassen:
Er wird jetzt von der Polizei gesucht
und konnte nur durch Flucht sich retten.
Ihr müßt vorläufig ihn verbergen,
bis der Kurier zurückgekehrt. —

Der Alte:
Ich kenne die Geschichte, will,
soweit ich kann, dir Hilfe leisten,
willst du mit unsrer Armut teilen?
⟨Es klopft.⟩
Es klopft, wer mag das sein?
Herein!
⟨Alle sehen nach der Tür.⟩

Erwin Vogel ⟨elegant gekleidet, kommt herein und geht auf den Alten zu⟩: Verzeihung, Hermann Braun?

Der Alte: Jawohl, das bin ich selbst.

⟨Erwin Vogel zieht einen Brief aus der Tasche und gibt ihn dem Alten.⟩

Erwin Vogel ⟨zu Heyden⟩:
Wir kennen uns von Bremen her,
doch deinen Namen habe ich vergessen.

Heyden:
Das Namennennen können wir uns sparen,
denn heute hat ein Name nichts zu sagen.
Weiß keiner doch, wer hinter ihm verborgen.
Auch du bist mir dem Äußern nach bekannt,
ohn' daß ich wüßte, wo ich dich gesehn.

Vogel:

Jetzt, wo ich deine Sprache höre,
ruft sie Erinnerungen wach.
Es war in Bremen, als die weißen Garden
den Gürtel zogen um die freie Stadt.
Die Arbeitslosen hatten sich versammelt,
um ihrerseits zum Kampfe sich zu stellen.
Du sprachst. Und flammende Begeisterung
hört ich aus deinen Worten klingen.
Du packtest, zogst die Massen hoch empor,
und lauter Beifall wurde dir zum Lohne.

Heyden:

Was half's, es kam der Kampf, es kam das Unterliegen.
Mich schleppten sie nach tausend Qualen zum Gericht.
Sechs Jahre Zuchthaus war das Resultat.
Doch bald durchbrach ich meiner Wächter Kette,
durchreiste flüchtend Ort für Ort.
Fand nirgends eine Ruhestätte,
und kaum hier seßhaft, muß ich wieder fort.
Was nützt mir auch des Leibes Sicherheit,
wenn mir der Mund verschlossen bleibt.
Oft ist's, daß eine Kraft mich treibt,
auf offnem Markt die Stimme zu erheben,
dem Volk die bittre Wahrheit geben.
Und will ich's tun, zwingt die Vernunft zu schweigen
und stumm muß ich mich ihrer Stimme beugen. —

(Vorhang fällt.)

III. BILD

Scene: Ein Weinrestaurant.

Personen: Reichswehroffiziere und Dirnen, z. Tl. betrunken.

Chor der Offiziere (singt):

Es lebe das Leben, es lebe der Wein.
Es leben die Mädchen, die holden.
Und schenkt uns die Sonne noch heut ihren Schein,
wir wolln uns das Dasein vergolden.

Bald dien' ich dem Kaiser, bald dien' ich dem Zar,
wer mag sich mit Sorgen befassen.
Ob russischer Adler, ob zollernscher Aar,
hei, leben und leben lassen.

Es klingen die Gläser, es funkelt der Wein.
Die Mädchen, sie scherzen und singen.
So lustig solls heute, solls immerdar sein
das Geld ist ja da zum Verbringen.

‹Leutnant Romberg springt auf, geht ans Fenster und trommelt an den Scheiben.›

‹Leutnant Berger geht auf ihn zu und schlägt ihm auf die Schulter.›

Leutnant Romberg ‹wendet sich zurück›:
Was willst Du?

Leutnant Berger:
Setz dich zu uns, laß die Grillen,
lustig, lustig wolln wir sein.
Willst du uns den Spaß verderben
wenn vielleicht in tausend Scherben
morgen schon die alte Welt
über uns zusammenfällt.
Füll den Becher, laß ihn klingen.
Heute wolln wir lachen, singen,
morgen mag der Aschenwagen
uns zu altem Kehricht tragen.
Heute gibts noch Lieb und Wein,
lustig, lustig wolln wir sein. —

Leutnant Romberg:
Ich kann nicht mehr, laßt mich allein!
Singt, sauft und hurt soviel ihr könnt,
bis euch das Glück von dannen rennt. —

Leutnant Berger:
Alter Griesgram, Grillenfänger.
Geh hinaus, verdirb nicht länger
uns den saubern Höllenspaß!
‹Ruft›
Brüder, hierher noch ein Glas!
‹ein Offizier bringt ein Glas Wein›
Hier, du altes Bruderherze
Trinke! Trinke, lache, scherze.

‹Leutnant Romberg ergreift das Glas, stürzt es auf einen Zug hinunter und wirft es dann vom Ekel erfaßt, von sich, es zerschellt.›

Leutnant Berger:

Ha ha, du alter Höllendrachen,
mit dir ist wirklich nichts zu machen.

(Geht wieder an den Tisch.)

Chor (singt):

Auf, ihr Brüder, laßt uns singen,
laßt uns heute fröhlich sein.
Lustig solls zum Himmel dringen
unser Lied auf Lieb und Wein.

Volle Gläser, trockne Kehlen,
toller Mut und froher Sinn.
Lustige Soldatenseelen
kommen über alles hin.

Will dich graue Sorge packen,
regt es sich in deiner Brust,
pack den Störer flink beim Nacken,
sing ein Lied von Liebeslust.

Laß die Liebste, laß sie weinen,
s'gibt ja Mädchen überall.
Hoch die Deinen, hoch die Meinen.
Vivat hoch mit lautem Schall.

(Beim Schluß springen alle auf, lassen die Gläser aneinanderklingen und trinken sich zu.)

Erwin Vogel (kommt herein und bleibt bei der Tür stehen bis der Gesang vorbei ist):

Ha, hier gehts lustig zu, das will ich meinen.
Ich hab das Heiligtun, das Flennen, Weinen
der Volksbeglücker gründlich satt.
Doch hier dagegen wills mir passen.
Die Pfropfen lustig knallen lassen,
das Mädchen um die Taille fassen
solange sie noch Formen hat. —

(Klopft auf seine Tasche)

Hab ja erst wieder was bekommen
hier wird mirs gerne abgenommen.
Doch halt, wo mag der Romberg sein.
Ich seh ihn dort nicht mit beim Wein.
Er soll den neuen Fisch noch fangen,
der ihm schon einmal durchgegangen.

Weiß Gott, ich hab' ein Riesenschwein
das bringt mir wieder herrlich ein.
Hallo, dort steht mein Mann ja schon.
<Geht auf Romberg zu>
Herr Leutnant, meld' mit Permission,
<mit komischer Verbeugung>
daß einer ist ins Garn gegangen,
daß man ihn nur noch braucht zu fangen.
Der Mann, der kürzlich Ihro Gnaden
zerriß den feingesponn'nen Faden,
hält sich am Orte hier versteckt,
wo ich ihn heute hab' entdeckt.

Leutnant Romberg:
Ich bin jetzt dienstlich nicht zu sprechen.
Hat's Zeit bis morgen, bitt ich's zu verschieben.

Vogel:
Auch gut, ganz so wie Sie belieben.
Doch dürft ich hiermit Ihro Gnaden
zu einem Gläschen Wein laden?

Leutnant Romberg:
Daß ich mit Ihnen dienstlich hab zu tun,
bringt Sie mir keinen Fußbreit näher
Ich bleibe Offizier und Sie bezahlter Späher.
Ich diene meinem Vaterland
wie mein Geschlecht seit langen Jahren.
Sie sind Verräter ihrer eignen Brüder.
Mit Menschenleben schachern wie mit Waren
bleibt stets ein schmutziges Geschäft.
Den Judas zahlt man, doch man ehrt ihn nicht.
<Dreht sich um und läßt Vogel stehen>

Leutnant Berger <sieht Vogel und geht auf ihn zu>:
Du Vogel, alter Zechgeselle,
was führt dich über diese Schwelle?

Vogel <noch immer Romberg nachsehend>:
Der Romberg ist ja heut moralisch.

Leutnant Berger:
Ach was, wir freun uns kanibalisch
und dieser hartgesottne Sünder,
der Weiberschrecken, Leuteschinder,
will plötzlich hier den Pfaffen machen.

Ist's nicht zum Heulen, ist's zum Lachen.
Doch komm zum Tisch, drum wird der Wein,
auch nicht ein Quintchen schlechter sein.

(Berger und Vogel wollen zu den Tischen gehen, da ertönt vor der Tür Lärm. Alle springen auf und laufen nach draußen, Romberg kommt nach vorn, zieht einen Brief aus der Tasche und liest. Der Lärm entfernt sich.)

Leutnant Romberg:

Was tun? Hier steht die Pflicht,
dort steht ein Menschenleben.
Ein Menschenleben? Mehr noch, eine Kette Schmerzen,
eine Kette Haß und neuer Kampf,
und neues Blut und neue Tränen.
O, dieses aussichtslose Ringen,
wie lange währt es schon,
wieviele sah ich fallen,
wieviele schließen Kerkertüren ein?
Und immer neue steigen aus den Tiefen
und immer breitre Kreise zieht der Haß,
und immer schlimmer wird das Ende werden.
Was stemmen wir, die Stützen einer alten Welt,
uns gegen neues frühlingsstarkes Leben.
Die Mauer wankt, granitne Felsen beben
und über uns der morsche Bau zusammenfällt. —
Die Uhr ist zwölf, es scheiden sich die Zeiten.
Ich will, ich muß, ich werde mich entscheiden.

(Nimmt den Brief, zündet ihn an. Wie die letzten Stücke verbrennen, kommt Berger herein und geht auf Romberg zu.)

Leutnant Berger (lachend):

Aha, jetzt wird mir alles klar.
Das Liebchen hat 'nen Korb gegeben.
Vielleicht liebt sie 'nen andern gar?
Nun trauert er und nimmt sich noch das Leben.
Du bist ein Esel, laß das Mädel laufen
Hier kannst du jeden Tag 'ne andre kaufen.

Leutnant Romberg:

Was solls, du wirst mich nicht verstehen,
du nicht, und alle die ihr hier versammelt seid.
Ihr fühlt wohl dunkel euer Ende nahen
doch statt das Neue zu erfassen,
und der Geschichte Wandel zu begreifen,

und danach euer Leben einzurichten,
sucht ihr zu retten, was zu retten ist
an seichten Freuden, taumelnden Genüssen.
Ihr freut euch, an das Morgen nicht zu denken
und doch wird euch das Schicksal keine Stunde schenken.

Leutnant Berger:
Krauch du in deinem Katzenjammer
bis in die letzte Rumpelkammer
such unter Runen, Pergamenten,
auf Ziegelsteinen, dicken Bänden,
die letzte Weisheit zu ergründen.
Die Antwort wirst du nimmer finden.
Genieß das Heute. Für das Morgen
da laß nur unsern Herrgott sorgen.

Leutnant Romberg: Wenns einen gibt? —

Leutnant Berger (lacht):
— Sind wir es sicher, die er liebt.
Laß Ammen ihren Ammenglauben,
ich glaube an den Saft der Trauben.

Leutnant Romberg:
Das heißt, ich glaube ans Vergessen,
das heißt, ich will nichts sehen,
will nichts wissen, will weiter ins Verderben taumeln.
Und weh jedem, der mir meine Ruhe stört,
der mir die Binde von den Augen reißt
um hinter allen meinen Freuden,
die Totenfratze aufzuzeigen. — Nur zu,
doch glaubst du, heute dich zu freun,
du wirst es morgen bitterlich bereun.

(Ab.)

Leutnant Berger (blickt ihm nach):
Der Mensch ist mir ein Rätsel.

Vorhang fällt.

IV. BILD

Gefängniszelle, Nacht.

Heyden:
O, dieses Dunkel um mich her,
das meinen Geist in dunkle Bahnen lenkt
und ausweglos die Zukunft läßt erschauen.

Wo ist die Kraft, die mich zum Reden zwang,
die mir voll Mut die Adern ließ erschwellen?
Ich bin entwurzelt, bin ein wildes Reis,
das man zum Schmuck in eine Vase steckte.
O, Brüder, kommt zu mir und helft mir
wie ich euch geholfen, befreit mich.
Pflanzt das rote Banner auf
und laßt mich wieder Bannerträger sein.

Erinnerungen laßt mich los,
o könnt ich doch die bunten Bilder scheuchen.
Doch immer wieder seh ich sie,
die Bataillone, die einstmals meinem Ruf gefolgt,
wo sind sie? Tot die einen, und die andern
gleich mir in Eisenketten festgelegt.
Doch die, die leben, — kommt doch, singt vorbei,
laßt euren Ruf in meinen Ohren gellen,
zerreißt die Stille, laßt die Büchsen knallen
marschiert und laßt die Erde zittern.
Zeigt, daß ihr lebt, laßt eure Ketten rasseln.
Zeigt, daß ihr lebt!

(Lange Stille.)

Nichts!

(Wieder Stille.)

Was ist mit mir?
Fand ich doch früher Worte
und gestern vor dem Richter blieb ich stumm.
Blieb stumm, war Angeklagter
wo ich Kläger war,
wo ich der Zeit ins Angesicht
die bittre Wahrheit hätte sagen sollen.
Und ich muß reden, ja ich werde reden,
ja alles werde ich den Heuchlern sagen
die für das Unrecht Recht zu sprechen wagen.
Die Kindheit werd ich schildern, die sie nicht durchlebt
den Hunger, den die Satten nicht gekannt.
Die Lüge, daß sie Christum wollen lehren
und mich hineingezwängt in Frohn und Drill,
zu töten jene, die mich nicht gekannt
und die, gleich mir, gezwungen, nur zum Morden. —
O, diese Feigen, die im ersten Wettersturm
als die Novemberstürme brausten,
entflohen, in die letzten Ecken sich versteckt,

um heute für die Republik, wie damals
für den Kaiser Recht zu sprechen.
Man soll mich hören, meine Stimme soll
wie Kriegsfanfare durch die Lande gellen.
Nicht ihnen soll es gelten, nein hinaus
zur ganzen Menschheit soll die Kunde dringen
den Müden neue Hoffnung bringen,
dem Schwachen neue Lebenskraft
die Muskel stählen, die erschlafft.
Grelleuchtend in die Finsternis hinein
Wegweiser den Bedrängten sein.

(Schweigen.)

(Von ferne leise Schritte, sie kommen näher. Ein Schlüssel wird ins Schlüsselloch gesteckt, die Tür öffnet sich, ein Lichtschein fällt herein und läßt an der Tür Leutnant Romberg erkennen.)

Leutnant Romberg:
Still!
(Schließt die Tür, leuchtet mit einer Taschenlampe Heyden ins Gesicht.)
Bist du Heyden?

Heyden:
Ja, wer bist du?

Leutnant Romberg:
Ein Freund!
(öffnet die Ketten)
Du kannst entfliehn.

(Auf dem Korridor ertönen Schritte, kommen vorbei, gehen wieder zurück. Mit lautem Geräusch wird der Riegel zurückgeschoben. Vor der Tür Gemurmel. Dann gehen die Schritte weiter, eine Tür wird in der Ferne laut zugeschlagen, dann Stille.)

Heyden:
Wir sind beide gefangen.
Freund, du opferst dich für mich.

Leutnant Romberg:
Nein, für die Sache, die dich braucht.
Ich habe eine Feile hier.

H e y d e n:
Zum Fenster.
(Geräusch der Feile)
Die Mauer gibt nach,
wir sind frei!

L e u t n a n t R o m b e r g:
Ja, vogelfrei!
Vorhang fällt.

V. BILD.

Szene: Marktplatz, rechts ein Denkmal, links quer über die Bühne ein besseres Restaurant, hellerleuchtete Fenster. (Es ist schon halbdunkel.) Hinter den Fenstern sitzen fette Bürger und speisen. Zug der Arbeitslosen kommt von rechts unter dem Gesang der Internationale und stellt sich um das Denkmal, daß die ersten Reihen zu sehen sind. Im Restaurant entsteht eine große Bewegung, teilweise eine Flucht in den Hintergrund, teilweise neugieriges Betrachten durch die Scheiben.

A r b e i t s l o s e (singen):
Schon jubeln des Sieges Signale
empor, der Tag bricht ein.
Die Internationale
wird die Menschheit sein.

(Einige Arbeitslose ballen die Fäuste den im Restaurant Sitzenden.)

R u f e: Hunger! Arbeit! Brot!

1. A r b e i t s l o s e r:
Wir stehen hier und heben unsre Hände
empor, zur festen Faust geballt,
und schrei'n, daß von der Berge Wände
vieltausendfach das Echo schallt,
noch einmal, wie so oft den Schrei,
gebt uns zum Leben, nur zum Leben frei.
Hier unsren Armen, die so lang' geschafft,
entschwindet langsam auch die letzte Kraft.
Wir siechen hin in allertiefster Not,
wir wollen leben, wollen Arbeit, Brot!

R u f e: Arbeit! Brot!

1. A r b e i t s l o s e r:
Wir haben unsre Forderungen vorgetragen,
sie sollen selbst uns ihre Antwort sagen.

Rufe: Sie sollen sprechen! Heraus! Ruhe! Sie kommen! Ruhe! Er will sprechen! Ruhe! Verräter! Ruhe!

Senator (hinter der Bühne, unsichtbar, rechts):
Volksgenossen!
Wir gingen stets auf euer Wohl nur aus
und wissen, wie die Not in eurem Haus.
Wir kennen alles Elend dieser Zeit
und waren stets zum Helfen auch bereit.
Doch unsre Mittel sind auch klein,
der Staat steckt tief in seinen Schulden.
Wir gingen weiter als es sollte sein
und mußten viele Angriffe erdulden,
doch werden auch in Zukunft nimmer ruh'n
und werden sehen, was wir können tun!

Rufe: Klare Antwort! Verräter!

1. Arbeitsloser:
Das ist das Lied, das wir so oft gehört,
das uns so oft in unserm Kampf betört
und das doch keines Kindes Hunger stillt
und keinem gab vom Überfluß des Brotes.
Es macht mich zu dem letzten Kampf gewillt:
das Eingeständnis ihres eignen Todes.
Sind sie nicht fähig, jene anzufassen,
die dort im Überflusse schlemmen, prassen,
so liegt die Kraft, dies schlimme Los zu wenden,
in unsern, in der Proletarier Händen.

Rufe: Militär!

Rufe von links: Straße frei!

Leutnant (springt mit vorgehaltenem Revolver vor):
Ich fordere Sie auf, den Platz zu räumen!

Rufe (unter den Arbeitslosen): Verhandeln!

Leutnant: In 5 Minuten lasse ich schießen!

Heyden (springt aus dem Haufen auf den Denkmalssockel):
Proletarier im Waffenrock!
Wir sind Brüder! Seit' an Seite
standen wir in mancher Schlacht,
wähnend, daß in diesem Streite
unsre Freiheit würd' gebracht.

Wir sind Brüder, wir erkannten
spät dies feste Lügenband.
Wir zerbrachen's und wir fanden
uns vereint im Vaterland.

Wir sind Brüder! Viele Stunden
trugen wir die gleiche Last.
Eure Wunden, unsre Wunden,
unsre Not auch euch erfaßt.

Wir sind Brüder, unsre Ketten
schlingen sich um euer Bein.
Unser Sieg wird euch erretten,
euer Sieg ist neue Pein.

Leutnant: Canaille!

(Schießt auf Heyden.)

Feuer!

(Soldaten zögern.)

Heyden (getroffen):
Es lebe die Revolution!

(Bricht zusammen.)

Rufe (Arbeitslose):
Rache!

Leutnant (zu den Soldaten):
Zum Donnerwetter! Feuer!

(Es fallen vereinzelt Schüsse. Arbeitslose fliehen, verschiedene fallen getroffen hin. Soldaten.)

2. Arbeitsloser (Getroffen bäumt sich halb auf):
O, Wahnsinn dieser Zeit,
die unsre Brüder zwingt,
Mordwaffen gegen eignes Fleisch zu kehren
das um die Freiheit kämpfend ringt
und kaum vermag, die Feinde abzuwehren.

O, Wahnsinn, der Verblendung gleich
in abertausend Hirnen liegt
und der aufs neue Streich auf Streich
uns unters Joch zum Frohnen biegt.

So sind wir wenige, die unser Blut
mit Jauchzen haben hingegeben.
Nicht sterben will ich, will voll Jugendglut
noch weiter für die Freiheit leben.

(Sinkt zurück.)

Heyden (leise):

Es fließt mein Blut und alle Sorgen
sie fallen langsam von mir ab.
Schon sehe ich am offnen Grab
der Menschheit freudevolles Morgen.
Und ich begreife, was mir Rätsel war,
Die ehernharten Schritte der Geschichte.
Mir wird auf einmal das Vergangne klar,
und alle Klagen, aller Traum zunichte.
Ich sehe, daß uns das Geschick
vermag, nicht eine Lehre zu erlassen,
und rückwärts richten meinen Blick
Vermag ich das Geschehne zu erfassen.
So hämmert jeder Tag der Not
am Bau des Dunkels eine große Lücke,
so schlägt nur eines Proletariers Tod
ein Glied der Kette klingendhell in Stücke.
So bin ich Stufe auf der Menschheit Leiter,
ich sterbe, du, Geschichte, eile weiter.

(Sinkt zurück.)

Vorhang fällt.

VI. BILD

Scene: Studierzimmer Rombergs, klein, Schreibtisch, Bücherschrank.

(Romberg sitzt am Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt.)
(Martha sucht im Bücherschrank.)

Romberg:

Ich bin so müde.

Martha:

Bist du krank?

Romberg:

Ich weiß es nicht.
Es fehlt der Glaube an mich selbst.

— Als ich den Degen von mir warf,
mein ganzes Leben, wie ichs einst gelebt
zerbrach, entsagte allem Vorteil meines Standes,
ging ich zum Proletariat mit großem Glauben
an alle, an die schöpferische Kraft,
den Opfermut in jedem einzelnen.
So groß, erhaben, wie ich sie gesehn
bei jenen, die ihr ganzes Leben dem Kampfe, dem Märtyrer-
[tum geweiht.
Und kämpfte zähen Kampf, die Zweifel zu vertreiben,
die meiner Hilfe, einer Mauer gleich,
entgegenstanden, und sah den Sieg,
sah aufgenommen mich
in Kreise, die ich heiß ersehnt.
Und stehe hier, beginne zu begreifen
daß sie nicht reif, nicht wert
des Zieles sind, um das für sie
wir unsre Kraft vergeuden.

Ich suche Liebe, finde nichts als Haß,
als eine Herde hungertoller Wölfe.
O Fluch, in dieser grausen Zeit
mit offnen Augen durch die Welt zu wandern. —
O, Rom, dein Ende nicht erleben.

Martha (hoch aufgerichtet):
Du richtest scharf und falsch,
du haderst mit dir selbst
und suchst die Schuld auf andre abzuwälzen.
Wie war es? Schufst du mich nicht selbst
so wie ich heute vor dir stehe.
Gabst du mir Antwort wenn ich still dich fragte,
halfst du mir aufwärts, wiesest mir den Weg?
Nein! Meine Fragen liefen dir zuwider
und warst du fröhlich, lachtest du mich aus,
sonst floh ich die erhabene Gebärde.
Du machtest mich zu dem, was du gehaßt,
zur Ehefrau, die dir bei andern Ziel des Spotts. —
Doch nun will ich dir helfen und will an deiner Seite,
der Menschheit Freiheitsland erkämpfen.
Doch hilf du mir und laß mich dort erkennen,
wo deine Augen klarer sehn als meine.

Romberg:
Ja, du hast recht. So bin ich schuldig —

Martha:

Sind wir beide schuldig.
Doch unsere Schuld von gestern
soll dem Morgen rechte Wege weisen.

(Es fallen draußen Schüsse, zuerst vereinzelt. Dann das Tacken der Maschinengewehre. Beide horchen umschlungen nach draußen. Die Tür wird aufgerissen.)

Rothmann (stürzt herein):

Berlin ist unser, Bremen ist gefallen.
In Hamburg tobt der Kampf noch durch die Straßen.
Doch du warst Offizier, wir brauchen dich.
Am Marktplatz ist ein schwerer Kampf entbrannt.
Die Masse wankt, wir können sie nicht halten
Geh, eile, ehe es zu spät.

Romberg:

Die Masse wankt —
(schweigt)
wer sind sie, oh ich kenne sie
Sie schreien hoch dem Kaiser, hoch dem König
und heute hoch der Rebellion
und morgen jubeln sie zu unserm Tode.

Rothmann:

Was ist das, — ich begreife.
Du kennst sie nicht, du hast noch niemals Seit' an Seite
mit ihnen in der Front gestanden
und suchst das Ganze nach dem Einzelnen zu werten.
Das ist die ganze Kunst der Unterdrückung
daß sie den einen aus der Masse reißt,
ihn nimmt heraus aus seinem Mutterboden,
das Ich! das heuchlerische Ich verstärkt
um dann die Kraft des Wir zu töten.
Ihm Bürgerrechte vorzutäuschen sucht
ihm Pflichten gegen jenen Staat,
den Staat der Reichen, trachtet vorzuspiegeln.
Das war die Kraft, die ihm die falschen Wege wies,
doch sie ist schwach, denn immer wieder
muß man hinein sie in die Arbeit schicken
Pfercht man zusammen sie in gleiche Not
und lehrt sie so die Macht des Wir begreifen.
Und sie erkennen, sie erfassen
die Kraft, die alle Proletarier treibt.

Und Du. Geh nicht hinab,
Geh hin und schließe ihre Reihen,
und lerne du im Knattern der Gewehre
was andern hat der Arbeit Lied gelehrt!

Romberg:
Ich will!

Martha:
Wir wollen!

(Inzwischen ist der Kampflärm immer näher gekommen und ertönt jetzt dicht hinterm Fenster. Romberg reißt das Fenster auf. Ihm gegenüber steht die Abteilung Soldaten und schießt.

Romberg:
Kameraden! Haltet ein!
Ihr kennt mich!

Soldaten (blicken auf und erkennen ihn, Rufe):
Leutnant v. Romberg!

(Die Soldaten werfen die Gewehre fort. Arbeiter eilen auf sie zu und entwaffnen sie.)

(Ein Schuß.)

Romberg (taumelt getroffen ins Zimmer):
Ich sterbe! Wir — haben — gesiegt!

Draußen ertönt mächtig die Internationale.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.
Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.
Forum-Verlag: Berlin W 35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelma R. Saling & Co., Berlin SW 68.

DAS FORUM

5. Jahr Juni 1921 Heft 9

HÖLZ

Und grade darauf beruht die tieferschütternde Tragik seines Schicksals, daß eben das, was den Vorzug seines Adels eben ausmacht: der ideale Schwung seines Rechtsgefühls, die heroische, alles vergessende und alles opfernde Dahingabe an die Idee des Rechts im Kontakt mit der elenden damaligen Welt, dem Uebermut der Großen und Mächtigen und der Pflichtvergessenheit und Feigheit der Richter, zu seinem Verderben ausschlägt. Was er verbrach, fällt mit verdoppelter und verdreifachter Wucht auf den Fürsten, seine Beamten und Richter zurück, die ihn gewaltsam aus der Bahn des Rechts in die der Gesetzlosigkeit drängten.

Rudolf v. Ihering
über Kleists Michael Kohlhaas.

I

Die erschütterndste Erzählung der Weltliteratur, die wir dem preußischen Junker Heinrich von Kleist danken, erzählt von einem Roßhändler, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts an den Ufern der Havel lebte, — Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffendsten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit, fügt der Dichter gleich im Eingang hinzu. Und dieser außerordentliche Mann, der als das Muster eines Staatsbürgers hätte gelten können, wird durch den Lauf der Ereignisse aus verletztem Rechtsgefühl zum aufrührerischen Empörer, zum Mordbrenner, der Dörfer und Städte in Asche legt, in die sein Gegner sich geflüchtet haben kann, er wird der Anführer eines Gesindels, das raubt, plündert und zerstört.

Was sich vor einem Halbjahrtausend an den Ufern der Havel begab, wiederholt sich im 20. Jahrhundert vor unsern Augen. Der märkische Roßkamm fand in dem revolutionären Dichter Heinrich v. Kleist einen Anwalt, den es reizte, die Paradoxie des Weltlaufes aufzuzeigen: wie der im moralischem Sinn Höherstehende der anonymen Gemeinheit der Welt unterliegt,

die Macht immer über Recht triumphiert. »Die gebrechliche Einrichtung der Welt« sagt Kleist — der Marxist würde heute sagen: der Klassencharakter der Gesellschaft — will es, daß Michael Kohlhaas dem Übermut der Junker unterliegt. Denn zu den Junkern gesellt sich die bestechliche Justiz, gesellt sich die Obrigkeit, gesellt sich der Landesherr, gesellt sich der Staat, gesellt sich die öffentliche Meinung. Es sind die Attribute der Macht, die das offizielle Gesetz bestimmt und zugleich das primitive, absolute Recht des einzelnen mißachtet, höhnt, schändet und in sein Gegenteil verkehrt, wenn und sobald sie will. Kleist wollte zeigen, mit welch unerbitterlicher Konsequenz ein so leidenschaftlicher Mensch, dessen auf das Absolute gerichteter Sinn jedes Kompromiß, jede Konzession verneint, wie ein solcher Mensch gegen das ihm angetane Unrecht kämpfen, wie er diesem Kampf alles, seine Familie, seinen Ruf, sein Vermögen, sein Leben opfern, — und wie er in dieser Welt zugrunde gehen muß.

Die Analogie zwischen dem märkischen Räuberhauptmann, dem einer unserer größten Juristen in seinem berühmten Werk »Der Kampf ums Recht« einige unsterbliche Seiten widmete, — die Analogie zwischen Kohlhaas und Hölz, dem modernen Bandenführer, ist unverkennbar. Im 16. Jahrhundert wurde ein einfacher, schlichter Mensch durch eine Kette von Umständen getrieben, sein primitives Rechtsgefühl zu befriedigen, da es aufs schmählichste beleidigt wurde.

Max Hölz aus Riesa an der Elbe hat vom Gesichtspunkt der bürgerlichen Gesellschaft Verbrechen über Verbrechen begangen. Er wurde — wie vor 500 Jahren Kleists Kohlhaas — der Schrecken Mitteldeutschlands. Man hat ihn schließlich gefaßt und die Justiz einer Republik, in der Mörder und Mordanstifter frei herumlaufen, klagt ihn über 50 einzelner Straftaten an, von denen 18 Schwerverbrechen darstellen. Er ist angeklagt: des Mordes, des Totschlags, des Landfriedensbruchs, des Hochverrats, der Aufforderung zum Ungehorsam der Gesetze, räuberischer Erpressung, schweren Raubes, der Brandstiftung und mehrerer

anderer Kapitalverbrechen. Es gibt kaum einen Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches, der ihn nicht bedroht. Hunderte von Jahren Zuchthaus müßten die Richter als Klassenrichter über ihn aussprechen. Sein Leben reichte nicht aus, um seine Strafe zu büßen. Am liebsten möchte man ihn köpfen. Max Hölz ist gegenwärtig der bestgehaßte und gefürchtetste Feind des deutschen Bürgertums. Vor ihm wurde nur noch Karl Liebknechts Name in den Massen des Proletariats und im Bürgertum so populär, so der Gegenstand heftigster Diskussion. Dieser fanatische Revolutionär ist zweifellos kein reiner Marxist, auch kein gelehrter Theoretiker. Und die Herren Kautsky, Hilferding und Friedrich Adler (obschon der letztere einstmals auch eine Tat beging) dürfen diesen rigorosen Klassenkämpfer als einen A. B. C.-Schützen von ihrer hohen Warte herab belächeln. Hölz wird sie vermutlich als gelehrte Sch . . . kerle sehr gering achten und nicht einmal belächeln. Denn er fühlt sich dem Mordbrenner Kohlhaas verwandter als dem greisen Männlein, der über die Diktatur des Proletariats vor einem Jahrzehnt Vortreffliches zu philosophieren verstand, um heute mit seinem demokratischen Geschwätz Waffen der Orgeschrepublik zu liefern.

II

Max Hölz ist kein Kohlhaas, aber er ist aus seinem Stamm. Kleists Held ist sein unmittelbarer Vorfahr. Michael Kohlhaas war kein Kommunist. Er war ein Aufrührer, ursprünglich ein rechtschaffener und wohlwollender Mann, der grade durch sein Rechtsgefühl zum Attila wurde. Im Lauf seiner Sendung steigert sich sein exstatisches Wesen bis zur Verzückung. Er nennt sich in den Manifesten, die er herausgibt, »einen Statthalter des Erzengels Michael« und unterzeichnet sie: »gegeben auf dem Sitz unserer provisorischen Weltregierung«. Kohlhaasens Sproß ist nicht dumm genug, um selbst im 20. Jahrhundert auf die Attribute der Romantik zu verzichten. Die armen verelendeten Massen des Vogtlandes jubelten dem »Räuberhauptmann« Hölz als

ihrem Befreier und Erlöser aus niederdrückender Knechtschaft zu. Sie sahen in ihm mit Recht ihren Freund. Denn er schaffte ihnen, was andere nur versprachen. Er erleichterte — wenn auch nur für wenige Wochen — ihr mit Sorgen und Qualen beladenes Dasein. Er zeigte ihnen sichtbar Weg und Ziel der Revolution. Er schrieb keine Broschüren, sondern sammelte eine Schar handfester Gesellen, zog mit ihr in die Dörfer und Städte, forderte von den erschrockenen Bürgern Mittel für die Armen und Ärmsten, verhaftete Bürgermeister, Pastoren und Geheime Räte, raubte bürgerlichen Schiebern das von ihnen Geraubte, hielt Gericht über sie, entlohnte mit den erpreßten Geldern Arbeiter, Arbeitslose und nicht zuletzt seine Soldaten, übte in dem von ihm beherrschten Gebiet die Diktatur dergestalt aus, daß er hoffte, dadurch die proletarische Bewegung vorwärts zu treiben. Bewußt wollte er Ansporn und Lockung sein. Die Parteien wollten nichts von ihm wissen? Die K. P. D. schließt ihn aus? Auch gut! Er handle nicht kommunistisch? Er sei nur ein Utopist und bestenfalls ein wilder Revolutionär?

Angewidert von dem Gezänk der Parteien, von der subalternen Gesinnung, der Herzensträgheit, der lächerlichen Impotenz der »Führer« — pfeift Max Hölz längst auf alle Etikettierungen, die man ihm anheftete. Er weiß, daß das Bürgertum ihn vergöttern würde, wenn er in seinen Reihen kämpfte. Als Orgeschoffizier wäre er in der ebertinischen Republik ein von allen Patrioten geliebter Held. Seine Husarenstreiche würden die faden Unterhaltungen in allen Salons der guten Gesellschaft würzen. Da er aber im anderen Lager steht, da er für die Arbeiter und gegen ihre Ausbeuter kämpft, da er sich als Todfeind der Bürger bekennt und handelt, da er mit auffallendem Mut, mit List und Sicherheit vorgeht, da er die herrschende Klasse an ihrer empfindlichsten Stelle, am Geldbeutel, trifft, da er die Ausbeuter ausbeutet, die Militärs und Militaristen nach ihren eigenen Methoden behandelt, mit ihnen — er hat sie vier Jahre lang an der Arbeit gesehen — in ihrer brutalen Sprache spricht, bäumt sich die

bürgerliche Kanaille auf. Sie hetzt die wilde Meute, die in ihrem Solde steht, die Spitzel, die Journaille, die Sipo, alle Hilfstruppen der weißen Garde auf den einen Mann, der im Augenblick ihr gefährlichster Feind. Endlich packt sie ihn. Der oberste Hort von Berlin, der Präsident der Polizei, ein ehemaliger Arbeiter, erläßt an den Anschlagsäulen Berlins nach Hölzens Verhaftung die folgende Bekanntmachung: »Wer aufklärende Mitteilungen, die zu einer Verurteilung des Hölz führen, machen kann, dem setze ich 50 000 Mark Belohnung aus.« So frech grinst die Fratze des agent provocateur, des aufmunternden Zutreibers, durch die Fassade des Ordnungsstaats. Hölz brauchte solche Prämien nicht aussetzen. Er kannte seine Pappenheimer. Und er behandelte sie dementsprechend. Es scheint, daß dieser überzeugte und von seiner guten Sache und von sich selbst allzubewußte revolutionäre Kämpfer viele Stationen hindurch gegangen ist, schwere Irrtümer und Fehler abgestoßen und sich oft selbst überwinden gelernt hat.

Man denke: der Sohn eines kleinen, heute vermutlich noch deutschnationalen Bauern, wird mit 11 Jahren nach Besuch der Dorfschule vom Vater als Hirtenjunge vermietet, schuftet als Landarbeiter, kommt mit einem Ingenieur nach England, hört am Tage Vorlesungen an der technischen Hochschule, während er nächtens, um zu leben, sich als Wagenwäscher verdingt. Wird Angestellter in einem technischem Büro, kehrt nach Deutschland zurück, arbeitet bei Ohrenstein u. Koppel, versucht das Einjährigen-Examen zu machen, arbeitet abends als Kinooperateur. August 1914 meldet sich der 25jährige noch als Kriegsfreiwilliger. Auch diese Handlung spricht für seine oft ungeklärte, rein gefühlsbetonte Einstellung, die sein draufgängerisches Wesen noch begünstigt. Er selbst hat sich — wenn die immer als fragwürdig zu betrachtenden Berichte der Reporter nicht lügen — als Gefühlskommunist bezeichnet. Auch dazu gehört Mut. Denn die große Mehrzahl aller Bürgerlichen wie Sozialisten läßt sich in ihrer politischen Einstellung nicht von der Logik, von der Ver-

nunft, von irgend einer Theorie, sondern zunächst allein vom Gefühl bestimmen. Offenbar ist Hölz im Laufe der Jahre immer mehr gewachsen, die letzten Erlebnisse haben ihn reifer und reifer werden lassen, aus dem phantasiereichen Revolutionär wurde ein harter, durch Selbstzucht sich stählender kommunistischer Kämpfer, der angesichts dieser »besten aller Welten« den Krieg der proletarischen Klasse gegen die bürgerliche Klasse für unaufschiebbar, ja für jeden Augenblick zu steigern notwendig hält. Dabei ist er sich des Risikos, das die Arbeiterklasse in diesem Kampfe mit der übermächtigen Bourgeosie eingeht, wohlbewußt. Der Klassenkampf ist ihm keine theoretische Phrase, sondern konkretes Erlebnis. Rechtliche und politische Fragen — das hat er, auch ohne Marx, Engels und Lassalle gelesen zu haben, erkannt — sind Machtfragen. Und darum konnte er mit stolzer Sicherheit und ohne Anmaßung zu Beginn seines Verhörs als wahrer Revolutionär dem Vorsitzenden erklären: »Ich fühle mich nicht als Angeklagter, sondern als Kläger gegen die bürgerliche Gesellschaft, deren Vertreter (zu den Richtern gewendet) Sie sind. Und wenn Sie mich hierher zitieren konnten, so geschah dies nur, weil Sie die Macht und deshalb das Recht haben.«

III

Die Unerschütterlichkeit, mit der er sich verteidigte, die klare und eindeutige Haltung, die er in jeder Minute zeigte, werden ihre vorbildliche Wirkung auf die Arbeiter aller Länder nicht verfehlen. Schon dadurch allein wirkt dieser Mann, gegen den im einzelnen jeder kühlere Kopf nicht Ungewichtiges einzuwenden vermag, revolutionärer als die S.P.D. und U.S.P.D. zusammengenommen, stößt er weiter vor als alle brüllenden in dem Mißbrauch wüster Phrasen erstickenden Aufrufe. Weil er rücksichtslos dem Worte die Tat ankettet, weil man spürt, daß bei ihm hinter jedem Wort die Tat lauert, ja, daß sie bei diesem Wortverächter ohne das Wort herausspringen kann, weil dieser ursprüngliche Idealist dem Bürgertum allzu reale Politik treibt, weil

er revolutionär handelt, wo andere revolutionär reden, kurz: weil er ein Kerl ist, vor dem sie Angst haben, deshalb glüht ihr Haß schwefelgelb, deshalb machen sie aus dem Hause der Gerechtigkeit, aus dem Gerichtsgebäude eine mit Maschinengewehren gespickte Festung, sperren den Arbeitern durch Weißgardisten den Sitzungssaal und öffnen ihn nur den sensationslüsternen Bürgern, die — so sehr selbst ihnen der Mut und die Kühnheit dieses aufrechten Revolutionärs imponieren muß — seine legale oder illegale Beseitigung wünschen.

Sie wußten nur allzugut, wen sie vor sich haben. Den Mörder des Armenierschlächters Talaat, Teilirian aus dem Orte Ersiedschan, spricht ein deutsches Schwurgericht von der Anklage des Mordes frei. Die zwölf Bürger, die als Geschworene fungierten, brachten dem Mörder Mitleid und Verständnis entgegen, ja, sie fühlten sich in die Seele eines Art- und Landfremden ein, sie miterlebten die seelischen und körperlichen Qualen, die ein Märtyrer seines Volkes durchzumachen gehabt hat, sie spürten, daß hier nicht der Mörder, sondern der Ermordete der Schuldige war. Und ihr Schicksalsspruch mußte zum Freispruch werden. Um so leichter konnte diesen Bürgern ein solcher Spruch werden, da sich der Mörder nicht gegen einen deutschen Massenschlächter vergangen hatte. Teilirian war auch kein Kommunist, kein Proletarier, kein revolutionärer Klassenkämpfer. Hölz dagegen stand vor einem Ausnahmegericht. Selbst wenn die Richter sich bemüht hätten, jedes bürgerliche Vorurteil aus Hirn und Herz auszujäten, wenn sie dem Angeklagten gegenüber völlig unbefangen hätten sein können (wie sie es nicht waren und nicht sein konnten), so würden sie als die solidesten Träger dieses bürgerlichen Staates seinem Unterwühler, seinem bewußten Zerstörer, seinem frechsten und übermütigsten Antipoden gegenüber nicht gerecht sein können. Hier steht Macht gegen Macht. Repräsentanten oder Funktionäre einer sich nur noch mühsam haltenden Klasse thronten auf hohen Stühlen und richteten über einen unverbesserlichen und sehr

gefährlichen Feind ihrer Klasse, über einen Verbrecher, der den Sturz ihrer Macht nicht nur ersehnt, sondern vorbereitet hat, der ihn mit jedem Worte verspricht, beschleunigt, der am liebsten, wenn Klugheit ihn nicht zügelte, aufgesprungen wäre, um auch rein körperlich diese Machthaber anzugreifen und zu beseitigen: zugunsten des Sieges der Revolution.

IV

Verständnis oder gar Gerechtigkeit von deutschen Klassenrichtern einem Revolutionär wie Hölz gegenüber zu erwarten oder gar zu verlangen, hieße von Hindenburg etwa fordern, er solle »die Akkumulation des Kapitals« von Rosa Luxemburg verstehen und auch nur lesen. Hier gibt es keine Brücken, und je deutlicher die Arbeiter aller Länder erkennen, wie aussichtslos der Versuch einer Verständigung zwischen Bürgertum und Proletariat letzten Endes ist, um so schneller und rücksichtsloser wird die aufstrebende Klasse, der die Zukunft gehört, ihrem Ziele, der Machteroberung, zustreben.

Den Richtern, denen das Schicksal wurde, über einen gegen die kapitalistische Anarchie so kühn anrennenden Rebellen ihr Urteil zu fällen, hätten während dieser Tage die Worte eines ihrer Größten, Rudolfs v. Ihering, dauernd vor Augen bleiben müssen. Sie hätten aus ihrem Bewußtsein nicht die Erinnerung ausschalten dürfen, die sie thronend vor dem Angeklagten befallen mußte, die Erinnerung an den Rebellen Kohlhaas, und was ihnen noch näher liegt, an den Juristen, der mit der Logik des Rechtsgelehrten und zugleich des großen Menschen Partei für den gewalttätigen Roßkamm ergriff. Ihering äußert — nach seiner ungewöhnlich scharfen und folgerichtigen Analyse — über den Fall des Michael Kohlhaas (in seinem heute wieder besonders lesenswerten Werk »Der Kampf ums Recht«), er habe an diesem ergreifenden Beispiel zeigen wollen, welcher Abweg gerade dem kräftigen und ideal angelegten Rechtsgefühl in Verhältnissen drohe, wo die Unvollkommenheit der Rechts-

einrichtung ihm seine Befriedigung versage. Und dieser konservative Jurist steigert seine Erkenntnis zu dem für heutige bürgerliche Richter unfaßbaren, ganz kleistisch-revolutionär klingenden Resultat, das Aufrührer wie Kohlhaas und Hölz rechtfertigt: »Da wird der Kampf für das Gesetz zu einem Kampf gegen das Gesetz. Das Rechtsgefühl, im Stich gelassen von der Macht, die es stützen sollte, verläßt selber den Boden des Gesetzes und sucht durch Selbsthilfe zu erlangen, was Unverstand, böser Wille, Ohnmacht ihm versagen ...

Das Opfer einer käuflichen oder parteiischen Justiz wird fast gewaltsam aus der Bahn des Rechts herausgestoßen, wird Rächer und Vollstrecker seines Rechts auf eigne Hand und nicht selten, indem er über das nächste Ziel hinausschießt, ein geschworener Feind der Gesellschaft, Räuber und Mörder.«

Jedes Wort des großen deutschen Rechtslehrers kennzeichnet treffend den Kampf und den Prozeß Max Hölzens, des angeklagten Anklägers. Wäre unter den Richtern, die offenbar gewillt waren, Hölz zum Tode oder zu lebenslänglichem Kerker zu verurteilen, ein Rudolf v. Ihering gewesen, so hätte sein mit psychologischem Scharfblick und großer Menschlichkeit verbundenes Wissen ihren Spruch wohl zu beeinflussen vermocht, dergestalt, daß sie über den Aufrührer des Vogtlands kein anderes Urteil gefällt hätten als Rudolf v. Ihering über den brandenburgischen Roßkamm, den »Mordbrenner« aus dem 16. Jahrhundert.

18. 6. 21.

JAGOW UND HÖLZ

TRAUGOTT, SCHAU WEM!

Traugott von Jagow war einst Berlins mächtigster Mann und oberster Hort. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Ein Junker, der die deutsche Sprache als Künstler beherrschte. Dergestalt, daß alle seine Bekanntmachungen durch ihre knappe und originelle Form auffielen. »Die Straße gehört dem Verkehr.« — »Ich warne Neugierige!«

Dieser schneidige Polizeipräsident Wilhelms II. wurde durch die sogenannte Revolution aus dem Gleise geschleudert. Das war nicht einer, der vor den neuen Machthabern, vor den von seiner politischen Abteilung bisher Bespitzelten kuschen wollte. Er bückte sich nicht wie so viele seiner geschmeidigeren Gesinnungsgenossen vor den Haase, Ebert, Scheidemann. Er ging ins selbstgewählte Exil und wartete seine Zeit ab. Er wußte, sie mußte bald kommen.

März 1920 war sie da. Traugott von Jagow wurde Kappminister. Also: ein Hochverräter. Er flüchtete — nach dem Sturz der Kappisten —, wurde aber auf der Flucht nicht erschossen, sondern nur steckbrieflich zu dauernden Lachkrämpfen gereizt, und während für Hochverräter von der anderen Fakultät Todesurteile und Tausende von Jahren Zuchthaus von seinen juristischen Kollegen gefällt wurden, zückte er seine Brieftasche und steckte der ebertinischen Justizhure einen Scheck über 500 000 Papiermark in die gern geöffnete, schon lange nicht mehr saubere Spalte. Warum auch nicht? Justitia forderte, Jagow als nobler Kavalier zahlte. Als die Dame Justitia jedoch ihn danach noch verleumdete und ihn von der Tribüne des Reichstags durch den Mund ihres obersten Beschützers als krank denunzierte, da kochte es in dem gesunden preußischen Junker auf, und er schrieb seiner liebsten Tante, der »Kreuzzeitung«,

voller Verachtung gegen das Geschwätz in seinem markigen Stil nur die folgenden Worte: »Ich war seit März 1920 nicht einen Tag lang krank. Die Regierung lügt.« Besagter Schützer der Dame Justitia erweist sich als blamierter Schiffer, der nur noch kleinlaut stammelt: »Jagow war in der Jugend krank. — Uebrigens ist er unauffindbar.«

Das ist kein Scherz, das ist keine von Wedekind oder Sternheim geschriebene Satire, die boshaft Zustände und Menschen verzerrt. Das ist Wirklichkeit, zudringlichste deutsche Wirklichkeit unter dem Dreigestirn Wirth—Schiffer—Rathenau. So sieht die demokratische deutsche Republik aus.

Dieser Jagow hat durchaus etwas Imponierendes. Er ist der Max Hölz der Bourgeoisie und der Konterrevolution. Der Mann gefällt ihr. Der ist weder schlapp noch abgeklärt, das ist ein Draufgänger. Der ist gesund.

Nur ein ahnungsloses Gemüt kann sich in der ebertinischen Republik noch entrüsten: über den Gegensatz in der Behandlung eines Jagow oder eines einfachen Arbeiters. Vor dem Gesetz sind alle beide gleich. Beide haben als Reichstagswähler nur eine Stimme. Beide sind also politisch gleichgestellt. Daß ein wegen Hochverrats verfolgter Arbeiter sich in Eberts Reich nicht 15 Monate frei bewegen könnte, ist sein persönliches Pech. Warum hat er keine Vettern und Basen, auf deren Rittergütern er ein gern gesehener Gast ist und wo man auf die Gesetze dieser »Judenrepublik« pfeift? Warum kann er keine geheimen Justizräte bezahlen und bewegen, Haftbefehle außer Kraft zu setzen? Warum nimmt das hohe Reichsgericht bei ihm keine in der Jugend erlittene Tuberkuloseerkrankung an, die ihn zwinge, »eine besondere Lebensweise zu führen, sich viel in freier Luft zu bewegen und kalte Abreibungen zu bekommen?«

Die deutsche Justiz ist nicht nur eine Hure, sie kann auch die rücksichtsvollste Dame der Welt spielen. Hätte der Proletarier Hölz zum Beispiel in seiner Kindheit die Krankheit gehabt, die man Proletarierkrankheit nennt und die jedenfalls in den stickigen,

dunklen Löchern der Arbeiterkasernen laut Statistik häufiger vorkommen soll als in der hellen und gesunden Atmosphäre märkischer Rittergüter, hätte Max Hölz 500 000 Mark zur Verfügung gehabt, hätten geheime Justiz- und Medizinalräte sich zu seinen Gunsten verwendet, man wäre — da wir in einer gerechten Demokratie leben — ihm nicht minder zärtlich entgegengekommen. Man hätte ihn sich zweifellos auch in freier Luft bewegen lassen und ihn dann kalt abgerieben. Als er um die Erlaubnis bat, mit seiner Frau einen Ausflug in den Grunewald machen zu können, wurde dieser Wunsch vom Vorsitzenden schroff zurückgewiesen. Das geschah mit Recht, und der Vorsitzende rügte die Äusserung als frechen Witz, der weder durch Schecks noch durch Atteste begründet war und deshalb eine grobe Ungebühr vor Gericht darstellte.

Traugott von Jagow kennt die Helden dieser Demokratie. Und er schätzt sie richtig ein. Er weiß nur allzugenau, daß sein kläglicher Nachfolger am Alexanderplatz es kaum wagen wird, gegen ihn, Traugott v. Jagow, an den Berliner Litfaßsäulen eine Bekanntmachung etwa der Art zu veröffentlichen: »Wer aufklärende Mitteilungen, die zu einer Verurteilung des Jagow führen, machen kann, dem setze ich 50 000 Mark Belohnung aus.« Das wird der Demokrat und Sozialist, Herr Richter, ganz gewiß nicht tun. Das wäre auch geradezu unfein von ihm, und ein Noskesozialist hat seit 2½ Jahren bereits gelernt, mit ehemaligen Kürassieroffizieren umzugehen.

Was frommen alle Entrüstungsphrasen über die »Schandjustiz«? Sie ist der gegebene natürliche Ausdruck der Macht, die die Bourgeoisie als herrschende Klasse ausübt: besinnungslos und ohne Scham. »Demokratische« Illusionisten oder Fälscher wagen immer noch von Rechtsfragen zu sprechen. Wo die brutale Macht nackt und bloß und mit ekelhaftesten Geschwüren bedeckt sich auf allen Straßen prostituiert. Wo sie in die Parlamente, in die Gerichtssäle ohne Maske hineingrinst. Wo sie sich morgen, wenn die Gelegenheit günstiger als im März 1920 sein

wird, gründlicher vorbereitet, fester stabilisiert als herausfordernde Diktatur aufpflanzen wird. Lachend und jubelnd über die Uneinigkeit »der blöden Massen«, die sich von den Agenten der Bourgeoisie verwirren und von ihrem Ziel immer wieder abbringen lassen. Die Arbeiter, so sagen sie, wollen dieses Ziel, die Beseitigung der Klassenherrschaft, ja gar nicht mehr. Sie schreien um höhere Löhne. Das ist alles. Wir zeigen ihnen unsere Macht. d. h. unsere Maschinengewehre und unsere Zuchthäuser. Und sie kuschen. Nur ein kleiner, wilder Bruchteil zeigt sich manchmal rabiat und rebelliert. Den knallen wir nieder.

Unser Traugott v. Jagow hat schon vor einem Jahrzehnt in Moabit bewiesen, wie man wirkungsvoll dieser Kanaille begegnet. Damals sang ein inzwischen verloren gegangener Kämpfer ein Lied: »Der deutsche Schwund.« (von mir im Januar 1911 im Pan veröffentlicht):

Etwas blöde, etwas hart
Ist die deutsche Gegenwart.
Reich an Wohlstand (dies hauptsächlich),
Sonnig, schneidig . . . . . und erbrechlich.

Schaudernd biegen sich die Balken
Vor dem großen Hirnverkalken.
Kuscht Euch, bis die Schwarte kracht —.
Wenn Ihr man Geschäfte macht.

In die Moabiter Pfützen
Sah man rote Säfte spritzen.
Mancher, wenn sein Krafthieb saß,
Scherzte: »Hure! Saustück! Aas!«

Wenn sie sanken, wenn sie lagen,
Wurden sie halbtot geschlagen.
Wo die Leute schüchtern stockten,
Gab es Spitzel, welche lockten.

Greise haut man über'n Kopp,
Rote Suppe . . . . na und ob.
Leidet's Kinder, gebt nicht acht, —
Wenn Ihr man Geschäfte macht.

Das ist die Hauptsache! Da sich die Arbeiterschaft — irre geführt durch kurzsichtige und verräterische Elemente — in Bruderkämpfen aufreibt, ihre gewaltige Macht ungenutzt läßt oder für Bettelsuppen verkauft, kann die bürgerliche Gesellschaft weiter ihre Geschäfte machen, Sie wäre dumm, wenn sie es nicht täte. Und zum Geschäft ihrer Klasse gehört die Klassenjustiz. Kein aufrichtiger Demokrat, geschweige denn ein Sozialist wird es leugnen. Nur ein Dummkopf oder ein Lügner kann es heute noch wagen, von der Unabhängigkeit der Richter zu faseln. Viele Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen wurden wegen Hochverrats oder einer konstruierten Beteiligung an ihm in den letzten Wochen verhaftet, mißhandelt, gepeitscht, auf Jahre hinaus eingekerkert oder einige gar — wie im Hölz-Prozeß vor dem Forum des Gerichts erwiesen wurde — standrechtlich erschossen. Aber es gibt keine Klassenjustiz und der Klassenkampf ist eine verbrecherische Erfindung von Karl Marx, äußern die Verfechter der bürgerlichen Demokratie von den Deutschnationalen bis zu den Vorwärtsredakteuren. Sie haben sich gar wild gebärdet über den Fall Jagow. Selbst Mosse und Ullstein höhnten den Mann aus ihrer eigenen Sippe, diesen Reichsjustizminister, dessen Tragikomik allerdings unübertrefflich ist. Er wird ja jetzt Gelegenheit haben, sich reinzuwaschen und durch seine unabhängigen Richter die Probe aufs Exempel von der demokratischen Gerechtigkeit machen zu lassen.

Wir werden sehen, ob Herr v. Jagow arretiert, gefesselt, in Untersuchungshaft gesperrt, streng bewacht, vor Gericht geschleppt und zu Gefängnis oder Zuchthaus verurteilt werden wird. Jagow wird nicht weniger mutig als Hölz sein wollen. Er wird sich zu seinen Taten bekennen. Seit dem 3. Mai d. J. ist dem

Untersuchungsrichter am Leipziger Reichsgericht seine Adresse bekannt: Potsdam, Bergstr. 7. Herr v. Jagow hat sie ihm selbst in Leipzig zu Protokoll gegeben. Der oberste Beamte der deutschen Justiz also war sträflich unwissend oder log den Reichstag an, wenn er behauptete, Jagow sei unauffindbar.

Der einstige Polizeimeister von Berlin ist sich bewußt, daß er gemäß dem Gesetz zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt werden kann. Oder wie er sich selber ausdrückt: »er werde durch die Verrücktheit der Zeit freundlichst mit lebenslänglichem Zuchthaus bedroht«. Er kann beruhigt sein. Das Gesetz steht auf dem Papier. Und diese Zeit ist zwar verrückt, aber zugleich so gesund und macht so gute Geschäfte, daß sie sich hüten wird, einen so bewährten brutalen Klassenkämpfer hinter Zuchthausmauern neben den Klassenkämpfern von der Gegenseite verrecken zu lassen. Herr von Jagow hat nichts zu fürchten. Er wird gerechte Richter finden. Und die Journaille in Wort und Bild wird aus dem Helden mit der Hakennase keine Zuchthäusler-Fratze machen, so wenig wie der Herr Staatsanwalt ihm Sträflingskleider anziehen wird. Und wenn wider Erwarten sich die Richter gar unfreundlich gegen ihn benehmen sollten, so wird er — selbst Hölz übertreffend — kaum davor zurückscheuen, so zu handeln, wie vor langer Zeit in Heidelberg jener Jagow, der als Student vor Gericht zitiert, dem vernehmenden Amtsrichter körperlich sehr nahe kam und dafür 14 Tage Gefängnis erhielt, die ein Vorgänger Eberts in Gnaden erließ. Aber dazu wird es gar nicht kommen, er wird vielmehr mit der Gloriole des seit 15 Monaten Verfolgten — wenn überhaupt — vor Gericht erscheinen (hoffentlich in Kürassieruniform, mit Wilhelms Orden besät, den Pour le mérite zum Halse heraus und mit dem Pallasch an der Seite), und er wird als Sieger die freundliche Stätte seiner Klassengenossen verlassen.

DER MENSCH ALS REBELL
AUS DEM »BUCH DES LEBENS«
VON UPTON SINCLAIR
AUS DEM MANUSKRIPT ÜBERTRAGEN VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Im Urzustand führte jedes Geschöpf ein unsicheres Dasein, war stets von Feinden und Gefahren umlauert und vermochte bloß am Leben zu bleiben, indem es sich über die anderen Geschöpfe emporschwang. Die Folge davon war ein in seiner Art vollkommen ausgebildeter Typus, dessen Kräfte unter dem steten Druck unentwegt zunahmen. Abgesehen von plötzlichen Elementarereignissen, ist jedes Geschöpf mit den ihm unentbehrlichen Instinkten ausgestattet, es steht in einem harmonischen Verhältnis zu seiner Umgebung, weiß, wie es seine Funktionen auszuüben hat, und sogar seine Ängste und Schmerzen dienen ihm zur Verteidigung. Nun jedoch erscheint der Mensch, stört diesen Urzustand, merzt den Kampf der Geschöpfe gegen einander aus, verändert mittels seines Willens die Umgebung, die Aktion und Reaktion.

Im Anfang laufen alle vom Menschen veranlaßten Veränderungen auf eines hinaus: er sucht seinen eigenen Vorteil, weicht den durch die Natur verursachten Ungelegenheiten aus, versucht das Ringen der anderen Geschöpfe aus der Welt zu schaffen. Im Urzustand gab es keine fetten Tiere, in der zivilisierten Welt gibt es nicht bloß fette Tiere, sondern diese werden auch von fetten Menschen verspeist. Im Urzustand konnte kein Geschöpf lange müßig verharren, es mußte auf die Jagd nach Nahrung gehen, in der zivilisierten Welt zwingt der Mensch vermittels seiner höher entwickelten Schlauheit nicht bloß die Tiere, sondern auch seine Nebenmenschen, für ihn zu arbeiten. Derart gelingt es ihm, unermeßliche Reichtümer zu erzeugen, er

kann nicht bloß so viel essen, trinken und schlafen, wie es ihm beliebt, sondern er baut auch ein ganzes System aus; Gesetze Moralregeln, religiöse Dogmen sind ein Bestandteil seiner Macht, er erfindet Sitten, Gebräuche, Künste, Literatur, die seine Überlegenheit den anderen Geschöpfen und seinen Nebenmenschen gegenüber ausdrücken sollen, sowie seine Fähigkeit, die letzteren zu versklaven und auszubeuten. Seinem herrischen Selbst zuliebe vernichtet er die gütige Vormundschaft der Natur, wird das Opfer tausenderlei komplizierter Krankheiten, tausenderlei ungeheuerlicher Abnormitäten des Körpers und des Geistes. Und jede dieser Krankheiten und dieser Abnormitäten begründet ein eigenes Leben: ein Wissen, eine Wissenschaft, eine Kunst, wird das Mittel zum Leben, die Umgebung, das bestimmende Schicksal von Tausenden, ja vielleicht Millionen von Menschen. Derart entwickelt sich der Kolossalbau, den wir Zivilisation nennen — der eine Teil gesund, entwicklungsfähig, der andere verfault und tötlich, wie ein ungeheueres Geschwür.

Was soll mit diesem Geschwür geschehen? Zuerst muß die Diagnose aufgestellt werden, der Umfang des Geschwürs sowie seine Art bestimmt werden. Der Rebell Mensch hat die Mutter Natur verstoßen, hat die ihm von ihr verliehenen Instinkte verloren und vergessen. Er hat eine Umgebung zerstört, die, wie hart auch immer sie gegen den einzelnen war, auf die Rasse dennoch günstig wirkte, hat anstelle der Natur ein ungeheueres Vergnügungslokal errichtet, mit sprechenden Automaten, Kinos, Sodawasser-Springbrunnen, Manikürsalons und Möbelhandlungen für »bessere Leute«.

Sollen wir fordern, daß der Mensch in den Zustand der Natur zurückkehre, daß er nicht mehr für die Verrückten Irrenanstalten baue, für die Kurzsichtigen Brillen verfertige, für die Kranken leicht verdauliche Speise zubereite? Etliche predigen diese Lösung' der Frage. Unter den vielen seltsamen Büchern und Broschüren, die mir die Post bringt, fand ich unlängst ein Werk aus England: »Das soziale Chaos und der Ausweg«

von Alfred Baker Read. Es war ein gelehrtes, imposantes Werk von 346 Seiten, in dem von Wissen und Weisheit verbrämt behauptet wurde, die einzige Rettung vor den Übeln der Zivilisation sei die Rückkehr zu der alten griechischen Sitte des Kindertötens. Jedes Kind müsse sofort nach seiner Geburt von einem Ärztekonzil untersucht werden und falls an ihm ein Mangel gefunden oder statistisch nachgewiesen wird, es gebe augenblicklich genug Kinder auf der Welt, so müsse der Säugling schmerzlos getötet werden. Man könnte meinen, dies sei ein Scherz, wie jener Vorschlag Swifts, das hungernde Irland möge seine Kinder essen, doch wage ich, nach eingehendem Studium des Buches, zu behaupten, es sei das Werk eines ernsten Mannes der Wissenschaft, der überhaupt keinen Sinn für Humor hat.

Wenn wir das erwähnte Thema klar erkennen wollen, so müssen wir zuerst einsehen, daß die Natur nichts damit zu tun hat. Wir können uns nicht an die Natur wenden, haben wir uns doch seit Tausenden von Jahren ihrer Herrschaft entzogen. Wir verließen sie an jenem Tag, da der erste Affe von seinem Baum stieg und am Ende eines Astes einen spitzen Stein befestigte, wir sagten ihr auf ewig Lebewohl, da der erste Mensch das erste Feuer entfachte, um sich vor dem Erfrieren zu schützen und seine Nahrung zu kochen. Deshalb hat es gar keinen Sinn, von irgend etwas zu sagen, es sei »unnatürlich«. Wir haben bei der Lösung unseres Problems tausenderlei verschiedene Möglichkeiten, doch befindet sich darunter keine einzige »natürliche«. Auf einer seiner Kriegskarrikaturen zeigt uns Bairnsfather einen englischen Offizier, der während seines Urlaubs nach dem Schützengraben Heimweh empfindet, im Garten ein Loch in den Schlamm gräbt und dort die ganze Nacht über im Regen fröstelnd verharrt. Dies belustigt uns, aber es würde uns noch weit mehr belustigen, wollte irgend ein Reformer, Arzt, Moralist, Geistlicher oder Gesetzgeber uns für unsere Übel ein Heilmittel empfehlen, das wirklich »der Natur« entspräche. Der zivilisierte Mensch, dieses Produkt des Wissens und der Kunst, fühlt nur insoweit

Liebe zur Natur, als sie ihm Objekt für seine Phantasie und seinen Verstand ist. Er will sein eigenes Leben leben, will aus allen Kräften über der Natur bleiben. Dennoch kann er nicht unentwegt die Krankheiten vermehren, kann nicht einem Geschwür sein Lebensblut zur Nahrung geben, derweil seine eigenen Gewebe verhungern. Er muß auf irgend eine Art den Strom seiner Energien, seinen sozialen Blutstrom, vom Geschwür zu einem gesunden Gewächs ableiten. Mit einem Wort: der Mensch muß vermittels seiner Vernunft beschließen, wie das Leben sein soll, die höchste erreichbare Form wählen. Dann wird er durch einen bewußten Willensakt seine Energie auf diese Aufgabe verwenden, wird neue Gesetze, neue Moralregeln, neue Sitten und Einstellungen schaffen, die die Verwirklichung seines Ideals ermöglichen. Nur so vermag sich der Mensch als Schöpfer zu rechtfertigen, nur so kann er die Vorteile erringen, den Nachteilen entgehen, die die Folgen einer Trennung von seiner Urmutter Natur sind.

Vielleicht werden wir dann die Entdeckung machen, daß wir, bloß in einer andern neuen Form, zur Natur zurückgekehrt sind. Die Natur, mögen wir sie auch hart und grausam, verschwenderisch und blind nennen, besitzt eine tiefe Weisheit, sie liebte die Art, sie schützte und hegte den Typus. Der Mensch, trunken vom Bewußtsein seiner Macht, hat eine Philosophie erfunden, die er durch den Namen Individualismus verschönt. Er lebt und schafft für sich selbst, es behagt ihm, Seidenhemden zu tragen, im Automobil dahinzurasen, Bändchen und Kreuze an die Brust zu heften. Nun aber wird ihm die neue Moral, nach der er greifen muß, will er sich vor der völligen Degeneration bewahren, verkünden, er müsse die Weisheit und die Voraussicht der alten von ihm verachteten Urmutter nachahmen, sich selbst, als höchste Kühnheit; befehlen: ich muß die Art lieben, muß den Typus schützen und hegen. Ich werde mir die Verzückung des Alkohols versagen, weil dies meinen Nachkommen schadet, werde mich aus dem gleichen Grund des

ungezügelten Geschlechtsverkehrs enthalten. Ich werde Nachahmungen der Jagd und des Krieges erfinden, um meinen Körper stark und abgehärtet zu machen. Weil ich weiß, daß das ganze zivilisierte Leben auf der Intelligenz basiert, werde ich mir Wissen aneignen, es meinen Nebenmenschen mitteilen. Weil ich erkannt habe, daß Zivilisation ohne Teilnahme unmöglich sei, und weil die Teilnahme es mir unmöglich macht, glücklich zu sein, während andere Menschen erniedrigt und unwissend sind, werde ich alle meine Kräfte einem widmen: der Ausmerzung der Armut, des Krieges, des Parasitentums und jeglicher Art von Ausbeutung.

Professor William James hat unter dem Titel: »Ein moralisches Äquivalent für den Krieg« einen ausgezeichneten Essay geschrieben. Er verficht darin die Idee, der Mensch habe zu allen Zeiten den Krieg geliebt, weil dieser ihm, ihn zur Höchstleistung anspornend, alle Kräfte seines Wesens zum Bewußtsein brachte. Der Autor fragt: »Wäre es nicht möglich, daß der Mensch aus eigenem Antrieb, aus Liebe zum Leben und dessen wundervollen Möglichkeiten, für sich selbst eine Disziplin schaffe, ein Gesetz, das nicht auf der Vernichtung und Ausbeutung anderer Menschen, sondern auf der gemeinschaftlichen Entfaltung aller menschlichen Geistes- und Körperkräfte basiert?« Ich habe nie daran gezweifelt, daß dies erreicht werden könnte. Daß es erreicht und bald erreicht werden wird, wurde durch den Weltkrieg verbürgt. Dieser hat allen Denkenden klar gemacht, der technische Fortschritt sei ein derartiger, daß er es dem Menschen ermöglicht, der Zivilisation mehr Schaden zuzufügen, als sie zu ertragen fähig ist.

DIE SCHAFFUNG EINER NEUEN MORAL

AUS DEM »BUCH DES LEBENS«

VON UPTON SINCLAIR

AUS DEM MANUSKRIPT ÜBERTRAGEN VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Das menschliche Leben ist zum Teil das Produkt des von der Intelligenz geleiteten Willens. Der Mensch befindet sich in der Lage einer Schiffsmannschaft inmitten des Ozeans: er weiß nicht ganz genau, wie das Schiff gebaut wurde, wie es dorthin gelangt ist, wo es sich im Augenblick befindet, er kennt die Maschinen nicht, die das Schiff in Bewegung setzen, versteht nicht zu steuern, noch den Kompaß zu lesen. Nun aber übernimmt er die Führung des Schiffes, hält es unter allerlei Gefahren über Wasser, während auf der Kommandobrücke ein wilder Kampf darüber entbrennt, nach welchem Hafen das Schiff gesteuert werden, und welche Seekarte benützt werden solle.

Im allgemeinen soll man Vergleiche vermeiden, doch ist dieser Vergleich angebracht, da er zeigt, wie wechselnd und ungewiß die Verhältnisse des Menschenlebens, wie unerbittlich und hartnäckig die Probleme sind, die sich ihm gegenüberstellen. Die Moralregeln und Gesetze der Menschheit können mit den Befehlen verglichen werden, die dem Steuermann eines Schiffes erteilt werden: Nordost Nord wird ihm befohlen, und wenn sich in der Nacht ein heftiger Wind erhebt, und das Schiff nach der Steuerbordseite treibt, so muß der Steuermann das Rad in die entgegengesetzte Richtung drehen. Tut er dies nicht, so ist möglich, daß sich das Schiff umdreht, nach einer anderen Weltrichtung strebt. Am folgenden Morgen erwachen die Passagiere, entdecken, das Schiff sei auf den Felsen gestrandet — bloß weil der Steuermann sich darauf versteifte, Steuerregeln zu befolgen,

die vor zwei oder dreitausend Jahren in einem alten hebräischen Buch festgelegt wurden.

Wenn das Leben ein unentwegt wechselndes Produkt ist, so müssen sich auch die Regeln, die das Verhalten der Menschen bestimmen, unentwegt ändern, die Moral ist das Problem der ewigen Neuanpassung an neue Bedingungen und Bedürfnisse. Ist der Mensch berechtigt, diese neue Umgebung zu bestimmen, so muß er auch berechtigt sein, sich neue Werkzeuge anzufertigen, neue Prozesse zu erdenken. Es ist Aufgabe der Vernunft, zwischen den verschiedenen Wegen zu wählen, und demzufolge ist es auch die Pflicht des Menschen, jede Einzelheit seiner Gesetze, Moralregeln und Sitten zu revidieren.

Dieser Satz steht selbstverständlich im völligen Widerspruch zu den Lehren aller Religionen. Soweit mir bekannt ist, gibt es keine einzige Religion, die nicht lehrte, daß das Verhalten des Menschen in gewissen Dingen von einer höheren Macht für ewig bestimmt sei, und daß der Mensch verpflichtet sei, diesen Geboten nachzukommen. Dies zu verneinen, wird als sündhaft betrachtet, ja sogar als die größte Sünde der Welt, größer noch, als das tatsächliche Übertreten des Gebotes.

Wir wollen einmal sehen, was sich dabei in der Praxis herausstellt. Nehmen wir zum Beispiel die »Zehn Gebote«. Diese Gebote sollen vor etlichen tausend Jahren in Steintafeln eingegraben worden sein und heute noch Gültigkeit besitzen. Das eine Gebot lautet: Du sollst nicht töten. In anderer Fassung: Du sollst nicht morden, und schon diese doppelte Fassung legt den Grund zur Kontraverse. Ist man ein Quäker, so hält man sich an die erste, ist man ein Mitglied des Generalstabes, so hält man sich an die zweite Fassung, behauptet, man habe das Recht, den Mitmenschen zu töten, wenn jene, die das Töten ausüben, eine besondere Uniform tragen, die sie als Menschentöter kennzeichnet. Mit anderen Worten: man verficht das Recht, Krieg zu führen, und kommt es einmal dazu, so beansprucht man nicht bloß das Recht, auf althergebrachte Art vermittels

Schwert und Kugel Menschen zu töten, sondern auch auf moderne Art, durch giftige Gase, die auch Frauen und Kinder morden, bisweilen eine ganze Stadt ausrotten.

Natürlich wird das Recht zu töten auch dann beansprucht, wenn der Mord feierlich von einem schwarzgekleideten Mann — bisweilen trägt er auch eine weiße Perücke — befohlen und geheiligt wird. Durch das einfache Mittel, einen Mann in einen schwarzen Talar zu stecken, ihm auf den Kopf eine weiße Perücke zu setzen, wird ihm die Macht verliehen, das göttliche Gesetz zu revidieren und zu beurteilen. Das heißt: das göttliche Gesetz wird der menschlichen Vernunft unterworfen. Verweigert ein religiöser Fanatiker seine Zustimmung, so bezeichnet man ihn mit dem furchtbaren Namen »Pazifist«, wagt er es, seine Auffassung zu verkünden, so wird er auf zehn oder zwanzig Jahre in den Kerker geworfen — das heißt, er wird langsam durch Unterernährung und Tuberkulose getötet. Weigert er sich, die vorgeschriebene Mördertracht anzulegen, so wird er ein C. O. (Dienstverweigerer aus Gewissensgründen) genannt, gequält, geschlagen, vielleicht im Kerker der »Wasserkur« unterzogen.

Oder nehmen wir zum Beispiel das Gebot: Du sollst nicht ehebrechen. Sicherlich gibt es bei diesem bloß eine Ansicht. Doch entdecken wir gar bald, es gebe viele unglücklich verheiratete Leute, die gerne auseinander gehen möchten, und indem ihnen dies erschwert wird, werden Ehebrüche verursacht und erleichtert. Deshalb kamen unsere weisen Männer zusammen, revidierten dieses göttliche Gesetz und beschlossen, es sei nicht Ehebruch, wenn ein Mann die Frau des anderen nimmt, vorausgesetzt, daß ein vom Richter unterschriebenes Papier es ihm gestattet. Freilich leugnen etliche religiöse Menschen dieses Recht eines Sterblichen. Die katholische Kirche versucht eigene Gesetze aufzustellen und erklärt, alle Menschen, die sich scheiden lassen und wieder heiraten, leben im Konkubinat und befinden sich daher im Zustand der Todsünde. Die episkopalische Kirche geht nicht

so weit, sie erlaubt dem unschuldigen Teil die Wiederverheiratung. Andere Kirchen halten sich an das weltliche Gesetz. Es ist also klar, daß diese Gruppen bei der Lösung der Frage den menschlichen Verstand anwenden, vermittels des bloßen menschlichen Verstandes die göttlichen Gesetze auslegen und revidieren.

Nehmen wir noch das Gebot: Du sollst nicht stehlen. Hier kann es doch wahrlich keine Meinungsverschiedenheiten geben! Aber auch hier schleichen sie sich ein, müssen wir doch von einem menschlichen Gericht feststellen lassen, was »stehlen« ist. Ist es etwa Diebstahl, in ein Land einzudringen, dessen Bewohner zu töten, das Land zu behalten und den eigenen Nachkommen zu hinterlassen? Natürlich ist dies Diebstahl, lautet die Antwort, doch müssen wir sie auch schon sofort anders fassen. Geschah der Diebstahl vor einer genügenden Anzahl von Jahren, so ist es kein Diebstahl mehr, seine Folgen sind vom Gesetz geheiligt, für ewig gültig erklärt. Auch ist es überhaupt kein Diebstahl, wenn er vom Staat, von Leuten ausgeführt wird, die, ehe sie die Tat begehen, die Mördertracht angelegt haben.

Ist es etwa kein Diebstahl, Grund und Boden zu Spekulationszwecken zurückzuhalten, während andere verhungern, weil es für sie kein Land zu bearbeiten gibt? Etliche von uns nennen dies Diebstahl, doch werden wir verächtlich »Radikale« genannt, und wenn wir es wagen, anzudeuten, man müßte sich einem derartigen Diebstahl widersetzen, so werden wir zum langsamen Tode durch Unterernährung und tuberkulöse Infektion verurteilt. Ist es Diebstahl, wenn ein Opfer unseres Systems einen Laib Brot nimmt, um das Leben seines hungernden Kindes zu retten? Das Gesetz nennt dies Diebstahl und schickt den Mann ins Gefängnis, doch protestiert gegen diese Auffassung der gesunde Menschenverstand, und ich habe von vielen ehrbaren Amerikanern den »radikalen« Ausspruch gehört, sie würden im gleichen Fall ebenso stehlen.

Man könnte bis in die Unendlichkeit Beispiele anführen, doch dürften diese für die Beweisführung genügen, daß es keinen Sinn

hat, auf das menschliche Verhalten »göttliche« Regeln anwenden zu wollen. Ungeachtet aller Ideen und Wünsche, die der Mensch hegt, ist er in jeder Stunde seines Lebens gezwungen, die Probleme mit seinem Verstand zu lösen, er kann der Notwendigkeit des Urteilens und Entschließens nicht entgehen. Kann bloß richtig oder falsch urteilen. Urteilt er falsch, so stürzt er sich selbst und seine ganze Umgebung ins Unglück. Wie viel richtiger und vernünftiger ist es daher, die moralische und geistige Verantwortlichkeit zu erkennen, das Leben, die Umgebung, die Bedingungen zu erforschen, das Urteil zu bilden, auf daß man rasch und sicher zu entscheiden vermöge.

»Aber« wird der religiöse Mensch einwenden, »dies läßt die Menschheit ohne Führer und Autorität. Wie kann der Mensch handeln, wie kann er sich zu seinem Mitmenschen richtig verhalten, wenn es keine Gesetze, keine ewig gültigen Moralregeln gibt?«

Die Evolution der Moral bedeutet jedoch keineswegs, daß es keine dauernd gültigen Gesetze und Prinzipien geben wird. Viele der Lebenstatsachen sind bereits bestimmt, nicht bloß für mein und dein Leben, sondern auch für das Leben vieler Generationen. Wir werden in unseren Tagen nicht das Ende der alten hebräischen Prophezeiung sehen: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern, deshalb ist es uns möglich, eine Lebensführung zu wählen, die auf dem Gedanken basiert, es sei die Pflicht jedes Vaters, seinen Kindern das Erbe einer gesunden Seele in einem gesunden Körper zu hinterlassen. Die katholische Kirche hat seit Jahrhunderten auf ihre Liste der Todsünden die Gefräßigkeit gesetzt, und heute kommt die Wissenschaft mit ihren neuen Forschungen und Hilfsmitteln und entdeckt die Selbstvergiftung und die Arterienverkalkung, es ist also anzunehmen, daß die Moralregeln der Menschen die Gefräßigkeit stets auf der Liste der Todsünden stehen lassen werden. Ja, die Wissenschaft fügt zur Gefräßigkeit nicht nur die Trunksucht, sondern auch jeden Gebrauch des Alkohols hinzu, und dies,

obschon der Weingenuß nicht nur eine alttestamentarische Tugend, sondern auch ein alttestamentarischer Ritus war.

Wenn ich sage, daß sich das menschliche Leben verändert, daß neue Erfindungen und neu entdeckte Kräfte neue Gesetze und neue Moralregeln fordern, so ist dies eine Binsenwahrheit, deren Niederschreiben eine sinnlose Vergeudung von Papier und Tinte deucht. Der Mensch hat das Automobil erfunden, hat sich in den Städten zusammengepfercht, und mußte deshalb eine neue Verkehrsregelung einführen. So weit mir bekannt ist, ist es noch keinem religiösen Enthusiasten eingefallen, in der Offenbarung nach der Ursache und Zulässigkeit des »Sich-links-haltens« am Broadway und in der Zweiundvierzigsten Straße um fünf Uhr Nachmittags nachzuschlagen. Aber die moderne Wissenschaft hat neue wirtschaftliche Tatsachen geschaffen, die ebenso fremdartig sind, wie es das Automobil war, sie hat der Menschheit neue Möglichkeiten der Vergeudung und des Verhungerns geschenkt, neue Bedürfnisse und neue Befriedigungen, neue Verbrechen und neue Tugenden, und dennoch wollen sich die meisten Leute inmitten dieser neuen Tatsachen von alten Gesetzen leiten lassen, die mit den modernen Tatsachen ebensowenig Zusammenhang haben, wie mit den Ereignissen auf dem Mars.

Ich kenne eine Dame, eine der gütigsten, aufopferndsten Seelen der Welt, die die Probleme des eigenen Lebens, sowie die ihrer Kinder und Kindeskinder, nach Sätzen zu lösen versucht, die sie, mehr oder weniger auf gut Glück, einem alten hebräischen Buch entnimmt. Sie entdeckt etliche Worte, die ihrer Ansicht nach Bezug auf die Frage haben und schließt ihre frommen Augen gegenüber der Tatsache, daß andere »Texte« des gleichen Buches dem ersten Text völlig widersprechen. Versucht man es, mit ihr über Sozialismus zu reden, so erwidert sie: »Arme werdet ihr immer unter euch haben«, womit sie sagen will, es sei ein »Sich-Hineinmischen« in die Angelegenheiten der Vorsehung, wollte man versuchen, die Armut aus der Welt zu schaffen. Dabei ist diese Dame stets bereit, jeder persönlichen

Not abzuhelfen, hält dies für ihre Pflicht, ja ich glaube sogar, sie meint, es gäbe bloß deshalb arme Leute, damit sie die Möglichkeit habe, edle Taten zu vollbringen. Man könnte glauben, der Ausspruch: »Spare die Rute und verwöhne das Kind«, sei so klar, daß dabei kein Mißverständnis möglich sei. Doch legte diese gute Frau ihn so aus, daß Gott die körperliche Züchtigung des Kindes verbiete, und fordere, man möge es verwöhnen. Ein halbes Menschenalter hindurch hielt sie an diesem Glauben fest, bis ihr einmal jemand mitteilte, dieser Satz stehe gar nicht in der Bibel, sondern in »Hudibras«, einem berühmten alten englischen Gedicht!

BAKUNINS »BEKENNTNIS«
VON VICTOR SERGE (MOSKAU)

Die Geheimarchive der russischen Polizei enthalten eine große Anzahl äußerst interessanter Dokumente, zu diesen gehört auch das »Bekenntnis« Bakunins, dessen Veröffentlichung bestimmt viele Genossen schmerzlich berühren wird. Alle jene, die das Dokument gelesen haben, sind davon tief erschüttert. Professor Illinsky hat im »Vjestnik Literaturow« von Petrograd (1919 Nr. 10) etliche Teile des Schriftstücks besprochen. Es wird eines Tages ein neues und betrübendes Licht auf Bakunins Persönlichkeit werfen. Diese Zeilen wurden nach der Lektüre des »Bekenntnisses« und der Artikel Professor Illinskys geschrieben. Das »Bekenntnis« ist noch nicht veröffentlicht.

Nach seiner Teilnahme an der revolutionären Bewegung in Rußland, Frankreich und Deutschland (1848—49) wurde Bakunin zuerst in der Peter Pauls-Festung und dann in der Schlüsselburg eingekerkert, schließlich nach Sibirien verbannt, von wo es ihm erst 1862 zu entkommen gelang. Die Dokumente,

die heute dem Geheimarchiv der Polizei entnommen worden sind, stammen aus jenen Zeiten des Kerkers und der Verbannung. Der Mann aus Eisen, der unerschütterliche Revolutionär, der während etlicher Tage der Diktator des aufständischen Dresdens gewesen war, den man in Olmütz an die Zellenwand gefesselt hatte, um dessen Haupt zwei Kaiser gestritten hatten, der bis an sein Lebensende der Initiator und Begeisterer einer revolutionären Elite — der geistige Vater des Anarchismus war, scheint damals eine furchtbare moralische Krise durchgemacht zu haben, aus der er sich nicht ungeschädigt zu erheben vermocht hatte. Vielleicht fehlte nicht viel, und die Eiche wäre entwurzelt niedergestürzt . . . Etliche — sogar fünfzig Jahre nach seinem Tode hat er noch unzählige Feinde — werden sogar mit böser Freude vom »Sturze Bakunins« sprechen.

Aus Sibirien schrieb Bakunin seinen Freunden Herzen und Ogarew etliche Briefe, in denen sich Andeutungen auf sein »Bekenntnis« finden. Nikolai I. hatte ihm durch den Grafen Orlow vorschlagen lassen, »ihm zu schreiben, wie der geistige Sohn an seinen geistigen Vater schreibt.« (Der Zar blieb in seiner Rolle, da er dem Gefangenen diesen Vorschlag machen ließ; als Haupt der orthodoxen Kirche fühlte er sich als geistiger Vater seiner Untertanen.) Bakunin schreibt:

> »Nach einiger Überlegung gelangte ich zu dem Schluß, daß ich vor den Geschworenen, in öffentlichen Sitzungen meine Rolle bis zu Ende hätte durchführen müssen; hier jedoch, zwischen vier Mauern eingeschlossen, dem Bären ausgeliefert, durfte ich, ohne mich schämen zu müssen, die Form etwas mildern.«

»Die Form etwas mildern« — dieser Ausdruck wird dem Leser des »Bekenntnisses« (und der anderen darauf bezüglichen Dokumente) entschieden euphemistisch erscheinen. In dem kleingeschriebenen, vierundneunzig Seiten umfassenden Heft, das in den Dokumenten der III. Sektion des Ministeriums des Inneren (Polizeidepartement) gefunden wurde, versucht Bakunin, dem

Zaren »sein ganzes Leben, all seine Gedanken und Gefühle darzulegen.« Er schreibt dem »Bären«:

«Ich will Ihnen mein Bekenntnis ablegen, wie dem geistigen Vater, von dem der Mensch die Vergebung seiner Sünden nicht in dieser aber in der anderen Welt erwartet...«

Von der Feder des Atheisten geschrieben, eignet diesen Zeilen seltsame Bedeutung.

Er bezeichnet seine Handlungen als phantastische Pläne, unbegründete Hoffnungen, verbrecherisches Vorhaben. Von seinem Leben im Ausland sprechend, erklärt er, er habe »erst seit 1846 bewußt gesündigt.« Der ganze Ton des Bekenntnisses ist der eines Besiegten, der sich demütigt und in gewissen Stunden eine bittere Freude daran findet, sich selbst zu geißeln.

»Ich war zu gleicher Zeit Betrüger und Betrogener, ich habe die anderen und mich selbst genarrt, habe gleichsam die Vernunft meiner Anhänger und die meine vergewaltigt... Ich hatte mich selbst in eine unnatürliche, unbegreifliche Lage versetzt, die mich bisweilen zwang, wider meinen Willen ein Charlatan zu sein.

In mir steckt viel Don Quichotterie.«

Ein Mann der Tat und der Gewissenhaftigkeit kann nicht mit größerer Bitternis von sich selbst reden. Professor Illinsky, der diesen Passus kommentiert, meint: »Die Tragik des Tatmenschen besteht darin, daß er an seinem Werk zu zweifeln beginnt und sich seiner Unaufrichtigkeit bewußt wird...« Aber ist dieses Urteil nicht dennoch ungerecht? Kann man nicht den Zeilen, die Bakunin in seinem Grab schrieb, sein ganzes vorheriges und nachheriges stürmisches Rebellenleben gegenüberstellen? Übrigens ist der Tatenmensch, der Führer — und Bakunin war wahrlich ein Führer — häufig gezwungen, allzusehr zu betonen, zu übertreiben, gewisse Tatsachen zum Schaden anderer zu vergrößern, dies ist die psychologische Notwendigkeit aller Propaganda, verstärkt durch die Leidenschaft des Kämpfers, umsomehr verstärkt, je aufrichtiger er ist. Später, in der trost-

losen Stille des Kerkers, in der Trauer der Niederlage, wird sich der gegen sich selbst strenge Geist vielleicht als Mangel an Aufrichtigkeit vorwerfen, was bloß Hingerissenheit des Gedankens und der Tat war. Ach, nun verteidigen wir Bakunin gegen sich selbst!

Doch bedarf es bei jeder Zeile des »Bekenntnisses« derartiger Betrachtungen, um nicht allzu schmerzlich erschüttert zu werden. Bakunin ist nicht nur über sich selbst enttäuscht. Die ganze europäische Bewegung, an der er selbst so kräftig teilgenommen hat, deucht ihn nun armselig und eitel. »Ganz Europa lebt von einer Lüge« erklärt er. Er ist »empört, angewidert« von den Deutschen. Die Revolution von 1848 hat ihm die Ohnmacht der »Geheimbünde« bewiesen. — »Keine der sozialen Theorien Englands, Frankreichs, Belgiens ist fähig, drei Tage lang zu bestehen«. — Das einzige, dem er wirklich treu bleibt, ist sein Panslawismus. Die slawischen Völker sind, verglichen mit den degenerierten Nationen des westlichen Europas, die einzigen, die gesund geblieben, die einzigen geborenen Kommunisten, auch dem Charakter nach. Ihre Gruppierung vermag eine wundervolle neue Macht hervorzubringen, ein neues »Reich des Ostens« mit Konstantinopel als Hauptstadt. Damit Rußland sich an die Spitze der panslawischen Bewegung zu stellen und die ihm zukommende Mission zu erfüllen vermag, bedarf es einer tiefgreifenden Veränderung. Und hier wird Bakunin sogar dem Zaren gegenüber abermals zum Revolutionär, vielleicht träumt er wider seinen Willen von einem neuen revolutionären Autokraten, in dem das Genie Peter des Großen nochmals auflebt? Heute eignet den von Professor Illinsky zitierten Zeilen ganz besonderes Interesse. Gewiß liebte Bakunin leidenschaftlich Rußland, kannte, begriff es genau. Er ahnte sein Schicksal voraus, erfaßte — mit prophetischem Geiste — was für Rußland historische Notwendigkeit ist.

»Die repräsentative, konstitutionelle Macht, die parlamentarische Aristokratie und das sogenannte Gleichgewicht der Mächte, in dem alle Gewalten derart geschickt verteilt

sind, daß keine zu handeln vermag, mit einem Wort, der ganze enge, unbestimmte, listige Katechismus der europäischen Liberalen, hat mir niemals weder Verehrung, Interesse, ja nicht einmal Achtung eingeflößt.

Ich glaube, in Rußland, mehr noch als anderswo, täte eine starke diktatorische Macht not, die sich ausschließlich damit beschäftigt, die Massen aufzuklären, ihr ethisches Niveau zu heben, doch ohne parlamentarische Formen, eine Macht, die freie Werke ohne Preßfreiheit veröffentlicht, die von überzeugten Männern umgeben, von deren Ratschlägen geleitet, von deren freien Unterstützung bestärkt wird, eine Macht, die durch nichts und durch niemanden beschränkt wird.«

Wahrlich, dies sind prophetische Worte. Lenin selbst vermöchte nicht mit anderen Worten die Diktatur des Proletariats zu erklären, sie mit schlechterer Verachtung der Demokratie der Franzosen und Engländer gegenüber zu stellen. Diese unbeschränkte, diktatorische, freiheitliche, von begeisterten Menschen unterstützte Macht existiert: nennt sich die Sowjetrepublik. Schon 1848 ahnte Bakunin den Bolschewismus. Etwas später empfahl er dem Zaren Nicolai I. die Methoden des Bolschewismus. Machen nicht die Seiten, auf denen er mit so erstaunlich hellem Geist prophezeit, jene anderen, auf denen er zweifelt, wett? Denn niemand kann den Wert der Methoden und Tatsachen leugnen, niemand kann leugnen, daß hierin Bakunin richtig gesehen hat.

Professor Illinsky zufolge bestimmen nachstehende Zeilen den Gesamtton des Bekenntnisses:

»Da ich das Recht verloren habe, mich den getreuen Untertanen Euerer Kaiserlichen Majestät zu nennen, zeichne ich mit aufrichtigem Herzen . . . der reuige Sünder Michael Bakunin . . .«

»Weit mehr als vor dem Zaren-Richter, stehe ich hier vor dem Zaren-Beichtvater, dem ich die verborgensten Heiligtümer meines Gedankens erschließen muß . . .«

»Ich habe diese Gnade nicht verdient (das Schreiben des Bekenntnisses) und ich erröte bei dem Gedanken, was ich über die unerbittliche Strenge Euerer Majestät zu schreiben und zu sagen gewagt habe.«

Schreibt man den Ton und Inhalt des Bekenntnisses, wie dies natürlich erscheinen würde, der Niedergeschlagenheit, der Verzweiflung zu, die einen Menschen von außergewöhnlicher Energie erfaßt hat, der eingekerkert, allein, zu Tode verurteilt ewig mit dem Gedanken an den baldigen, sinnlosen, grauen Tod lebt, wie kann man sich aber die Bittschriften aus Sibirien erklären, zu einer Zeit geschrieben, da Bakunin bereits verhältnismäßig frei lebte — und deren Ton — so berichtete mir jemand, der sie genau studiert hat, — knechtisch und untertänig ist? Freilich litt Bakunin unter einer schauerlichen Qual: »Tagtäglich fühlt man, wie man mehr verdummt« schreibt er . . . Aus folgenden Zeilen schreit ein Gefolterter auf:

»Lassen Sie mich nicht in ewiger Abgeschlossenheit verfaulen. Der Abgeschlossene erinnert sich unentwegt, fruchtlos. Der Gedanke, die Erinnerung werden für ihn zur unsäglichen Qual. Man lebt, lebt wider seinen Willen lange, und indem man nicht stirbt, fühlt man täglich, man sterbe in Kummer und Müßiggang . . .«

Er hat sich gedemütigt, ist zweifellos schwach geworden, doch hat er nicht verraten. In einem Punkt, jenem, der in den Augen des Zaren der Hauptpunkt ist, bleibt er unerschütterlich. Er schreibt:

»Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen die Sünden anderer beichte . . . Ich habe aus dem Schiffbruch ein einziges Gut gerettet: die Ehre und das Bewußtsein, niemals durch Verrat meine Lage gebessert zu haben.«

Bezugnehmend auf diese Zeilen schreibt der Zar, diese hätten ihm »jegliches Vertrauen geraubt« . . .

Wenn dieses schmerzensreiche Buch veröffentlicht, Zeile für Zeile durchstudiert und der Biographie des großen Anarchisten

hinzugefügt sein wird, wird man zweifellos über seine Persönlichkeit ein neues Urteil fällen können. Illinsky, der sich mit großer Mäßigung ausdrückt, meint, Bakunins Charakter als Revolutionär werde herabgesetzt werden. Bakunin, der aus Sibirien an die dortigen Autoritäten schreibt, um eine Anstellung zu erbitten, verheimlicht dies vor seinem Freund Herzen, um den Preis einer Lüge: »Ohne meine Einwilligung« schreibt er, »hat mir Hasfor, der Gouverneur von Sibirien, die Erlaubnis verschafft, eine Anstellung anzunehmen«.

Während der ersten Zwiste zwischen Sozialisten und Anarchisten in der Internationale, sind die Verleumdungen etlicher allzu eifriger Freunde von Marx, — etliche behaupten, auch Marx habe sich daran beteiligt — gegen Bakunin eine traurige Episode. Unbestimmte Gerüchte über vage Verbindungen zwischen Bakunin und dem Zaren gingen um, sowie zwischen Bakunin und der Polizei des Zaren. Die Entdeckung des »Bekenntnisses« wirft ein Licht auf dieses Thema. Jene Verleumdungen müssen ihre Wurzeln in irgendwelchen gewollten halben Enthüllungen der kaiserlichen Polizei gehabt haben, die sich auf das Dokument stützte, das der Zar in die Archive einreihen ließ. Die russische Regierung plante sogar — diese Schrift zu veröffentlichen, um ihren Gegner herabzusetzen, der, entflohen, abermals zum furchtbaren Feinde wie vor der »Krise« geworden war.

. . . Handelte es sich um einen gewöhnlichen Menschen, um einen unbekannten revolutionären Kämpfer, so wäre diese Krise durch Olmütz, die Peter Pauls-Festung, die Schlüsselburg, die Verurteilung zum Tode, die Einsamkeit, Sibirien — zu erklären. Doch ist Tschernitschewski, zwanzig Jahre lang eingekerkert und verbannt, oft am Rande des Wahnsinns, nicht schwach geworden. Vera Figner, Morosow, die nach zwanzig Jahren Gefangenschaft die Schlüsselburg verließen, haben keine derartige »Reue« gekannt. Und alle jene, Berühmte und Unbekannte, die in den Zuchthäusern des Zaren wahnsinnig wurden oder starben,

haben geschwiegen, auch dann, wenn ihre Passion tausendmal länger währte, als die Christi, auch dann, wenn sie bisweilen an sich selbst und ihrem Werke zweifelten, sie haben geschwiegen, und ihre Henker haben nie etwas erfahren. Diesen Menschen und jenen, die ihren Geist geerbt haben, wird Bakunins »Bekenntnis« Schmerz bereiten. In diesem Augenblick seines Lebens hat Bakunin geschwankt, ist nicht »übermenschlich« gewesen. Energischer, begeisterter, scharfsichtiger als viele, ist er dennoch nicht unerschütterlich geblieben. Er hat seine Generation beherrscht, ragt auch noch über der unseren auf, wir hätten ihn gerne unbeugsam gewußt, auf daß seine Legende schöner sei. Denn er gehört zu jenen, die eine Legende zurücklassen. Das menschliche Dokument, das entdeckt wurde, zeigt uns, daß auch er, wie fast alle Menschen, Stunden der Niederlage gekannt hat und daß er, der größer war als die meisten, durch die Niederlage am stärksten gebrochen wurde.

Aus dem Manuskript übertragen von Hermynia Zur Mühlen.

DIE BÖRSE
VON MAURICIUS

Vor sieben Jahren druckte Gustav Landauer den folgenden Aufsatz in seiner unvergessenen Zeitschrift »Der Sozialist.« (Deren Namen raubte für sein kärgliches Blättchen Herr Breitscheid noch zu Lebzeiten Landauers.)

Die Darstellung, die Mauricius anschließend an die Pariser Börse gibt, trifft die von Berlin, Frankfurt, Hamburg nicht minder. Primitiv und antiquiert mag sie allen Eingeweihten, aufklärend und grell beleuchtend jedoch denen erscheinen, die dieses wahnsinnige Getriebe gar nicht oder nur von ferne kennen.

Wenn ein Hottentot zwischen zwölf und drei Uhr mittags vor diesem düsteren Bau im korinthischen Stil vorbeiginge, müßte er sich fragen, ob etwa eine Irrenanstalt ihre brüllenden und gestikulierenden Insassen in diesen Hallen untergebracht hätte.

Vielleicht wäre er nicht gar zu weit von der Wahrheit entfernt.

Die Börse ist in der Tat das Symbol des menschlichen Wahnsinns, wie die Bordelle die Symbole des Lasters sind.

Ein paar Minuten genügen für die Menschen, die auf den Stufen dieses Tempels toben, um heruntergekommene Bettler in goldstrotzende Nabobs zu verwandeln oder aber unzweifelhafte Millionäre ins Nachtasyl oder ins Schauhaus zu bringen.

Was in diesen Räumen gesagt wird, ist im Stande, die ganze Welt zu erschüttern, und drei Viertel aller Gesetze, die in der Kammer beschlossen werden, sind in dieser Küche ausgearbeitet worden.

Es muß auch für uns Interesse haben, den Mechanismus der Börse kennen zu lernen.

Nehmen wir an, man wolle ein Bergwerk oder eine Eisenbahn ausbeuten. Dazu ist Geld nötig, mehr Geld, als der reichste Kaptitalist der Welt hergeben könnte (das Netz der Nordbahn zum Beispiel wird auf zwei Milliarden geschätzt).

Man macht also eine Anleihe. Die großen Banken laden durch Inserate oder Reklamenotizen in den Zeitungen Herrn Jedermann ein, sein Geld zur Verfügung zu stellen. Die Anleihe wird aufgelegt oder emittiert.

Im Austausch gegen eine im voraus festgesetzte Summe, deren Höhe Emissionskurs genannt wird, und die gewöhnlich hundert, zweihundertundfünfzig oder fünfhundert Franken beträgt, übergibt man diesem Zeichner eine

Empfangsbescheinigung auf Japanersatzpapier, die mit den nötigen Wappen, Unterschriften und Paragraphen versehen ist und nunmehr ein Wertpapier, Stück oder Titel vorstellt.

Dieses Wertpapier (Obligation oder Aktie) stellt den Anteil vor, den der Zeichner an dem Unternehmen hat.

Dieser Anteil ist natürlich kein fester, er unterliegt vielmehr dem Kurs.

Die Börse hat die Bestimmung, diese Kurse zu liefern.

Theoretisch ist dieser Kurs der Wertpapiere eine ganz natürliche Sache:

Ich habe fünfhundert Franken hergegeben, damit man zum Beispiel ein Kupferbergwerk ausbeute, es ist klar, daß in dem Fall, daß das Unternehmen einschlägt und die Ausbeute an Kupfer stark ist, meine fünfhundert Franken an dem Mehrwert teilhaben müssen und mein Papier demnach jetzt sechshundert oder siebenhundert Franken oder noch mehr wert sein muß. Dagegen wird mein Papier an Wert verlieren, wenn die Kupferausbeute geringer wird.

Will ich meinen Anteil an dem Unternehmen verkaufen, so verkaufe ich zum Tageskurs und profitiere dabei von dem Mehrwert oder habe Schaden vom Minderwert.

Darin ist nichts Ungewöhnliches.

Das aber ist die Theorie. In der Praxis kommt es ganz anders.

Die Börse ist der Sammelpunkt der Spekulanten und Agioteure und die Kursschwankungen sind viel mehr den Manövern dieser Leute als den Erträgen des Unternehmens zuzuschreiben.

Man macht bei den Banken zweierlei Arten Geschäfte: gegen bar oder auf Zeit.

Die erstgenannten haben nichts besonderes an sich.

Man kauft in irgend einer Bank ein Papier, man bekommt es zugestellt, sieht man nach einiger Zeit auf dem Kurszettel, daß der Kurs gestiegen ist, so verkauft man es, wobei der Bankier seine Provision erhält, die einfachste Sache von der Welt.

Nur braucht man dazu viel Geld. Die Papiere, die ernsthafte Gewähr bieten, wie die Staatspapiere, die Bodenobligationen u. s. w., unterliegen nur geringen Schwankungen. Das nennt man Hausvaterpapiere, Sparpapiere.

Damit geben sich die Spekulanten nicht ab. Man riskiert dabei nichts, aber man kann auch fast nichts dabei gewinnen.

Die Börsenspieler schlagen sich um Spekulationspapiere, wie »Rio Tinto« oder »De Beers«, Goldminen u. s. w.

Gewiss spielen manche Spekulanten gegen bar, bloß braucht man dazu, ich wiederhole es, viel Geld. Die Rio-Tinto-Aktie zum Beispiel kostet durch-

schnittlich eintausendundachthundert Franken, sie kann um zehn, zwanzig, fünfzig hundert Franken täglich schwanken, aber das kann auch nach unten sein und dann heißt es mit dem Verkaufen warten.

Die meisten Börsianer spielen auf Zeit.

Das ist nun aber ein sehr erstaunliches Geschäft.

Man nimmt sich einen Bankier, man gibt ihm für den Anfang eine Geldsumme oder Wertpapiere in Depot, das nennt man die Deckung.

Das ist die Garantie für die Zahlungsfähigkeit. Und nunmehr kann man Geschäfte machen, bei denen es sich um fünf- oder zehnmal größere Summen handelt, als man im Besitz hat.

So kann man mit einer Deckung von tausend Franken für zehntausend Franken Wertpapiere kaufen. Diese Papiere zahlt man nicht, und man bekommt sie auch nicht.

Das geht folgendermaßen vor sich. Man gibt seinem Bankier zum Beispiel den Auftrag, fünfundzwanzig Tharsis zu kaufen (auf Zeit kann man nicht weniger als fünfundzwanzig Stücke handeln), die Tharsis steht heute Vormittag 180 frcs.

Der Bankier telephoniert seinem jungen Mann an der Börse, er solle fünfundzwanzig Tharsis kaufen.

Nun fangen die Operationen an. Unser Angestellter geht an die Stelle der Börsenhalle, wo man die Tharsis verkauft, jedes Papier hat nämlich seinen bestimmten Platz, und ein Notizbuch in der Hand schreit er drauf los: »Ich kaufe Tharsis!« Sofort rufen die Verkäufer von Tharsis ihm ihre Preise zu. Gibt es wenig Käufer und viel Verkäufer, so sinken die Preise, im entgegengesetzten Fall steigen sie.

Sowie ein Geschäft abgeschlossen ist, notiert es sich jeder in seinem Buch. »Die Bank X hat der Bank Z 25 Tharsis zu 184 frcs verkauft.« Weiter geschieht nichts. Niemals liefert die Bank X die Tharsis-Stücke der Bank Z, diese liefert sie nie ihrem Kunden, und entsprechend zahlt der Kunde nie der Bank Z den Preis für diese Papiere, und die Bank Z zahlt sie der Bank X ebenso wenig. Und doch ist das Geschäft durchaus gesetzlich und rechtskräftig*) zustande gekommen.

*) Nach der neueren deutschen Gesetzgebung kann jetzt in dem Fall, daß ein Rechtsstreit entsteht, der Beklagte den Differenzeinwand machen, das heißt den Einwand, es liege ein Differenzgeschäft vor, woraufhin das Gericht das Geschäft für ungültig erklären muß. Aber wer so handelt, wird an der Börse nicht mehr zugelassen, ein solches Verfahren gilt für schimpflicher als der Bankerott.

Sieht der Kunde morgen, daß Tharsis einen Kurs von 190 hat, so gibt er den Auftrag, die Stücke zu verkaufen und er bekommt von der Bank Z die Differenz, also 190 — 184 = 6 frcs. Gewinn pro Stück, abzüglich 1 fr., den die Bank als Kommission einstreicht. So kauft man demnach an der Börse ohne Geld Papiere, die man nicht zu sehen bekommt, und sie repräsentieren unter Umständen Unternehmen, die es gar nicht gibt, man verkauft diese Stücke, die man nicht hat, an Personen weiter, die kein Geld haben, um sie zu kaufen, und trotzdem kann man mit Geschäften der Art ein Vermögen gewinnen oder sich ruinieren.

Wie man an der Börse ohne Geld Papiere kaufen kann, die man nie zu sehen bekommt, so kann man umgekehrt auch Papiere verkaufen, die man nicht hat, das nennt man Verkauf ohne Deckung, und diejenigen, die dieses Geschäft machen, spekulieren à la baisse und heißen Baissiers.

Ebenso wie ich meinem Bankier gesagt habe: »Kaufen Sie mir fünfundzwanzig Tharsis«, so sage ich ihm: »Verkaufen Sie mir fünfzig ‚Geduld'«.

Im Börsensaal schreit der Kommis sich heiser: »Ich habe ‚Geduld' zu dreißig — dreißig die ‚Geduld' — wer kauft ‚Geduld' zu dreißig — zu neunundzwanzig fünfundsiebzig die ‚Geduld' — zu neunundzwanzig fünfzig . . .«

Sind die ‚Geduld' verkauft, so muß man sie wiederkaufen.

Lese ich in meinem Kurszettel, daß die ‚Geduld' auf fünfundzwanzig Franken stehen, so gebe ich den Auftrag zu kaufen und streiche die Differenz ein.

Diese Geschäfte müssen im Lauf eines Monats vor sich gehen. Wenn bei der Abrechnung am Ende des Monats (Ultimo) die Tharsis auf einhundertachtundsiebzig gefallen sind, so muß der Haussier, der sie in der Hoffnung, daß sie steigen würden, zu einhundertvierundachtzig gekauft hat, das Defizit zahlen, desgleichen, wenn die ‚Geduld' auf fünfunddreißig Franken gestiegen sind, so muß der Baissier, der sie in der Hoffnung, daß sie fallen würden, zu neunundzwanzig fünfzig verkauft hatte, ebenfalls seinen Beutel öffnen.

Aber man kann auch prolongieren. Der Baissier wie der Haussier können den Wiederkauf oder den Verkauf der ohne Deckung verkauften oder der auf Zeit gekauften Papiere mit Hilfe eines wechselnden Diskonts um einen Monat hinausschieben.

Es gibt noch viele Börsentricks, viele Kombinationen, deren Einzelheiten uns zu weit führen würden, aber das, was hier gesagt wurde, kann schon ein Bild des ganzen Schachers geben, zu dem Geschäfte dieser Art führen.

Manchmal macht eine falsche Nachricht die Geschäftsleute, die in den Säulenhallen der Börse ihr Unwesen treiben, wie toll. Da handelt es sich um ein Mannöver der Baissiers, sie nutzen die Verwirrung, die infolge ihrer falschen Depesche entstanden ist, aus, um Werte, die sie im voraus ohne Deckung verkauft haben, zu billigen Preisen zu ergattern. Oder es ist das umgekehrte Manöver des Haussiers.

Man kann sich denken, was für eine Bedeutung die politischen Neuigkeiten, die Gesetzesvorlagen für den Kurs der Papiere haben können.

Und da man weiß, daß die Finanz ihre Geschöpfe in der Kammer, im Senat und im Ministerrat hat, kann man sich von den Streichen, die sie spielen können, ein Bild machen.

Wer will zum Beispiel wissen, ob der Sturz des Ministeriums Barthou nicht ein Unternehmen der Baissepartei war?

Als sie über die Frage der Unantastbarkeit der Rente ein Ministerium zum Sturz brachten, das für die Unveränderlichkeit der drei Prozent eintrat, wußten die Caillaux undsoweiter sehr wohl, daß die Rente sinken würde.

In der Tat sank der Kurs von sechsundachtzig vierzig am Montag auf fünfundachtzig zehn am Mittwoch, das war der Tag des Sturzes des Ministeriums, der Unterschied von einem Franc dreißig bei einem so stabilen dreiprozentigen Papier ist enorm.

Nichts hätte, und man darf sich darauf verlassen, nichts hat diese Herren verhindert, am Montag gehörige Mengen der Rente ohne Deckung zu verkaufen, die sie am Donnerstag vergnügt wiederkauften.

Das Gerücht läuft um, das neue Ministerium werde die Rente unangetastet lassen, und die Kurse erholen sich wieder, die Schlußnotiz vom Sonnabend ist fünfundachtzig sechzig: ein Manöver der Haussiers.*)

*) Der Übersetzer fügt ein allerneuestes Beispiel an, das wiederum Herrn Caillaux angeht. Am 6. März wird dem »Berliner Tageblatt« aus Paris telegraphiert:

»Als gestern in der Kammer der Finanzminister sich darüber aussprach, wie weit die Rente der Einkommensteuer unterliegen solle oder nicht, rief der Abgeordnete Benoist: »Da versteht kein Mensch mehr ein Wort davon!« In der Tat ist dieses Thema durch die allzu häufig abgeänderten und revidierten Gesetzvorschläge so unklar geworden, daß sich auch die Techniker darin nicht mehr zurechtfinden, und die heftigen Vorwürfe, die sich Caillaux heute gefallen lassen muß, sind begreiflich. Die Konfusion der letzten zwei Tage ist nicht zu verwundern. Vorgestern hatte Finanzminister Caillaux der Senatskommission die Liste der Werte unterbreitet, die der Einkommensteuer unterworfen sein sollen. Die französische Rente befand sich nicht auf dieser Liste, und alle Welt nahm daraufhin an, daß Caillaux die Steuerfreiheit der Rente wieder einführen wolle. Es gab eine Hausse an der Börse — und die

Wer kennt all die Krisen, all die Dramen, die sich um diese zwei Schicksalsworte Hausse und Baisse herum abgespielt haben?

In den Tagen seines Glanzes hatte der frühere Kaffeehäuskellner Rochette, der inzwischen ein Finanzmann außer Diensten geworden ist, eine gewisse Zahl Zeitungen aufgekauft, hauptsächlich solche, die einen ganz harmlosen Anstrich hatten, wie Le Soleil de Dimanche oder Le Journal pour les petits (»Zeitung für die Kleinen«).

Die Kleinen lasen die Geschichte vom Rotkäppchen oder Dornröschen, aber die Eltern warfen gern einen Blick auf die Finanzchronik, in der im Ton eines Biedermanns und mit der verlockenden Unterschrift »Ein Ehrenmann« Rochette den Rat gab, seine Schwindelaktien zu kaufen.

Man las da Ratschläge von der Art:

»Gewiß ist Pariser Stadtanleihe ein sicheres Papier, aber sie trägt nichts, kaufen Sie doch Nervaminen, die ebenso sicher sind und eine glänzende Zukunft haben«.

»An Ihrer Stelle würde ich die Brasilianische Eisenbahnanleihe verkaufen, das ist immer eine ungewisse Sache, dafür würde ich ein solides Papier wie die Französisch-spanische Bank anschaffen« undsoweiter.

Und der kleine Krämer, der wackere Portier, der Arbeitsmann trennten ihren Strumpf auf oder verkauften die Viertelanteile der Obligationen, die sie sich durch langsame Ersparnisse, Groschen um Groschen, hatten anschaffen können, um dieses von Herrn Rochette bengalisch beleuchtete Papier zu kaufen.

Die Geschäfte gingen brillant. Er fabrizierte Prospekte, wunderbare Rechenschaftsberichte, seine Generalversammlungen nahmen Resolutionen an,

---

Kammerdebatte, in der Caillaux erklärte, man habe ihn falsch verstanden, er habe nur aus gewissen technischen Gründen die Rente nicht auf die Liste für die Senatskommission setzen können. Daraufhin fiel gestern auf dem Markt die Rente wieder um einige Punkte und es gab an der Börse recht heftige Szenen. Spät am Abend hat Caillaux noch einen Brief an den Präsidenten der Senatskommission gerichtet, in dem er klar den betreffenden Gesetzesabschnitt mitteilt, wie er ihn vortragen will. Darin unterliegt das Einkommen aus der Rente ebenso der Steuer, wie alle anderen Einkommen. Nun weiß man, woran man ist, aber die Blätter der Opposition haben vielleicht so unrecht nicht, die heute Herrn Caillaux Unklarheit und Inkonsequenz vorwerfen.

Die Eingeweihten wissen natürlich, was deutsche wie französische liberale Blätter mit der »Unklarheit und Inkonsequenz« meinen, sie verstehen darunter eine ganz unverkennbare und folgerechte Börsenspekulation mit Hilfe von rasch aufeinander folgenden und einander widersprechenden Mitteilungen vom Regierungstisch aus.

Dafür ist die Bastille erstürmt worden, dafür haben ehrliche Arme, die gern damit einverstanden waren, von ihrer Hände Arbeit zu leben, ihr Blut auf den Barrikaden verspritzt!

in denen sie ihn beglückwünschten, in der Tat stiegen die Dividenden bei jeder Tagung und die Kurse der Aktien nahmen imposante Dimensionen an.

Um das zuwege zu bringen, hatte Rochette zwei kinderleichte Methoden. Um die Coupons zahlen zu können, gründete er ganz einfach eine neue Sache und mit dem Geld der Emission brachte er die glänzenden Dividenden zur Ausschüttung. Ferner kaufte er seine eigenen Papiere zurück. So stiegen die Kurse fortwährend. Wollte irgend jemand diese Phantasiepapiere verkaufen, so fand er immer einen »Ehrenmann« vom Schlage des Mannes aus der »Zeitung für die Kleinen«, der sie ihm teurer abkaufte, als er sie verkaufen wollte.

Und so sah man denn Papierfetzen, die Unternehmungen repräsentierten, die entweder totgeboren waren oder überhaupt nie anderswo existiert hatten als in den Prospekten, die ihren glänzenden Geschäftsgang rühmten, vom Emissionspreis von einhundert Franken auf fünfhundert und sechshundert Franken steigen.

Man wird einwenden wollen, so etwas könne unmöglich ins Endlose weiter gehen und man könne nicht jedesmal eine Aktiengesellschaft gründen wenn man seine Bäckerrechnung zu bezahlen habe.

Gewiß nicht!

Daher wartete denn auch Rochette, während er sorgsam seinen Kassenschrank füllte, auf die Stunde, wo er nicht mehr weitermachen und also seinen großen Schlag führen konnte: der war seine Verhaftung.

Man beachte, wie wunderbar dieser Streich ausgeführt wurde, Rochette verständigt sich mit Clémenceau, Lépine und zwei oder drei andern, um ohne Deckung und, um kein Mißtrauen zu erwecken, in kleinen Partien, einen ansehnlichen Stoß Rochette-Aktien zu verkaufen; erste Operation.

Man verhaftet Rochette.

Aufruhr an der Börse, allgemeine Tollheit.

Manchon Hella, ein Papier, das über fünfhundert stand, fällt binnen zwei Tagen auf dreißig. All die Schelme, die ohne Deckung zu fünfhundertvierzig bis fünfhundertfünfzig verkauft hatten, kaufen jetzt zu dreißig bis fünfunddreißig: zweite Operation.

Aber sie kaufen mehr als sie verkauft hatten: dritte Operation.

Drei Tage später erfährt man, daß Rochette ein paar Millionen im Kassenschrank liegen hat: Manchon Hella steigt auf zweihundertfünfzig Franken, die Schelme verkaufen wieder: vierte Operation.

Dann teilt man mit, es sei ein Reinfall, und Manchon fällt wieder auf vierzig Franken. Und das ist das Ende.

Für alle, die die Affäre Rochette von dem Prozeß vor dem Zuchtpolizeigericht bis zu dem Erscheinen von Clémenceau, Lépine, Yves, Dunrand vor der Parlamentskommission verfolgt haben, kann nicht der Schatten eines Zweifels bestehen, daß es sich hier um einen ausgezeichnet inszenierten Streich gehandelt hat, und daß diese Verhaftung in die Kassenschränke der »Verhaftenden« und auch des Verhafteten ein Sümmchen brachte, das in die Millionen ging.

Die armen Teufel, die den wohlgemeinten Ratschlägen des »Ehrenmanns« gefolgt waren, trugen die Kosten.

Die Wunderwerte, für die sie fünfhundert bis sechshundert Franken bezahlt hatten, sanken auf einmal, bis sie in der Ecke der klassischen Säulenhalle angelangt waren, wo man für seine Papiere immerhin noch etwas bekommt, nämlich kalte Füße,*) da, wo man nun sehen kann, wie diese Zauberaktien, die die wackern kleinen Leute ins Reich der Träume geschnellt hatten, für zehn Franken oder gar für zwanzig Centimes das Stück verkauft werden.

Ein anderes Mal noch einiges von der Produktenbörse, die keine geringeren Reize hat.

*) »Bourse des pieds humides« heißt die Stelle am Börsengebäude zu Paris, wo Händler mit entwerteten Papieren Geschäfte machen.

RATHENAU

Welchen Rathenau meinen Sie eigentlich? Den von der A.E.G. oder den von den »kommenden Dingen«? Den Kriegsgegner? Oder den Organisator der Rohstoffversorgung im Kriegsministerium? Jenen, der allein — nach seiner eigenen bescheidenen Angabe — uns ermöglichte, den Krieg viereinhalb Jahre lang auszuhalten? Meinen Sie den Pazifisten um 1915 oder den (leider steckengebliebenen) Diktator der nationalen Verteidigung vom Oktober 1918? Meinen Sie den Duzfreund Gerhart Hauptmanns oder den Wegweiser des Kommunismus? Den Lehrer Lenins und Trotzkis? Das Direktionsmitglied einer Berliner Großbank, den Vorsitzenden des Bundes für Erneuerung, der Mittwoch-Gesellschaft, der deutschen Kultur-Liga? Den Verehrer Hindenburgs oder Fritze Eberts? Den Freund Maximilian Hardens (seit fünfundzwanzig Jahren) oder Alfred Kerrs? Den geschätzten Mitarbeiter Theodor Wolffs oder Georg Bernhards?

Den Schloßherrn von Freienwalde oder den, der — um die Not der Zeit zu markieren — (nicht ohne es durch die Megaphone seiner Presse in die Welt hinausposaunen zu lassen) in einem kleinen Wiesbadener Gasthaus absteigt ohne Auto (das im Grunewald steht), zu Fuß geht, für 90 M. Mittagbrot vermutlich ißt, um dem französischen Multimillionär und Kollegen zu zeigen, wie altpreußische Schlichtheit sich benimmt? Meinen Sie etwa den radikalen Gesellschaftskritiker, der tiefgründig die »Mechanisierung der Welt« beklagt und der sie aktiv durch die von ihm »beaufsichtigten« Betriebe tagtäglich, stündlich, minütlich mechanisieren hilft? Den Sozialethiker und Philosophen, den einsamen Denker des Grunewalds oder den Großkapitalisten und Trustmagnaten, der über Hunderttausende von Arbeitern und Angestellten gebietet? Meinen Sie den Sohn Emil Rathenaus, des tapferen und erfinderischen Juden, oder den Anbeter des preußischen Adels, den Mystiker, der aus Selbsthaß »zwangsläufig« zum Minnesänger christlichen Germanentums wurde?

Kurz: ein seltener Mensch. Ein Mensch mit seinem Widerspruch. Ein höchst gesteigerter Typus unserer Zeit. Ursprünglich kein schlechter, im Gegenteil: ein ringender, mit sich unzufriedener, Höheres erstrebender. Aber durch Ehrgeiz, Eitelkeit korrumpiert, durch den Betrieb dieser Zeit und dieser Welt, die er zu bekämpfen vorgibt, mitbestimmt. Ein masochistischer Rationalist vor jedem starken Herrn. Gestern vor Wilhelm II. und dem Adel, heute vor den Amerikanern, morgen — wenn's sein muß — vor den Ar-

beitern. Ein Organisator? Seine Feinde lächeln. Ein kühler Sitzungsleiter, abgeklärt, beherrscht, — ganz gewiß, äußern die Freunde, bei denen er der »Aufsichtsrathenau« heißt. Schiller hat bei ihm versagt: Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild keineswegs in der Geschichte. Man soll ihm dennoch nicht Unrecht tun. Hören wir ihn selbst.

Jedes seiner Werke ist eine Beichte. Jeder Artikel ein Selbstbekenntnis. Sehen wir ihn, wie er sich sieht, wie er sich selbst gemalt hat. Kein Wort sei hinzugefügt.

Man wirft ihm Dualismen, Widersprüche, Inkonsequenz vor? Aber seine Persönlichkeit ist die Harmonie. Erfreuen wir uns daran.

Der Wiederaufbauminister in der Ebert-Republik malte kurz vor dem Ende der »großen Zeit« von sich selbst diese Bildnisse:

Bei Mosse im Berliner Tageblatt (Chefredakteur: Theodor Wolff) am 2. Oktober 1918 (!), am Morgen des offiziellen ludendörffischen Zusammenbruchs:

Festigkeit!
Von Walther Rathenau

Was ist geschehen?

Ist unsere Begeisterung so schwach gewesen, daß sie sich nur halten ließ, solange der Krieg als gewonnen galt, und der Friede den Unwissenden eine Frage von Monaten schien?

Was hatten all die Worte vom Durchhalten zu sagen, wenn sie nur auf sechs Monate und auf eine sichere Partie gemeint waren?

Das Volk hat das Schwerste ertragen und rührte sich nicht. Die Front hat das Höchste geleistet und blieb fest. War die Zuversicht der Gebildeten denn nur der Ausdruck einer sorglos optimistischen Meinung?

Es ist wahr: Man hat die Meinung verwöhnt und die Stimmung verweichlicht. Mangelnder politischer Blick hat zugelassen, daß man über Kriegserklärungen jubelte, daß man den Unterseekrieg auf drei Monate schätzte, jede Anstrengung als die letzte erklärte, die Forderungen ins Maßlose steigerte, die Warnenden verdächtigte, beschimpfte und abtat. Das ist nicht mehr zu ändern und soll nicht nachgetragen werden. War das aber der ganze Inhalt unserer Stimmung?

Was ist denn geschehen? Die westliche Front ist eingebuchtet, im Osten sind Verluste entstanden. Was kann geschehen? Der Bestand an Helfern kann sich verringern, wir werden vermehrt auf eigene Kraft angewiesen sein.

Was weiter?

Es ist eine Hoffnung zerstört: die Hoffnung, durch den Besitz von Calais oder Paris den Frieden in diesem Jahre zu erzwingen.

War das eine Hoffnung?

Es war eine kurzsichtige, unpolitische Illusion. Der Krieg mit See- und Überseemächten wird nicht durch die Lage Frankreichs entschieden. Kein englischer Minister hätte aus Verzweiflung über Frankreichs Schicksal sich ergeben.

Was ist sonst noch geschehen?

Sonst ist nichts geschehen. Wir haben unser unberührtes Land, unser Heer, unsere Versorgung und unsere Rüstung. Das übrige hängt vom Willen ab.

Ist das ein Grund zur Besorgnis?

Ein Krieg ist an sich ein Grund zu schwerer Besorgnis, am meisten dieser, und für alle Völker der Erde. Ein Grund zur Niedergeschlagenheit, zur Minderung der Zuversicht ist nicht gegeben. Sollen wir uns von den Nerven der Pariser beschämen lassen? Der Feind steht nicht zwischen Jüterbog und Wittenberg und wird, so lange wir leben, nicht da stehen, doch wenn er da stände, so hätten wir zu kämpfen. Zu kämpfen um das, was nottut: den Frieden in Ehren.

Ein für allemal: Wir halten den Krieg beliebig lange aus, an Rohstoff, Nahrung, Menschenzahl, Kraft und Willen, mit mehreren, mit wenigen, mit keinen Genossen. Je länger wir ihn aushalten können und aushalten wollen, desto kürzer werden wir ihn auszuhalten haben. Die Kurve der Friedensbereitschaft verläuft auf beiden Seiten in Wellen, bei uns ist sie gestiegen, bei den Gegnern gesunken. Eines Tages werden die beiden Kurven sich schneiden, an diesem Tage werden wir den Frieden haben, nicht früher und nicht später.

Wenn die Staatsmänner nicht fähig sind, auf die Kurven einzuwirken, so werden die Völker es tun.

Es ist etwas anderes, ob die zur Festigkeit mahnen, die dem österreichischen Ultimatum und der Kriegserklärung an Serbien zujubelten, die den frischen, fröhlichen Reiterkrieg und das wohlgemute Verdreschen anpriesen, die jeweils zum Quartalsende den Frieden ersahen, die hundert Milliarden, Longwy, Briey und die flandrische Küste forderten, für Belgien neunundneunzig Formeln und Standpunkte fanden, über Amerika lachten, den Verständigungsfrieden verhöhnten, England in hundert Tagen auf die Knie zwingen wollten, die russische Revolution als unser Werk betrachteten, die uns belehren wollten, daß Deutschland so bleiben müsse, wie es war, weil der Erfolg das Bestehende zu heiligen schien —

oder ob wir unsere Stimme erheben, die wenigen, die man als Schwarzseher brandmarkte, die ganz wenigen, die vom ersten Tage an die Dauer, die Gefahr, die Schwere erkannten und das

Land darauf einstellten, die ihre Meinung nicht gewandelt haben, und die nicht überrascht werden können.

Wir haben unsere Meinung nicht geändert, aber auch nicht unsere Einschätzung des Landes. Wir wissen, daß wir stark genug sind, daß wir standhalten können, wenn wir wollen und so lange wir wollen. Es werden Tage kommen, an denen man sich des heutigen Kleinmuts schämen wird, so, wie wir heute der Urteilslosigkeit uns schämen sollten. Doch wollen wir an jenen künftigen Tagen der heutigen nicht vergessen und nicht von neuem der Maßlosigkeit verfallen.

Vergessen wir alles, was uns getrennt hat. Jeder von uns hat das Land in seiner Weise geliebt und liebt es in seiner Weise. Irrtum ist nicht Schlechtigkeit. Laßt uns nicht wieder Meinungssachen als Gesinnungsfehler rügen.

Es geht nicht an, daß man der Vaterlandslosigkeit und der Ehrvergessenheit die verdächtigt, die den Stand der Dinge abweichend von der offiziellen Meinung ansehen.

Es geht nicht an, daß eine Partei des optimistischen Urteils sich als die einzige vaterlandsliebende und die anderen als verkauft bezeichnet.

Es geht nicht an, daß man die Höhe leicht auszusprechender Forderungen als das Maß des Patriotismus hinstellt.

Es geht nicht an, daß man den Gang der Ereignisse und ihre offizielle Deutung als Erziehungsmittel benutzt, um das Volk am Hergebrachten festzuhalten.

Alle diese Dinge seien auf ewig vergessen, wir sind nur noch Deutsche und Brüder, und wehe dem, der dem anderen etwas nachträgt und die Einheit schwächt, solange der Feind uns bedroht.

Die Mündigung des Volkes geht ihren Gang, nicht den Gegnern zu Lieb, nicht zu Trotz, sondern weil das Volk reif ist.

Der Krieg wäre nicht, was er sein soll, die härteste Schule der Gewissen, wenn nicht die letzte Probe, die fehlte, uns auferlegt würde. Die Prüfung des Mutes, der Entsagung, des Opfers, der Schmerzen ist bestanden, die Prüfung des Willens muß bestanden werden. Sie wäre keine, wenn nicht die wahrhafte, greifbare Gefahr allen sichtbar würde . . . .

Es ist Deutschland nicht bestimmt, zugrunde zu gehen. Darum: sursum corda! Hoch die Herzen!

• • •

Fünf Tage später: Er geht, da Th. W. abwinkt, kurzentschlossen zur Konkurrenz, zu Ullsteins. Die Sache will's. In der Vossischen Zeitung (Chefredakteur: Georg Bernhard) vom 7. Oktober 1918, auf der ersten Spalte der ersten Seite:

Ein dunkler Tag
von
Walther Rathenau

Der Schritt war übereilt.

Wir alle wollen Frieden. Wir, die Wenigen, haben gemahnt und gewarnt, als keine Regierung daran dachte, der Wahrheit ins Auge zu blicken.

Nun hat man sich hinreißen lassen, im unreifen Augenblick, im unreifen Entschluß.

Nicht im Weichen mußte man Verhandlungen beginnen, sondern zuerst die Front befestigen.

Die Gegner mußten sehen, daß der neue Geist des Staates und Volkes auch den Geist und Willen der Kämpfenden kräftigt. Dann mußte Wilson gefragt werden, was er unter den verfänglichsten seiner vierzehn Punkte versteht, vor allem über Elsaß-Lothringen, Polen und die Entschädigungen der westlichen Gebiete. Die verfrühte Bitte um Waffenstillstand war ein Fehler.

Das Land ist ungebrochen, seine Mittel unerschöpft, seine Menschen unermüdet. Wir sind gewichen, aber nicht geschlagen.

Die Antwort wird kommen. Sie wird unbefriedigend sein, mehr als das: zurückweisend, demütigend, überfordernd.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn man die sofortige Räumung des Westens, wo nicht gar einschließlich der Reichslande verlangt. Punkt acht wird auf Herausgabe zum mindesten Lothringens, vermutlich auch des Elsaß gedeutet. Als polnischer Hafen kann Danzig gemeint sein. Die Wiederherstellung Belgiens und Nordfrankreichs kann auf eine verhüllte Kriegsentschädigung in der Größenordnung von fünfzig Milliarden hinauslaufen. (Der vorahnende Wiederaufbauminister.)

Hat man das übersehen? Wer die Nerven verloren hat, muß ersetzt werden.

Warum wird man Wilsons Forderungen ausdeutend übersteigern? Weil man unseren Willen für gebrochen hält.

Gebrochen ist und soll sein die Anmaßung einzelner auf Weltbeherrschung, auf Rechtsbruch, auf Einpflanzung des dürren und überlebten Militarismus und Feudalismus in die erstarkten Völker der Erde.

Ungebrochen ist der Wille zur freien Selbstbehauptung und Selbstbestimmung. Kein Schiedsgericht der Welt schafft uns Arbeit und Stoff und Lebensraum, den schafft nur ein würdiger und erträglicher Frieden.

Wir wollen alles Unrecht abtun; innen und außen, wir haben begonnen und werden fortfahren, doch wir wollen kein Unrecht leiden.

Mit der Festigung mußte begonnen, mit dem Funkspruch geschlossen werden, das Umgekehrte ist geschehen und nicht mehr zu ändern, unser Wort müssen wir halten.

Kommt jedoch die unbefriedigende Antwort, die Antwort, die den Lebensraum uns kürzt, so müssen wir vorbereitet sein.

Die nationale Verteidigung, die Erhebung des Volkes muß eingeleitet, ein Verteidigungsamt errichtet werden. Beides tritt nur dann in Kraft, wenn die Not es fordert, wenn man uns zurückstößt, doch darf kein Tag verloren gehen.

Das Amt ist keiner bestehenden Behörde anzugliedern, es besteht aus Bürgern und Soldaten und hat weite Vollmacht.

Seine Aufgabe ist dreifach.

Erstens wendet es sich im Aufruf an das Volk, in einer Sprache der Rückhaltlosigkeit und Wahrheit. Wer sich berufen fühlt, mag sich melden es gibt ältere Männer genug, die gesund, voll Leidenschaft und bereit sind, ermüdeten Brüdern an der Front mit Leib und Seele zu helfen.

Zweitens müssen alle die Feldgrauen zur Front zurück, die man heute in Städten, auf Bahnhöfen und in Eisenbahnen sieht, wenn es auch für manchen hart sein mag, den schwerverdienten Urlaub zu unterbrechen.

Drittens müssen in Ost und West, in Etappen und im Hinterland aus Kanzleien, Wachtstuben und Truppenplätzen die Waffentragenden ausgesiebt werden. Was nützen uns heute noch Besatzungen und Expeditionen in Rußland? Schwerlich ist in diesem Augenblick mehr als die Hälfte unserer Truppen an der Westfront.

Einer erneuten Front werden andere Bedingungen geboten als einer ermüdeten.

Wir wollen nicht Krieg, sondern Frieden. Doch nicht den Frieden der Unterwerfung.

• • •

Im »Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte« von 1918 sieht das Selbstporträt so aus:

Rathenau, Walther, Dr. phil., Präsident der A. E. G., Berlin N.W. 40
Präsident der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin

Vorsitzender des Verwaltungsrats der
Berliner Handelsgesellschaft

Vorsitzender des Aufsichtsrats der
A. E. G. Schnellbahn-Aktiengesellschaft
Berliner Handels-Gesellschaft, Berlin
Elektrizitäts-Lieferungs-Gesellschaft, Berlin

Elektro-Nitrum-Aktiengesellschaft, Rhina i. Baden
Elektro-Salpeter-Werke Aktiengesellschaft Zschornewitz
Oberschlesische Kleinbahnen und Elektrizitäts-Werke A.-G., Kattowitz
Permutit Aktiengesellschaft
Schlesische Elektrizitäts- und Gas-Aktiengesellschaft, Breslau
Vereinigte Lausitzer Glaswerke, Aktiengesellschaft, Weißwasser
Stahlwerke Richard Lindenberg, Aktiengesellschaft, Remscheid

Stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrats der
Braunkohlen- und Brikett-Industrie-Aktiengesellschaft, Berlin

Mitglied des Aufsichtsrats bezw. Verwaltungsrats der
A E. G. Lahmeyer-Werke, Aktiengesellschaft
Bank für elektrische Unternehmungen, Zürich
Baumwollspinnerei Erlangen, Erlangen
Baumwollspinnerei Unterhausen, Unterhausen
Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft A.-G., Köln
Deutsch-Südamerikanische Telegraphengesellschaft A.-G., Köln
Deutsch-Überseeische Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin
Elektrizitätswerk Straßburg i. Els., Straßburg i. Els.
Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft, vorm. W. Lahmeyer & Co., Frankfurt a. M.
Elektrizitätswerk und Straßenbahn Königsberg, Königsberg i. Pr.
Elektrotechnischen Werke G. m. b. H.
Felten & Guilleaume Carlswerk, Aktien-Ges. Köln-Mühlheim
Gebr. Körting Aktiengesellschaft, Körtingsdorf-Hannover
Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Berlin
Th. Goldschmidt A.-G Essen-Ruhr
Hamburger Hochbahn A.-G.
Lech-Elektrizitätswerke, A.-G. Augsburg
Ludwig Loewe & Co. Aktiengesellschaft, Berlin
Mannesmannröhren-Werke, Düsseldorf
Maschinenfabrik Oberschöneweide, Aktiengesellschaft
Metallbank u. Metallurgische Gesellschaft, Akt.-Ges., Frankfurt a. M.
Oberrheinische Kraftwerke A.-G.
Rütgerswerke Aktiengesellschaft
Russische Eisenindustrie-Akt.-Ges. Gleiwitz
Rybniker Steinkohlen-Gewerkschaft Radlin
Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb
Spinnerei und Buntweberei Pfersee, Pfersee bei Augsburg

Dieses Selbstporträt hat den Vorzug soliderer Farben. Es ist erarbeiteter, klarer, übersichtlicher. Weniger abstrakt. Ein Maler würde sagen: saftiger.

Was ist dagegen einzuwenden? Nichts.

In der Ebert-Republik mußte ein solcher Mann, der es unter Wilhelm nur bis zum Roten Adlerorden II. Klasse brachte, endlich die Stellung er-

klimmen, die ihm zukam. Was aber werden die armen Aktiengesellschaften jetzt anfangen? Ohne ihn? Oder wird er weiter Bücher, Broschüren, Zeitungsartikel schreiben, mit Loucheur die folgenschwersten Konferenzen abhalten, ein neues Ministerium von Grund aus organisieren und dabei vierzig oder mehr der größten Industrieunternehmungen »beaufsichtigen« oder ihnen gar vorsitzen?

Er kann's. Denn ihm eignet eine immense Arbeitskraft und altpreußischer Fleiß. Dabei ein durchaus moderner Geist. Nicht umsonst nannte er vor nicht langer Zeit Herrn Ebert: »klug, gütig und konziliant«.

Zweifellos sind die Herren Hilferding und Breitscheid heute schon seine guten Freunde.

Aber selbst Noske-Sozialisten haben einst ihren Wiederaufbauminister kritischer beurteilt. Man denke, sogar der »Vorwärts« schrieb noch am 21. 9. 18:

> So wird verdient!
>
> Der Reingewinn des Stahlwerks Rich. Lindenberg Akt.-Ges. beläuft sich auf 3 603 905 M. gegen 3 031 304 M. im Vorjahre. Es wurde beschlossen, der Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 25 Proz. (wie i. V.) und einer Vergütung von 150 M. pro Aktie (gegen 100 M. i. V.) auf das von drei auf vier Millionen Mark erhöhte Aktienkapital vorzuschlagen und einen Betrag von einer Million Mark zur Verfügung einer künftigen Generalversammlung behufs Ausschüttung einer Sondervergütung zurückzustellen.
>
> Im Aufsichtsrat sitzt Walther Rathenau, der gelegentlich Kapuzinaden gegen den Kapitalismus hält. Wie das Exempel aber zeigt, weiß er mit dem Staate ausgezeichnet Geschäfte zu machen.

Und die »Münchener Post« brachte gar an der Spitze ihrer Nummer vom 20. November 1918, einen Leitartikel »Großkapitalistische Beutezüge«, der folgende Sätze enthielt:

> München, 20. November.
>
> Das Volk hungert und verblutet und sieht schwerbedrückten Herzens einer harten Zukunft entgegen. Die Großkapitalisten aber setzen, unbekümmert um den aus dem Zusammenbruch des alten Europa entstehenden Trümmerhaufen, das »friedliche« Geschäft der Aneignung des Volksvermögens in Form noch nie dagewesener Dividenden, »Bonusse« und Geschenke an die Aktionäre ruhig fort. So verteilt die Gesellschaft Stahlwerke Lindenberg in Remscheid für 1917/18 nicht weniger als 223 pCt. auf die alten und 65 pCt. auf die neuen Aktien. Die Frankfurter Zeitung nennt diesen Vorgang »in dieser Leidensstunde des Landes und Volkes . . . eine recht gewagte Herausforderung der Allgemeinheit . . ., deren große Masse gerade unter

Kriegskosten verteuernden Sondergewinnen in der schaurigsten Weise verarmt.« Das ist eben das Charakteristische der Zeit: Die Kapitalisten wissen nicht, wohin mit dem Geldregen — das Volk aber darbt und sinkt immer tiefer in eine degenerierende Schuldknechtschaft der Kuponschneider. Im Falle Stahlwerke Lindenberg offenbart sich dieses Verhältnis so typisch wie im Falle Daimler. Vom Jahre 1915 an erhob sich die Dividende auf 25 pCt. gegen die des letzten Friedensjahres von 12 pCt., um dann zur Unterbringung des Gewinns 1916/17 noch eines »Bonus« von 100 pCt. zu erheischen. Dabei sind alle die wertvollen Anlagen bis auf 1 M. abgeschrieben. So stand man 1917/18 vor einer Überfülle des Profites, für die kein anderer Ausweg zu finden war, als 40 pCt. zu verteilen, wobei jedoch noch 1 Million verwendungslos herumirrte. Ursprünglich sollte sie für spätere Ausschüttung benutzt werden. Doch da erschien der Vorsitzende des Aufsichtsrates, Walther Rathenau, auf der Bildfläche und empfahl, außer der Dividende von 40 pCt. noch einen »Bonus« von 40 pCt. zu verschenken. Dabei fielen dem neunköpfigen Aufsichtsrat nicht weniger als 205,217 M. zu. Außerdem hatte man schon im Januar 1918 aus dem Überprofit des Vorjahres eine Aktie auf drei Aktien verschenkt, so daß der »Verdienst« der Anteileigner in diesem Jahre eben 223 pCt., respektive 65 pCt. betrug.

Die Sache gewinnt ein besonderes Gepräge durch den Einfluß *Walther Rathenaus*, als Vorsitzenden des Aufsichtsrats. Zwei Seelen wohnen — ach — in seiner Brust. Die eine predigt den Zeitgenossen Entsagung, Pflichtgefühl, äußerste Anstrengung und forcierte Arbeitsleistung, mit der Zugabe einer süßsäuerlichen Moral, mit der anderen jedoch propagiert er den Grundsatz aller raffgierigen Bourgeois von Péreire-Lafitte bis auf Rathenau: bereichert euch! Die Ethik dieses merkwürdigen Mannes, einem Gemisch von indischem Säulenheiligen in der Theorie und modernem Jud Süß in der Praxis, gestattet nicht die Verwendung überschüssiger, auf Kosten der Allgemeinheit ergatterter Wucherprofite zu wohltätigen Zwecken zu empfehlen. Wie gut hätte es doch der buddhistischen Moral Rathenaus gestanden, für Krüppelfürsorge oder sonstige caritative Notwendigkeiten ein oder zwei Millionen anzulegen, statt eine Million sofort bar an die übergesättigten Aktionäre aus- oder richtiger hineinzuschütten. Aber von solchen Akten großzügiger Einsicht wird die Geschichte der Gründer- und Wucherzeit der Jahre 1915 bis 1918 nichts zu berichten haben!«

Etwas hart und unfreundlich geurteilt? Der indische Säulenheilige in der Theorie und der Jud Süß in der Praxis ist heute der Auserwählte der Koalitionsparteien. Papstanbeter, Scheidemänner und Cassirers »politische Exponenten« umjubeln ihn. Er ist ihr neuer Gott.

Wie nannte ihn schon vor Jahren der Präsident der Berliner Handelsgesellschaft, Herr Karl Fürstenberg, der witzigste Kopf an der Berliner Börse und Rathenaus nächster Kollege? — »Jesus im Frack«.

SCHRIFTEN, DIE DAS FORUM ERHIELT

JAMES GUILLAUME: Idées sur l'Organisation sociale. Verlag Bibliothèque du Travail, Paris.

FRANZ JUNG: Joe Frank illustriert die Welt. Verlag die Aktion, Berlin-Wilmersdorf.

MAGDELEINE MARX: Toi. Roman. — Ernest Flammarion, Editeur.

JOHN HENRY MACKAY: Der Freiheitsucher, Psychologie einer Entwicklung. Privatausgabe. Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 166.

HERMANN KESSER: Die Brüder. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

HUGO SONNENSCHEIN: Die Goldenen Ritter der Freiheit. Ver!-Verlag.

MARCEL FOURRIER: La Débacle financiere, Edition Clarté, Paris.

PINDAR. Übersetzt und eingeleitet von Franz Dornseiff, Insel-Verlag, Leipzig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.

Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.

Forum-Verlag: Berlin W35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelm R. Saling & Co., Berlin SW68.

DAS FORUM

5. Jahr *29. Juli 1921* *Heft 10*

(Abgeschlossen am 25. Juli 1921)

WO GEHT UNSER WEG?

(EPILOG ZUM RUSSISCHEN NOTIZBUCH)

I.

In den elf Monaten, die zwischen dem zweiten und dritten Weltkongreß liegen, hat die revolutionäre Bewegung, besonders die internationale kommunistische Partei in allen Ländern schwere Konflikte und Krisen durchmachen müssen. Am heftigsten gerade in den für die soziale Revolution reifsten Staaten. Es waren keine Kinderkrankheiten mehr. Wenigstens folgten den Masern, der Diphterie und dem Scharlach schmerzvolle Erschütterungen des ganzen jugendlichen Parteikörpers, Erschütterungen, die seine gesunde Entwickelung empfindlich störten, sein Wachstum hemmten, ja in Frage zu stellen schienen.

Die vom zweiten Moskauer Weltkongreß geforderte Reinigung aller der dritten Internationale angeschlossenen Parteien mußte mit Notwendigkeit innerhalb der einzelnen Sektionen zu Zusammenstößen führen. Diese Auseinandersetzungen waren unvermeidlich. Wollte man nicht in Deutschland, Frankreich, England, Italien einen Block heterogener Elemente als kommunistische Partei, d. h. als entschlossenste revolutionäre Kampftruppe gelten lassen, wollte man vielmehr die Partei eines jeden Landes zu einem aktionsfähigen roten Armeekorps umbilden, so mußten wesentliche Veränderungen vorgenommen werden. Umgruppierungen, Neuformationen, Entfernung unklarer oder unzulänglicher Führer waren die notwendigen Folgen.

II.

Der stürmische Lauf der Weltrevolution scheint unterbrochen. Die Reaktion erstarkte in allen Ländern. Die Beherrscher der

Industrie und des Kapitals flickten die zusammengebrochene Fassade ihrer Macht sehr schnell und nicht ohne Raffinement wieder aus. Sie sind drauf und dran, was der menschewistische Führer der deutschen unabhängigen Partei prophetisch vorausgeahnt hatte, zu verwirklichen: eine neue Prosperitätsperiode des Kapitals. Die Zusammenkunft der beiden Minister für Wiederaufbau des Kapitals in der deutschen und französischen Republik, der Herren Rathenau und Loucheur, war das sichtbare Symbol für das unaufschiebbare Drängen der Kapitalisten aller Länder nach Wiederversöhnung, nach Einigung, um den zerrütteten kapitalistischen Anarchismus zu galvanisieren, um ihm wenigstens für einige Jahre neues Leben einzuflößen. Wiesbaden soll die Kur einleiten. Nach den sieben mageren Jahren (1914—1921) müssen — so rechnet der moderne Joseph — endlich die sieben fetten Jahre kommen. Er kehrt Pharaos Traum um. Klüger als der antike Joseph stützt er sich jedoch weder auf Träume noch auf seine beträchtliche Prophetengabe, sondern — als Sohn seines Vaters — auf solidere und realere Grundlagen, auf die Verbindung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, auf die Arbeitsgemeinschaft von Kapitalisten und Proletariern. Das ist das Problem aller Probleme. Nicht durch philosophische, sozialethische oder wirtschaftspolitische Konstruktionen, noch durch irgendwelche Zauberkunststücke selbstsicherer Charlatane ist es lösbar. Nur die Interessenverbindung der über Millionen Arbeitern noch herrschenden Gewerkschaftsaristokratie mit den Wiederaufbauern kann dem alten System der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die sieben fetten Jahre bescheren. Die Wiesbadener Kur soll den Sanierungsversuch des internationalen Kapitals beschleunigen. Da es um Sein oder Nichtsein geht, da das morsche System bei den Besiegten wie bei den Siegern den Stoß der durch Krieg und Kriegsfolgen immer mehr Verelendeten, Verstümmelten, Arbeitslosen fürchten muß, will man nicht nur im nationalen Rahmen alle Gegensätze überbrücken, sondern auch die kompliziertesten Konflikte der internationalen Wirtschaft

entspannen, lösen, um schnellstens zu der so dringend notwendigen Konsolidierung des Kapitals durchzudringen. Haben sich erst einmal die beiden mächtigsten Repräsentanten des französischen und deutschen Kapitals geeinigt — und es ist keine Frage, daß diese Einigung sich vollziehen wird —, so wird die Krönung dieses raffinierten Werks jedoch von der Reife oder Unreife der deutschen und französischen Arbeitermassen abhängen. Sie stehen wie vor sieben Jahren — im August 1914 — am Scheidewege. Nationale Verteidigung hieß das Schlagwort, das sie damals umnebelte. Jetzt heißt es: Wiederaufbau. Millionen Mitglieder einer Partei, die sich stolz internationale völkerbefreiende Sozialdemokratie nannte, wurden über Nacht Patrioten, Nationalisten, für 33 Pf. täglich treueste Söldner des Kapitals, von ihren Führern irregeleitete, belogene und betrogene, die zu spät erkannten, wozu man sie benutzt hatte. Zwanzig Millionen junger strahlender Menschen wurden dem Wahnsinn, den das imperialistische System erzeugen mußte, in viereinhalb Jahren geopfert. Der Volksbetrug beginnt von neuem. Schon sind seine Mittel aus dem Gedächtnis der meisten verschwunden. Vergessen sind die Lügen, die Hoffnungen und die Versprechungen der damaligen Volksführer. Die sieben mageren Jahre sind vorüber. Jetzt kommen die fetten, so sagen, so lügen, so versprechen sie, wenn Ruhe und Ordnung herrsche, das heißt wenn Kapital und Arbeit sich verbinde, sich versöhne, und alle Kräfte sich dem Wiederaufbau widmen.

Dieser Einigungsrummel, diese Burgfriedenstimmung sind nicht weniger geschickt inszeniert als die von 1914. Es ist — angesichts des Mangels an Aufklärung — möglich, daß große Teile der deutschen und französischen Arbeiter auf die neuangestrichenen Parolen des Kapitals und der von ihm gewonnenen Arbeiterführer wiederum hineinfallen. Ja sie werden ein gutes Werk zu tun glauben, wenn sie den Losungen der kapitalsozialistischen Wiederaufbauer folgen. Es sind jene Teile, die im Bannkreise der konsequent ihre Kriegspolitik fortsetzenden kaiserlichen Sozia-

listen unbelehrt geblieben sind: selbst durch die Erlebnisse der letzten sieben Jahre. Sie haben 1914 den Klassenkampf abgeschworen, sie wollen ihn nicht wieder aufnehmen.

III.

Gelingt es den Wiederaufbaumeistern mit Hilfe der Gewerkschaftsführer die Massen für die Verwirklichung ihrer Baupläne zu gewinnen, so wird sich der deutsche und der internationale Kapitalismus in der Tat restaurieren können, er wird aufatmen, gesunden, sich festigen und die fetten Jahre genießen. Er wird es um so leichter und schneller können, je größer die Uneinigkeit und die Zersplitterung in der Arbeiterschaft werden wird. Ja auf diese Uneinigkeit und Zerrissenheit des Proletariats stützt er sich in erster Linie. Seine Armee rekrutiert sich aus den Arbeitermassen allein, die den Predigern des Burgfriedens, den reformistischen Führern noch heute Gefolgschaft leisten. Für die gesamte internationale Arbeiterschaft spitzt sich das Wiederaufbau-Problem zu der unumgänglich Antwort heischenden Frage zu: Amsterdam oder Moskau.

Schon heute kann man nicht mehr zweifeln, daß die Amsterdamer Internationale bereit sein wird, mit den vom Kapital beauftragten Beamten, die sich in Gestalt der vielfachen Millionäre Loucheur und Rathenau ihnen präsentieren werden, über den Wiederaufbau zu verhandeln und sich nach langem Hin und Her auf dem Rücken des Proletariats zu einigen.

Der Kampf zwischen Amsterdam und Moskau wird an Heftigkeit alle anderen übertreffen. Die Auseinandersetzungen, die wir bisher innerhalb der Parteien erlebt haben über politische und taktische Probleme, über die Notwendigkeit der Aktivität selbst in ungünstigen Situationen, über die Notwendigkeit der Spaltung und der Reinigung, — all diese Auseinandersetzungen, die den Entwicklungsprozeß der revolutionären Weltbewegung gerade durch ihre Krisen- und Katastrophenstimmung verraten,

werden nur ein flüchtiges Vorspiel sein zu dem gewaltigen Kriege, der zwischen Moskau und Amsterdam entbrennen muß. Die gewaltige Mehrheit der Arbeiter steht heute noch hinter der Amsterdamer Internationale. Sie sehen noch nicht, wohin die Reise geht. Im Augenblick, wo sie erkennen werden, wozu man sie mißbraucht, wird es ein Erwachen wie im Kriege geben. Und sie werden die Minderheit derer, die ihnen heute noch als Zertrümmerer ihrer Gewerkschaft und als Verräter erscheinen (genau so wie als Zertrümmerer der Partei und als Verräter Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg während der Kriegsjahre von den Noskesozialisten karrikiert wurden), als diejenigen erkennen, die früher und klarer den Betrug voraussahen, der von den Repräsentanten der Bourgeoisie in Verbindung mit den emporgekommenen Verbandsleitern der Arbeiter gegen sie verübt wird. Dieser Prozeß kann lange dauern. Aber er ist unvermeidlich, er muß ausgetragen werden. Das internationale Kapital ist raffiniert genug, auch diesen Krieg, der allein zur Festigung seiner Herrschaft dienen soll, von Arbeitern gegen Arbeiter führen zu lassen. Es hat Grund genug, sich die Hände zu reiben und zu jubeln, da es immer von neuem gelingt, die Stoßkraft der proletarischen Bewegung durch teuflische Ausnutzung des Unverstands, der Unwissenheit der Massen und der Korruption der Führer zu schwächen.

Die Piraten der öffentlichen Meinung werden vom Kapital als seine Pioniere in diesem Kriege der unaufgeklärten Arbeiter gegen die vorgeschrittneren, hellsichtigeren Arbeiter benutzt. Von Stinnes über August Müller, Paul Lensch bis zum U.S.P.-Redakteur, der für die Amsterdamer Ziele kämpfen muß, läuft die gewaltige Phalanx, die der roten Front der rücksichtslosen Klassenkämpfer gegenüber steht. Diese Phalanx, die sich aus allen die Arbeitsgemeinschaft zwischen Kapital und Proletariern bejahenden Elementen rekrutiert, wird erst durchbrochen, zerschlagen werden müssen, bevor wir von der Möglichkeit eines Sieges der Revolution werden sprechen können.

IV.

Wie ist das möglich?

Was geschieht zur Vorbereitung dieses unvermeidlichen Kampfes? Was ist bisher geschehen?

So gut wie nichts. Oder erschreckend wenig. Und hier nützt kein Mundspitzen mehr, hier muß gepfiffen werden. Hier muß die Kritik gegen uns selbst einsetzen, hier muß es erlaubt sein, endlich die zahllosen Fehler festzustellen, die die Partei beging und die verhängnisvoll werden können, wenn es nicht gelingt, sie wiedergutzumachen.

Worin wurzeln die vielen Krisen, die die Partei durchzumachen hatte? Prüfen wir objektiv, stellen wir die Hautausschläge nicht nur, sondern alle äußeren und inneren Krankheiten fest und schrecken wir nicht zurück vor der Diagnose.

•

Die kommunistische III. Internationale übte noch bis vor Jahresfrist eine ungeheure Werbekraft aus. Ja, sie war geradezu Mode geworden. Das Drängen der Arbeitermassen für eine Einheitsfront mit den russischen Arbeitern zwang selbst die menschewistischen Führer zur Wallfahrt nach Moskau. Die kommunistische Internationale erklomm ihren Gipfel während der Tagung des zweiten Weltkongresses.

Als am 6. August 1920, am letzten Sitzungstag, über die Bedingungen der Aufnahme in die kommunistische Internationale weiterverhandelt und am Ende die 21 Thesen einstimmig angenommen wurden, gab es keinen unter den anwesenden Delegierten, der sich über die folgenschweren Wirkungen des notwendigen Beschlusses im Unklaren geblieben wäre. Es war ja die Tendenz dieser 21 Paragraphen, Konsequenzen ziehen zu lassen, d. h. den Parteien, die sich der Moskauer Internationale anschließen wollten, solange die Aufnahme zu verweigern, bis sie sich von ihren opportunistischen Elementen gereinigt hätten Es gab keinen andern Weg.

Und hier ist festzustellen: diesen von den russischen Führern, besonders Bucharin, Trotzki, Lenin geforderten scharf umgrenzten und schließlich vom Kongreß einstimmig gebilligten Weg machten der Vorsitzende der deutschen Kommunisten und die beiden Unabhängigen, Däumig und Stöcker, nicht ohne Bedenken, ja Paul Levi nur mit Widerstreben mit. Die Gegensätze zwischen der Exekutive der Kommunistischen Internationale und Paul Levi waren vom ersten Tage des zweiten Kongresses an latent. Der wesentliche Unterschied bestand in der verschiedenen Einstellung zu den Syndikalisten Frankreichs, zu den I. W. W. I. Amerikas, zu der K. A. P. Deutschlands.

Die russischen Führer wollten, daß die III. Internationale ihre Arme geöffnet halte gegenüber allen linken Elementen. Syndikalisten, Antiparlamentariern, K.A.P.isten, denn sie sahen in ihren Reihen tapfere revolutionäre Kämpfer, auf die trotz mannigfacher Unklarheiten die III. Internationale nicht verzichten dürfte, die es vielmehr zu gewinnen galt. Schroff ablehnend standen dieser Auffassung nur Paul Levi und die unabhängigen Delegierten gegenüber. Schon aus diesem Konflikt, der latent blieb, mußten sich früher oder später Differenzen ergeben. Sie kamen nur allzubald. Kaum 14 Tage nach dem Vereinigungsparteitag konstatierte der Vorsitzende der V.K.P.D. in einem leitenden Aufsatz des Zentralorgans: »Eine unhaltbare Situation«. Was war geschehen? Das Exekutivkomitee der kommunistischen Internationale hatte die K.A.P. als sympathisierende Partei in die kommunistische Internationale aufgenommen. Paul Levi hielt diesen Beschluß in Konsequenz seiner früheren Einstellung für einen Fehler, bekannte dies offen und schloß seine erste Attacke gegen Moskau schon am 24. Dezember 1920 mit den Worten: »Der Beschluß bezüglich der K.A.P.D. war kein Geniestreich, sondern ganz und gar das Gegenteil davon«. Levis Kampf gegen Moskau datiert also nicht erst von der Märzaktion her. Er war vielmehr (allerdings noch nicht offen) schon auf dem II. Weltkongreß und dann öffentlich Weihnachten 1920 sichtbar

geworden. Töricht und ungerecht ist deshalb, mit einem Riesenaufwand an Entrüstungsphrasen den einstigen Vorsitzenden der V.K.P.D. einen Schuft oder einen Verräter zu nennen. Subjektiv ist er das ganz gewiß nicht. Die Veröffentlichung seiner Broschüre während der Schlacht war eine häßliche, verantwortungslose Tat, war Selbstentblößung, drapiert mit dem Mantel des Helden, der aussprechen will, was ist.

Prüfen wir zunächst, was war.

V.

Die Werbekraft der kommunistischen Internationale war in Deutschland nie größer gewesen als vor dem II. Kongreß im Sommer 1920. Die revolutionären Massen der U.S.P. drangen auf den Anschluß an die III. Internationale. In Versammlungen, in den Betrieben, überall wo Arbeiter zusammenkamen, äußerte sich ihre Begeisterung spontan für Sowjetrußland, wirkte der heroische Kampf der russischen Arbeiter und Bauern anspornend und vorbildlich, dergestalt, daß es für keinen revolutionären Proletarier etwas Höheres gab, als seine Solidarität mit Sowjetrußland als dem Vorkämpfer der sozialen Revolution bekunden zu wollen.

Nach dem Kongreß kamen die notwendigen Auseinandersetzungen, die Zwistigkeiten, die antibolschewistische Hetzpropaganda der Dittmänner und Co. Alle diese Feindschaften hätten die Werbekraft der kommunistischen Partei nicht gelähmt, wenn in Deutschland eine Führung vorhanden gewesen wäre, die mit Energie und innerem Kraftbewußtsein den Feinden der Revolution zu begegnen gewußt hätte. Aber gestehen wir es uns: die Führung war unzulänglich, oft kläglich. Die Idee des Kommunismus wurde weder organisatorisch noch publizistisch noch parlamentarisch gefördert: trotz den fünfhunderttausend Mitgliedern, die hinter der Leitung standen. Das Wesentliche an Aufklärungsarbeit, die in der Presse und in den Organisationen geleistet wurde, kam aus Rußland.

Der Mangel an geistigen Kräften wurde erschreckend sichtbar. Die aus bittersten Erfahrungen geschöpften Erkenntnisse der

russischen Revolution wurden Pfennigware für denkfaule deutsche Versammlungsredner. Der Mißbrauch der Schlagworte steigerte sich. Geniale Gedanken wurden übernommen und in einem Phrasenbrei zerkocht.

Als die russischen Führer die 21 Thesen entwarfen, als sie mit Recht straffste Zentralisierung forderten, ahnten sie nicht, welche Wirkung sie damit in Deutschland erzielen würden, sie ahnten nicht, daß ihren idealen Forderungen die Gefahr der — Verdeutschung drohte. Aus dem notwendigen Zentralismus jeder kommunistischen Partei wurde vielfach bei uns ein bureaukratisches Bezirkskommando. Der alte deutsche Feldwebelgeist war noch nicht tot. Zentralismus als höchste Zusammenfassung politischer Energien blieb unverwirklicht. Disziplin als notwendige Einordnung in das Riesenheer der Internationale, als freudige Selbstzucht zugunsten des Kampfes wurde oft unteroffiziermäßig in Drill karrikiert. Und schließlich erwiesen sich hervorragende Führer gerade der Partei, die am lautesten und strengsten Disziplin forderte, sofort bei der ersten Gelegenheit als erschreckend undiszipliniert, verließen sie ihre Posten, von wo aus sie den Massen stramme Zucht und Gehorsam vor den Parteigesetzen gepredigt hatten. Dem Phrasenbrei folgte die Parolenseuche. Wer sich nicht angesteckt zeigte, galt als ein schlechter Revolutionär. Und Redakteure, die nicht täglich einen Leitartikel mit ewiggrünen Parolen schließen wollten, waren keine Politiker mit Offensivgeist. Dabei wechselte das Parolenfieber täglich. Hat es einen Sinn, Parolen auszugeben, deren Nichtbefolgbarkeit von vornherein feststeht? Parolen heben sich durch Häufung selbst auf, verwirren mehr als zu klären, machen eine Bewegung lächerlich und diskreditieren sie. Eine Parole wird um so stärker wirken, je überlegter, konzentrierter und in je größeren Zwischenräumen sie ausgegeben wird. Schreit man aber täglich: »Der Wolf ist da« so darf man sich nicht wundern, wenn es einem wie dem Knaben in der Fabel ergeht, dessen ewigen Geschrei niemand mehr traut, selbst dann als der Wolf wirklich einbricht.

Der Parolenseuche parallel gingen bombastische Aufrufe, die auf die von den täglichen Parolen schon überfütterten Arbeitermassen losgelassen wurden. Und hier ist allerdings festzustellen, daß die Levilose Zeit noch erstaunlicheres leistete. Ja die Aufrufe, die vor der Märzaktion in der Roten Fahne erschienen, wurden die eigentlichen Urheber der mannigfachen Fehler, Halbheiten und Schwächen, die die Aktion später zeitigte. Die Sprache dieser Aufrufe war von einer plumpen Hysterie. Nicht nur ihre Einstellung war falsch, sie verrieten auch den Mangel jeglicher Psychologie. Sie kreischten etwas vom »Mistvolk« und »Gesindel«, statt in einer so gefährlichen Situation kaltblütig und mit revolutionärer Sachlichkeit die Dinge beim richtigen Namen zu nennen.

Woraus resultierten alle diese schmerzhaften Entgleisungen? Zunächst aus der jugendlichen Unreife der Partei. Sie benahm sich hilflos wie ein neugeborenes Kind und blieb abhängig bei jedem Schritt, den sie tat oder tun sollte: von der viel zu reichlich und rührend sorgenden Amme, die dieses äußerlich wohlbeleibte Kind pflegte und hätschelte, damit endlich daraus ein kräftiges Lebewesen nicht nur mit Lungen und Stimmbändern, sondern mit gutgegliedertem Körperbau, mit stählernen Nerven und mit dem Herzen auf dem richtigen Fleck werden sollte.

Die von Paul Levi geführte Zentrale konnte dem Vorwurf der Passivität nicht entgehen. Die neue Zentrale wollte ihre Aktivität sofort beweisen und machte eine Aktion. Jeder Tag in der ebertinischen Republik reizt zur Aktion, zur revolutionären Tat. Von Tag zu Tag wurde das Regiment des Kapitals frecher und provozierender. Die konterrevolutionären preußischen und bayrischen Regierungen fühlten sich stark genug, um es auf Zusammenstöße mit dem Proletariat ankommen zu lassen. Sie sahen den Arbeiteraussperrungen und -entlassungen, dem Aufmarsch der Orgesch-Armee, dem Maschinengewehrfeuer der Klassenjustiz aufmunternd oder ohnmächtig zu. Sie unterstützten jede patriotische

Propaganda, sie ließen Arbeitermörder entfliehen oder unbestraft. Prozesse gegen Angehörige der herrschenden Klasse — man denke an die Gerichtsverhandlung gegen den Hauptmann v. Kessel, den Urheber des Mords an den 42 Matrosen — wurden aufreizende Komödien. Die bayrische Vendée pfiff auf die Reichsgesetze. Sie ließ ihre Söldner nicht entwaffnen, sondern mobilisierte sie für Oberschlesien als »Selbstschutz.« Unterdessen verschlechterte sich die Lebenshaltung der Arbeiter immer mehr. Die gewaltige Zahl der Arbeitslosen sank nicht, sondern schwoll immer erschreckender an. Das durch Hunger und Not qualvoll verzerrte Antlitz des deutschen Proletariats beunruhigte die bürgerliche Klasse und ihre Helfershelfer nicht. Daß das Problem der Arbeitslosen und der Kurzarbeiter zum Problem der Probleme werden mußte, sahen sie nicht oder wollten sie nicht sehen. Aber auch in der kommunistischen Partei, der berufenen Führerin aller Entrechteten und Enterbten, gab es viele, die achtlos an dieser gefährlichsten und explosionsreichen Frage vorübergingen. Ja es gab nicht wenige, die angesichts der Arbeitslosenheere das Wort »Lumpenproletariat« im Munde führten, — ein Wort, das sie gedankenlos Herrn Hilferding, dem gründlichsten Saboteur der Revolution, nachplapperten, und daß leider auch Paul Levi übernahm. Erst auf Drängen der russischen Genossen befaßte sich die V. K. P. D. ernstlicher mit der Arbeitslosenfrage. Und als die Levische Zentrale abtrat, hatte man Verantwortung und Ehrgeiz genug, um die Passivität auch auf diesem Gebiete zu überwinden. Jedoch: das Arbeitslosenproblem ist nicht nur eins der drängendsten, sondern auch das schwierigste und am behutsamsten zu lösende. Es verlangt gründliche Vorbereitung, organisatorische Geschicklichkeit und eine reiche praktische Erfahrung. Es verlangt beim Versuch seiner Lösung zielklare Köpfe, deren Autorität auf Grund ihrer Leistungen bei Arbeitern und Arbeitslosen feststeht. Die K. A. P. suchte die Arbeitslosenbewegung, der sie — das muß anerkannt werden — früher als die V. K. P. D. ernsteste Aufmerksamkeit schenkte, zu revolutionieren, sie suchte

aber oft willkürlich und, gleichviel ob die Situation günstig oder ungünstig für den Kampf war, die durch die schändlichen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft an den Rand der Verzweiflung getriebenen Arbeitslosen in Aktionen hineinzuhetzen, die von vornherein zum Scheitern verurteilt waren.

Die Märzaktion war ein Kind dieses mißverstandenen Offensivgeistes und der brutalen Provokationen des Hörsing gegen das mitteldeutsche Proletariat. Objektiv sind alle Vorbedingungen für den Sturz der bankrotten und ihren Bankrott selbst bekennenden bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland gegeben. Was fehlt, ist die subjektive Reife der Massen und der Führer. Allzuverständlich, daß das wirtschaftliche Elend, die herausfordernde Haltung der Konterrevolution, ihre Bewaffnung und die Entwaffnung der Arbeiterschaft einzelne Teile des deutschen Proletariats — und grade die draufgängerischsten — mit immer größerer Erbitterung erfüllt, daß sie gewillt sind, aus dieser Stagnation herauszukommen, sich und ihre Brüder zu befreien von der schleichenden Krankheit: durch die Tat, durch die Operation. Die Partei hatte die Pflicht, die so denkenden revolutionären Elemente weder abzustoßen noch zu ermuntern, sie vielmehr Disziplin zu lehren und sie zu zwingen, sich einzuordnen und den Geist ihrer Aktivität auf die noch zurückgebliebeneren Teile der kommunistischen Armee zu übertragen. Dazu wäre allerdings notwendig gewesen, daß diese revolutionären Elemente durch das Vertrauen in die Führung der Partei bestimmt worden wären, nicht selbst zu Aktionen drängen zu müssen, die der konkreten Lage nicht entsprachen. Aber man glaubte eine Theorie entdeckt zu haben, eine übermarxistische Theorie der revolutionären militärischen Offensive. Und sofort war auch die neue Parole da: genug Propaganda, auf zur Aktion! Man müsse in den Kampf hineingehen, selbst mit der sicheren Niederlage vor Augen, Kampf um jeden Preis! Nur so könne man der bleiernen Stagnation, in die die Arbeiterschaft versunken sei, entrinnen. Selbst ein so nachdenklicher und kluger Kopf wie

August Thalheimer konstruierte sich nachträglich eine solche Theorie zurecht. Trotz allen Schwächen und Fehlern, die auch er sah, freute er sich wie ein Schneekönig. Oder richtiger wie ein Arzt, der sich beglückwünscht, daß seinem impotenten Klienten plötzlich die Potenz gekommen ist: »Die Partei hat gekämpft!« Diese Freude ist wenig berechtigt. Denn es stände schlecht um eine revolutionäre Partei, wenn man von ihrer Potenz nicht überzeugt wäre, nicht wüßte, daß sie zum Kampf fähig wäre, sobald der Generalstab ihn für nötig hielte und dazu aufriefe. Treffender und helläugiger als man in der Berliner Rosenthaler Straße die Situation sah, überschaute sie offenbar Leo Trotzki in Moskau. Und jedes Wort, das er über die Frage der revolutionären Taktik äußerte, trifft den Kern des Problems der Märzaktion. »Die Theorie der Offensivpolitik um jeden Preis ist nicht marxistisch .... Wir müssen dafür sorgen, daß wir nicht nur jede gegebene Lage voll ausnützen, nicht nur kämpfen, sondern unsere Siege sicher stellen können.« Das hört sich allerdings anders an. Vielleicht weniger mutig oder »revolutionär« als jene selbstmörderischen Parolen, die den Offensivkampf um jeden Preis, selbst um den der sicheren Niederlage, forderten. Wenn nur gekämpft wird ... Trotzki geht aber weiter: »Wir müssen unsere eigenen Kräfte und die Kräfte unserer Gegner kalten Blutes abwägen. Man muß die Lage in jedem einzelnen Lande einer genauen Prüfung unterziehen, und nur dort, wo es möglich und notwendig ist, mit aller Macht zum Angriffe übergehen.« Und gleich Trotzki urteilt Radek in seiner Darstellung, die er von der Krise in der deutschen kommunistischen Partei entwirft. Im Gegensatz zu Paul Frölich und den anderen Offensivstrategen stellt er mit Recht fest: »Was tatsächlich dem jetzigen linken Zentralkomitee als Schuld zugeschrieben werden kann, ist dies, daß es vom ersten Augenblick an nicht verstand, der Bewegung politisch die bestimmte Form zu geben, und daß es auch jetzt nach dem

Kampfe bezüglich ihres Charakters eine ganze Reihe von Fehlern begeht. Die Märzbewegung ist ihrer Art nach das, was die Kriegskunst »aktive Defensive« nennt. Statt den defensiven Charakter dieses dem Proletariat aufgezwungenen Kampfes zu betonen, sprach die Partei von einer Offensive, wodurch sie ihren Gegnern nur ein Mittel in die Hand gab, bei einem Teile des Proletariats den Eindruck zu erwecken, daß die Bewegung künstlich von den Kommunisten hervorgerufen sei. Und wenn jetzt eine Reihe von leitenden deutschen Genossen eine Theorie darüber aufgestellt hat, daß die Partei den Weg zur Offensive einschlagen muß, dann bedeutet diese Theorie eine Abweichung, die nicht genügend mit den tatsächlichen Umständen rechnet. Die Partei wird und muß von der konkreten Lage abhängig kämpfen. Sie kann zur Offensive übergehen, nur wenn sie mit der konkreten Lage rechnet. Ihre Politik hängt nicht nur von ihrem Willen ab, ihre Politik wird nicht auf der Grundlage einer von den Umständen unbeeinflußten, freien Entscheidung des Zentralkomitees geführt. Der Geist der Aktivität, der sich jetzt in den Reihen der Partei bemerkbar macht, der von der kommunistischen Internationale nur begrüßt werden kann, dieser Geist muß sich vor allem in der Verstärkung der revolutionären offensiven Agitation, in der Hebung des gesamten legalen und illegalen Lebens der Partei, in ihrer immerwährenden Kampfbereitschaft ausdrücken. Nur dann, wenn die ganze Partei und ihre tägliche Tätigkeit von diesem Geist durchdrungen ist, nur dann wird die Partei in Augenblicken notwendiger bewaffneter Aufstände auf der nötigen Höhe sein.«

Woran lag es, daß die Partei im März nicht auf der nötigen Höhe war? Die Märzaktion wurde eine Frühgeburt, ein Dreimonatskind. Es konnte kaum einige Tag lang leben. Wir können bei der Geburt vielleicht die Wehen beschleunigen

oder abkürzen, den Prozeß der Schwangerschaft selbst abkürzen oder beschleunigen zu wollen, ist eine romantische Utopie. Grade die von den Offensivlehrern plötzlich allzu geringgeschätzten Instrumente der Propaganda und der revolutionären Agitation sind es, die — geschickt, kalt, überlegen, mit sachlicher Energie angewandt — die subjektiv noch unreifen Massen erobern müssen. Nur wenn es gelingt, durch Aufhellung große Teile der heute noch im Lager der S.P.D. und U.S.P.D. stehenden Arbeitermassen zu gewinnen, wird die Kommunistische Partei als Avantgarde des gesamten Proletariats ihre rote Fahne siegreich in den Bastionen der Konterrevolution aufpflanzen, wird sie weiter vorstoßen und siegen können.

NACH DEM DRITTEN WELTKONGRESS

VON ERNST FRIESLAND

Der Vorsitzende der Bezirksorganisation Berlin-Brandenburg der V. K. P. D., Ernst Friesland, gibt nach seiner Rückkehr vom 3. Kongreß die folgende Darstellung seiner Erlebnisse und seiner Ansichten über die Perspektiven der internationalen Bewegung und der deutschen kommunistischen Partei.

I.

Die Beratungen des Kongresses

Keinen Verlust der Arbeiterklasse haben die radikalen revolutionären Elemente der ehemaligen Sozialdemokratie so scharf hervorgehoben, wie den vollständigen Zusammenbruch der Internationale. Je mehr das ganze kapitalistische Gebäude, das Herrschaftssystem der Bourgeoisie sich international verflocht und im internationalen Maßstabe die Beherrschung des Proletariats organisierte, je mehr zeigte es sich, daß die Bourgeoisie über aller Gegensätzlichkeit ihrer besonderen Interessen nie den gemeinsamen Kampf gegen das Proletariat vergaß. Um so katastro-

phaler war der Zusammenbruch der Internationale, dieser einzigen Hoffnung auf gemeinsames Handeln der Arbeiterklasse gerade in der Stunde der Gefahr. Daß die Internationale nur »ein Instrument des Friedens und nicht des Krieges« sein sollte, das war die blutigste Verhöhnung der revolutionären Interessen des gesamten Proletariats. Die kommunistische Bewegung entwickelte sich nicht zum wenigsten unter dem Schlachtruf: die Internationale ist tot, es lebe die Internationale. Daß das Organ Rosa Luxemburgs und Franz Mehrings sich »Internationale« bezeichnete, war kein Zufall.

Die kommunistische Internationale ist aus diesen Kämpfen der Kriegsjahre erwachsen. Im Moment des Zusammenbruchs der Zweiten wurde der Grundstein zur Dritten Internationale gelegt, zu einer solchen Internationale, die in der Stunde der Gefahr nicht wieder versagen wird.

Konnte man bei dem ersten und zweiten Kongreß der Kommunistischen Internationale noch behaupten, daß die Kommunistische Internationale eine lose Gruppierung um Sowjet-Rußland sei, so hat der dritte Kongreß deutlich gezeigt, daß die Kommunistische Internationale existiert als eine lebendige einheitliche Partei des revolutionären Proletariats, die in den wichtigsten Industrieländern festen Fuß gefaßt hat. Die Menschewisten aller Länder werden bei manchen Beschlüssen selbstverständlich versuchen, auf ihre Kosten zu kommen. Ihnen können wir sagen, wo haben sie ihre Internationale? wo haben sie die internationale Partei des Proletariats? wo haben sie das internationale Parlament der revolutionären Arbeiter, auf dem alle Fragen des revolutionären Klassenkampfes mit rücksichtsloser Offenheit behandelt und erledigt werden? Die Tatsache unseres festen und unzerstörbaren internationalen Zusammenschlusses buchen wir Kommunisten als den wichtigsten Gewinn des letzten Kongresses. Die deutsche Partei, das zeigte sich auch auf dem Kongreß, wird als erste die Aufgabe haben, diesen internationalen Zusammenschluß noch viel mehr auszubauen und

ihn dahin zu bringen, daß tatsächlich die revolutionären Arbeitermassen in Deutschland, Frankreich, Italien, Tschecho-Slowakei und Polen imstande sind, gemeinsam zu kämpfen. Die relative Schwäche unserer Bewegung in England wird gerade dadurch bald genug überwunden werden.

Für die deutsche Partei hat der Kongreß größere Bedeutung als für jede andere. Sie stand häufig genug im Mittelpunkt der Debatten, denn fast alle Fragen und Meinungsverschiedenheiten waren in der deutschen Partei am ausgiebigsten erörtert und ausgetragen worden.

Das Rückgrat des Kongresses bildeten die Referate über die Wirtschaftskrise, der Bericht über die Tätigkeit der Exekutive, und das Referat über die Taktik der Kommunistischen Internationale. Von allen Ergebnissen werden die Thesen Trotzkis über den gegenwärtigen Stand der Weltwirtschaftskrisis am meisten einer eingehenden Prüfung unterzogen werden müssen, wenn ihr voller Wortlaut vorliegt. Für viele war es eine Überraschung zu hören, daß die russischen Genossen die Entwicklung der kapitalistischen Krisis so vorsichtig und zurückhaltend beurteilen, daß sie die Tätigkeit der Kommunistischen Internationale nicht nur darauf einstellen wollen, daß die Katastrophe des Kapitalismus in allen Ländern gleichzeitig und sofort eintreten muß, sondern daß sie mit längeren Entwicklungsmöglichkeiten rechnen.

Diese Tatsache ist freilich an sich für keinen Kommunisten etwas Erschreckendes. Die Kommunisten haben ihre theoretische und praktische Grundlage nicht darauf aufgebaut, daß sie den Unterschied zwischen sich und der zweiten Internationale als einen Unterschied des Termins ansehen. Insofern bedeutet eine größere Vorsicht und Zurückhaltung in der Beurteilung der gesamten kapitalistischen Situation noch nicht ein Grund zu ernsten Differenzen. Aber es war kein Zufall, daß fast alle nennenswerten außerrussischen Parteien den Eindruck hatten, daß an Teilstellen des Trotzkischen Referates die gesamte Entwicklung

zu zurückhaltend beurteilt wird. Wie weit freilich die eine oder die andere Auffassung die berechtigtere ist, das wird abhängen von dem weiteren Gang der Entwicklung, den die kommunistischen Parteien immerhin dann werden beeinflussen können, wenn sie es verstehen, die breitesten Massen des Proletariats unter ihr Banner zu sammeln, sie von der offenen reformistischen Zweiten, und der versteckten reformistischen Internationale 2½ zu trennen und mit diesen Massen die politische Konsolidierung des Kapitalismus unmöglich zu machen.

Die Diskussionen über den Bericht der Exekutive und über die Taktik der Kommunistischen Internationale brachten für die deutsche Partei insofern eine Ueberraschung, als die zahllosen Differenzpunkte innerhalb der deutschen Bewegung auf dem Kongreß nicht mehr in derselben Form zum Austrag gebracht wurden, wie bei uns in Deutschland. Am klarsten zeigte sich das bei der Behandlung der italienischen Frage. Das umfangreiche Material, das die Exekutive über die italienische sozialistische Partei vorlegte, überzeugte wohl jeden von der Richtigkeit des Auftretens der Exekutive in Italien. Auch aus dem Referat Klara Zetkins ging klar hervor, daß sie die Vorgänge jetzt anders beurteilt, als zu der Zeit, wo sie wegen der italienischen Frage aus der Zentrale der Partei austrat und dadurch eine schwere Parteikrisis heraufbeschwor. Zu klar und deutlich war die weitere Entwicklung der sozialistischen Partei Italiens, zu offenkundig die Zweideutigkeiten ihres politischen Verhaltens, ihres Schwankens gegenüber Amsterdam, ihres Schwankens in der Frage der Koalitionspolitik in Italien selbst.

Daß »die Turkestaner«, die Bombenattentate und andere schöne Dinge, durch deren Herumtragen eine Zeitlang unsere Partei aufs Schwerste gelähmt war, auf dem Kongreß keine Rolle mehr spielten, ist nur ein weiterer Beweis für die allgemeine Linie der dortigen Diskussionen. Radek hat bereits in seinem Aufsatz über die Behandlung der Märzaktion auf dem Kongreß auf diese Tatsache hingewiesen.

Wir würden aber der Partei gegenüber nicht aufrichtig sein, wenn wir verhehlen würden, daß bei der Behandlung der taktischen Probleme auf dem Kongreß sehr deutlich und eindrücklich die Auffassung vertreten wurde, die zum Teil die Linie der deutschen Partei korrigieren soll. Mit scharfer Betonung wurde hervorgehoben, daß es die Hauptaufgabe der europäischen kommunistischen Parteien ist, die Massen des Proletariats, losgelöst von reformistischen Einflüssen, um sich zu sammeln, daß es notwendig sei, beim taktischen Vorgehen durch vorsichtiges Auftreten zu verhindern, daß die Bourgoisie Teilsiege über die Arbeiter erringen kann. Die Thesen über die Taktik, die der Kongreß dann annahm, nachdem eine ganze Reihe von Verbesserungsvorschlägen der deutschen Partei angenommen worden waren, enthalten nichts, was der Auffassung und den Erfahrungen der deutschen Partei widerspricht. Aber im Zusammenhang mit manchen Reden auf dem Kongreß enthalten sie doch eine Aufforderung an die deutsche Partei, zwar keineswegs abzulassen von dem unermüdlichen und energischen Versuch, die breiten Massen der Arbeiterklasse zum Kampfe gegen den Kapitalismus aufzurufen und zu organisieren, aber auf der andern Seite auch diese Arbeit abzumessen nach dem Grade der konkreten Umstände und Möglichkeiten innerhalb der Arbeiterbewegung selbst. So wie sie sind, werden diese taktischen Thesen trotz alledem kein Hindernis für die weitere Entwicklung unserer Partei sein. So weit wir glauben, daß hier und da die Gesamtsituation zu vorsichtig beurteilt worden ist, werden wir durch unsere Leistung beweisen können, wer Recht hat. Und wenn es nur gelingt, einen Teil des Geforderten in die Tat umzusetzen, so wird die deutsche Partei mit sich zufrieden sein können.

II.

Unsere Partei nach aem Kongreß

Welche Konsequenzen ergeben sich für die deutsche Partei in ihren inneren Parteiverhältnissen und in ihren Beziehungen zu

den Arbeitermassen außerhalb der Partei? Die Frage muß beantwortet werden nicht nur unter dem Gesichtspunkte der Ergebnisse des Kongresses, sondern auch nach Prüfung der politischen Konstellation in Deutschland selbst. Die sogenannte »Opposition«, deren Auftreten die Arbeit der Partei in Deutschland so außerordentlich erschwerte, gab in Moskau unzweifelhaft wichtige Teile ihrer politischen Auffassung preis, indem sie ihre Stellung zur Märzaktion, zur italienischen Frage usw. wesentlich anders präzisierte, als wir es hier in Deutschland gehört haben, verringerte sie dadurch die politische Differenz außerordentlich. Denn daß die Partei in der Märzaktion Fehler gemacht hat, das ist seit langem die Ueberzeugung aller Parteigenossen. Und nicht darum waren die Auseinandersetzungen in der Partei so heftig. Ihre Heftigkeit hatten sie bekommen durch die Art und Weise des Angriffs gegen die Partei und weil die überwiegende Mehrheit der Partei das Gefühl hatte, daß die frühere Leitung die kommunistische Partei nicht nur in einen künstlichen Gegensatz zur Exekutive bringen wollte, sondern auch bei der Behandlung aller Fragen in Deutschland selbst nicht die Energie und Tatkraft gezeigt hat, die die Situation erforderte und ermöglichte. Durch größere Energie, durch intensiveres Arbeiten, durch bessere Verbindung mit den revolutionären Arbeitermassen hätte die Partei viel schneller zur Führerin des Proletariats werden müssen und können. Der scharfe Ruck, mit dem sich fast alle Bezirke dann im Laufe der Differenzen hinter die Parteizentrale stellten, war ein Beweis dafür, daß die Arbeitermassen in der Partei eine aktivere revolutionäre Führung wünschten. Wenn der Kongreß auch in der Frage der Märzaktion eine scharfe Kritik an der deutschen Partei geübt hat, so herrschte nicht wenig Übereinstimmung darüber, daß die frühere Führung der Partei ihrer Aufgabe nicht in vollem Maße gerecht geworden war. Das Auftreten der Vertreter der Opposition bewies, daß sie sich dieser Einsicht selber nicht verschließen können.

Wenn bei diesem Ergebnis des Kongresses sowohl die Partei, wie auch die Vertreter der Opposition erklärten, daß sie sich auf den Boden der Kongreßbeschlüsse stellen, dann muß es die Aufgabe jedes Parteigenossen sein, dem das Wohl der Gesamtpartei wichtiger ist als persönliche Rechthaberei, alles zu tun, damit die Gesamtpartei sofort und mit größter Energie auf diesem Boden orientiert wird. Sicher werden nicht alle Elemente der Opposition bereit sein, diesen Weg zu beschreiten, nach ihnen haben wir nicht zu fragen. Aber diejenigen, die ehrlich jetzt mit der Partei von neuem gehen wollen, müssen wir, ohne an Vergangenes zu denken, sofort zur Arbeit in der Partei heranziehen. Wer anders handeln würde, würde beweisen, daß er solche Fragen nicht politisch, sondern persönlich sentimental behandelt. Auch kann eine Partei auf die Daüer nicht nur von der »Reinigung von den Leviten« leben. Nur in wirklichem Kampfe, in denen sich die Parteigenossen zu bewähren haben, kann diese Reinigung vor sich gehen, und wir wissen noch nicht, ob wir nicht dabei die Beobachtung machen werden, daß mancher unserer jetzigen radikalen Freunde seinen Mann schlechter steht, als dieser oder jener Arbeiter, der durch die Schwierigkeiten des Überganges der Partei vom passiven Nichtstun zum aktiven Arbeiten erschreckt bei Seite gestanden hat. Auch besteht Disziplin nicht in der Durchdringung der Partei mit Unteroffiziergeist, sondern revolutionäre Disziplin besteht in dem bewußten Erfassen der gemeinsamen Kampfziele und Kampfmethoden, und in der freiwilligen Unterordnung in die Notwendigkeiten dieses Kampfes. Sie hat zur Voraussetzung eine intensive geistige Vorarbeit, die in viel höherem Maße noch von uns geleistet werden muß als wie bisher.

Auch die Gesamtsituation innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung zwingt uns, alle Energie auf die Herstellung einer einheitlichen Linie in der Partei zu richten, um die größtmöglichste Anziehungskraft auf die Arbeitermassen auszuüben und sie in der Richtung auf den Klassenkampf gegen die Bour-

geoisie zu beeinflussen. Die Einigungsbestrebungen in den Reihen der Arbeiter sind kein Zufall. Soweit es sich um Parteien der S.P.D. und der U.S.P. handelt, brauchen wir als Kommunisten kein Wort über den Zweck der Übung zu verlieren. Das Proletariat soll noch mehr vor den Wagen der Bourgeoisie gespannt werden als bisher. Der Wiederaufbau des Kapitalismus soll mit allen Mitteln und mit der Unterstützung der Arbeiterorganisationen gefördert werden. Längst besteht die Politik der U.S.P. trotz aller radikalen Phraseologie in nichts anderem, als in der Unterstützung der Politik der S.P.D. Bei den Arbeitermassen selbst aber bedeutet das Streben nach Einigkeit etwas ganz anderes. Über den Ausgang der sogenannten Revolution ist das Proletariat im tiefsten Grade desillusioniert. Es sieht, daß kein Schritt zur Erfüllung seiner alten, sozialistischen, internationalen Ziele gemacht wird, *es will voran. Das Tasten der Arbeiter nach ihrem Zusammenschluß als Klasse ist ein Drang nach größerer Macht.* Wir Kommunisten wären Narren, wenn wir nicht erkennen würden, *daß jeder Schritt der Arbeiter, der sie in Gegensatz zur Bourgeoisie bringt, ein Schritt zum Kommunismus ist.* Unsere Aufgabe muß es sein, diese Einigungsbestrebungen der Arbeiterklasse nicht nur theoretisch zu kritisieren, sondern sie positiv auszunützen, indem wir unsere kommunistischen Forderungen des unverfälschten Klassenkampfes in die Arbeitermassen hineinbringen, die aus Klasseninstinkt, wie aus zunehmender Einsicht sich nur nach links orientieren können. Wenn in den Betrieben bei Betriebsrätewahlen jetzt häufiger Parteilose aufgestellt werden, so ist das der deutlichste Beweis, dafür, daß wir unserer Aufgabe nicht gerecht geworden sind, daß wir noch nicht verstanden haben, die Arbeitermassen um uns zu sammeln, die, von dem Opportunismus und der Rückgratlosigkeit der sozialistischen Parteien enttäuscht, sich von dieser Politik abgewandt haben. Die kommunistische Partei, die es versteht, in diesem Moment, wo ein tiefer Drang nach

Abkehr von den alten Methoden die Arbeiter erfüllt, wo die schärfsten ökonomischen Konflikte, wo Steuergesetze, Wiedergutmachungsforderungen, Lohnabbau usw. am Horizont stehen, diesem Drang der Arbeiter gerecht zu werden, ihren Kampfeswillen zu organisieren, und die Gegensätzlichkeiten der Interessen des Proletariats und der Bourgeoisie klar und scharf herauszuschälen, die Partei kann und muß in kurzer Zeit die wirkliche Führerin der Arbeitermassen werden. Mit den Tendenzen einer passiven Vergangenheit hat die Organisation gebrochen. Die Fehler des Überganges hat sie klar erkannt. Jetzt muß es uns gelingen, die kommunistische Partei so einheitlich und geschlossen aus ihren Differenzen herauszuführen, daß wir wirklich wegweisend im Proletariat arbeiten können. Die Versuche der Gewerkschaftsbürokratie, die Kommunisten zu isolieren, scheitern von Tag zu Tag mehr. In den großen gewerkschaftlichen Organisationen, in den Betrieben und in den täglichen Kämpfen der breiten Arbeitermassen liegt die Zukunft der kommunistischen Bewegung. Gestützt auf unsere Internationale der kommunistischen Parteien, gestützt auf den Kampfeswillen der Arbeitermassen in unserer Partei, werden wir diesen Weg finden. Wir haben keine Zeit zu verlieren, weder persönliche Rechthaberei, noch Zufälligkeit im Einzelnen darf uns abhalten, den kommenden Parteitag zu einem Parteitag der Sammlung unserer Organisation und zur Vorbereitung neuer Kämpfe werden zu lassen.

III.

Wir und die K. A. P.

Für uns Kommunisten, die wir als erste für die Wiederherstellung einer schlagkräftigen Internationale gearbeitet haben, ist es selbstverständlich, daß wir für die internationale Disziplin eintreten. In einem Moment, in dem die Arbeiter aus richtigem revolutionärem Instinkt heraus auf Zusammenschluß dringen, wären wir Kommunisten Narren, wenn wir in unsern Reihen uns den Luxus der Zersplitterung weiter

gestatten würden. Einzig und allein die Reformisten hätten davon den Vorteil. Daß die K. A. P. D. das nicht begreifen will, nicht begreifen kann, ist zwar die logische Konsequenz ihrer Theorie, die auf die Organisierung einer Gruppe von Nörglern hinausläuft und nicht auf die Organisierung von Massenkämpfen der Arbeiterschaft. Es ist schließlich ihre Sache, ob sie als Partei sich dauernd als ein hoffnungsloser Splitter etablieren will. Wir sind der Ueberzeugung, daß die ehrlichen, revolutionären Arbeiter auf die Dauer diesen Weg nicht mitmachen können. Jedenfalls ist dann das Geschrei über die frühere Spaltung in der alten K. P. D. politisch nicht für ehrlich zu nehmen. Wir sind überzeugt, die Arbeiter der K. A. P. werden sich nicht für die Zersplitterung, sondern für die Einigung der Kommunisten aussprechen.

Die K. A. Z. hat ihre Lungenkraft wieder gewonnen und entdeckt, daß die Weltrevolution vergewaltigt ist, weil man ihren Vertretern zur Erleuchtung des Weltkongresses nur eine halbe Stunde Zeit gelassen habe, dabei kommt es auf kleine Irrtümer nicht an. Daß die K. A. P. D. zu jedem Punkt der Tagesordnung geredet hat, daß sie fast zu allen Punkten eine volle Stunde sprechen konnte, das wird natürlich schamhaft verschwiegen. Die halbstündige Vergewaltigung bezog sich auf einen Punkt, der auf die Dauer für jeden Kommunisten selbstverständlich sein sollte, bei der Frage, ob die K. A. P. D. sich der revolutionären Disziplin unterwerfen will oder nicht.

Die sonstigen Behauptungen der K. A. Z. werden der Arbeiterschaft den Weg zum Kommunismus noch mehr erleichtern. Wenn die K. A. Z. davon spricht, daß Lenin und Trotzki Opportunisten geworden sind, und daß sie, die Helden der K. A. Z., die Welt von diesen Opportunisten befreien müssen und werden, so kann man dafür schließlich nur ein mitleidiges Lächeln haben. Was den Opportunismus von Lenin und Trotzki anlangt, so ist er wahrscheinlich revolutionärer und durchdachter und stützt sich auf mehr Erfahrung als das Geschrei der K. A. P.-Führer.

Die K. A. Z. sieht die Grundwahrheit des Kongresses in der angeblichen Tatsache, daß die Weiterentwicklung der Revolution in Sowjetrußland abhängig ist von der Möglichkeit des Außenhandels mit kapitalistischen Ländern:

> »Lenin will Massen haben, die nicht durch Revolution in Westeuropa den Außenhandel mit Sowjetrußland verderben.
>
> Lenin braucht Massen, Millionen, um in Westeuropa pazifistischen Druck auf die Regierungen auszuüben, damit sie mit Rußland in Frieden leben.
>
> Darum braucht er nicht-revolutionäre, friedliebende, pazifistische Massen, darum braucht er das Zentrum und die Rechte. Und darum werden alle, die es ernsthaft meinen mit der Revolution, ausgestoßen.«

Auf dem Kongreß haben wir die Verteidigung dieser Lächerlichkeiten mit ansehen können. Sehr prinzipiell war die Verteidigung gerade nicht. Vor die Alternative gestellt: soll Sowjetrußland auf jeden Handel mit der Außenwelt verzichten, weil der Handel mit der Außenwelt angeblich den Kapitalismus fördert, mußten die Helden der K. A. P. natürlich mit »Nein!« antworten. Selbstverständlich, den Außenhandel Rußlands kann man nicht gut verbieten. Auch die revolutionärste Internationale, selbst die K. A. P.-Revolutionäre können nicht gut den Petersburger Arbeitern empfehlen, zu Grunde zu gehen, weil angeblich durch das Geschäft mit Sowjetrußland der auswärtige Imperialismus wieder zur Blüte kommt.

Aber: »die Gefahren sind groß! überhaupt die Gefahr« — die K. A. P.-Leute sind die einzigen, die sie sehen, die allein das richtige Rezept gegen den Kapitalismus haben —: »Sabotieren wir ihn!« Mit dieser Weisheit, die den Kapitalismus wenig stören wird, will man die Revolution machen und über den Opportunismus Lenins zetern. Die Genossin Roland-Holst gab ihnen auf dem Kongreß die richtige Antwort, als sie davon sprach, daß die Vorsicht der russischen Revolutionäre

die Vorsicht von Männern sei, die den Sieg der Revolution wollen, und nicht nur von dem Sieg der Revolution überzeugt sind, sondern alle Kräfte innerhalb des Proletariats auf diesen Sieg konzentrieren wollen.

So weit die K. A. P. mit diesem Blödsinn, daß die Russen aus Staatsinteresse, um ihr Wirtschaftsleben nicht zu erschüttern, keine Revolution in Westeuropa wollen, an die deutschen Arbeitermassen herantritt, werden sie die gebührende Antwort von ihnen bekommen.

Was sie sonst vorzubringen hatten, das waren die alten Erzählungen über die Betriebsorganisation als das Allheilmittel. Wir haben darauf die Antwort, die wir der K. A. P. und auch unsern Genossen stets gegeben haben: eine energisch und zielbewußt arbeitende kommunistische Partei hat dieses Geschrei nie zu fürchten. Je mehr wir verstehen, durch unser Handeln die Arbeitermassen für den Kommunismus zu gewinnen, um so weniger haben wir ihre Scheinkonkurrenz im »Radikalismus« zu fürchten. Über ihren Sektencharakter wird bald kein Arbeiter mehr im Zweifel sein. Unsere Aufgabe ist es, ihre besten Elemente für uns, für die Sache des Kommunismus jetzt zu retten.

HÖLZ VOR DEN BÜRGERLICHEN RICHTERN DER EBERTINISCHEN REPUBLIK

Das von dem ehemaligen Arbeiter und Klassenkämpfer, gegenwärtigem Reichspräsidenten Herrn Fritz Ebert eingesetzte und nur gegen Proletarier fungierende Moabiter Sondergericht hat am 22. Juni 1921 Max Hölz zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt.

Als Hölz nach zehntägiger Verhandlung vor der Urteilsverkündung vom Vorsitzenden das letzte Wort erhielt, sammelte er noch einmal alle seine Kräfte, entwarf er — von seinem persönlichen Leben ausgehend — ein leidenschaftliches, sehr farbiges Gemälde der Revolution und Gegenrevolution in Deutschland. Seine vierstündige Rede wuchs aus autobiographischen Bekenntnissen zu einer aus den Erfahrungen revolutionärer Praxis getränkten Anklage großen Stils heran. Hölz zog jeden Augenblick den Strich zwischen sich und der bürgerlichen Gesellschaft, deren mächtigen Repräsentanten gegenüber er sich in gefährlichster Situation als ihr Todfeind bekannte. Er mied jede Konzession, jeden Kompromiß.

Gekürzt, entstellt, gefärbt, verstümmelt hat die gesamte bürgerliche und revolutionsfeindliche Presse diese letzte Rede ihren Lesern vorgesetzt. Hier folge sie nach dem stenographischen Bericht mit gütiger Erlaubnis des Verlages, der ihn in Broschürenform herausbringt. (Frankes Verlag G. m b. H., Leipzig-Berlin).

Hölz: Hochansehnlicher, hochehrwürdiger Ausnahmesondergerichtshof!

Vorsitzender (scharf unterbrechend): Hölz, wenn Sie uns hier beleidigen wollen, dann entziehe ich Ihnen sofort das Wort.

Hölz: Ich betonte es schon: Sie haben die Macht und damit das Recht. Ob Sie mir das Wort zu Anfang, in der Mitte oder am Ende der Verhandlung entziehen, das ist doch Jacke wie Hose. Ich werde reden, solange wie Sie mich reden lassen und was ich will und was ich empfinde. Wenn ich rede, dann rede ich. Ich rede nicht, um mich zu verteidigen. Wenn ich mich verteidigen würde, dann müßte ich mich schuldig fühlen. Ich aber fühle mich nicht schuldig, am allerwenigsten vor einem bürgerlichen Gericht, das ich nicht anerkenne.

Wenn ich in diesen Saal geführt wurde, dann drängte sich ein Bild vor meine Seele, aus meiner Kinderzeit. In einem Dorfe, in dem ich zur Schule

ging, bin ich ein einzigesmal in einem Puppentheater gewesen und habe den Dreyfus-Prozeß gesehen. Und wenn ich Sie hier so sehe, dann muß ich immer an die Holzpuppen des Marionettentheaters denken. (Heiterkeit im Zuhörerraum, die der Vorsitzende rügt.)

Hölz: Ich will Sie nicht beleidigen, ich will nur ausdrücken alles das was ich empfinde. Ich betrachte Sie eben als Holzpuppen ohne Gefühl. Sie haben kein Herz.

Zur Anklagerede des »Herrn« Staatsanwalts will ich mich gar nicht äußern. Die Anklagerede des Staatsanwalts ist eine Leichenrede für die bürgerliche Gesellschaft, von der er angestellt ist und von der er sich sein Honorar holen mag. Auch zu den Ausführungen meiner Verteidiger habe ich nichts hinzuzufügen. Meine Verteidiger sind mir geistig weit überlegen, in praktisch revolutionärer Hinsicht stecke ich alle drei in die Tasche.

Sie verhandeln hier gegen eine menschliche Bestie, so schreit die Bourgeoisie, so schreit die bürgerliche Pressemeute, so klingt es auch aus der Anklagerede des »Herrn« Staatsanwalts. Nun gut, ich als sogenannter Angeklagter — der ich aber nicht bin — denn ich bin der Kläger — habe das Recht, hier einige Worte zu meiner Persönlichkeit zu sagen. Ich will Ihnen diese Bestie sezieren, ich will sie Ihnen so auseinanderlegen, daß Sie ein wirkliches Bild von dieser Bestie bekommen.

Ich bin als Sohn eines Schneidemühlenarbeiters geboren. Mein Vater hat sich viele Jahre als Tagelöhner durchgeschlagen. Wir waren sechs Geschwister, zwei sind in frühester Jugend gestorben. Mein Vater war ein arbeitsamer Mann, aber er hatte ein heißes Temperament. Er war kein Kriecher, Sobald er sah, daß er Speichel lecken sollte, ist er seiner Wege gegangen. So kam es, daß wir sechs oder sieben Dörfer durchwanderten. Ein häufiger Schulwechsel für mich war die Folge. Ich hatte aber nicht einmal Zeit, die häuslichen Aufgaben der Landschule zu erfüllen. Mit elf Jahren mußte ich bereits mitverdienen. Ich hütete zuerst die Gänse, später war ich im Sommer Kuh- und Pferdehirt, im Winter mußte ich die Pferde der Dreschmaschine antreiben.

Meine Eltern waren sehr religiös und sind es heute noch. Mein Vater ist katholisch, meine Mutter protestantisch. Sie haben uns in ihrem religiösen Sinne erzogen. Ich kann mich an keinen Sonntag erinnern, an dem wir nicht in die Kirche gingen und zwar nicht aus äußerlichen Gründen, um etwa gesehen zu werden, sondern aus innerem Bedürfnis heraus. Wir setzten uns nicht ein einzigesmal zu Tisch, ohne zu beten, wir gingen ohne Gebet nicht schlafen. — Mein Vater verdiente wöchentlich 10 Mark. Wir waren sechs

Kinder, später waren wir vier. Wir mußten alle mitarbeiten und haben es redlich getan. Meine Eltern haben für meine Großeltern mitgesorgt. Ich mußte stundenweit das Essen zu meinen Großeltern in ein entferntes Dorf bringen. Ich habe gedacht, wenn ich aus der Schule komme, dann müßte ich auch für meine Eltern sorgen. Ich habe eine so ungeheure Achtung vor meinem Vater und vor meiner Mutter. Mein Vater ist nicht ein einziges Mal ins Wirtshaus gegangen. Mein Vater hatte nur ein Vergnügen. Er hat des Sonntags auf dem Sofa gesessen und eine einzige Zigarre geraucht. Dieser Mann, groß im Arbeiten und gering an Bedürfnissen ist der Typ des nichtklassenbewußten Proletariers. Er ist ein großer Tierfreund, der aus einer Gutsbesitzerfamilie hervorgegangen ist. Er hatte in Ulm eine bessere Schule besucht, aber die Liebe zu den Pferden hatte ihn in den einfachen ländlichen Beruf zurückgeführt. Dieser Mann hatte nicht meine Gesinnung und hat sie heute noch nicht. Er schämt sich meiner. Man kann es von einem solchen Menschen auch nicht verlangen, daß er sich meine Gesinnung aneignet. Er kann mein Tun nicht begreifen, aber vielleicht kommt er noch dazu, es zu verstehen.

Als ich die Schule verließ, wäre ich gern Schlosser geworden, aber meine Eltern waren blutarm und konnten kein Lehrgeld bezahlen. Ich wurde nach der Konfirmation als Tagelöhner zu einem Gutsbesitzer gegeben. Ich habe alle Arbeiten, die auf dem Lande vorkommen, gemacht. Die Arbeiten sind mir nie lästig geworden. Ich hatte immer das Bestreben, vorwärts zu kommen, nicht nur um zu leben, sondern um zu verdienen, um einmal meinen Eltern das zu vergelten, was sie an mir und meinen Geschwistern getan haben. Auf mich setzten meine Eltern ihre größten Hoffnungen, da ich als das begabteste von ihren Kindern galt. In den zwei Jahren, die ich auf dem Lande zubrachte, habe ich mich in den wenigen Mußestunden durch Bücher soweit gebracht, daß ich mit der weiteren Umwelt in Berührung kam, mit einer Welt, die nicht auf meinem Dorf bekannt war.

Am Ende dieser zwei Jahre kam der erste selbständige und entscheidende Schritt in meinem Leben. Ich ging ohne Einwilligung meiner Eltern in die Stadt. Nach zwei Monaten kam ein weiteres noch größeres Wagnis. Mit sechszehn Jahren wanderte ich nach England aus und habe dort versucht, mein Fortkommen zu finden. Meine Wünsche gingen soweit in Erfüllung, als es mir gelang, eine Stellung als Volontär in einem technischen Büro zu erhalten. Man ist in England großzügiger als in Deutschland. Man verlangt dort nicht für jeden Posten ein Staatszeugnis oder ein Examen. Man kann sich dort

aus eigener Kraft emporarbeiten. In England fragt man nicht, wer ist dein Vater. In England gilt der Mann, was er tut, was er leistet. Ich weiß heute, daß in England infolge des kapitalistischen Systems die gleiche Ausbeutung der besitzlosen Klasse stattfindet, damals fühlte ich mich freier als in Deutschland. Am Tage besuchte ich die technische Hochschule?, in einem Londoner Vororte,? während der Nacht habe ich in einem Autodroschkenbetrieb die Wagen gewaschen. Durch diese Nachtarbeit verdiente ich mir den Unterhalt, das Schulgeld und das Geld für die Bücher. In England habe ich sehr gehungert und oft nicht das Nötigste gehabt, um mir das trockene Brot zu kaufen. Ich habe einmal drei Tage lang keinen Bissen Brot genossen, so daß ich auf der Straße umfiel.

Wegen der Erfüllung meiner Militärdienstpflicht mußte ich nach Deutschland zurückkehren. Ich fand nicht gleich Stellung in meinem Beruf als Techniker. Ich wurde zunächst in Berlin Hausdiener im Architektenhaus in der Wilhelmstraße. Ich versuchte unterdessen, eine Stellung zu finden, die meinen Kenntnissen entsprach. Es war damals eine schwere Zeit. Hunderte von Stellungsuchenden standen an den Plätzen, an denen der »Arbeitsmarkt« ausgegeben wurde. Ich bin dann zu Siemens und Halske gegangen und habe den Arbeitern das Essen in der Mittagspause heraufgetragen. Erst nach langem Warten gelang es mir, bei Arthur Koppel in meinem Beruf als Techniker Beschäftigung zu finden. Ich wurde der alliierten Firma Bachstein zugeteilt und von hier aus zu einem Bahnbau nach Bayern geschickt. Bei dieser Tätigkeit sagten mir die Ingenieure: Hölz, Sie sind ein tüchtiger Mensch. Versuchen Sie es, noch zwei oder vier Semester eine technische Schule zu besuchen. Ich habe versucht, mich auf die technische Hochschule vorzubereiten. Von meinen Eltern konnte ich keine Mittel dazu bekommen. Ich wollte zunächst das Einjährigenzeugnis erlangen.

Ich ging nach Dresden, um dort eine »Presse« zu besuchen. In Dresden ist es mir schwergefallen, durchzukommen. Eine Stellung als Techniker konnte ich nicht annehmen, weil ich dann tagsüber hätte arbeiten müssen und mir keine Zeit für meine Schularbeiten geblieben wäre. So mußte ich mich nach allen möglichen Arbeitsgelegenheiten umsehen. Ich hätte ja stehlen können, wenn ich dazu veranlagt wäre, an Hunger dazu hat es nicht gefehlt. Ich habe mich aber nicht gescheut, als zwanzigjähriger Mensch des Abends Kegel aufzusetzen zum Vergnügen vollgefressener, fetter Bourgeois. Ich erhielt 75 Pfennig pro Abend. Mit derartigen Beschäftigungen verdiente ich soviel, um mich

notdürftig über Wasser zu halten. Endlich fand ich Stellung in einem Kinotheater in der Wettinstraße als Vorführer. Ich erhielt 25 Mark wöchentlich. Damit hatte ich Geld, um mir ein richtiges Zimmer zu mieten, um die »Presse« zu besuchen und um mir Bücher zu kaufen. Infolge meiner doppelten Beschäftigung, als Schüler und Erwerbstätiger, führte ich eine sehr anstrengende ungesunde Lebensweise. Von der »Presse« mußte ich nachmittags zu den Vorführungen in das Kinotheater, das ich erst nach Schluß der letzten Abendvorstellung verlassen konnte. Dann begann ich mit meinen Schularbeiten. Ich habe oft, wenn der Morgen schon graute, noch in meinen Kleidern über den Büchern gesessen. Dann ging ich, ohne im Bette gewesen zu sein, des Morgens in die Schule. Dieses Leben führte ich ein Jahr lang. Dann kam ich zur Generalaushebung. Die ärztliche Untersuchung stellte eine furchtbare Veränderung meiner körperlichen Beschaffenheit fest. Während ich bei einer Musterung wenige Monate zuvor tauglich zur Kavallerie befunden worden war, war ich jetzt kränklich und für den Dienst in der Linie untauglich. Die Militärärzte konnten sich die Ursachen meines plötzlichen körperlichen Verfalls nicht erklären. Ich wurde Ersatzreserve. Da ich mich selbst unfähig fühlte, mein bisheriges Leben fortzuführen, insbesondere unter häufigen Kopfschmerzen litt, konsultierte ich verschiedene Ärzte. Sie hatten den Verdacht, daß ich schwindsüchtig sei. Die Ärzte rieten mir übereinstimmend von weiteren Versuchen, das Einjährigenexamen zu machen, ab und empfahlen mir auch eine Berufsausübung in freier Luft. Diesem Rate folgend ging ich in das Vogtland, wo ich entsprechende Beschäftigung fand. Hier lernte ich meine Frau kennen und heiratete. Auf diese Weise bin ich im Vogtland kleben geblieben.

Bei Ausbruch des Krieges meldete ich mich bei den sächsischen Königshusaren in Großenhain als Kriegsfreiwilliger. Ich bin voller Begeisterung, im Glauben, für eine gute und gerechte Sache zu kämpfen, ins Feld gezogen. Ich hätte mich geschämt, zu Hause zu bleiben, während andere hinauszogen. Ich wurde der Stabswache des Generalkommandos zugeteilt. Ich vergesse nicht den Tag vor dem Ausrücken des Generalkommandos. Draußen in Neustadt hielt General von Carlowitz eine kräftige Ansprache an seine Truppen. Er sagte: »Wenn wir in Feindesland sind, dann wollen wir nicht einziehen als Räuber, Plünderer und Raubbrenner, sondern als Männer, die ihr Vaterland verteidigen.« Ich bin überzeugt, daß General von Carlowitz seine Worte ehrlich gemeint hat. Aber wenige Tage nach diesen Worten, beim Einmarsch in Belgien, mußte der General sehen, daß es die Praxis nicht zuließ, sich an die schönen Reden zu

halten, die er zu Hause geführt hatte. In Ypern fand das erste Treffen mit den Engländern statt. Bei unserem Weitermarsch sahen wir auf der Straße zwölf erschossene Einwohner, darunter zwei Mädchen von zirka zehn und zwölf Jahren, liegen. Diese Leute waren nicht im Gefecht gefallen, sondern standrechtlich erschossen worden. Auf unsere Fragen, warum diese Leute erschossen worden waren, wurde uns von unseren Kameraden geantwortet, es seien Franktireurs gewesen. Ein deutscher Leutnant sollte von einem der erschossenen Mädchen gefragt worden sein, wieviel die Uhr ist. Bei dieser Gelegenheit soll das Kind ihn mit einer Pistole niedergeschossen haben. Wir bezogen Quartier in diesem Orte und wurden mit den Einwohnern bekannter. Hier stellte es sich heraus, daß die Beschuldigungen gegen die Erschossenen heller Unsinn waren. Es waren keine Franktireurs, das Kind hatte keine Pistole, Tatsache war lediglich, daß sie unschuldig niedergeknallt worden waren, von Rechts wegen. In dem Ort befand sich auch ein Haus, an dessen Tor war mit Kreide geschrieben: »Hier sind die Kinder der Erschossenen.« In einem Raum befanden sich fünfzehn bis zwanzig Kinder. Das war für mich ein erschütternder Anblick.

Es kam nunmehr der Stellungskrieg. Zunächst behielt das Kommando General von Carlowitz, ihm folgte General von Schubert. Ich betone, daß ich vor beiden als Männern eine hohe Achtung hatte. Beide waren der Typ des ehrlichen alten Militärs. Sie sind mitten durch das Granatfeuer geritten. Erst als andere an die Spitze des Generalkommandos traten, begannen die Saufgelage und jenes wüste Treiben der Offiziere, das den Haß des gemeinen Mannes herausgefordert hat. Leute, die nie den Feind gesehen hatten, brüsteten sich mit dem damals noch seltenen Eisernen Kreuz. Ein Feldgendarm, von dem wir sagten, daß drei Männer nicht seinen Bauch umspannen könnten, hatte das Eiserne Kreuz für seine Spitzeldienste bekommen, während er schwindelte, daß eine schwere Granate fünf Meter vor ihm eingeschlagen und krepiert sei, ohne ihn zu verletzen. Ich habe gesehen, daß Verwundete, die schmutzig, hungrig und durstig von der Front kamen, nicht verpflegt, sondern von den Offizieren beschimpft wurden, daß sie nicht tapfer genug gekämpft hätten.

Ich bin dann zur Kavallerieabteilung 53 gekommen, der ich als Meldereiter zugeteilt wurde. Ich habe den ganzen Feldzug teils an der Somme, teils in der Champagne, teils in Galizien mitgemacht. Ich habe gesehen, daß Hunderte, ja Tausende verbluten mußten. Ich war von dem Erlebten so erschüttert, daß ich nachzudenken begann, zu welchem Zweck dieses Gemetzel stattfinde. Unter den Eindrücken der Kämpfe an der Somme und vor Ypern

ließ mich die Frage nach dem Warum nicht los. Ich fühlte, daß hier etwas nicht stimmt. Ich war in das Feld gezogen in der festen Überzeugung, für eine gerechte und gute Sache zu kämpfen, aber meine Erlebnisse ließen mich erkennen, daß der Kampf, den wir führten, kein Kampf für das Recht war. Ich sah, daß Leute, die sich niemals gekannt und vorher einander kein Leid zugefügt hatten, sich in einer so grausamen Weise abschlachteten. Es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Mit meinen Kameraden konnte ich darüber nicht sprechen. Die Kavalleristen waren roh und hatten für mein Empfinden kein Gefühl. Als ich beim Abtransport gefangene Engländer gegen Mißhandlungen durch meine Kameraden zu schützen versuchte und ihnen Vorstellungen machte, wurde ich für einen Spion gehalten, besonders, weil ich vor dem Kriege in England gewesen war, mit den Engländern in ihrer Sprache reden konnte und auch für ihre Gefühle Verständnis zeigte. Beim Anblick gefallener und gefangener Engländer mußte ich stets daran denken, daß mir in England viele Menschen Gutes getan hatten. Ich war ein Mensch, der mit sich selbst zurecht kommen mußte. Ich habe versucht, mich aus dem Labyrinth von Gedanken herauszuarbeiten. Nachdem der Zweifel mir meinen Kindheitsglauben genommen hatte und meine religiösen Vorstellungen ins Schwanken geraten waren, mußte ich alle Fragen noch einmal durchdenken. Man hatte uns gelehrt, daß es Reiche und Arme geben müsse und daß den Armen für ihr Leben in dieser Welt das Himmelreich sicher sei. Ich aber sah im Felde, daß es nur Unterdrücker und Unterdrückte gibt.

Bevor ich auf die Kämpfe von 1918 zu sprechen komme, möchte ich vorher ein Erlebnis einflechten, das für meine Wandlung von entscheidender Bedeutung wurde. Als wir 1915 zur Offensive vorrückten, da stießen wir über die feindlichen Linien vor. Wir durchschritten ein Gebiet, das vorher Franzosen und Engländer gehalten hatten. Wir trafen auf ein Leichenfeld. Die Gefallenen waren Franzosen, Engländer, Zuaven und Deutsche. Die Toten hatten sechs Monate unbeerdigt gelegen. Die Leichen sahen schwarz aus, aus den Augenhöhlen quoll eine dicke, gelbe Materie. Der Leichengestank war furchtbar. Man konnte nicht einige Minuten dort weilen, ohne sich das Taschentuch vor Nase und Mund zu pressen. Ich habe aber stundenlang bei diesen Leichen gestanden und mir die Frage immer und immer wieder vorgelegt: was würden die Angehörigen, die ihre Lieben »fürs Vaterland« hinausgesandt haben, tun, wenn sie ihre Männer, Väter, Brüder, Söhne in diesem Zustand sehen würden? Ich glaube, dann würden sie alle Hebel in Bewegung setzen,

um diesem Morden ein Ende zu bereiten. Ich habe einen sehr schweren Kampf durchkämpft. Meinen Kindheitsglauben hatte ich verloren, aber eine neue Weltanschauung noch nicht gefunden. Dieses Rätsel ist von mir selbst und von den anderen, die ich fragte, nicht gelöst worden.

Während der Offensive 1918 sind wir von Cambrais vorgestoßen. Es war eine Zeit, wo unsere Verpflegungsschwierigkeiten auf den Gipfel gestiegen waren. Wir bekamen pro Tag einen gestrichenen Eßlöffel Marmelade und ein derartig geringes Quantum Brot, daß wir uns kaum auf den Beinen halten konnten. Wir mußten Märsche von 40 bis 50 Kilometer pro Tag machen. Erst vor Amiens kam es zum Halten. Es hieß, daß die Franzosen Verstärkungen erhalten hätten. Wir bekamen die Wahrheit dieser Meldungen bald zu spüren. Wir hielten an einer Waldecke, 100 Meter von unserer eigenen Artillerie. Die Artillerie begann von unserer Seite ein Trommelfeuer, eine halbe Stunde später setzte von drüben ein noch heftigeres Trommelfeuer ein. In einer Entfernung von 20 Metern schlug eine Granate ein. Ich merkte, es war ein Volltreffer, sie krepierte. Ich hörte schreien, und in acht Meter Entfernung brach ein Telephonist zusammen, der die zerstörten Drähte nach dem Beobachtungsstand reparierte. Es war ein junger Mensch, der achtzehn Jahre zählen mochte, aber wie ein Sechzehnjähriger aussah. Er war schwer getroffen. Wir bemerkten, daß sein Unterschenkel nur noch an der Wickelgamasche hing. Der Verwundete schrie immerfort: »Mutter! Mutter!« Dieser Vorgang hatte mich so erschüttert, daß ich nicht wußte, was ich denken und tun sollte. Mein eigenes Pferd war durch die Granate erschlagen worden. Wir mußten aus der Waldecke heraus. In diesem Augenblick trifft meinen Kameraden, mit dem ich vier Jahre im Felde war, eine Granate und riß ihm das ganze Kreuz heraus. Er blieb noch fünfzehn Minuten am Leben. Seine Augen waren schon völlig verglast. Er schrie andauernd meinen Namen. Dieser Anblick und die völlige Ohnmacht, nicht helfen zu können, haben mich so erschüttert, daß mich die Leute, die mich später bei meiner Rückkehr zu unserem Standort sahen, für geisteskrank hielten.

Vor dem Rückweg hatte ich aber noch selbst weitere schwere Erlebnisse. Ein Infanterist, der aus der Feuerlinie kam, gab mir irrtümlich einen falschen Weg an. Ich geriet nun selbst mit meinem neuen Pferd, es war das Pferd des erschossenen Kameraden, in den feindlichen Geschoßhagel. Mein Pferd bäumt sich, überschlägt sich, ich gerate unter das Pferd und bleibe in dieser Stellung, vom Sturz betäubt, sechs Stunden lang liegen. Als deutsche Soldaten später diese Stellung einnahmen, fanden sie mich und zogen mich

hervor. Wir rückten nun 200 bis 300 Meter vor, dann wurde das Feuer so intensiv, daß wir uns in Deckung bringen mußten. Es befanden sich dort kleine Infanterielöcher, die nur für einen Mann bestimmt waren. Wir suchten zu Zweien in einem Loch Unterschlupf und warteten durstig, hungrig und frierend auf ein Schwächerwerden des rasenden Feuers. Aber das Feuer schwoll noch an. Eine Granate schlug in unserer Nähe ein und die aufgeworfenen Erdmassen verschütteten uns. Erst nach geraumer Zeit gelang es anrückenden Verstärkungen, während einer Feuerpause, uns auszugraben. Wir mußten dann den Rückzug antreten. Unsere Truppen konnten sich nicht mehr halten. Wir kamen dann in Ruhe in die Nähe von Verdun.

Ich hätte mich, da ich infolge der Verschüttung eine Gehirnerschütterung erlitten und auch einen Kontusionsschuß erhalten hatte, krank melden und ins Lazarett stecken lassen können. Aber ich hatte zur Genüge gesehen, wie die Militärärzte mit den verwundeten Kameraden umgingen und wußte, was ich von ihrer Behandlung zu halten hatte. Ich meldete mich von neuem zur Front und wurde einer Maschinengewehrabteilung zugeteilt. Trotzdem geriet ich wider Willen in die Klauen der Militärärzte. Als ich zur Maschinengewehrabteilung abkommandiert wurde, eiterten meine Füße infolge eingewachsener Nägel. Ich mußte deswegen zur Revierstube. Hier sah mich ein Arzt, der meine zwangsweise Überführung in das Lazarett bei Verdun zwecks Operation anordnete. Im Lazarett fragte ich den mich behandelnden Arzt, ob mir die Nägel wieder herausgerissen werden sollten. Ich hatte im Frieden schon eine derartige Operation durchgemacht. Der Arzt sagte, das ginge mich nichts an, das machen wir, wie wir wollen. Es stellten sich sieben Mann um mich herum, hielten mich fest und der Chirurg riß mir die Nägel heraus. Ich zitterte, bekam Angstzustände, wurde unruhig und fing an zu toben. Um mich zu beruhigen und zu zeigen, daß man fertig sei, zeigte man mir die zerschundenen Zehen. In meinem Erregungszustand erschien mir dies wie Hohn. Ich bekam nun regelmäßige Angstzustände und wehrte mich mit den Fäusten gegen jeden Verbandwechsel. Daraufhin wurde ich einem Lazarett für Nervenkranke in Süddeutschland überwiesen. Hier fand ich vernünftige Ärzte, Leute, die vor allen Dingen auf die Psyche, auf die Seele des Kranken Wert legten, die genau wußten, daß sie mit roher Behandlung sich nicht die Zuneigung der Kranken erwerben könnten. Nach sieben Wochen war ich soweit geheilt, daß ich als garnisondienstfähig entlassen werden konnte. Ich kam nun in die Kaserne und sollte dort Dienst machen. Hier zeigte es sich aber, daß meine Nerven weit mehr gelitten hatten, als man bisher angenommen

hatte. Ich war dienstunfähig, und man schickte mich auf Erholungsurlaub ins Vogtland zu meiner Frau. Meine Kopfschmerzen waren seit meiner Verschüttung so heftig gewesen, daß ich oft verzweifelte. Die Bahnfahrt hatte mich sehr angestrengt. Es stellten sich derartige Kopfschmerzen ein, daß ich glaubte, wahnsinnig zu werden. Unter dieser Vorstellung beging ich den Selbstmordversuch, von dem die medizinischen Sachverständigen berichtet haben. Ich wurde nunmehr als militärdienstuntauglich mit einer monatlichen Rente von 40 Mark entlassen.

Ich suchte nun die Rückkehr in meinen bürgerlichen Beruf. Aber überall, wo ich Anstellung suchte, nahm man Anstoß an meiner Entlassung wegen Nervenleidens. Immer wieder erhielt ich den gleichen Bescheid: Wir können Sie zu unserem Bedauern wegen Ihres Leidens nicht einstellen. Endlich, nach viermaliger Anfrage und persönlicher Vorstellung erhielt ich eine Anstellung als Techniker bei der Firma Glaser. Ich wurde zu einem Bahnbau nach Lothringen geschickt und hatte die Aufsicht über 150 Arbeiter zu führen. Hier zeigte es sich bald, daß ich nicht mehr fähig war, in meinem alten Beruf zu arbeiten. Es war mir unmöglich, im geschlossenen Raum zu sitzen, zu rechnen und Konstruktionszeichnungen auszuführen. Ich wurde entlassen und mußte mich von neuem nach Arbeit umsehen.

Im November 1918 kehrte ich stellungslos in das Vogtland zurück. Ich kam nach dem kleinen Industriestädtchen Falkenstein, wo trostlose wirtschaftliche Verhältnisse bestanden. Bei 15000 Einwohnern gab es 5000 Erwerbslose. Ich selbst wurde zum Vorsitzenden des Erwerbslosenrats gewählt. Sehr bald gerieten wir in Konflikt mit den Behörden. Die Erbitterung der armen Bevölkerung gegen den Bürgermeister war ungeheuerlich. Soweit es sich um Arbeitslose oder arme Leute handelte, hielt sich dieser treffliche Beamte streng an den Buchstaben des Gesetzes. Soweit seine Interessen und die Interessen der besitzenden Klassen in Frage kamen, konnte er auch anders. Er behandelte die Kriegerfrauen in der gröbsten Weise. Ihre berechtigten Wünsche beantwortete er mit der Drohung, sie die Treppe hinunterwerfen zu lassen. Den Arbeitslosen, die Arbeit oder eine erhöhte Unterstützung verlangten, da sie mit der gewährten Unterstützung unmöglich auskommen konnten, drohte er mit Herbeiziehung von Militär. Es bestanden zu dieser Zeit auch Schwierigkeiten hinsichtlich der Kohlenversorgung. Die armen Leute hatten nichts zu feuern. Es gibt in der Nähe von Falkenstein ungeheure Wälder, aber sie waren nur da, um die Geldsäcke der schon schwerreichen Besitzer noch mehr zu füllen. Der armen Bevölkerung war jedes Anrühren des Waldes·

bei schwerster Strafe verboten. Die Selbsthilfe der Arbeitslosen machte diesem widersinnigen Zustande ein Ende. Auch der reiche Waldbesitzer, Kammerherr Baron von Trützschler-Falkenstein, mußte sich entschließen, in seinen Wäldern Holz schlagen zu lassen und zu billigem Preise der notleidenden Bevölkerung abzugeben. Auch setzte der Arbeitslosenrat durch, daß an die arme Bevölkerung Falkensteins Kartoffeln geliefert wurden, die früher nicht zu haben waren. Es stellte sich heraus, daß dem Bürgermeister in mehreren Fällen nicht nur Kartoffeln und Erbsen, sondern auch unrationierte Lebensmittel zum Kauf angeboten worden waren. Der Bürgermeister lehnte es im Gegensatz zu seinen Amtskollegen der Nachbarstädte ab, nur um den Geldsäckel der Stadt im Interesse der wenigen Begüterten zu schonen. Nachdem der Bürgermeister ein Plakat mit einem Aufruf des Arbeitslosenrates abgerissen hatte, wurde er bei der nächsten Demonstration gezwungen, an der Spitze des Zuges zu marschieren. Nach Beendigung des Demonstrationszuges alarmierte der Bürgermeister die höheren Amtsstellen in Dresden mit dem Schreckgespenst eines roten Aufstandes in Falkenstein. Er erreichte es, daß auf Grund seiner Denunziation Militär nach Falkenstein geschickt wurde. Nachdem die Reichswehr in Falkenstein angekommen war, begannen die üblichen Verfolgungen. Die Mitglieder des Arbeitslosenrates, soweit sie nicht geflüchtet waren, wurden verhaftet und nach Plauen transportiert, nach den Versteckten wurde gefahndet. Auch bei mir wurde Haussuchung gehalten. Man durchwühlte alles und stöberte in jedem Schrank herum. Aber in dem Schrank, in dem ich steckte, suchten sie nicht. Am nächsten Tage zogen die Arbeitslosen in Scharen vor das Rathaus und forderten den Abzug der Truppen. Es kam zu Verhandlungen zwischen den Arbeitslosen und dem Militär. Die Soldaten erklärten, sie seien nur darum gegen Falkenstein marschiert, weil ihnen von ihren Führern gesagt worden war, es würde in Falkenstein geraubt und geplündert. Die Reichswehr zog dann ab. Wir nahmen den Bürgermeister und mehrere Stadträte als Geiseln fest und verlangten, daß die gefangenen Genossen freigegeben würden.

Auf Grund dieser Vorgänge begann die Zeit meiner Verfolgung. Ich wurde als Rädelsführer bei Landfriedensbruch gesucht; es wurde eine Belohnung von 3000 Mark auf meinen Kopf ausgesetzt. Ich mußte Falkenstein verlassen. Ich bin dann unter anderem Namen im Lande umhergereist und begann illegal für die revolutionäre Sache zu arbeiten. Nachdem ich mich gefühlsmäßig der Kommunistischen Partei angeschlossen hatte, lernte ich im Laufe meiner illegalen Agitation und auch durch das Lesen von kommunistischen

Büchern sowie durch den Kursus, den ich mitgemacht hatte, die Aufgaben des revolutionären Kampfes kennen. Ich erkannte nunmehr, daß es nicht genügt, sich gefühlsmäßig auf die Seite der unterdrückten, besitzlosen Klasse zu stellen, sondern daß man für die soziale Revolution mit allen Mitteln kämpfen muß, die ich im Kriege so verabscheuen gelernt hatte. Ich war aus dem Kriege als Pazifist heimgekehrt. Aber aus den Vorgängen im Vogtlande und meiner anschließenden Beschäftigung mit der Theorie und Praxis des Klassenkampfes lernte ich, daß sich die Befreiung der Arbeiterschaft nicht im wirtschaftlichen Kampfe durchzusetzen vermag, sondern daß ein Kampf um die politische Macht notwendig ist, der mit allen Mitteln der Gewalt geführt werden muß, weil die Bourgeoisie die wirtschafliche Knechtung der Arbeiterschaft mit allen Mitteln der Gewalt aufrecht zu erhalten sucht. Ich kam zu der Erkenntnis, daß die soziale Revolution kommt und kommen muß, weil sie in der gesamten Geschichte der Menschheit begründet liegt. Es besteht objektiv nicht der geringste Zweifel, daß der Druck auf die Massen immer stärker werden wird, bis die Massen erkennen, daß nur der schonungslose Kampf gegen ihre bisherigen Unterdrücker das Proletariat vor dem Untergang zu bewahren vermag. Die Erfahrungen der letzten zwei Jahre haben mich zum Todfeind der Bourgeoisie gemacht. Ich habe mich der proletarischen Sache zunächst aus wirtschaftlichen Ursachen angeschlossen. Nachdem ich einmal in die Bewegung eingetreten war, vertiefte ich mich in den Sinn der proletarischen Revolution. Ich habe mir nie eingeredet, daß man mit einem bewaffneten Putsch die soziale Revolution herbeiführen könne. Die soziale Revolution kommt als Ergebnis bestimmter wirtschaftlicher Bedingungen und sozialer Kräfte. Das schließt nicht aus, daß man die Revolution durch Aktionen zu fördern vermag, und das muß jeder echte Revolutionär in jedem Augenblicke zu tun bereit sein, wenn er von den alten Gewalten zum Kampf gezwungen wird. Ich bin nur ein einfacher Soldat der Revolution. Zu meinem heißen Herzen ist nach und nach

die wissenschaftliche Erkenntnis gekommen, daß die soziale Revolution eine eiserne Notwendigkeit ist. Wenn ich nicht die wissenschaftliche Ueberzeugung von dem Kommen der Revolution gewonnen hätte, so würden mich die vielen Enttäuschungen der letzten Jahre an dem Glauben, daß die soziale Revolution zum Siege kommen wird, irre gemacht haben. Die in der sozialdemokratischen und in der unabhängig-sozialdemokratischen Partei organisierten Arbeiter werden der gewaltsamen Austragung des Klassenkampfes nicht aus dem Wege gehen können, auch dann nicht, wenn sie unter dem Einfluß ihrer sozialverräterischen Führer sich nicht für, sondern gegen die Revolution erklären.

Bei meinen illegalen Wanderungen in Sachsen kam ich an einen kleinen Ort, wo Genossen mir mitteilten, daß man auf meine Spur gekommen sei. Die Genossen sagten: »Bringe dich in Sicherheit, lasse dir deine langen Haare scheren und verschwinde!« Ich befolgte den Rat, ließ mir die Haare scheren, steckte sie in ein Kuvert und schickte sie dem Reichswehroberst von Berger, der die militärischen Verfolgungsmaßnahmen gegen mich leitete. Ich schrieb ihm dazu: »Hier sind die langen Haare des Hölz, die ihn verraten sollen, suchen Sie sich den Kerl dazu!«

Ich kehrte nach Falkenstein zurück und wurde bald nach meiner Rückkehr verhaftet, aber von den revolutionären Arbeitern ebenso schnell wieder befreit. Falkenstein ist ungefähr fünfmal hintereinander mit Reichswehrtruppen belegt worden. Jedesmal, nachdem die Truppen abgezogen waren, war die revolutionäre Bewegung in der Arbeiterschaft stärker geworden. Auf die Dauer konnte ich mich in Falkenstein nicht halten, zumal die Belohnungen auf meine Ergreifung dauernd erhöht wurden. Ich verließ Sachsen und begab mich nach Mittel- und Norddeutschland. Im Leunawerk bei Halle wurde ich verhaftet, aber von den revolutionären Arbeitern wieder befreit. Ich bin dann nach Hannover gegangen und habe dort einen Kursus mitgemacht. Ich agitierte nun eine Zeitlang in Mitteldeutschland, dann kehrte ich nach Falkenstein zurück. Ich sprach in öffentlichen Versammlungen und wurde verhaftet und von der revolutionären Arbeiterschaft abermals befreit. Ich wandte mich nach Weglau in Sachsen, wo ich agitierte und gefangene Genossen befreite. Während dieses unstäten illegalen Lebens habe ich in hunderten, ja, tausenden von Proletarierfamilien gelebt, bei denen ich Zuflucht fand. Ich selbst besaß keinen Pfennig. Die Arbeiter haben das Letzte, was sie hatten, mit mir geteilt. Die Leute hatten kein Fleisch, keine Butter, wenig Brot. Im Jahre 1919 habe ich schwer gehungert und meine Genossen mit mir. Die Erkenntnis, daß Hundert-

tausende in Deutschland mit mir leben, die das gleiche Ziel der sozialen Revolution verfolgen, hat mich dazu gebracht, in dem Kampf auszuhalten und weiter zu kämpfen.

Kurz vor dem Kapp-Putsch landete ich in Begleitung mehrerer Genossen in Selten in Bayern. Wir wollten am nächsten Tage weiter fahren. Wir hatten schon die Fahrkarten nach Hof. Wir sahen verschiedene Zivilisten, die sich für uns auffällig interessierten. Wir bemerkten bald, hier ist dicke Luft, und beschlossen, nicht abzufahren, da wir annehmen mußten, auf dem Bahnhof verhaftet zu werden. Wir schlugen uns in den Wald, der tief verschneit war. Die Häscher blieben auf unserer Spur, unterstützt von bayerischen Gendarmen, und hetzten uns von 4 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Wir kamen abends 7 Uhr in Oberkottrau bei Hof an, um den Zug zu besteigen, da hörten wir, daß in Berlin die Regierung gestürzt sei. Diese Nachricht machte mich etwas dreist. Als ein Gendarm einen unserer Genossen anrempelte, gab ich ihm ein paar freche Antworten: »Sie kennen meinen Steckbrief. Wissen Sie denn überhaupt, wer Ihre Regierung ist? Vielleicht lassen wir Sie morgen zum Appell antreten, und dabei werde ich Sie mir aussuchen.« Der Gendarm ging in das Bahnhofsgebäude zurück. Wir nahmen an, daß er nach Hof telephonierte, damit wir dort angehalten würden. Er kam aber mit vier anderen Kollegen wieder. Inzwischen hatten wir schon den Zug bestiegen. Die Gendarmen kamen in den Waggon und betraten unser Abteil, um mich zu verhaften. Sie forderten mich auf, auszusteigen. Ich sagte, ich gehe nicht heraus, ich bleibe hier. Die Beamten hielten mir ihre Revolver vor. Ich war mir immer darüber klar: wenn die mich fangen, dann ist es um meinen Kopf geschehen. Deswegen trug ich ständig eine Eierhandgranate bei mir, die ich vor dem Eintritt der Gendarmen bereit hielt und vor ihren Augen entsicherte. Ich rief den Gendarmen zu: »Wenn mich jemand anrührt, dann geht der ganze Wagen in die Luft!« Die Gendarmen riefen den entsetzten Passagieren zu: »Drin bleiben! Sitzen bleiben!«, sie waren aber die ersten, die sich in Sicherheit brachten. Ich blieb als einziger im Waggon zurück und benutzte die Gelegenheit, um das Coupee auf der dem Stationsgebäude abgewendeten Seite zu verlassen. Ich stürmte über die Gleise hinweg, um mich meinen Verfolgern zu entziehen. Ich marschierte zu Fuß nach Hof und am anderen Tage nach Falkenstein zurück.

In Falkenstein bewaffnete sich die revolutionäre Arbeiterschaft. Sie hatte mehrere Gefechte mit der Reichswehr. Wir legten unser revolutionäres Hauptquartier nach Schloß Falkenstein. Die Bürgerwehren wurden entwaffnet. Dann zog ich mit einem bewaffneten Trupp nach Plauen. Dort wurden die politischen Gefangenen befreit. Es war der schönste Tag in meinem Leben, als ich den Gefangensn die Freiheit wiedergeben konnte. Wenn in der Verhandlung einige bürgerliche Zeugen behauptet haben, daß die Bourgeoisie sehr feige sei und auf dieser Feigheit des Bürgertums die Erfolge der revolutionären Arbeiterschaft beruhen, so kann ich das nach meinen Erfahrungen bestätigen. Plauen ist eine Stadt von 150 000 Einwohnern. Es hatte eine Garnison und Schupo. Ich drang mit 50 Mann zum Gefängnis, ohne daß jemand wagte, mich daran zu hindern. Da ein Teil unserer Gefangenen von der Reichswehr weiter verschleppt war, so nahmen wir den Oberstaatsanwalt beim Landgericht Dr. Huber als Geisel fest, mit der Erklärung, daß wir ihn nur freigeben würden, wenn unsere gefangenen Genossen entlassen würden, und die Akten des Landgerichts, die man gleichfalls fortgeschafft hatte, uns übergeben würden. Dr. Huber, der uns als Reaktionär bekannt war, kann sich über schlechte Behandlung bei uns nicht beklagen. Wir haben ihn sofort nach dem Eintreffen der angeforderten Gefangenen und Akten unsererseits freigegeben. Wir bildeten eine reguläre Rote Armee. Wir hofften, daß die Weiterentwicklung der militärischen Aktion es ermöglichen würde, mit der Roten Armee des Ruhrgebiets in Fühlung zu treten. Wir hielten durch bis zuletzt. Erst als die Rote Armee des Ruhrgebiets aufgelöst war, wagte es die Regierung, gegen uns vorzugehen. Die bürgerliche und sozialdemokratische Presse hat mit einer Unverfrorenheit behauptet, es hätten niemals mehr als 150 Mann hinter Hölz gestanden. Wenn das der Wirklichkeit entsprach, und wenn die Aktion nicht von dem Willen des revolutionären Proletariats getragen gewesen wäre, warum hat die Regierung 40—50 000 Soldaten nach ihren eigenen Angaben gegen das Vogtland aufgeboten?

Bis zum Vormarsch der Reichswehr hatten im Vogtlande, auch in Falkenstein, Ruhe und Ordnung sogar im bürgerlichen Sinne geherrscht. Wir hatten die Fabrikanten aufgefordert, für die Rote Garde bestimmte Kontributionen aufzubringen. Die Fabrikanten stellten die Gegenforderung, daß wir den Schutz des Eigentums, der Häuser- und der Menschenleben übernehmen. So bildete sich während der Kapptage zwischen der revolutionären Arbeiterschaft und der übrigen Bevölkerung wenn auch kein friedliches, so doch ein erträgliches Verhältnis heraus. Das Bürgertum machte uns keine besonderen

Schwierigkeiten. Das Bild änderte sich, als wir hörten, daß die Regierungen in Berlin und Dresden beschlossen hatten, Reichswehr in das Vogtland zu senden. Gegenüber der anrückenden bewaffneten Macht der Konterrevolution hatten wir keine Rücksichten zu nehmen. Wir drohten der Bourgeoisie mit den schärfsten Repressalien. Wir erklärten, in dem Augenblick, wenn die Reichswehr kommt, werden wir die Häuser der Reichen in die Luft sprengen und die Bourgeoisie abschlachten. Es wäre ein Wahnsinn gewesen, wenn der revolutionäre Vortrupp von einigen hundert bis tausend Mann sich von einer Truppenmacht von 40—50 000 Mann, die mit allen technischen Hilfsmitteln, vor allem mit Artillerie ausgerüstet war, hätte ruhig einkreisen lassen. Um unsere Drohungen nicht als bloße Worte erscheinen zu lassen, sondern um ihnen den Nachdruck der Tat zu geben, haben wir einige Villen der Bourgeoisie angezündet. Sonst ist der Bourgeoisie nichts geschehen. Es sind auch keine Mitglieder der Bourgeoisie geschlagen oder erschossen worden. Das vogtländische Proletariat zeigte sich trotz aller Entbehrungen weniger blutdürstig und grausam als die satte, aber psychisch blutgierige Bourgeoisie. Während der Kapptage ist kein einziger Bürger ums Leben gekommen. Nach einigen Tagen sahen wir, daß unsere Stellung unhaltbar wurde. Bei einem nächtlichen Appell erklärte ich der revolutionären Truppe, daß es nur zwei Möglichkeiten gäbe, einmal den Versuch zu machen, im geschlossenen Trupp sich zur Tschecho-Slowakischen Grenze durchzuschlagen und dann als geschlossener Verband auf fremdes Gebiet überzutreten, um interniert zu werden. Die zweite Möglichkeit bestand in der sofortigen Auflösung der Truppe, nach deren Vollzug jeder einzelne versuchen mußte, auf eigene Faust durch die Ketten der Reichswehr zu entkommen. Wir entschieden uns für die zweite Möglichkeit. Ich selbst begab mich mit meinen Begleitern abseits der Landstraße nach Wingall. Wir versteckten uns in einem Gehöft, wo uns ein Heuhaufen, der kaum vier bis fünf Menschen verbergen konnte, als Zuflucht diente. Nach einigen Stunden wurde das Gehöft von der Reichswehr umstellt. Es war nachmittags und dämmerte bereits. Die Soldaten entdeckten unseren Heuhaufen und begannen mit den aufgepflanzten Seitengewehren in das Heu hineinzustechen. Wir hatten die Wahl zu rufen »Hier sind wir«, oder ganz ruhig zu sein. Wir blieben ruhig, obwohl wir den sicheren Tod vor Augen hatten. Wir waren darauf vorbereitet, jeden Augenblick den Stich eines Bajonetts in das Gesicht zu bekommen. Da ertönte das Signal zum Sammeln. Die Soldaten ließen von unserem Heuhaufen ab. Einige Kameraden wollten

bleiben, ich aber sagte, das tun wir nicht, die kommen wieder. Wir entfernten uns schleunigst in der Richtung zur Grenze. Wir sind die ganze Nacht gewandert, naß, hungrig, frierend. Es regnete ständig. Am nächsten Morgen sind wir weitermarschiert, ohne zu wissen, wohin. Am Nachmittag gelangten wir wieder an das Gehöft mit dem Heuhaufen und erfuhren nun, daß die Reichswehr eine Stunde später nach unserer Flucht zurückgekehrt war und den Heuhaufen vollkommen durchstöbert und auseinandergeschüttelt hatte. Wir schlugen uns nunmehr über die Grenze. Wir gelangten nach Neudeck in Böhmen. Wir bestiegen den Zug in Eger. In Pilsen fielen wir als verdächtig auf. Die Gendarmen verfolgten uns. Auf dem Bahnhof wurden wir aus dem Zug herausgeholt. Wir waren naß und beschmutzt; man fand bei mir eine Eierhandgranate und verhaftete uns. Ich wurde zurück nach Eger transportiert. Die Tschecho-Slowakei erkannte mich als politischen Flüchtling an und lieferte mich nicht aus. Ich ging von der Tschecho-Slowakei in ein anderes Land, das ich nicht nennen will. Ich kehrte später nach Deutschland zurück, nur zu dem Zweck, um den Genossen, die eingesperrt waren, zu helfen, um ihren Angehörigen Unterstützung zu verschaffen und zu versuchen, sie selber zu befreien. Ich bin während dieser Zeit weder agitatorisch für die Partei tätig gewesen, noch habe ich an Sitzungen teilgenommen. Ich richtete mein Augenmerk darauf, den Verurteilten und Inhaftierten zu helfen.

Was meine Mitwirkung in der Märzaktion 1921 betrifft, so bin ich erst nach Beginn des Aufstandes zu den Genossen geeilt und habe mich dem revolutionären Aktionsausschuß zur Verfügung gestellt. Ich übernahm die militärische Leitung eines Abwehrkampfes gegen eine Niederknüppelung der revolutionären Arbeiterschaft, immer bereit, aus dem Abwehrkampf in den Angriff überzugehen. Ich erkläre, daß ich aus bester Kenntnis weiß, daß weder die Vereinigte Kommunistische Partei, noch die Kommunistische Arbeiter-Partei, noch die Exekutive der Kommunistischen Internationale den bewaffneten Aufstand in Mitteldeutschland inszeniert haben. Gewiß haben alle drei Körperschaften ein Interesse daran, daß die Revolution vorwärts getrieben wird. Die Märzaktion entstand aus der Provokation Hörsings. Die revolutionäre Arbeiterschaft Mitteldeutschlands lehnte sich gefühlsmäßig dagegen auf, unter der Aufsicht bewaffneter Sklavenhalter zu arbeiten. Sie trat in den Streik, und an der

Niederknüppelung dieses Streiks entzündete sich der Aufstand. Daß die Kommunistischen Parteien den einmal begonnenen Kampf nach Möglichkeit unterstützten, entsprach durchaus ihrer revolutionären Pflicht. Die Arbeiterschaft in Mitteldeutschland ist revolutionär bis auf die Knochen. Die mitteldeutsche Arbeiterschaft wartet jeden Tag und jede Stunde auf eine Aktion. Sie denkt, diese Aktion muß von einer Partei oder Gewerkschaft eingeleitet werden. Unzweifelhaft steht fest, daß die Regierung und vor allem Hörsing bemerkt hat, daß die revolutionäre Arbeiterschaft aus der Passivität zur Aktivität überging. Und vielleicht hat Hörsing nicht ganz falsch spekuliert, daß früher oder später der Tag gekommen wäre, an dem die Parteileitungen die Massen zum bewaffneten Kampf aufgerufen hätten. Hörsing versuchte, den Kampf vorher in einem für sich günstigeren Moment zu entfachen. Deswegen schickte er seine grünen Jäger nach Mitteldeutschland. Bei meinem Eintreffen in Mitteldeutschland hatte noch kein Arbeiter eine Waffe. Ich befand mich in den Märztagen in Berlin. Ich hatte keine direkte Verbindung mit einer Partei. Ich wurde nicht geschickt, ich ging aus freiem Willen und eigenem Ermessen. Ich glaubte, es sei meine Pflicht als revolutionärer Kämpfer, hinzugehen und mich den Genossen zur Verfügung zu stellen. Als ich ankam, waren bereits Aktionsausschüsse gebildet. Nach den uns gewordenen Nachrichten mußte man glauben, daß das gesamte revolutionäre Proletariat geschlossen gegen die Provokation von Hörsing eintreten werde. Infolge der verräterischen Haltung der S.P.D. und insbesondere der U.S.P.D. kam eine einheitliche starke Aktion des Proletariats nicht zustande. Erst als in Eisleben und Hettstedt die Sipo nach dem Einrücken Verhaftungen vornahm und einzelne Genossen mißhandelt wurden, da griff die Arbeiterschaft spontan zu den Waffen. Ich übernahm die mir zugeteilte militärische Aufgabe. Ich habe den Kampf geführt mit allen Mitteln, nicht weil ich die Gewalt über alles stelle, sondern weil ich erkannt habe, daß der Klassenkampf des Proletariats nur auf dem Wege der Gewalt zum siegreichen Ziele geführt werden kann. Vor zwei Jahren glaubte ich noch, daß die kommunistische Idee, daß der Gedanke der Befreiung des Proletariats ohne Anwendung von Gewalt als wirtschaftlicher Kampf durchgeführt werden könne. Ich hätte mich damals geschämt, einem Menschen, wie ich heute einer geworden bin, die Hand zu geben. Wenn die revolutionäre Arbeiterschaft Gewalt anwendet, so geschieht dies nur in Erwiderung der Gewalt, welche

die herrschende Klasse dem proletarischen Existenzkampf und Aufwärtsstreben entgegensetzt. Die herrschende Klasse ist es, die zuerst Gewalt angewendet hat. Wenn heute in einer Versammlung ein kommunistischer Redner auftritt und seine Idee verkündet, so wird er verfolgt und Gewalt gegen ihn angewendet. Aber jede Anwendung der Gewalt durch die unterdrückte Klasse wird durch die öffentliche Meinung der Bourgeoisie als Unrecht, als Verbrechen gebrandmarkt. Die herrschende Klasse gewährt uns nur auf dem Papier Versammlungs- und Redefreiheit. In der Praxis werden kommunistische Zeitungen verboten und kommunistische Versammlungen verhindert, alles mit den Mitteln der Gewalt.

Die weißen Mörder stehen unter dem Schutze Ihrer korrupten Justiz. Tausende von Arbeitern hat man in den beiden letzten Jahren widerrechtlich getötet. Aber die bürgerlichen Gerichte versagen. Die bürgerliche Gesellschaft lechzt nach dem Blut der Arbeiterführer. Ich frage Sie nun, haben revolutionäre Arbeiter schon einmal einen einzigen Führer der bürgerlichen Gesellschaft getötet? Haben revolutionäre Arbeiter einen einzigen König, Minister oder Parteiführer getötet?

Justizrat Broh: In Deutschland nicht.

Hölz (fortfahrend): Nicht einen einzigen Mord hat das revolutionäre Proletariat in Deutschland begangen. Wie viele politische Morde hat die bürgerliche Gesellschaft Deutschlands auf dem Gewissen. Wie viele intellektuelle Führer sind durch die Hand der bürgerlichen Gesellschaft gemeuchelt worden. Ich erinnere nur an Liebknecht, Rosa Luxemburg, Jogisches, Landauer, Paasche, Eisner, Sült und an das letzte Opfer Gareis. Alle die Genannten sind nicht in offenem Kampfe gefallen, sondern hinterlistig ermordet worden. Sie legen mir einen Mord an dem Rittergutsbesitzer Heß zur Last. Rein menschlich bedaure ich die Tötung des Heß, aber Heß ist nicht gemeuchelt worden, sondern ist in Verbindung mit der revolutionären Aktion, wahrscheinlich im Kampfe gefallen. Ich nehme an, daß er eine Waffe gehabt und in seiner Angst zu der Waffe gegriffen hat. Wir hatten im Vogtlande die Macht, aber nicht ein einziger Richter oder Staatsanwalt ist mißhandelt worden. Aber wo Sie die Macht hatten, wurden aus dem Hinterhalt hunderte von Proletariern gemordet. Überall kennzeichnen den Vormarsch der Reichswehr und Schupo ihre blutigen Spuren. Diese Verhandlung hat es bewiesen. In Schrapplau sind nicht drei, sondern sechs Arbeiter von der Schupo ermordet worden. Die

Leichen lagen ohne Waffen mit zerschossener Brust in den Kalköfen des Ortes. Aber kein Staatsanwalt, kein Richter hat sich gefunden, um dieses Verbrechen zu sühnen. Im Leunawerk sind 46 Arbeiter von der Schupo ermordet worden!

Vorsitzender: Das sind einseitige Behauptungen von Ihnen, die nicht Gegenstand der Verhandlung waren. Ich verbiete Ihnen derartige Aeußerungen.

Hölz: In Hettstedt sind zwei Arbeiter ermordet worden. Ein 58jähriger Arbeiter ist auf offener Straße um nichts erschossen worden. Ein 16jähriger Mensch, der sich auf der Straße nicht durchsuchen lassen wollte, wird an die Wand gestellt, erschossen und als er dalag, da tritt ein Offizier heran und tritt ihm dreimal mit dem Stiefelabsatz ins Gesicht.

Vorsitzender: Wenn Sie so fortfahren, werde ich Ihnen das Wort entziehen.

Hölz: Das glaube ich, das wollen Sie nicht hören. Dieser Prozeß hat bewiesen, daß nicht ich der Angeklagte bin, sondern der bürgerliche Staatsanwalt. Alle Ihre Urteile sind Urteile gegen das revolutionäre Proletariat. Sie verurteilen mich nicht, sondern sich selbst. Ich bin überzeugt, daß Sie durch diesen Prozeß der Revolution mehr genützt haben, als ich während meiner ganzen revolutionären Tätigkeit.

Wenn ich nicht gesehen hätte, mit welcher Todesverachtung die revolutionäre Arbeiterschaft gekämpft hat, dann würde ich nicht die Kraft finden, um den Anstrengungen dieser Verhandlung körperlich gewachsen zu bleiben. Wenn ich in meiner Zelle die Zuversicht nicht verliere, so beruht dies auf dem Zusammengehörigkeitsgefühl mit allen proletarischen Kämpfern. Wenn ich Ihnen auf diese Weise entgegentreten konnte, Sie nennen es Frechheit, ich revolutionäres Klassenbewußtsein, dann ist es das Bewußtsein, daß ich nicht allein stehe in dem unermeßlichen Kampfe. Es sind Millionen auf dieser Erde, die zu unserer Sache stehen und es werden ihrer Hunderte Millionen werden. Diese Gewißheit gibt mir die Kraft und die Ausdauer, das auszuhalten, was mir jetzt auferlegt wird. Ich hoffe, daß das revolutionäre Proletariat Ihnen dereinst die Rechnung

vorlegen wird für alles, was Sie der Arbeiterschaft angetan haben und was Sie auch mir antun werden. Ich hoffe, daß Sie Ihr Los so auf sich nehmen und es tragen, wie ich es getragen habe und tragen werde. Sie sagen, Sie fürchten sich nicht. Ich glaube es Ihnen, ich kenne Sie zu wenig, um Ihnen den persönlichen Mut abzusprechen. Aber ich behaupte, die bürgerliche Gesellschaft, deren Vertreter Sie sind, fürchtet sich heute vor dem revolutionären Proletariat. Darum verhandeln Sie gegen mich nur unter dem Schutze der bewaffneten Macht. Die Schupo ist dazu da, um das revolutionäre Proletariat zurückzuhalten.

Ich sagte schon, auf die Anklage will ich nichts erwidern. Ich erkenne die Ausführungen des Staatsanwalts, ich erkenne das Urteil des Gerichts nicht an. Für mich handelt es sich darum, vor der Arbeiterschaft klarzustellen, aus welchen Beweggründen ich gehandelt habe. Ich vertrete meine Handlungen mit dem Mute, den jeder revolutionäre Kämpfer haben muß. Und wenn ich einen Mann aus revolutionärer Notwendigkeit erschossen oder den Befehl dazu gegeben hätte, so würde ich es sagen. Wenn Sie das Todesurteil gegen mich heute aussprechen, Sie töten nicht viel, Sie töten das Fleisch, aber den Geist können Sie nicht töten. Sie richten mich, wie Sie sagen, Sie schlagen ein Holz ab, und es stehen tausend andere Hölzer auf. Es werden unter diesen tausend Hölzern eiserne sein, die werden nicht mit Ohrfeigen Revolution machen. Es wird eine Zeit kommen, wo das Proletariat nicht mehr sagen wird, wir können nicht kämpfen, wir haben keine Waffen. Mit den Händen, mit den Fäusten wird es seine Gegner zerreißen! Solange die herrschende Klasse es fertig bringen kann, mit zwei bis drei Maschinengewehren 25000 Demonstranten in die Flucht zu jagen, solange wird Ihre Herrschaft dauern. Aber in dem Augenblick, wo sich das revolutionäre Proletariat auf die Gewehre stürzt und zertrümmert oder sie umdreht, dann kommt die wirkliche Revolution! Vor dieser Revolution mögen Sie und die herrschende Klasse zittern! Was 1918 in Deutschland vor sich ging, das war keine Revolution. Ich kenne nur zwei Revolutionen: die französische und die russische. Die deutsche Revolution wird alle Revolutionen an Grausamkeit übertreffen. Die Bourgeoisie zwingt das Proletariat zu

Grausamkeiten. Die Bourgeoisie arbeitet mit kalter Berechnung. Das Gefühl ist auf seiten des Proletariats. Sie betrachten das Proletariat in der Politik als Stümper. Die Grausamkeiten, die Sie gegen das Proletariat anwenden, kann das Proletariat heute noch nicht erwidern, dazu hat es noch zu viel Gefühl, aber wie ich bereits sagte, *es wird der Tag kommen, an dem das Proletariat zum Tier wird. Dann wird nur der kalte Verstand entscheiden. Das Proletariat wird sagen: es geht nicht mehr, daß wir das Herz sprechen lassen, die Faust muß den Ausschlag geben!*

Wenn Sie heute über mich Ihr Urteil fällen, so betrachte ich es als ein Schulexamen. Wenn Sie mich freisprechen, was ich mir natürlich nicht einbilde und was Sie auch nicht können, dann würde es morgen in Berlin vier Tote geben: drei Richter und einen Angeklagten. Sie müßten sich aufhängen, weil Sie sich vor Ihren eigenen Klassengenossen nicht mehr sehen lassen dürften, und ich müßte mich hängen, weil ich mich vor dem revolutionären Proletariat schämen müßte. Ihr Urteil, wie es auch ausfallen wird, wird ein Klassenurteil sein. Sie können mich zu 10, 15 Jahren oder lebenslänglichem Zuchthaus, ja, zum Tod verurteilen. Zehn Jahre Zuchthaus bedeuten für mich eine 4, mangelhaft, 15 Jahre Zuchthaus eine gute Note, lebenslänglich Zuchthaus, Zensur 1, *wenn Sie mich aber zum Tode verurteilen, dann erhalte ich Zensur 1a, das ist das beste Zeugnis, das Sie mir ausstellen können. Dann beweisen Sie den revolutionären Klassen der Welt, daß ein wirklicher Revolutionär gelebt und sein Klassenbewußtsein mit dem Tod besiegelt hat. Ich bin ein Kämpfer, ich bin ein Mann der Tat:*

> *»Das Wort kann uns nicht retten,*
> *Das Wort bricht keine Ketten,*
> *Die Tat allein macht frei.«*

Meine Verteidiger legen Wert darauf, festzustellen, daß ich ein Idealist und ein begeisterter Kämpfer bin. Wie Sie sich dazu stellen, ist mir gleich. Ich kann von Ihnen keine bürgerlichen Ehren verlangen. Sie können mir auch keine bürgerliche Ehre absprechen. Die bürgerliche Ehre, um die Sie sich streiten, habe ich nie besessen. *Bürgerliche Ehre heißt für mich die Kunst, von der Arbeit anderer zu leben.* Sie bedeutet Monokel im Auge, voller Bauch und hohler Kopf. Für *mich* gibt es nur eine *proletarische Ehre*, und die wollen Sie mir und können

Sie mir nicht absprechen. Proletarische Ehre heißt Solidarität aller Ausgebeuteten, heißt Nächstenliebe, heißt, durch die Tat beweisen, daß man seinen Nächsten liebt wie seinen Bruder. Die Welt ist unser Vaterland und alle Menschen Brüder.

Ich habe Ihnen schwere Worte entgegengeschleudert. Ich rede im Prinzip nicht für Sie. Sie werden weiter das sein, was Sie sind: bürgerliche Klassenrichter. Ich kann von Ihnen nicht verlangen, daß meine Worte irgendwelchen Eindruck auf Sie machen. Ich weiß, daß die bürgerliche Gesellschaft und Sie, als ihre Vertreter, nicht durch Worte, Propaganda, auch nicht durch Bücher zu uns kommen werden. Sie müssen vor die eiserne Tatsache gestellt werden, erst dann werden Sie sich beugen. Sie sagen, Sie fürchten sich nicht. Nun gut, beweisen Sie es doch, daß Sie sich nicht fürchten, beweisen Sie es dadurch, daß Sie den Mut haben, gegen Ihre eigenen Klassenbrüder und Genossen solche Urteile zu sprechen, wie Sie dauernd gegen revolutionäre Arbeiter verhängen. Sie aber sprechen nur harte Urteile gegen das revolutionäre Proletariat.

Der Staatsanwalt hat zu mir in der Voruntersuchung gesagt, wenn alle Arbeiter von Ihrer Idee durchdrungen sind, dann muß es doch ein Leichtes sein, daß Sie auf Grund des allgemeinen Wahlrechts die Macht bekommen. Ich habe ihm erwidert und sage auch zu Ihnen: Sie ziehen nicht die Konsequenz aus den tatsächlichen Machtverhältnissen. Wenn das deutsche Volk in seiner Ideologie, »Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat«, durch Schule, Kirche, Staat und Presse erhalten wird, und gleichzeitig von demselben Faktor in dem Wahn bestärkt wird, es muß Reiche und Arme geben, der liebe Gott will das so, dafür kommen die Armen in den Himmel . . .

Vorsitzender: Das alles gehört nicht zur Sache. Sie müssen sich auf die Anklage verteidigen. Wir haben nicht die Pflicht, revolutionäre Reden mitanzuhören. Wenn Sie so fortfahren, werde ich Ihnen das Wort entziehen.

Hölz: Das deutsche Volk muß erst aufgerüttelt werden. Aber gerade Ihre Urteile werden bewirken, daß das Proletariat schneller herauskommt aus der Ideologie, die Sie ihm mit Hilfe von Schule, Kirche und Presse aufoktroyiert haben. Das deutsche Proletariat muß aus diesem Schlafleben aufgerüttelt werden . . .

Vorsitzender: Ich entziehe Ihnen das Wort. (Der Vorsitzende steht auf und geht mit den Beisitzern in das Beratungszimmer.)

Hölz (durch die noch offene Tür in das Beratungszimmer den Richtern nachschreiend): Ihr könnt das Wort verbieten, Ihr tötet nicht den Geist.

Vorsitzender (noch einmal in den Saal zurückkommend): Der Angeklagte ist einstweilen abzuführen.

Hölz (laut rufend): Es lebe die Weltrevolution!

Hölz wird durch die Wache abgeführt. Seine Verteidiger eilen der Eskorte nach.

SCHRIFTEN, DIE DAS FORUM ERHIELT

PETER KROPOTKIN: Die französische Revolution 1789—1793. Neue Auflage. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe, besorgt von Gustav Landauer. Theodor Thomas Verlag, Leipzig. Geheftet 32 M., gebunden 40 M.

Noch immer das ernsteste und gründlichste Werk über die große französische Revolution. Von einem überlegenen revolutionären Geist geschrieben.

HENRIETTE ROLAND-HOLST: Partei und Revolution. Verlag der Arbeiterbuchhandlung, Wien. Geheftet 3,50 M.

KARL VORLANDER: Volkstümliche Geschichte der Philosophie. Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart. Broschiert 20 M., gebunden 24 M.

MUSLIH ED DIN SAADI: Der Ratgeber für den Umgang mit Menschen. Achtes Buch des Gulistan nebst einigen anderen Stücken. Aus Schiras 1189—1291. Aus dem Persischen übertragen von *Friedrich Rosen*. Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7. Broschiert 22 M., Leinen gebunden 40 M.

UNSITTLICHE LITERATUR UND DEUTSCHE REPUBLIK. § 184. Verlag Paul Steegemann, Hannover.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.

Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.

Forum-Verlag: Berlin W35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelm R. Saling & Co., Berlin SW68.

DAS FORUM

5. Jahr | August 1921 | Heft 11

(Abgeschlossen am 18. August 1921)

WO GEHT UNSER WEG?

(Siehe Forum V, Heft 10)

VI.

UFF!

Es ist nachgerade genug Kluges und Törichtes geäußert worden: über die Märzaktion und ihre Folgen, über Paul Levi und die Leviten, über die revolutionäre Offensive und die Fehler in der Taktik, die die Partei beging. Und die sogenannte Opposition hat sich genug mausig gemacht. Auch Moskau hat gesprochen. Übrigens sehr klug, sehr weise nicht ohne raffinierte Benutzung der trefflichen Methoden des delphischen Orakels. Die Moskauer Thesen zur Taktik sind offenbar nicht einem Hirn entsprungen, sondern sind ein Konglomerat von fein abgewogenen Konzessionen nach rechts und nach links. Jetzt weiß jeder, woran er ist! Jeder kann Goethes fröhlichem Imperativ nunmehr folgen:

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Darin wird noch genug geleistet werden. Aber, zum Teufel, wollen wir nicht endlich Schluß machen?

Selbstkritik war noch nie Selbstschändung. Die von Levi befreite Zentrale beging den gröbsten Fehler, als sie nicht selbst sofort alle die Irrtümer und Schwächen innerhalb der Märzaktion resolut aufdeckte, sondern sie dem früheren Parteiführer zu zänkischer und fast mit schadenfreudiger Gebärde begleiteter Diskussion überließ. Selbstkritik der Zentrale hätte ihn vor seinem bösartigen Angriff entwaffnen müssen. Aber auch nach Veröffentlichung der Levischen Broschüre versäumte die Zentrale

durch Mangel an Kräften und entschuldigt durch die schwierigen Umstände, dem Angreifer so entgegenzutreten, daß seine Widerlegung auf Grund von Tatsachen jedem einfachen Parteimitglied offenbar geworden wäre. Paul Levis Rolle in dieser tragischen Episode der Partei beurteilt unser französisches Bruderorgan, die von Charles Rappoport herausgegebene »Revue Communiste« (II. Nr. 17, Juli 1921) mit diesen Worten: »Die Kritik Paul Levis ist die Kritik eines abgesetzten Chefs. In seine durch Tatsachen gestützte Polemik mischen sich bissiger und sentimentaler Tadel mit persönlicher Rankünе. Man hat den Eindruck, wenn man ihn liest, daß er polemisiert, weniger um die Unzulänglichkeiten der Bewegung zu erweisen, als um seine Überlegenheit ins helle Licht zu rücken.«

Die Partei kann sich für die Dauer den Luxus nicht erlauben, eine solche Polemik ohne Begrenzung fortzusetzen. Diese Auseinandersetzungen, deren persönliche Zuspitzung die sachlichen Differenzen verzerrten, müssen aufhören. Alle verfügbaren Kräfte müssen künftig darauf konzentriert werden, die Werbekraft der Partei, die in diesen Monaten empfindlich nachgelassen hat, zu steigern. Nicht durch tagtägliche Aufrufe, durch starre Parolen wird dieses Ziel erreicht werden, sondern allein durch unermüdliche und angespannte Kleinarbeit in den Betrieben, den Organisationen, in der Propaganda, in der Agitation. Mit der Person Paul Levis haben sich deutsche Partei und Internationale gerade genug beschäftigt. Es gilt, die deutsche Partei zu einem schlagfertigen Armeekorps zu konsolidieren, die Fehler des Märzes auszumerzen, und selbst noch aus der Kritik, die Haß und Feindschaft zeugte und die deshalb doppelt scharf sah, für die Zukunft zu lernen. Paul Levi und sein Fähnchen weiter anzugreifen oder gar als »Opposition« — wie es leider geschehen ist — anzuerkennen, stände mit den Tatsachen in groteskem Widerspruch. Entpersönlichen wir den Kampf, säen wir Mißtrauen gegen jedes Cliché, das als Charakteristik immer fälscht, Selbsturteil hemmt, und hüten wir die Diskussionen der

Partei vor der Herrschaft der Phrase. Des deutschen Kleinbürgers Lieblingswaffe ist die Phrase. Mit ihr glaubt er, denkfaul wie er ist, alles totschlagen zu können, was ihm nicht genehm ist. Wir haben — man muß aussprechen, was ist — noch sehr viel Kleinbürgertum in unseren Reihen. Mit dessen Ungeist aufzuräumen: auf politischem, ökonomischem, kulturellem, moralischem Gebiet, die deutsche Sektion der kommunistischen Internationale vor der Gefahr der Verbocheung zu bewahren, sie mit dem Feuer der Weltidee des Kommunismus zu reinigen, wird zunächst zur unaufschiebbaren Pflicht, wird nach dem Jenaer Parteitag eine der dringlichsten Aufgaben aller aktiven Kämpfer werden müssen.

Der Weg zu diesem Ziel ist ungepflastert. Wir müssen ihn uns selbst erst ebnen, aber ohne einen neuen Geist, der alle diese Auseinandersetzungen weit hinter sich läßt, sie überwindet, würde die Partei zusammenschrumpfen zu einem häßlichen, sich selbst auffressenden Körper, der allerdings nicht mehr erwarten dürfte, noch irgend welche Anziehungskraft auszuüben.

Durch die Partei muß endlich ein Aufatmen gehen. Anzeichen dafür sind schon genug vorhanden, daß die schwerste Krise überwunden ist. Die Partei stirbt nicht, sondern gesundet und kräftigt sich. Ein langes Rekonvaleszententum läßt die wirtschaftliche und politische Lage nicht zu. Entgiften wir also den Parteikörper so schnell und so gründlich als irgend möglich, zeigen wir durch die Tat, daß er trotz allem widerstandsfähig genug geblieben ist, dergestalt, daß einst ein künftiger Historiker auf ihn das tiefe Goethesche Wort wird anwenden können: »Die Krankheit erst bewähret den Gesunden!«

VII.

DAS PROBLEM DER FÜHRUNG

Welcher Mittel bedarf es, um den schwächlichen Körper wieder auf feste Beine zu stellen, ihn auf die nötige Höhe zu bringen?

Dazu bedarf es in erster Linie einer klug und umsichtig geleiteten Presse. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Der Partei fehlt es an geistigen Kräften. Die Redaktionen der Parteiorgane sind infolge des Mangels an geeigneten Persönlichkeiten schlecht oder unzulänglich besetzt. Räumlich, technisch, wirtschaftlich haben sie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Die zahllosen Verbote, Zerstörungen der Maschinen, Verhaftungen einzelner Redaktionsmitglieder machten ein regelmäßiges Arbeiten unmöglich, hinderten die Ausgestaltung und Vervollkommnung, deren dringende Notwendigkeit jeder einsieht. Trotz alledem müßte wenigstens das Zentralorgan der Partei die voranleuchtende rote Fahne für Mittel- und Westeuropa sein: die große kommunistische Zeitung, die ökonomisch, politisch, sozial, kulturell die großen Massen durch dokumentierte Artikel aufklärt, die täglich — ohne zu schreien oder gar zu schimpfen — den Prozeß des Zerfalls der bürgerlichen Gesellschaft aufzuzeigen, die Arbeiterfeindschaft der kapitalistischen Anarchie den Proletariern aller Parteien zu denunzieren hätte.

Die Verbrechen der Konterrevolution sind so ungeheuerlich, daß ihre sachliche Darstellung aufreizender wirkt als ihre allzu grelle Plakatierung mit oft gebrauchten und dadurch abgenutzten Clichés. So treffend z. B. einst Karl Liebknechts Charakteristik »Bluthund« auf den Henker der Revolution, Noske, war, so wenig wirkt ein so starkes Wort bei allzuhäufigem Gebrauch. Der revolutionäre Geist wird dadurch nicht gefördert, sondern verflacht. Eine kommunistische Zeitung hat nicht die Aufgabe, fertigfabrizierte und ewig wiederkehrende Kennzeichnungen ihren Lesern vorzusetzen, ansonsten eine Sammlung von Stempeln für die Redakteure genügen würde, sie hat vielmehr die Aufgabe, durch sachliche Analysen die täglich auftauchenden Probleme zu zergliedern, nüchtern festzustellen, was ist und was werden soll, um dadurch jeden einzelnen Leser zu schulen und zum Selbstdenken zu erziehen, d. h. um seinen Geist zu revolutionieren.

Nicht Selbstbeweihräucherung der Partei, der führenden Genossen und der Massen, sondern Selbstkritik muß aus jedem Artikel, aus jeder Glosse, aus jeder Notiz sprechen. Der Kampf mit den Gegnern muß von überlegener Warte aus, kühl und selbstsicher, wie es unsere große Sache erfordert, geführt werden. Dazu gehört gründliche Orientiertheit des Kampffeldes und intime Kenntnis der Personen. Auch daran fehlt es uns. Wir haben in der Partei nach Rosa Luxemburgs und Franz Mehrings Tod kaum einen Publizisten, der mit fundiertem Wissen Fähigkeit des Ausdrucks, mit revolutionärem Temperament abwägendes Urteil verbindet, dergestalt, daß seine täglichen Artikel als gesellschaftskritisches Barometer ersehnt und von den Gegnern nicht weniger als von den eigenen Parteigenossen gelesen und beachtet würden.

Der deutschen Partei fehlt es an überragenden, auf Grund ihrer Erfahrungen und ihrer Leistung anerkannten Führern. Sie hat weder einen Radek noch einen Bucharin, noch einen Rykow, geschweige denn einen Trotzki oder einen Lenin. Es sei unmarxistisch, so viel Wert auf die Führer zu legen, oder gar ihre Bedeutung für die Bewegung zu überschätzen? Den ABC-Schützen des Kommunismus, die sich mit possierlicher Überlegenheit gern als die wütendsten Gralshüter des Marxismus aufspielen, hat die deutsche Konterrevolution mit frechem Hohn die blutige Antwort bereits gegeben. Die weißen Garden im Bunde mit den Noskesozialisten wußten nur allzugut, was sie taten, als sie mit erstaunlicher Präzision die Auslese trafen, als sie diejenigen abschlachten ließen, die als Wegweiser, als voranstürmende Pioniere der deutschen Revolution ihrer Macht am gefährlichsten zu sein schienen: Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Leo Jogiches, Eugen Leviné.

Nie dürfen wir dies vergessen. Wir sind sehr arm geworden. Und es muß ausgesprochen werden — den Hemdenmätzen zum Trotz, — daß das Problem der deutschen Revolution seit den Januartagen 1919 — der Zeit ihres qualvollsten Mar-

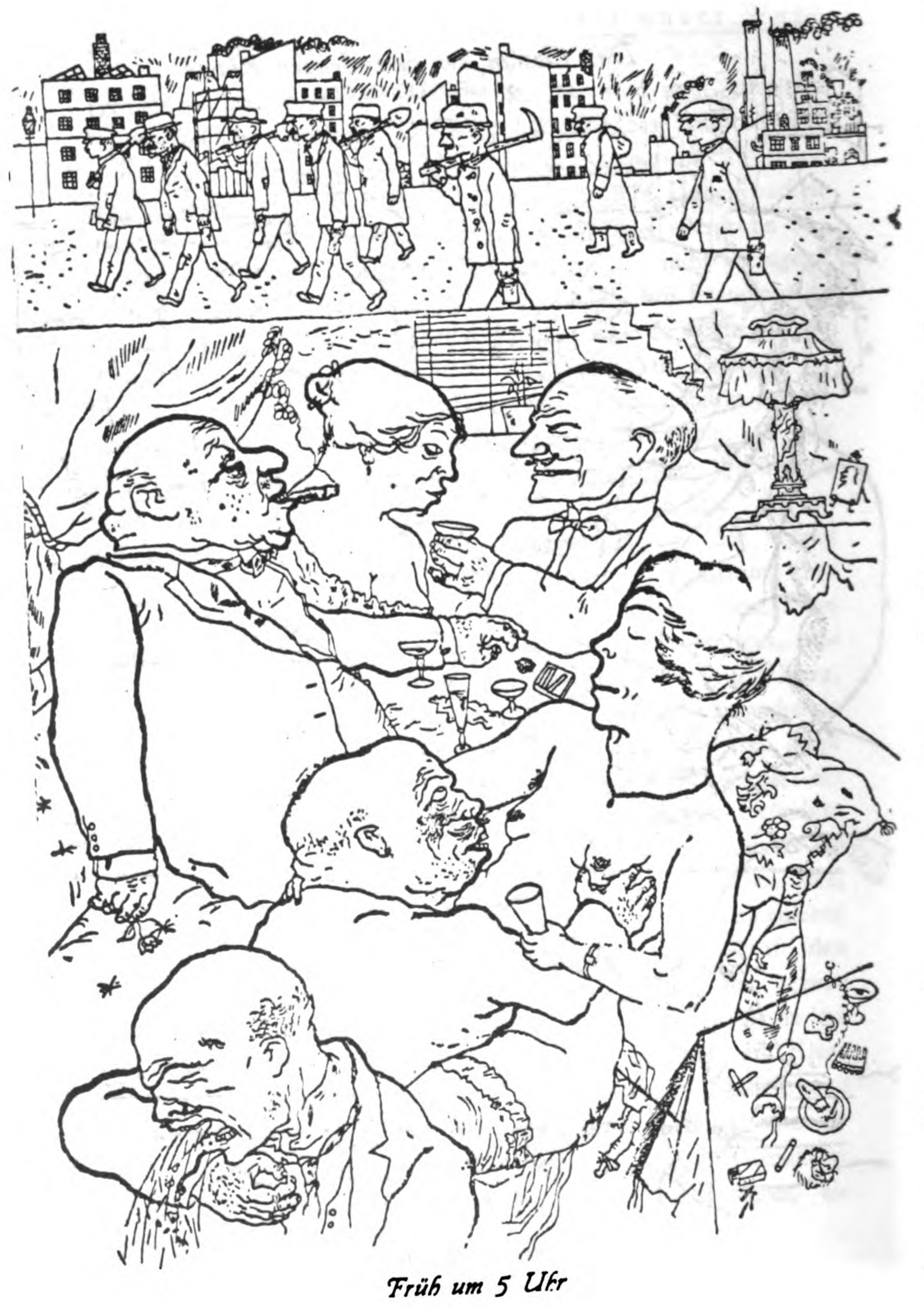
tyriums — sich immer mehr zugespitzt hat und noch zuspitzt: zu einem Führerproblem. Die Majorität der Masse mag reif oder unreif sein, angesichts der Mehrzahl der bisherigen »Führer« gibt es kein oder. Sie werden ihre Reife, ihre Unbeirrbarkeit erst noch zu beweisen haben. Wer wird die Feuerprobe bestehen? Wer wird in den kommenden Kämpfen nicht versagen? Einige Tapfere, die wir kennen. Der Fall Heinrich Brandlers ist ein warnendes Menetekel. Die einzig überragende Figur in der kommunistischen Partei ist heute — trotz allen Irrungen — Klara Zetkin. Man mag zu dieser alten Revolutionärin stehen, wie man will, man mag sie kritisieren und bekritteln, sie gilt nicht nur, sondern sie ist die temperamentvollste, gebildetste und selbst noch in ihren Irrtümern stürmischste Frontkämpferin der deutschen revolutionären Bewegung. Sie wegen ihrer Haltung zu Levi nicht in die Zentralleitung zu wählen, verriete kleinbürgerlichen Horizont. Denn diese Frau hat größtes Format, wirkt als Persönlichkeit hohen Ranges, entflammt durch ihren leidenschaftlichen Geist jedes Hirn und Herz, die je das Glück hatten, sie zu hören. Nie wiedergutzumachende Dummheit wäre es also angesichts unserer Armut, diesen Kopf aus der Zentrale auszuschalten. Allein ihr Name ist ein Symbol. Sie ist die einzig Überlebende von den vier Gründern und Aufrufern des Spartakusbundes. Und nichts anderes als ihre jahrzehntelange Arbeit im Dienste der sozialistischen Idee, ihre Klugheit, ihr Witz, ihr Feuer gaben ihr den singulären Platz in der Internationale der revolutionären Arbeiterschaft, den erhöhten Platz, auf dem sie heute steht. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird die Frage der Führung nicht anders zu lösen sein, als dadurch, daß man in die Zentrale mit Klara Zetkin die Genossen entsendet, deren bisherige Arbeit und Aktivität erhoffen läßt, daß von Jena an der Wiedergenesungs- und Wiederfestigungsprozeß der Partei schnelle Fortschritte machen, daß das Gesicht der Partei bald ein anderes, ein geistigeres werden wird.

Das Gesicht der herrschenden Klasse

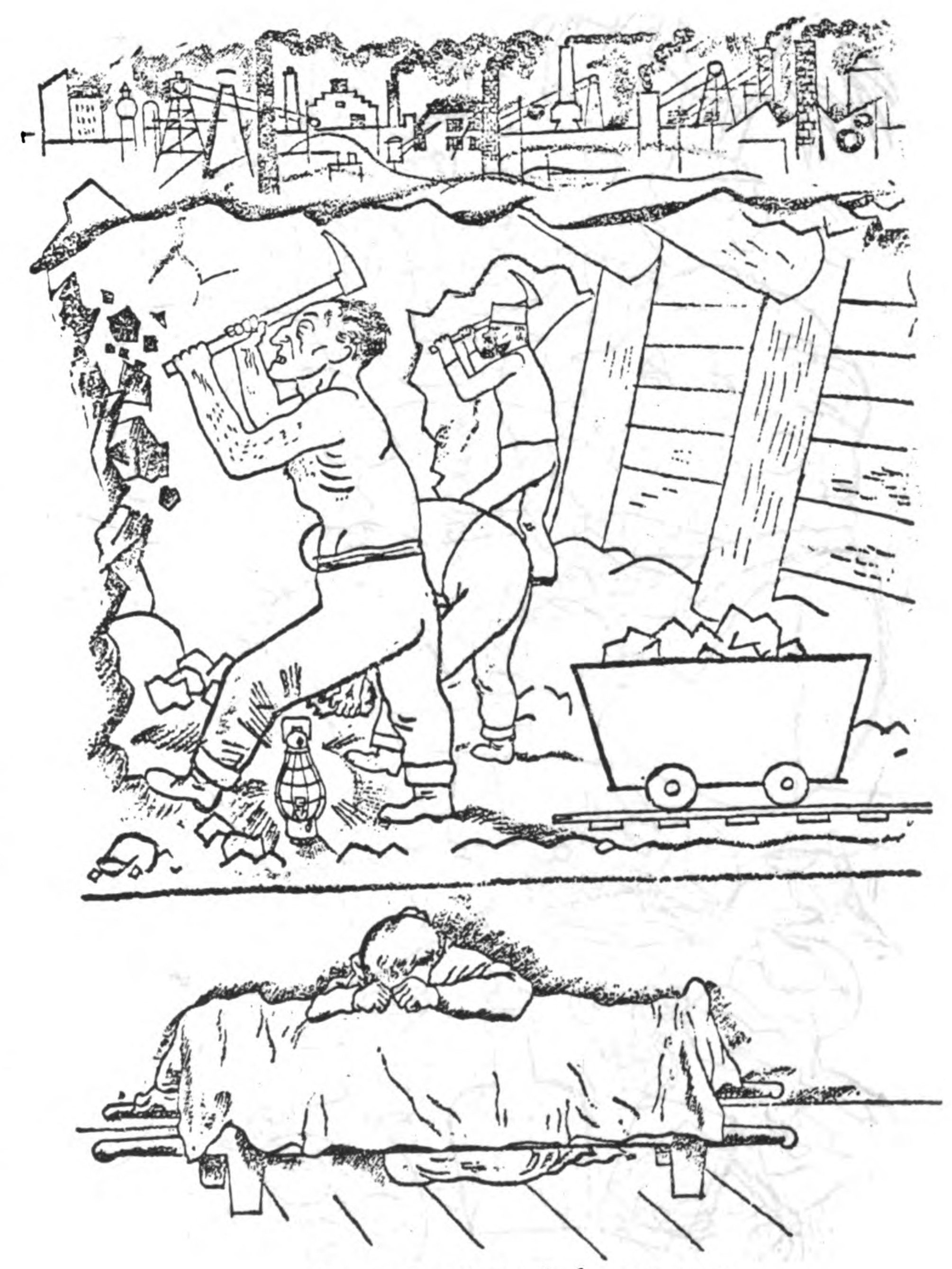
von GEORGE GROSZ



Die Besitzkröten.



Früh um 5 Uhr



Wo die Dividenden herkommen — —





Gottgewollte Abhängigkeit

(Die fünf Zeichnungen entstammen der Publikation aes Malik-Verlages.)

ICH UND MEIN NÄCHSTER

AUS DEM »BUCH DES LEBENS«

VON UPTON SINCLAIR

AUS DEM MANUSKRIPT ÜBERTRAGEN VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Langsam, mit unendlicher Geduld, in Qualen, Mißerfolgen, Vergeudung, aber dennoch mit sicherer Unerschütterlichkeit, wird das Leben des Menschen umgeformt, bereichert, vermittels der Macht des denkenden Geistes, getrieben durch die Freude und Verzückung der schöpferischen Tat, gelenkt von dem Verantwortungsgefühl, dem Instinkt des Dienens, die wir unter dem Begriff »Gewissen« zusammenfassen. Es ist unsere Aufgabe, diese höheren Fähigkeiten zu entwickeln, ist das erhabene Ziel, dem wir uns ganz weihen müssen.

Wir sind nun in der Lage, das Wort »moralisch« zu definieren, moralisch ist jene Handlung, die die besten und höchsten Formen des Lebens pflegt, in ihnen die höchste Macht entwickelt, unmoralisch ist jene Handlung, die geeignet ist, das beste und höchste Leben zu zerstören oder dessen raschen Fortschritt zu verhindern.

Wir wollen nun diesen Maßstab an die Handlungen der Menschen, zuerst an die des Individuums als Einzelperson, dann als gesellschaftliches Wesen, anlegen. Welche Pflichten habe ich gegen mich, welche gegen meine Umwelt?

Diese Fragen weichen um ein Geringes von jenen der alten Moral ab. Jesus lehrte, man müsse zuerst den Herrn seinen Gott lieben, zweitens den Nächsten lieben, wie sich selbst. Etliche werden sagen, der moderne Gedanke habe Gott ausgeschaltet, ich möchte behaupten, der moderne Gedanke habe entschieden, daß wir Gott in unserem eigenen wundersam sich erweiternden Bewußtsein finden. Unsere Pflicht gegen Gott

besteht darin, aus uns die möglichst vollkommene Verkörperung des Göttlichen zu machen. Unsere Pflicht gegen den Nächsten besteht darin, ihm zur gleichen Vervollkommnung zu verhelfen.

Wenn wir diese beiden Formeln anwenden, so sehen wir, daß sie ineinandergreifen, unlöslich verknüpft sind: die beiden Pflichten sind eigentlich die gleiche Pflicht, bloß von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet. Wir erkennen, daß wir uns selbst schulden, unser Denkvermögen so viel wie möglich zu entwickeln, und wir entdecken, daß wir uns dadurch zu besseren Staatsbürgern machen, befähigter werden, unseren Mitmenschen zu helfen. Wir wollen anderen dienen, indem wir daran arbeiten, unsere Heimatstadt hygienisch und sauber zu machen, und entdecken, daß wir uns dadurch selbst vor einer Seuche bewahrt haben.

Die allgemein angenommene, oder vielmehr die allgemein gepredigte Regel ist die »goldene Regel«: »tue anderen, was du willst, das sie dir tun«. Diese Regel ist an und für sich gut, doch berücksichtigt sie nicht die allerwichtigste Frage: was sollen wir verlangen, das die anderen uns tun? Bin ich ein Kind, so werde ich von den anderen verlangen, daß sie mir unbegrenzt Süßigkeiten geben, der »goldenen Regel« zufolge müßte es demnach meine erste Pflicht sein, die ganze Welt mit Süßigkeiten zu versorgen. Die »goldene Regel« läßt sich mit jeder Form der Selbstverwöhnung in Einklang bringen, sowie mit jeder Form der Stagnation, ihre Folge wäre eine ebenso starre Zivilisation wie die chinesische.

Oder nehmen wir die Kantsche Formel: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.« Auch hier finden wir das gleiche Problem. Es gibt die verschiedensten allgemeinen Regeln, etliche ziehen die einen, andere die anderen vor, wir können nicht der Tatsache entgehen, daß die Menschen zuerst beschließen müssen, was sie aus ihrem Leben machen wollen und erst dann beschließen können, wie sie handeln werden.

Auf Jesu Formel: liebe deinen Nächsten wie dich selbst, folgt schier automatisch die Frage: wie aber, wenn mein Nächster dieser Liebe nicht wert ist? Freilich ist es für mich gefährlich, hier ein Urteil zu sprechen, doch kann ich zum Beispiel ein großer Erfinder sein und mein Nächster ein verderbter Wüstling. Natürlich kann ich ihn trotzdem in einer gewissen Beziehung lieben, kann die tiefsten Möglichkeiten seines Charakters lieben, die von der religiösen Extase aufgepeitscht und beeinflußt werden können. Dennoch kann trotz aller religiösen Extasen und Anstrengungen seine Krankheit, sei sie nun physisch, moralisch oder geistig, so weit gediehen sein, daß es notwendig wird, ihn einzusperren, zu kastrieren oder sogar ihn schmerzlos aus der Welt zu schaffen. Zu behaupten, ich müßte einen solchen Menschen lieben wie mich selbst, ist zumindest unklar. Das Predigen dieser Formel kann die Fluten des Betruges und der Sentimentalität allzu hoch anschwellen lassen.

Der moderne Gedanke lehrt: du sollst die höchsten Möglichkeiten des Lebens lieben, sollst sie hegen und pflegen und du sollst, weil das Leben sich unentwegt entwickelt und sich dem menschlichen Geist stets neue Möglichkeiten eröffnen, deinen Geist offen halten, deine Wißbegierde anregen, immer bereit sein, das Leben von neuem zu beginnen.

Dies ist die Formel. Sie ist nicht einfach, und wenn wir sie anzuwenden versuchen, erkennen wir, daß sie immer komplizierter wird. Versuchen wir die Pflichten gegen uns selbst zu erkennen, so finden wir, daß in uns eine Anzahl verschiedener Wesen lebt, jedes mit seinen eigenen, oft einander widersprechenden Bedürfnissen und Pflichten. In uns lebt der physische Mensch und der ökonomische Mensch, die ihr Recht fordern und zumindest einen Teil ihres Rechtes erhalten müssen, ehe wir zum intellektuellen, moralischen und künstlerischen Menschen gelangen können. Derart wird unser Leben zu einer Reihenfolge von Kompromissen, Anpassungen zwischen tausenderlei widersprechenden Wünschen und Pflichten, zwischen den verschiedenen

Wesen, die wir zu sein vermöchten, die wir aber nur in einem gewissen Grad, zu gewissen Zeiten, sein können. Wir haben nie eine absolute Gewißheit, ein absolutes Recht, eine absolute Pflicht, dürfen niemals die Augen schließen, blindlings vorwärts streben, jede andere Rücksicht beiseite lassend. Im Gegenteil, wir befinden uns, ähnlich einem gelernten und geschickten Ingenieur, auf der Warte der Selbstbestimmung, müssen die Augen auf ein Dutzend verschiedener Manometer heften, hier auf einen Hebel, dort auf einen Regulator drücken, erkennen: nun sei die Zeit für die größte Geschwindigkeit gekommen, und jetzt gelte es, vorsichtig sein. Und wir müssen uns unentwegt darüber im Klaren sein, daß nicht nur unsere eigene Sicherheit, sondern auch die vieler Passagiere von den Beschlüssen jedes Augenblicks abhängt.

DIE ANWENDUNG DES VERSTANDES

AUS DEM »BUCH DES LEBENS«

VON UPTON SINCLAIR

AUS DEM MANUSKRIPT ÜBERTRAGEN VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Die Mehrheit der Menschen wächst in der Überzeugung heran, daß gewisse Dogmen ein Bestandteil des Glaubens seien und ein Anwenden der Vernunft auf diese Dogmen eine strafbare Handlung ist. An welche Dogmen der Mensch glaubt, hängt vielfach von der geographischen Lage seines Wohnortes ab, in einer überfüllten modernen Stadt wie New-York wird dies von dem Block, in dem das Kind geboren wurde, bestimmt. Ein Kind, das in der Hester Street geboren wurde, glaubt, sein Heil hänge davon ab, daß es niemals von dem gleichen Teller Fleisch und Butter esse, ein Kind, das in der Zehnten Avenue lebt, wird gelehrt, es gefährde sein Heil, indem es am Freitag Fleisch esse, ein in der Madison Avenue geborenes Kind wiederum wird gelehrt, es gäbe einen bestimmten metaphysischen

Prozeß, vermittels dessen das Brot in menschliches Fleisch, der Wein in menschliches Blut verwandelt werde. Jedes dieser Kinder ist davon überzeugt, daß der menschliche Verstand dem Irrtum unterworfen, daß es äußerst gefährlich ist, diesen auf »heilige« Dinge anzuwenden, und man sich der Autorität irgendeiner alten Überlieferung, einer Institution, einer Person oder eines besonders geheiligten Buches zu unterwerfen habe.

Hat es in der Welt je eine Offenbarung gegeben, die über oder außerhalb des menschlichen Verstandes stand? Kann es überhaupt so etwas geben? Um diese Möglichkeit zu prüfen, wählt, Genossen, die überzeugendste Art, in der eine besondere Offenbarung der Menschheit gegeben ward. Zum Beispiel die orthodoxe Art: das Auffinden von Steintafeln auf einem Berg, die Stimme, die aus einem brennenden Busch spricht, der Engel, der vielen Menschen erscheint und ihnen eine Schrift überbringt. Nehmen wir an, dieser letzte Vorfall ereignete sich bei einem Fußball-Match in Harward, bis ans Ende der Welt würde die Nachricht verbreitet, Gott habe auf diese Art der Menschheit eine völlig neue Religion gegeben. Vermittels welchen Prozesses würden die Bewohner Londons oder Calcuttas diese Offenbarung beurteilen? Zuerst würden sie über die Frage ins klare kommen müssen, ob das Ganze nicht eine Erfindung der amerikanischen Zeitungen sei — und dies wäre keineswegs leicht. Dann käme die Frage, ob das Ganze nicht eine optische Täuschung war. Läge die vereidigte Aussage von zehntausend erwachsenen, glaubwürdigen Augenzeugen vor, so käme noch immer die Frage in Betracht, ob nicht jemand einen unsichtbaren Aeroplan erfunden habe? Angenommen, es sei festgestellt, daß es sich um ein übernatürliches Wesen handle, so müßte noch festgestellt werden, ob dieses Wesen ein Marsbewohner, ein Geschöpf aus der Vierten Dimension oder ein Werk des Teufels sei. Auch die schriftliche Offenbarung müßte streng geprüft werden, in Bezug auf ihren literarischen und moralischen Wert. Und was würden

die Folgen sein, wenn diese Offenbarung von der ganzen Menschheit geglaubt und angewendet würde?

Dies sind lauter Fragen, die in das Bereich des menschlichen Verstandes fallen, es gibt keine andere Methode, sie zu lösen, das Individuum oder die gesamte Menschheit müßte den Verstand anwenden, über die ganze Angelegenheit zu einem Entschluß kommen. Der Verstand wäre der Richter, die neue Offenbarung der Angeklagte auf der Angeklagtenbank. Die Menschheit könnte sagen: dies ist eine wahre Inspiration, wir wollen sie befolgen, werden niemandem gestatten, an ihr zu zweifeln, doch würde es auch Leute geben, die behaupten: das ganze ist ein Blödsinn, und noch andere, die meinten: diese neue Offenbarung zeitigt keine guten Erfolge, sie fördert die Reaktion, erdrosselt den Geist. Diese Menschen würden ihre Überzeugung verfechten, Märtyer werden, die ganze Welt würde sich mit ihrer Ansicht beschäftigen müssen. Und wer würde zwischen ihnen und der großen Masse richten? Der Richter Verstand.

Es ist wahr, daß der menschliche Verstand dem Irrtum unterworfen ist. Die Unfehlbarkeit ist etwas Absolutes, ein Begriff, keine Realität. Das Leben hat uns ebensowenig die Unfehlbarkeit geschenkt, wie die Allmacht oder die Allgegenwärtigkeit, die göttliche Attribute sind. Das Leben hat uns mehr oder weniger starke Kräfte geschenkt, die alle der Entwicklung und der Stärkung fähig sind. Der Verstand ist das Werkzeug, vermittels dessen der Mensch die Herrschaft über das übrige Tierreich errungen hat, vermittels dessen er allmählich alle Naturkräfte kontrollieren lernt. Der Verstand ist unser bestes Werkzeug, und deshalb treibt es uns, ihn unentwegt zu gebrauchen. Wie seltsam wirkt es, wenn ein Mensch ihn dazu verwendet, um ihn, den Verstand selbst, zu zerstören. Suchst du einen Jesuiten auf, so wird er versuchen, dich davon zu überzeugen, der Verstand sei gegen den Glauben machtlos und müsse sich daher diesem völlig unterwerfen. Du erwiderst: »Ja, Vater, Sie haben mich überzeugt. Ich gebe die Fehlbarkeit meiner

menschlichen Kräfte zu, werde die Zweifel daran gleich auf die Argumente anwenden, die Sie mir eben vorgetragen haben. Ich fühle mich überzeugt, doch kann ich selbstverständlich nicht von etwas überzeugt sein, das ich durch meinen dem Irrtum unterworfenen menschlichen Verstand eingesehen habe. Und so bin ich denn nun ebensoweit wie vorher, bloß daß ich nun überhaupt keiner Sache mehr gewiß sein kann.«

Du hast aus ehrlichem Herzen gesprochen, nimmst deinen Hut, schließt hinter dir die Tür. Dann aber hältst du einen Augenblick inne. Weshalb hast du die Tür geschlossen? Du hast die Tür geschlossen, weil dir dein Verstand gesagt hat: schließt du die Tür nicht, die kalten Winde werden ins Zimmer eindringen und den guten Vater belästigen. Du hast deinen Hut aufgesetzt, weil du deinen menschlichen Verstand noch nicht auf die Ursache deiner Kahlheit angewendet hast. Du strebst auf der Straße dahin, und wenn du ein plötzliches Geräusch vernimmst, so trittst du aufs Trottoir, weil dir dein Verstand sagt, ein Automobil nahe und du seiest auf dem Trottoir sicher. So schlenderst du weiter, wendest bei Millionen kleiner Gebärden und Taten deinen Verstand an, bewahrst und entwickelst dadurch dein Leben. Und wollte dir ein Mensch raten, du müßtest wegen der Fehlbarkeit deines Verstandes gerade vor einem fahrenden Automobil stehen bleiben, so würdest du auf diesen Menschen deinen Verstand anwenden und feststellen, er sei verrückt. Und ich behaupte: genau so wie es in den alltäglichen Verhältnissen und Urteilen Verrücktheit gibt, so gibt es sie auch in der Philosophie, der Metaphysik und der Religion, der Same und die Quelle dieses Irrsinns ist der Gedanke, es sei die Pflicht des Menschen, etwas zu glauben, das er nicht als vernunftgemäß erkennt.

Heute, da sich die Ideen überall ausbreiten, haben die Verfechter der Dogmen einen schweren Stand. Der Rabbi sucht verzweifelt nach einem hygienischen Grund, der das Beisammensein von Fleisch und Butter auf dem gleichen Teller verbietet,

der katholische Geistliche erklärt, der Fisch sei ein äußert gesundes Nahrungsmittel und überdies äßen wir alle viel zu viel, der Methodist, der Baptist und der Presbytorianer verkünden, daß der Mensch, rastete er nicht von sieben Tagen einen Tag, vor Überarbeitung zusammenbrechen würde. Derart rechtfertigen sie den Glauben durch den Verstand, versöhnen die Wissenschaft mit der Theologie. Ich anerkenne diese Methode, sie verbessert meine Verdauung, und steigert meine Arbeitskraft, wenn ich am Sonntag Tennis spiele. Ich befolge also diese vernunftgemäße Idee — und muß im Staat Delaware im Gefängnis sitzen, weil ich unwissentlich und unwillentlich den Sonntag entheiligt habe!

Wenn Ihr Professor Burys kleines Buch: »Die Geschichte der Gedankenfreiheit« lest, so werdet ihr sehen, daß um das Recht der Anwendung des Verstandes stetig ein Kampf gewütet hat, und daß der Sieg auch heute noch nicht errungen ist. Die Bezeichnung »Freidenker«, die das höchste Ehrenzeichen eines Menschen sein sollte, ist noch in ganz Amerika ein Schreckensruf. Im Staat Californien existiert noch heute ein »Kriminal-Syndikalisten-Gesetz, das jeden, der in Wort und Schrift den Gedanken an einen Sturz der Regierung verficht, — das heißt einen Umsturz, wie er das erste Mal stattfand, also durch Gewalt — zu vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Noch vor wenigen Monaten hatte der Schreiber dieser Zeilen die Ehre zwei Tage lang in der Zeugenbank zu stehen, von einem neugierigen Staatsanwalt verhört, gequält, ausgeforscht und eingehend im Detail über seine Überzeugungen befragt zu werden, listig ausgewählte Teile seiner Werke wurden vorgelesen, um die Geschworenen gegen ihn zu beeinflussen. Der Angeklagte in diesem Prozeß war ein heimgekehrter Soldat, der zweimal verwundet worden war, eine Gasvergiftung erlitten hatte und nun angeklagt war, nicht nur die Sowjetregierung zu billigen, sondern auch in seinen Schriften über die Religion und die Geistlichen wenig schmeichelhafte Dinge ausgesprochen zu haben.

Heutzutage liegt die Regierungsmacht in den Händen der Besitzenden, und diese spielen im eigenen Interesse den Zensor über das Denken der Menschheit. Aber sei es nun Pfaffentum oder Kapitalismus, die dem menschlichen Geist Fesseln anlegen wollen, es kommt auf das gleiche heraus, muß mit der gleichen Waffe zurückgeschlagen werden, nämlich mit der Feststellung, daß trotz aller Fehler und Irrtümer die Menschen bloß vorwärtsstreben können, indem sie ihren Verstand anwenden, und die derart gefundenen Folgerungen den anderen mitteilen. Um theologisch zu reden: Gott hat uns die Verstandeskräfte und auch den Trieb gegeben, sie anzuwenden, es ist unmöglich, daß er ihre Anwendung begrenzen oder jemand gestatten wolle, sie uns zu verbieten. Wir suchen und verkünden seine Wahrheit. Indem wir dies tun, leisten wir den höchsten Akt des Glaubens und lassen uns nicht durch den Gedanken hindern, Gott werde uns für diesen Dienst durch eine Ewigkeit des Höllenfeuers belohnen.

DIE MACHT DES INTELLEKTS

AUS DEM »BUCH DES LEBENS«

VON UPTON SINCLAIR

AUS DEM MANUSKRIPT ÜBERTRAGEN VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Wir haben nun über den Geist und seine Macht einen kurzen Überblick gehalten. Was auch immer wir bewiesen haben, oder was uns zu beweisen mißlang, eines dürfen wir mit Bestimmtheit sagen: der Leser, der diese kurzen Skizzen aufmerksam studiert hat, wird nicht mehr glauben, alles zu wissen, und diese Erkenntnis ist der erste Schritt, der zum wahren Wissen führt.

Der Intellekt ist das Werkzeug, vermittels dessen sich das Menschengeschlecht aus der Tierheit erhoben hat. Er ist das Werkzeug, vermittels dessen wir uns über jenen Kräften halten, die uns herabzuziehen versuchen, durch ihn werden wir noch

höher gelangen, wenn es uns bestimmt ist, höher zu gelangen. Wie können wir dieses wertvolle Werkzeug am besten bewahren? Wie vermögen wir völlig Herr darüber zu werden? Welches sind die Gesetze, die für den Intellekt Gültigkeit besitzen?

Der Prozeß des Intellekts ist ein unentwegtes Tasten nach neuen Tatsachen, ein Aufnehmen, Verdauen und Assimilieren derselben, genau wie der Körper nach Nahrung tastet, sie verdaut, assimiliert. Die Sinne vermitteln uns neue Eindrücke, wir nehmen sie auf, analysieren sie, zerlegen sie in ihre einzelnen Teile, vergleichen sie mit anderen Eindrücken, erkennen in anscheinend gleichen Dingen Verschiedenheiten, und in anscheinend verschiedenen Dingen Ähnlichkeiten, wir klassifizieren die Eindrücke, geben ihnen Namen, gleichsam als Handhabe für den Intellekt. Vor allem aber suchen wir nach den Ursachen, nach jener Kette von Begebenheiten, die in der Welt der Phänomene die Ordnung bedeutet. Hat der Verstand etwas gefunden, das eine Ursache zu sein scheint, so prüft er diese nach festgesetzten Methoden, nach den Regeln und Prinzipien der Experimentalwissenschaft.

Der Körper vermittelt dem Intellekt eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Eindrücken, nähme unser Intellekt dem Leben gegenüber eine passive Haltung ein, so würden wir in einer äußerst engen begrenzten Welt leben. Doch eignet unserem Intellekt Neugierde, von eigenen Impulsen getrieben macht er sich auf, um das Leben zu erforschen, entdeckt selbständig neue Gesetze, neue Empfindungen, stellt neue Experimente an. Der Verstand formt eine Idee, nach Art alter griechischer Philosophen verherrlicht er diese Idee, verleiht ihr Göttlichkeit. Dann aber kommt die empirische Methode, die jeder Idee die Autorität versagt, wenn diese nicht die Probe des Experiments besteht, nicht beweisen kann, daß sie mit der Wirklichkeit korrespondiert. Heutzutage sammelt der Denker seine Ideen, stellt zu deren Erklärung eine Theorie auf, prüft dann diese Theorie durch die strengsten Experimente, die er oder seine Kritiker anstellen können. Hält die Theorie nicht Stand, das

heißt, erklärt sie nicht alle Tatsachen und besteht alle Proben, so wird sie fortgeworfen, wie ein alter Stiefel. Derart wird allmählich eine kleine Summe von wirklichem Wissen angesammelt, das uns im täglichen Leben zugute kommt und das wir als Grundstein im Bau unserer Zivilisation benützen können.

Vermittels dieser Methode vermag der Mensch seine Welt auf eine Art zu erweitern, die in den vorwissenschaftlichen Tagen nicht einmal geahnt wurde. Stunde um Stunde, während wir arbeiten oder rasten, entdeckt der Intellekt der Rasse neue Welten, in denen unsere Nachkommen wohnen werden. Zahllose Menschenalter hindurch lebte der Mensch auf Erden, umgeben von einem Bakterienschwarm, von dessen Existenz er keine Ahnung hatte. Die unsichtbaren Strahlen des Spektrums fielen auf ihn nieder und er wußte nicht, was sie für ihn, sowohl im Guten wie im Bösen, bedeuten. Er hob das Haupt und sah die Welt der Gestirne, mit der verglichen seine Welt bloß ein Staubkorn ist, doch deuchten ihn diese Welten Lichter und Laternen, die ein Gott am Himmel aufgehängt hatte.

Einen der schönsten Beweise dafür, daß der Intellekt den Sinnen weit voraus ist, bietet die Geschichte des Planeten Uranos, den vor zweihundert Jahren noch kein Menschenauge geschaut hatte. Ein Mathematiker, der in seiner Studierstube andere Planeten, deren Bewegungen im Verhältnis zu ihrer Größe und Entfernung, studierte, entdeckte, ihr Verhalten sei nicht so, wie es sein sollte. Zu gewissen Zeiten befand sich keines der Gestirne auf der richtigen Stelle und der Mathematiker schloß daraus, diese Abweichungen seien durch die Existenz eines unbekannten Körpers verursacht. Er stellte den genauen Umfang dieses unbekannten Körpers fest und da er mit seinen Berechnungen fertig war, verkündete er der astronomischen Welt: »Betrachtet in einer bestimmten Nacht, zu einer bestimmten Minute eine bestimmte Stelle am Himmel und ihr werdet einen neuen Planeten von dieser und dieser Größe entdecken.« Auf diese Art erfuhren

die menschlichen Sinne eine Tatsache, die sie für sich allein vielleicht in alle Ewigkeit nicht entdeckt hätten.

Nun wird vielleicht die Bedeutsamkeit der Entdeckung eines neuen Planeten dem Durchschnittsmenschen nicht recht klar sein, ist aber die Entdeckung zum Beispiel ein neuer Strahl, der eine Lokomotive in Bewegung zu versetzen oder den Krebs zu heilen vermag, so erkennen wir die Wichtigkeit derartiger Forschungen, und sogar die Herren des Weltmarktes sind bisweilen bereit, eine kleine Summe herzugeben, um solche Kenntnisse zu vergrößern. Die Männer der Wissenschaft, der eigenen Würde endlich bewußt, wissen genau, daß kein Wissen um die Realität überflüssig, kein Erforschen der Natur nutzlos ist. Man könnte meinen, es sei eine sinnlose Arbeit, die Flöhe, die auf Ratten und Eichhörnchen leben, zu klassifizieren, unter dem Mikroskop die Bakterien, die im Blut jener Flöhe leben, zu studieren — eine solche Arbeit widerspräche dem Göttlichen im Menschen. Doch ist das Ergebnis dieses Studiums ein äußerst bedeutsames, auf die derart erzielten Daten gestützt, entdeckt ein Bakteriologe das Geheimnis der schauerlichen Beulenpest, die in alten Zeiten zu wiederholten Malen die halbe Bevölkerung Europas vernichtet hat.

Mark Twain berichtet in seiner Erzählung: »Ein Yankee aus Connecticut«, wie der Held imstande war, den Zauberer Merlin zu besiegen, weil er im voraus wußte, daß eine Sonnenfinsternis kommen werde. Dies ist natürlich etwas Erdachtes, zieht Ihr Tatsachen vor, so könnt Ihr in den Memoiren Houdins, des französischen Zauberkünstlers, lesen, wie es ihm gelang, arabische Stämme der französischen Regierung zu unterwerfen, indem er deren Häuptlinge ihrer Kraft beraubte. Er versammelte sie um sich, forderte die stärksten Männer auf, ein eisernes Gewicht zu heben. Dies gelang ihnen, wenn Houdin es gestattete, mißlang, wenn er es verbot. Die edlen Wilden hatten nie etwas von der Existenz eines Elektromagnets gehört, ahnten nicht, daß es eine Kraft gebe, die durch einen Holzfußboden wirken könne.

Derartige anscheinend triviale Dinge beweisen den Unterschied zwischen Unwissenheit und Wissen, beweisen die Macht, die das Wissen verleiht. Der Wissende ist wie ein Gott im Vergleich zu jenen, die nichts wissen, er kann sie knechten, kann mit ihrem Leben tun, was er will, sie sind ihm gegenüber ohnmächtig. Wer den Menschen helfen will, muß ihnen vor allem wahres Wissen geben. Es gibt keine Freiheit ohne Wissen, doch muß dieses Wissen das beste, das neueste Wissen sein. Wer sich mit altem Wissen bewaffnet gegen das neue Wissen wendet, gleicht den Chinesen, die sich mit Pfeil und Bogen, von einem Schirm geschützt, Maschinengewehren entgegenwarfen.

In früheren Zeiten war das Wissen das Vorrecht der Könige, Priester, der herrschenden Klasse, heute ist diese höchste Macht deren Händen entwunden worden, und dies ist der erste bedeutsamste Schritt dem Fortschritt entgegen. »Suchet und Ihr werdet finden« bezieht sich heute auf das Wissen. In diesem meinen Buch des Geistes verkünde ich Euch: das Wissen ist Euer kostbarstes Menschenrecht, Ihr müßt alle Menschen, alle Formen und Institutionen vernichten, die Euch dieses Erbteil vorzuenthalten versuchen. Hütet Euch vor den Leuten, die da fordern, Ihr sollet etwas glauben, weil es Euch gesagt wird, oder weil Eure Väter es glaubten, oder weil es in einem alten Buch steht, oder in alten Riten enthalten ist. Brecht die Fesseln dieser altehrwürdigen Zauberformeln, aber hütet Euch, sie durch moderne Zauberformeln zu ersetzen. Hütet Euch vor den Parteischlagworten und Fetischen, vor den Götzen des Forums, wie Plato sie nannte, vor den Vorurteilen, die Euch im Weg liegen. Hütet Euch vor falscher Sentimentalität, vor den gekünstelten edlen Gefühlen, die Politiker und Zeitungen erzeugen um Euch zu blenden und ungehindert ihre Schurkereien ausführen zu können. Vergeßt nie, daß Ihr in einer Welt des Klassenkampfes lebt, daß zu jeder Minute Euer Geist von geheimen Feinden bestürmt wird, dem Giftgasdunst ausgesetzt ist, den die Menschen, deren Ziel nicht das Eure ist, ausblasen. In

den alten, unserer Kindheit lieben Märchen, besaß der Held einen Zauberschutz gegen die Gefahren seiner Zeit, aber welcher Held und welcher Zauber schützt den Menschen von heute wider die Propaganda des Militarismus, des Nationalismus und des kapitalistischen Imperialismus?

Der Geist kann ebenso gut trainiert werden wie der Körper, er kann gute Gewohnheiten annehmen, seine Kräfte auf ungeahnte Art verstärken. Es gibt viele Bücher über das Training des Geistes und des Gedächtnisses, viele von ihnen sind nützlich, andere ein törichter Schwindel. Es gibt unter anderen auch das »Pelham-System«, ich selbst habe es nie versucht, doch gibt es viele glaubwürdige ernste Leute, die ihm einen großen Wert zusprechen.

Dieses Thema gehört zur angewandten Psychologie. Genau so wie es in der Medizin, der Jurisprudenz und der Kunst vielen Charlatanismus gibt, so kommt dieser auch hier vor, zugleich mit wahrem Wissen und geduldig gesammelter Erfahrung. Da die Regierung der Vereinigten Staaten plötzlich eines Heeres bedurfte, machte sie die jungen Männer nicht auf gut Glück zu Fliegern oder Trainsoldaten, sondern benützte die neuen wissenschaftlichen Methoden, um die Koordination des Geistes und des Körpers zu prüfen. Unlängst besuchte ich die »Whittier-Reform-Schule« in Californien, wo jugendliche Verbrecher auf Staatskosten erzogen werden. In der Schneiderwerkstatt arbeitete ein Knabe, dem es unmöglich war, Knopflöcher anzufertigen, die Knopflöcher derart einzunähen, daß sie mit den Knöpfen korrespondierten. Neun Jahre lang hatte man in Californien, und etliche Jahre vorher im Staate Georgia, versucht, diesem Knaben das Knopflochnähen beizubringen, dies hatte etwa fünftausend Dollars gekostet, die verdorbenen Röcke nicht eingerechnet. Schließlich überredete jemand die Leiter der Schule, die Insassen psycho-analytisch untersuchen zu lassen, und es stellte sich heraus, daß der betreffende Knabe schwachsinnig sei. Obgleich er achtzehn Jahre zählte, hatte er den Geist eines

achtjährigen Kindes und würde niemals imstande sein, Knöpfe so anzunähen, daß sie mit dem Knopfloch korrespondieren.

Terman hat in seinem Buch: »Die Messung der Intelligenz« über diese neue Wissenschaft geschrieben. Die Untersuchung normaler Kinder hat ergeben, daß in einem gewissen Alter gewisse Aufgaben gelöst werden können. Ein dreijähriges Kind kann seine Augen, seine Nase, seinen Mund zeigen, es vermag einen sechssilbigen Satz auszusprechen, eine zweistellige Zahl und seinen Familiennamen zu nennen. Älteren Kindern werden Bilder gezeigt, die sie beschreiben sollen, man gibt ihnen Holzblöcke, die sie nach dem Gewicht aufstellen, sie formen Sätze, finden in einem Ausspruch das Sinnstörende heraus, zählen nach rückwärts. Fünfzehnjährige legen Fabeln aus, rücken Uhrzeiger zurück usw. Es gibt selbstverständlich Variationen, die Kinder bestehen diese Proben auf verschiedene Art, doch läßt sich für das Kind im Durchschnitt trotzdem ein »geistiges Alter« feststellen, das von dem körperlichen Alter gänzlich abweichen kann. Bei etlichen hat der Geist aufgehört, sich zu entwickeln, bei anderen vermag er nur durch bestimmte Methoden enwickelt zu werden. Aufgeklärtere Gemeinden errichten Spezialschulen für zurückgebliebene Kinder, verdrängen den alten Schullehrer, der mit dem Stock unseligen kleinen Geschöpfen Dinge einzubläuen versuchte, die sie nicht zu erfassen vermochten.

Die Psychoanalyse wird auch juridisch angewendet, freilich kommt hierbei häufig Betrug vor, doch stehen wir hier am Anfang einer neuen Wissenschaft. Unsere Gesetze gestatten nicht die Anwendung des »automatischen Schreibens« und des hypnotischen Schlafes, wenn es gilt, einem Verbrechen auf die Spur zu kommen, aber die einfacheren Proben werden bisweilen angewandt, wie zum Beispiel die Gedankenassoziation. Der Untersuchende hat eine Liste, auf der die Namen von etwa hundert Gegenständen verzeichnet sind, er liest sie vor, der Untersuchte muß bei jedem Gegenstand das Wort nennen, das ihm im Zusammenhang damit einfällt. »Lokomotive« ruft die Ergänzung

»Dampf« oder »Eisenbahn« hervor, »Rock« »Hose« oder vielleicht »Tasche.« Der Untersuchende beobachtet, die Uhr in der Hand, welchen Teil einer Sekunde es dauert, bis das Ergänzungswort kommt. Ein Mensch, der nichts zu verbergen hat, wird seine Antworten gleichmäßig rasch geben. Hat aber zum Beispiel dieser Mensch jemand mit einer Axt ermordet, die Leiche mit einer Kohlenschaufel im Keller vergraben, die Brieftasche, die Uhr, ein Medaillon und noch andere Gegenstände des Toten genommen, hat er beim Klettern aus dem Kellerfenster dieses gebrochen und nennt der Untersuchende einen dieser Gegenstände, so wird die erste Gedankenassoziation des Verbrechers eine solche sein, daß er sie nicht aussprechen will. Er wird nach etwas anderem suchen, eine gewisse Zeit wird verstreichen. Ein oder zweimal kann eine solche Verzögerung auf Zufall beruhen, wenn aber bei der Erwähnung des Mordes, oder der Methode oder Szene des Mordes Verwirrung und Zögern festgestellt werden, so kann man gewiß sein, daß sich das Unterbewußtsein und das Bewußtsein gegenseitig stören. Der Unterschied zwischen dem Bewußtsein und dem Unterbewußtsein ist zu erkennen, und bei diesem Experiment gelingt häufig die Entdeckung dessen, was das Bewußtsein verbergen will und das Unterbewußtsein verrät.

Hier, wie überall im Leben, bedeutet Wissen Macht, trainiertes Wissen verleiht die Herrschaft über den schärfsten aber untrainierten Verstand. In unseren Tagen freilich arbeitet das trainierte Wissen meist zu Gunsten eines Klassenprivilegs. Der von einer der großen Körperschaften oder der Polizei angestellte Psychiater ist ebenso wenig vertrauenswürdig, wie der Chemiker, der Giftgase herstellt, die vom Kapitalisten zur Ausrottung rebellischer Sklaven angewendet werden. Doch beweist dies nicht, daß die wissenschaftlichen Kenntnisse wertlos seien, sondern beweist nur, daß das Proletariat sich sie aneignen, auch auf diesem Gebiet seine Organisation haben müsse. Den Massen das Wissen zu vermitteln, ist zwar eine mühselige, langwierige Arbeit, doch ist es die Hauptaufgabe. die ein aufgeklärter Denker zu erfüllen hat.

DIE III. INTERNATIONALE UND DIE INTELLEKTUELLEN

VON A. LUNATSCHARSKI

Daß die Eroberung der Intellektuellen durch das Proletariat eine der wesentlichsten Aufgaben der großen sozialen Umwälzung ist, können die westeuropäischen Genossen natürlich nur aus theoretischen Beweisen oder aus der fast vierjährigen Erfahrung der Sowjetpraxis in Rußland lernen. Es handelt sich um eine Eroberung im vollsten Sinne des Wortes, denn bevor Ergebnisse des imperialistischen Krieges sichtbar wurden, waren die Intellektuellen in Westeuropa in ihrer großen Mehrheit, und in Rußland mit Ausnahme eines Teiles der Jugend und einzelner Persönlichkeiten, die sich der revolutionären Bewegung angeschlossen hatten, im großen und ganzen im spießbürgerlichen Sumpf versunken und direkt oder indirekt mit der Bourgeoisie und dem alten Regime verknüpft. Der Teil der Intellektuellen, der politisch nicht denkt (und zur Schande dieser Gesellschaftsgruppe, die das Salz der Erde zu sein beansprucht, gibt es unter ihnen sehr viele, die politisch wenig denken), war gewissermaßen ein Objekt der sozialen Einwirkung. Die politisch aktiven Klassen — die Gutsbesitzer, die Bourgeoisie, das Proletariat — kämpften um sie ebenso wie um die Maschinen oder um die Eisenbahnen. Aber auch das tote Inventar, dessen sich das Proletariat im Revolutionsprozeß p h y s i s c h bemächtigt, muß man g e i s t i g beherrschen lernen, und das ist doppelt wichtig hinsichtlich des lebenden Inventars, das vom politisch trägen Teil der Intellektuellen gebildet wird.

Antipathisch gesinnt gegen die Unterschichten, die sich erkühnt haben »Obrigkeit« zu werden, erschüttert durch die Zersetzung der Lebensverhältnisse, absolut nicht gewöhnt, die neuen Anforderungen zu befriedigen, die von den neuen Lebensbedingungen gestellt wurden, versuchten diese Intellektuellen anfangs durch Passivität gegen den Sowjetstaat vorzugehen, d. h. ihn in mehr oder weniger organisierter Form zu sabotieren. Das Proletariat in Rußland hat darauf mit genügender Energie zu antworten verstanden, und die Sabotage wurde gebrochen. Das intellektuelle Spießertum murrt noch bis jetzt gegen die Sowjetmacht, klatscht hinter dem Rücken der Kommunisten, freut sich über jeden Mißerfolg derselben, einschließlich sogar solcher Miß-

erfolge, die das ganze Land schädigen, und betrübt sich über die Erfolge, einschließlich solcher, die im Grunde genommen für das ganze Volk von Vorteil sind.

Die Masse zu beherrschen lernen, heißt erstens: Die Sympathien einer möglichst großen Menge amorpher und spießiger Elemente derselben für die Politik der Kommunisten zu gewinnen, zweitens, sie zu realer und fruchtbringender Arbeit im Geist ihrer Fachkenntnisse zu bewegen, zu welchem Zweck ein entsprechender Plan ihrer Ausnutzung zu entwerfen ist, drittens ein Regime zu schaffen, das, ohne sich für die Intellektuellen in Zwangsarbeit und in etwas Abstoßendes zu verwandeln, dennoch eine ausreichende Kontrolle über die Tätigkeit derjenigen ermöglicht, auf deren Sympathie wir uns keinesfalls verlassen können. Eben diese Richtung hält die Kommunistische Partei Rußlands in ihrer Politik gegen die erwähnten spießig-intellektuellen Massen ein. Und in Westeuropa kann die allgemeine Verelendung der Intellektuellen, besonders in Deutschland und Österreich, einen bedeutenden Teil derselben in eine scharfe Opposition gegen die bürgerliche Welt hineintreiben, was sich auch schon bemerkbar macht. Dort kann die Lage sich überhaupt leichter gestalten, und die soziale Revolution kann bei ihrem politischen Triumph die Opposition der intellektuellen Durchschnittsbürger sehr geschwächt finden, ja von einem bedeutenden Teil derselben sogar begrüßt und unterstützt werden.

Den Gegenpol dieses Teils der Intellektuellen bildet der politisch scharf denkende Teil der Intellektuellen, sozusagen der von eigenartigem Klasseninstinkt durchdrungene Teil, der sich in einer eigenartigen Klassentheorie äußert. Man darf sich in dieser Hinsicht keinen Illusionen hingeben. Wenn in Westeuropa die dortigen Menschewiki, d. h. Rechtssozialisten, häufig Vertreter des von der Bourgeoisie verdorbenen Teils des qualifizierten Proletariats sind, so ist bei uns in Rußland nur eine geringe Anzahl qualifizierter Proletarier am Boden der sogenannten sozialdemokratischen Partei kleben geblieben. Diese Partei ist eine intellektuelle, ihr Untergrund ist vollkommen klar. Es ist die junge, noch nicht flügge Bourgeoisie, die nicht die Möglichkeit hat, mit dem Selbstherrschertum selbständig fertig zu werden und sich in der Bourgeoisie einen Ehrenplatz zu erobern, sie spielte die Vermittlerrolle zwischen der industriellen Bourgeoisie als solcher und dem gebildeten, technisch qualifizierten Teil des Proletariats. Der Kommis, und zudem der vertraute und beschmeichelte Kommis der Bourgeoisie und Führer der »Stehkragenproletarier« zu sein — das ist im Grunde genommen das Ideal des Menschewiks. Das ist natürlich das Ideal der Scheidemänner aller Zungen, nur mit dem Unterschiede,

daß die Scheidemänner unter den Arbeitern schon eine große Zuhörerschaft haben, während die der Menschewiki bei den ersten Donnerschlägen der Revolution zerschmolz und sich zerstreute.

Etwas Ähnliches stellen die Intellektuellen vor, die sich den Sozialrevolutionären anschließen. In die Partei der S.-R. haben sich im Jahre 1917 wie Müll ganze Berge intellektueller Spießer gestürzt. Das Programm der S.-R. verpflichtete sie zu nichts. Es war sozusagen Mode, sich ein sozialrevolutionäres rotes Bändchen ins Knopfloch zu stecken. Ein russisches Tohuwabohu, wo eine ausschweifende anarchistische Natur neben einem pedantischen »Kritiker« von Marx und einem kaum merklich gefärbten Schwarzhundertmann stehen konnte, drängte als klassenlose Intellektuelle und unter der Fahne der sozialrevolutionären Partei in Rußland zur Macht. Natürlich zerfiel diese lockere Masse zu Staub, als sie einen ernsten Schlag von Arbeiterhand erhielt. Kann man die S.-R. als Bauernpartei bezeichnen? — ja, soweit sie, in Parallele mit den Menschewiki, die sich auf die Arbeiteraristokratie zu stützen suchten, sich auf die Bauernaristokratie stützt, aber der Arbeiteraristokrat ist immerhin ein Arbeiter, der Bauernaristokrat aber ist ein Kulak und im Grunde genommen ein echter Bourgeois. Das eben verleiht der rechtssozial-revolutionären Partei einen sehr deutlichen Beigeschmack von mittelbürgerlichem Kulakcharakter. Man füge dazu noch die Intellektuellen, die ohne sozialistisches Feigenblatt auf die erwähnte Rolle eines Lieblingskommis der Bourgeoisie Anspruch erhob, d. h. die der kadettischen Partei angeschlossenen Intellektuellen, und man hat die sogenannte Vorhut der russischen Intellektuellen vor sich. Etwas Ähnliches wird sich natürlich auch in Westeuropa bemerkbar machen, und in dieser Hinsicht werden die Intellektuellen als Teil des Kleinbürgertums, als eigenartige Kopfhandwerker, den Versuch machen, eine eigene Partei oder ein Konglomerat von Parteien zu schaffen, das eine eigenartige Abart unserer intellektuellen russischen Menschewiki, Sozialrevolutionäre und Kadetten darstellen wird.

Sich mit diesen Leuten zu vertragen, ist nicht nötig und nicht möglich. Sie verharren noch jetzt in der schroffsten Opposition. Sie träumen noch immer davon, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, sie treiben eine schädliche Propaganda unter den parteilosen Intellektuellen und den parteilosen Massen überhaupt. Sie müssen sozusagen politisch aussterben. Die besten Elemente (und es gibt unter ihnen natürlich viele begabte Menschen) werden wahrscheinlich letzten Endes ihren Fehler einsehen und auf irgendwelchen weiten Umwegen an uns herankommen. Es gibt natürlich auch solche, die

sich als Saulusse erweisen, die plötzlich mit völliger Klarheit erkennen, wie der böse Geist sie neben dem richtigen Wege im Kreise herumführt, und die zurückkehren. Wir haben eine ganze Reihe außerordentlich hochgeachteter Freunde und Kommunisten, die auf diesem Wege zu uns gekommen sind. Was hier in Rede steht, ist in bedeutend höherem Maße nicht der Kampf um die Seele dieses Teils der Intellektuellen, sondern der Kampf um die Seele aller Intellektuellen gegen diesen ihren Teil.

Schließlich müssen noch einige Worte über die hochqualifizierten Intellektuellen gesagt werden. Ich will in diesem Artikel überhaupt keine besonders eingehende Analyse geben und werde auf dieses Thema vielleicht in einer umfangreichen Arbeit zurückkommen, aber jedenfalls muß ich diese hochqualifizierten Intellektuellen in zwei für uns besonders wichtige Elemente zerlegen: Die Gruppe der sozusagen europäischen oder allrussischen Berühmtheiten und den qualifizierten Teil der Ingenieurprofessoren und Techniker überhaupt.

Ich beginne mit der letzteren Gruppe. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der Hauptstab des technischen Personals auf dem Gebiet der Industrie und Landwirtschaft, auch die Professoren der technischen Hochschulen hierbei miteinbegriffen, für uns so notwendig ist, daß weder unsere Goldvorräte noch irgend ein anderer staatlicher Besitz hiermit verglichen werden kann. Durch Schicksalsfügung sind das Monopolisten des Wissens und zudem gerade des Wissens, ohne das wir nicht vorwärtskommen können. Man kann diese Gruppe natürlich nicht einfach der Bourgeoisie zuzählen, zugleich aber muß man sagen, daß diese Gruppe von der Bourgeoisie gehätschelt worden ist.

Auf was können wir inbezug auf sie rechnen?

Vor allem kann ich nicht umhin, auf eine gewisse Gefahr hinzuweisen. Diese Gruppe ist so stark, daß, wenn es den Ingenieuren in Rußland oder im Auslande (dort sind sie noch unvergleichlich stärker) gelingen würde, das ganze qualifizierte technische Personal auf dem Gebiet der Agronomie und Industrie um sich zu vereinigen, wenn diese Gruppen sich als so klug erweisen würden, daß sie zu einem eigenartigen Halbkommunismus gelangen und ihre Dienste sozusagen auf Grund eines Vertrages anbieten würden, — sie trotz ihrer geringen Anzahl im Vergleich zum Proletariat in der Übergangsperiode zum Kommunismus sogar eine allzu hervorragende Stellung einnehmen könnten. Ich habe einige tiefgrabende Analytiker* unserer Lage Befürchtungen äußern hören — im Zusammenhang mit der bekannten Rede des

berühmten Ingenieurprofessors Saudy in England — darüber, daß diese Übergangsperiode am Ende bis zu gewissem Grade zur Hegemonie des technischen Personals werden könnte, die von der kommunistischen Partei als Vertreterin des politisch mächtigen, aber technisch und theoretisch recht hilflosen Proletariats notgedrungen unterstützt werden müßte.

Ich glaube, daß diese Befürchtungen übertrieben sind, aber niemand wird leugnen, daß bei richtiger Auffassung ihres Verhaltens, bei sozusagen mehr oder weniger vollzähligem Übergang zum Sowjetstandpunkt und bei guter Organisation, diese Leute uns gewaltigen Nutzen bringen und gleichzeitig auf die sehr ernste Rolle Anspruch erheben könnten, zum Teil die ganze Bewegung zu bestimmen.

Sind in dieser Orientierung des technischen Personals erfreuliche und zugleich beunruhigende Anzeichen vorhanden? — Ja. In Deutschland hat der entsprechende Verband, die »Afa«, einen auf halbem Wege stehenden und noch ungeklärten, aber ernstlichen Einfluß errungen. Die Rede Saudys, der erklärte, daß der Ingenieur und Gelehrte Alles sei, daß sie aber von der Bourgeoisie fast zu Nichts gemacht würden, und die Möglichkeit für die Ingenieure andeutete, sich mit den Arbeitern zu verständigen, um eine Art Saint Simonistischen Triumphes der geistigen und physischen Arbeiter über die Nichtstuer herbeizuführen, ist sehr bezeichnend.

Und ist es etwa nicht bezeichnend, daß zur Zeit der großen Streiks in Italien das technische Personal fast überall auf der Seite der Arbeiter stand?

Die Proletarier können die Selbstorganisation der Ingenieure unbedingt nur begrüßen. Die russischen Ingenieure und Gelehrten sind zu locker, zu sehr verwöhnte Herrlein, zu wenig zahlreich, als daß sie eine gewisse Hegemonie für sich energisch durchführen oder auch nur ihre Möglichkeit erkennen könnten. Aber immerhin gehen das technische Personal und die technische Professur leichter auf die Verständigung mit der Sowjetmacht ein als andere Teile der Intellektuellen. Natürlich finden sie von unserer Seite auch einen freundlichen Empfang.

Nun zu jenem wirklichen Salz der Erde, als das die hervorragendsten Einzelvertreter der Kultur erscheinen, sowohl auf dem Gebiet der Wissenschaft, als auch auf dem der Kunst. Auf dieser Höhe gewinnen die Intellektuellen einen besonderen Charakter. Hier wachsen die Leute infolge ihrer weiten Erkenntnis, ihrer unmittelbaren Begabtheit, der Schärfe der Analyse oder Tiefe der Synthese tatsächlich häufig über ihre persönlichen Interessen oder die Interessen ihrer Gruppen hinaus. Von hier sind ja Marx,

Engels, Lassalle und Lenin zu uns gekommen. Und wir können mit Vergnügen feststellen, daß es nicht an Propheten mangelt, die ihr Antlitz unserer aufgehenden Sonne zuwenden. Wenn man daran denkt, wie der größte russische Botaniker Timirjasew, als er ins Grab stieg, buchstäblich mit den letzten Worten vor dem Eingehen zur ewigen Ruhe Lenin und sein Werk gesegnet hat, wenn man von der wärmsten Sympathie für die Ideen des Kommunismus seitens solcher Leute erfährt, wie der größte Physiker unserer Zeit Einstein, wie ihr größter Pädagoge Natorp, wenn man von der Stellung hört, die solche Leuchten der Internationale des Verstandes und Schaffens einnehmen wie Bernard Shaw, Romain Rolland, Henri Barbusse, Anatole France, wenn man einen lieben, von Aufrichtigkeit erfüllten Brief von einem so typischen Führer ethisch hochgestimmter Intellektueller wie August Forel erhält, usw. usw., wenn man sieht, wie in den Herzen der hoffnungsvollen Jugend, in den Kreisen der künstlerischen und literarischen Expressionisten in Deutschland und in ähnlichen Richtungen überall die wärmste Sympathie für den Umschwung durchsickert, dann gelangt man zum Schluß, daß die vom Kriege moralisch geschlagenen, von der Verleumdung der Mittelklassen zerquälten Intellektuellen einen ausreichenden Boden schaffen für diese hervorragendsten Köpfe und feinfühligsten Herzen, zum Übergang auf den richtigen Weg.

Und in Rußland sind Leute wie Gorki, Brjussow, Serafimowitsch, Majakowski, die verschiedenen Richtungen, verschiedenen Alterklassen, gewissermaßen verschiedenen Ablagerungen der Intellektuellen angehören, nichtsdestoweniger aber die Führer ganzer Heerhaufen von Schriftstellern sind, direkt zur Fahne der Kommune gekommen. Andere kommen zu ihr unter Schwankungen, aber sie kommen. Die Bewertung, die der Revolution in einigen Epen Blocks, Mari Woloschius oder des außerhalb Sowjetrußlands weilenden ägyptischen Vertreters nicht nur der Intellektuellen, sondern auch des Intellektualismus Iwanow-Rasumnik gegeben wird, zeugt von der Möglichkeit, daß immer neue Kreise der Intellektuellen sich der Aufnahme des kommunistischen Evangeliums sehr stark nähern.

Aber auf dem Wege dahin gibt es natürlich viele Hindernisse. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Übergang der Koryphäen zum Kommunismus, daß das Verständnis seitens der besten Köpfe und Herzen, besonders seitens derer, die eine künstlerische Begabung haben, d. h. nach der Definition des großen Tolstoi eine Begabung, die andere Herzen zu entflammen vermag, — es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr Übertritt auf unsere Seite von mächtigem

Einfluß auch auf die Politik des gegenwärtigen Augenblicks und vor allem vielleicht auf die Jugend wäre, die zu einem Teil uns noch immer feindlich gesinnt ist, aber natürlich von den bürgerlichen Giften, die sie noch nicht allzusehr durchtränkt haben, geheilt werden kann. Aber ich wiederhole, es gibt hier viele Hindernisse, den scharf ausgeprägten Individualismus der Intellektuellen in ihren besten Vertretern, ihr ethisches Tolstojanertum, ihre Abscheu vor jeder Gewalttat, ohne die die revolutionäre Chirurgie nicht auskommen kann, und ihre Bestürzung angesichts der Zerstörung, die häufig die Kulturgüter trifft, und der Mangel an Geschick mit dem neuen Hörer zu sprechen, der bei uns in Rußland die Theater, die Hörsäle und Bibliotheken angefüllt hat und sie bald in der ganzen Welt anfüllen wird, und die Lebenszerrüttung, die die schweren Verhältnisse der physischen Existenz für sie schafft, und noch andere unangenehme Umstände, die sich nicht alle erwähnen und aufzählen lassen.

Wir können bei weitem nicht sagen, daß wir, die wir mit kriegerischen Aufgaben überhäuft waren und vor einer bedrohlichen wirtschaftlichen Zerrüttung stehen, alles Erforderliche getan haben, um die paar hundert hervorragendsten Vertreter der Intellektuellen so zu stellen, wie es nötig wäre, um sie vom übermäßigen Druck eben dieser Zerrüttung zu befreien. Wir hatten keine Zeit für besonders aufmerksame Disputationen mit ihnen, und die Propaganda unter ihnen, sowie auch unter der übrigen Masse der Intellektuellen zu sorgen. Aber jetzt, wo wir die Faust des Krieges, zum mindesten für einige Zeit von unserem Halse abgeschüttelt haben, jetzt, wo wir uns voll und ganz unserer wirtschaftlichen Einrichtung gewidmet haben, jetzt, glaube ich, werden wir ein wenig Muße und etwas Mittel finden, um uns unmittelbar mit dem Kampf um die Intellektuellen zu beschäftigen.

Im vorliegenden Artikel wollte ich nur ein ungefähres Bild vom Zustand der verschiedenen Schichten der Intellektuellen, und von den Aussichten entwerfen, die sich uns eröffnen. Wir brauchen die Intellektuellen, brauchen sie auf dem Gebiet der Technik, der Landwirtschaft, der Aufklärung, hauptsächlich brauchen wir sie als Hauptkontingent sozusagen der Staatsagentur, wir haben sie auch auf dem Gebiet der Kunst sehr nötig, die in ihren besten Teilen auch jetzt ein seelenveredelndes, dem Kommunismus günstiges Element ist und nach Maßgabe des Wachstums der neuen Kunst ein machtvoller Assimilator des Alten mit dem Neuen werden muß. Wir brauchen die Intellektuellen, sie aber befinden sich zu ihrem größten Teil noch auf verschiedenen Stufen der Feindseligkeit gegen uns. Um so kostbarer sind für

uns diejenigen, die voll und ganz zu uns übergegangen sind oder sich auf dem Wege dazu befinden, und um so wichtiger ist es für uns, alle Anstrengungen aufzuwenden, um möglichst viel intellektuelle Kräfte um die neue Weltachse, den Kommunismus, zu sammeln.

Ich glaube, daß es nicht nötig ist, bei der Schaffung einer Art von Internationale der Intellektuellen von ihnen scharfe Ausprägung, Kommunistik oder auch nur marxistisches Denken zu verlangen. Man soll an sie keine übermäßigen politischen Anforderungen stellen. Zur Höhe der Disziplin und der politischen Einsicht des Proletariats können die intellektuellen Elemente nicht emporwachsen. Man muß dessen eingedenk sein, daß die rote Fahne, mit der die Intellektuellen sich in immer größeren Massen unserem Zuge anschließen werden, immer in rosa Schattierungen spielen wird, und es wäre unvernünftig, bezüglich der Anforderungen der Theorie oder der Straffheit der Disziplin dieser Elemente, ihrer proletarischen Ethik usw., den Satz auszusprechen: »Entweder mit uns, oder gegen uns«. Nein: »Wer gegen die Bourgeoisie ist, der ist mit uns«, — das ist die Parole, die der Organisation einer Internationale der Intellektuellen zugrunde gelegt werden muß.

Der Leser möge nicht denken, daß ich tatsächlich eine derartige, unserer Internationale parallele Organisation vorschlagen will, aber es wäre wünschenswert, wenn die sich uns mehr oder weniger anschließenden internationalen Intellektuellen einander anriefen, sich vielleicht zu irgend einem Kongreß versammeln, vor der ganzen Welt ihren Fluch über die Bourgeoisie und ihre Begrüßung für uns herausschreien würden. Dann könnten wir, die III. proletarische Internationale, vielleicht einen organisierteren Einfluß in internationaler Weise auf die Art von Menschen ausüben, die als besonderer Teil der Gesellschaft noch viele Jahre zu leben hat, die für uns notwendig ist und die von uns nicht (wie die Bourgeoisie oder die Kulakbauernschaft) durch undurchdringliche Urwälder getrennt wird, sondern immerhin der nächste Nachbar des Proletariats ist.

FORUM-ARCHIV
AUS DER GROSSEN UND DER WIEDER KLEINEN ZEIT

NIE WIEDER KRIEG ODER ANKLAGE DER MÜTTER

In der »Freiheit«, dem Berliner Organ der unabhängigen Sozialdemokratie Deutschlands, und im »Hamburger Echo«, einem Hauptorgan der Noskesozialisten, waren um den 31. Juli herum die folgenden sympathischen Sätze zu lesen:

HELDENMÜTTER

VON HANS SIEMSEN

Es gibt tatsächlich Mütter, die stolz darauf sind, daß ihre Söhne freiwillig Soldaten wurden. Ja, es gibt Frauen, die den Krieg für notwendig und unvermeidlich halten..

Denen soll man folgendes sagen: »Dein Sohn, den du Soldat werden läßt, ohne dich mit allen Mitteln dagegen zu wehren, dein Sohn wird sterben, weil du ihn Soldat werden läßt. Er wird auf dem Felde der Ehre fallen. Und das Feld der Ehre sieht so aus: Über einem von Granaten zerwühlten Kartoffelacker sind dichte und verwirrte Reihen von Stacheldraht gespannt. In diesen Stacheldrähten hängt ein Mensch.. Er ist von einer Granate getroffen. Ein Splitter hat ihm den Fuß zertrümmert. Die blutigen Knochen starren aus dem zerfetzten Schuh. Ein anderer Splitter hat ihm den Bauch aufgerissen, so daß die Eingeweide heraushängen wie bei einem halbausgenommenen Huhn. Und ein dritter Splitter hat sein Auge getroffen, es hängt an einem Strang blutiger Nerven, aus der Augenhöhle gerissen, über seine Wange hinab. Dieser Mensch ist dein Sohn. Er ist aber trotz seiner furchtbaren Verwundung nicht tot. Er lebt noch. Er hat versucht, sich aus den Stacheldrähten, die ihn festhalten, loszumachen. Er hat sich dabei die Hände blutig gerissen und sich noch fester in die Drähte verwickelt. Er hat nun nicht mehr die Kraft, sich zu bewegen. Er kann nicht einmal die Fliegen fortscheuchen, die sich auf seine Wunden setzen, auf seine Eingeweide, auf sein heraushängendes blutiges Auge. Er wird nicht einmal ohnmächtig. Er kann nicht einmal mehr schreien. Nur sein eines Auge bewegt sich manchmal, und in seiner Kehle treibt der Atem Blutblasen auf und ab.

Dies ist dein Sohn, du stolze Heldenmutter! So hängt er Stunde für Stunde in der unerbittlichen Sonne, die die Fliegeneier in seinen Wunden ausbrütet und zu Maden macht, während er noch lebt: einen, zwei, drei Tage lang. Das ist dein Sohn, du Heldenmutter, so hast du ihn zugerichtet, weil du ihn nicht zurückhalten wolltest, als er sich freiwillig stellte, weil du den Krieg für notwendig und den Soldatentod für ehrenvoll hältst.

Du bist schlimmer als eine Kindesmörderin. Du, stolze Heldenmutter, bist das verworfenste, gemeinste, verächtlichste — und bedauernswerteste Geschöpf auf Gottes Erde.«

> Das soll man den Frauen sagen, die nicht alles tun, was sie können, um den Krieg und das Militär zu bekämpfen und auszurotten. Wenn sie nicht die Stimmen des Blutes und der Toten hören wollen, so sollen sie wenigstens die Wahrheit erfahren und das wahre Gesicht des Krieges kennen lernen.

Einige Tage nach dem Erscheinen dieser erschütternden Worte schrieb eine ehemalige Heldenmutter der »Freiheit« einen Brief, der unvergänglich bleiben wird.

Die Abendausgabe der »Freiheit« vom 6. August 1921 (Nr. 364) bringt ihn, nur einige Sätze daraus zitierend, so:

> »Heldenmütter.« Unter dieser Überschrift hatten wir in Nr. 358 der »Freiheit« einige Worte des Genossen Siemsen gegen den Krieg abgedruckt. Wir erhielten darauf einen Brief, in dem es unter anderem heißt:
>
> »Von mir sind vier Söhne ins Feld gezogen. Mein jüngster und mein liebster Sohn hängt vielleicht auf diesem Drahtzaun in dieser Verfassung.« (Hans Siemsen hatte den Tod eines Verwundeten im Stacheldrahtverhau wahrheitsgetreu geschildert.) »Ich muß diesen Herrn hiermit anklagen, daß er diesen Artikel nicht im Jahre 1914 in den Zeitungen bekanntgegeben hat, dann hätte ich meine Söhne wie eine Löwin mit meinem Leib und Leben beschützt, und andere Mütter hätten dasselbe getan. So trifft nur die ganze Schuld die Führer der Arbeiter, die uns Mütter nicht vor dem Krieg aufgeklärt haben.«
>
> Wie recht hat diese unglückliche Mutter! Ihr Vorwurf trifft zwar nicht den Genossen Siemsen, nicht die Redakteure der »Freiheit« und nicht die Führer der U. S. P. Sie alle haben seit 1914 mit allen Mitteln gegen den Krieg gekämpft. Aus der Empörung gegen den Krieg ist ja die U. S. P. entstanden.
>
> Aber wie schwer trifft der Vorwurf dieser Mutter die Arbeiterführer, die die Internationale verrieten, die den Burgfrieden mit militaristischen Bürgerparteien schlossen und vier Jahre lang alle Greuel und alle Verbrechen des Krieges schweigend duldeten. Was sagen diese Arbeiterführer zu der Anklage der Millionen Mütter, die ihre Söhne verloren haben?
>
> Den unglücklichen Müttern aber können wir nur eines sagen: Ihr ehrt das Andenken eurer gefallenen Söhne nicht durch Klagen und Tränen, sondern dadurch, daß ihr doppelt entschlossen den Kampf aufnehmt gegen Krieg und Militarismus und Militär und gegen alle Dummheit und Roheit, die den Krieg und den »Heldentod« preist und verherrlicht. Schlagt die Mörder eurer Söhne nieder, indem ihr für den Sozialismus kämpft, der allein den wirklichen Völkerfrieden herbeiführen kann! Dadurch ehrt ihr das Andenken eurer gefallenen Söhne am besten.

Was könnte der Verfasser jener anklägerischen Worte auf das Echo, das sie fanden, ehrlicherweise antworten? — 1921 Pazifist zu sein ist — o Mutter — immerhin leichter als 1914. »Heldenmütter« 1921 in Organen ehemaliger Kaisersozialisten und unabhängiger Burgfriedensmannen anzuklagen, sollte

unter der Würde gerade eines Schriftstellers sein, der sich wenigstens in den letzten Jahren des Krieges bemühte, sauber zu bleiben.

Heldenmutter der Freiheit: Ihre Anklage, daß diese Friedensfreunde um sieben Jahre zu spät kommen, bringt Ihnen Ihre Söhne nicht zurück. Fragen Sie sich selbst, warum hat der Verfasser seinen Artikel nicht 1914 in den Zeitungen bekanntgegeben. Hätte er's versucht, die Militärdiktatur hätte nicht eine Zeile davon zugelassen, die Zeitung wäre verboten, der Verfasser in den Schützengraben geschickt worden. Aber zu seinem Glück und Ihrem Unglück hat er 1914 diese Notiz nicht geschrieben, die Stimme der Rosa Luxemburg erreichte die Heldenmutter nicht, ihr eignes Urteil wurde durch mächtigere Stimmen verwirrt, die eigene Phantasie, sich die Grauen des Krieges vorzustellen, war offenbar zu gering. Anzuklagen haben die jetzt erst bekehrten Heldenmütter also nur ihren eigenen Unverstand, den Mangel ihrer Einbildungskraft.

Dennoch: mildernde Umstände sind genug vorhanden. Und wie hoch steht die aufrichtig ihren Irrtum bekennende Mutter über jenen »Führern«, die auf Grund ihrer politischen Erkenntnisse viereinhalb Jahre lang das Morden unterstützten, dazu anfeuerten, dafür die Mittel bewilligten, den Burgfrieden stifteten und durchhielten!

Und die Heuchelei erklimmt ihren Gipfel, wenn die Feuilletonredaktion der »Freiheit« nach dem ehrlichen Ausbruch einer mütterlichen Wut auszurufen wagt: »Wie recht hat diese unglückliche Mutter! Ihr Vorwurf trifft zwar nicht den Genossen Siemsen, nicht die Redakteure der »Freiheit« und nicht die Führer der U.S.P. Sie alle haben seit 1914 mit allen Mitteln gegen den Krieg gekämpft.«

Des deutschen Übel Größtes ist die Gedächtnisschwäche. Wie soll die brave Mutter wissen, daß sie heute genau so angelogen wird wie 1914? Und dennoch: sie und die Millionen Mütter, denen das gleiche Schicksal blühte, werden morgen von neuem den Verfertigern der öffentlichen Meinung trauen, wenn sie nicht erfahren, wen sie vor sich haben. Darum sei zweierlei festgestellt, erstens, ob die Anklage der Mutter zutrifft, die die ganze Schuld den Führern der Arbeiter gibt, und zweitens, ob, wo und wie die Redakteure der »Freiheit« und die Führer der U.S.P. seit 1914 gegen den Krieg mit allen Mitteln gekämpft haben.

Hören Sie, Mutter, daß Sie kein Wort Ihrer Anklage zurückzunehmen haben.

»Nie wieder Krieg« brüllten 1921 dieselben, die von 1914—1918 die ungeheuren Mittel zur Kriegsführung bewilligt, dem Einmarsch in Belgien,

dem U-Bootkrieg zugestimmt haben, die Wilhelm, Hindenburg und Ludendorff als Führer des deutschen Volkes anerkannten oder gar priesen, die den »Schmachfrieden« von Brest-Litowsk billigten, die die Proletarier viereinhalb Jahre lang zur Schlachtbank führten: auf Grund eines Burgfriedens zwischen den sich als Todfeinde bekämpfenden Klassen.

Kann die arme anklagende Mutter, die durch die breughelhafte Darstellung der Grauen des Krieges 1921 aufgerüttelt wurde, wissen, daß derselbe Verfasser (ein einst sauberer und sympathischer junger Schriftsteller) inzwischen zum Mitarbeiter einer Weltkloake geworden ist, in der noch 1917 diese Sätze zu lesen waren:

> »Insofern ist der Krieg, den wir durchleben, ein sittlicher Fortschritt, denn alle Beteiligten geben offen zu, daß es sich um irdische Werte handelt, um Absatzgebiete, um Bergwerke, um Schiffahrt, um Siedlungsland für Zeugungskraft.«

Die Schaubühne vom 22. 2. 1917.

Und, den Mitarbeiter der »Weltbühne« von 1921 Hans Siemsen, fragt die Mutter: Darfst Du anklagen? Lies, was dasselbe Druckpapier, dem Du Deinen Geist widmest, während der großen Zeit über die Notwendigkeit des Krieges, über die mit Genugtuung zu bewillkommenden Leichenhaufen den Müttern gesagt hat:

> Es ist Krieg. Die Banalität solcher Erinnerung kann uns nicht davon abhalten, die englischen Leichenhaufen, ehrerbietig, mit tiefem menschlichen Respekt, und dennoch mit Genugtuung zu bewillkommnen. Die Leichenhaufen bedeuten den Weg zum Frieden. Da sie aber nur sein können, wo Stürme von Granaten die Luft eisern machen, so hat Gröner, so haben Hindenburg, Bethmann Hollweg, die Gewerkschaften und alle einsichtigen Männer recht, wenn sie darauf bestehen, daß keine Sekunde verpaßt wird, um unsere Rüstung furchtbar und unwiderstehlich zu machen. Es wäre selbstmörderische Phantasterei, wollte man von irgendeiner anderen Maßnahme, von Erklärungen und Beteuerungen, von Friedensdemonstrationen und international gerichteten Bekenntnissen eine stärkere Förderung des Friedens erwarten als von der Verblutung der gegen uns gerichteten Militärmacht. Nur im Zeichen dieser Ströme von Blut, nur im Zeichen des zermalmenden Eisens, das diese Ströme hervorbrechen macht, können wir davon sprechen, daß das Ziel nahe ist. . . . Wir müssen den Kriegswillen der Gegner durch Blut ersticken.

Die Schaubühne vom 3. 5. 1917.

Das Reinlichkeitsgefühl der pazifistischen Herren Ströbel, Siemsen, Tucholsky, die zur U.S.P. oder S.P.D. gehören, verbot und verbietet ihnen nicht, dauernd

mitzuwirken an einem Organ, das noch 1918 bei Beginn der letzten deutschen Offensive die folgenden unvergeßlichen Sätze an der Spitze seiner Nummer brachte, — Sätze, die in der Flugschrift »Nie wieder Krieg« leider fehlen, die aber unbedingt hätten Aufnahme finden müssen, und offenbar nur vergessen worden sind. Hören Sie, Mutter:

Die Weltbühne vom 21. März 1918:

Sollte Deutschland, was wir nicht wissen, was wir aber immerhin für möglich halten, das Jahr 1914 und die serbische Untat für günstig befunden haben, so könnte man doch nur feststellen, daß der Verlauf der Ereignisse ihm und seinen Verantwortlichen recht gegeben hat . . . Einige Tage lang haben wir hier und da ganz ehrlich an den »letzten Krieg« geglaubt. Auch dieser Glaube ist dahingefahren: wir wissen heute, daß unsere Sehnsucht noch von unsern Kindeskindern geliebt werden wird, und daß die Politik langsam arbeitet. Dieser Krieg wird nicht der letzte gewesen sein, aber er wird vielleicht der erste einer neuen Reihe sein. Er ist auch nicht vom Zaun gebrochen worden, und es ist darum an ihm im Sinne der bürgerlichen Moral auch niemand schuldig . . . Was nun auch immer die Archive von sich geben mögen: an dem Grundsätzlichen solcher Auffassung wird das nichts ändern. Dies gilt auch für die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky, mit der die feindliche Propaganda, aber auch der inländische Pazifismus hausiert, und die im übrigen schon wegen der sie befleckenden Eitelkeit mit der sie geschrieben wurde, ziemlich belanglos ist. Was Lichnowsky enthüllt, ist bestenfalls die Unfähigkeit Einzelner, aber selbst, wenn es daran gefehlt hätte, und wenn all das geglückt wäre, was den Zusammenstoß im letzten Augenblick verhüten sollte: es hätte sich nur um eine Vertagung handeln können.

Nun steht das Ende vor den Toren: eine neue Absteckung imperialistischer Wege. Durch den Gemütsschleier des Selbstbestimmungsrechts der Völker hindurch können wir deutlich erkennen, wie Deutschlands Ausdehnungsbedürfnis sich im Osten befriedigt. Wozu hier Phrasen machen? Das Notwendige geschieht. Finnland, die Aalandsinseln, Riga mit der nach Berlin in Verwahrung gebrachten Herzogskrone und davon abhängig Livland, Estland und Litauen bis hinunter nach Odessa: die Lage dürfte klar sein und dürfte nicht einmal durch die polnische Schwierigkeit gestört werden . . . Kein ewiger Frieden senkt sich hernieder. Aber eine neue Plattform für neue Entwicklungen ist gezimmert worden . . . Schuld und Sühne sind nur sentimentale Vokabeln für Schwäche und Kraft . . . 1914 wurde das deutsche Volk in seiner Ganzheit aufgerufen. Der Frieden darf diesem Heerbann keine Entlassung bringen.

Nach der — je der Kriegskonjunktur gemäß — ludendörffisch, bethmännisch oder scheidemännisch orientierten Politik dieser kleinen Weltkloake, beäugen wir, o Mutter, die Politik der großen Presse.

Zum Übergang nur noch ein paar Zeilen aus dem Organ, dem die leidenschaftlichen Pazifisten Ströbel, Siemsen, Tucholsky zu einem gewissen Leserkreis verholfen haben:

Die Schaubühne vom 26. April 1917:

Als der »Vorwärts« sich zur Monarchie bekannte, war er tapfer, es war dies immerhin ein Entschluß, der einen Bruch mit langjähriger Vergangenheit bedeutete. Es war eine Fortsetzung der tapferen Politik vom 4. August 1914. . . .

Die deutsche Sozialdemokratie hat auch im Verhältnis zu ihren Wählermassen keine leichte Stellung: die Führer mußten, je länger der von ihnen mitverantwortete Krieg dauerte, desto mehr damit rechnen, ihre Volkstümlichkeit ein bißchen zu gefährden. Da nun aber die Unterstützung, die die Sozialdemokratie der Kriegführung zuteil werden läßt, nur dann eine wirkliche Förderung bedeuten kann, wenn wirklich die breiten Massen hinter ihren Führern stehen, so müssen diese notwendig den Stimmungswellen, die durch die Massen laufen, bis zu einem gewissen Grade nachgeben. . . .

Über die Arbeitseinstellungen hat Hindenburg das rechte Wort gesagt, niemand kann billigen, daß die Arbeiter ihre Wünsche, ob diese nun auskömmliche Ernährung, neue politische Rechte oder den Beginn der Friedensverhandlungen suchen, mit Mitteln zu erreichen streben, die nur geeignet sind, genau das Gegenteil von dem Erstrebten herbeizuführen.

Lassen Sie nun sehen, angeklagte Heldenmutter, wie die sozialdemokratischen Führer ihre Stellung zu den Wählermassen auffaßten. Je länger »der von ihnen mitverantwortete Krieg dauerte«, desto mehr mußten die Führer damit rechnen, »ihre Volkstümlichkeit ein bißchen zu gefährden«. Das schrieb Germanicus, im Privatleben Herr Robert Breuer, im Kriege Leiter einer von Schwerindustriellen gegründeten Korrespondenz, die etwa 300 Zeitungen mit Durchhaltematerial täglich zu versorgen hatte. Nach dem 9. November Pressechef in der Reichskanzlei der deutschen Republik, jetzt bei Parvus gelandet. Die »Volkstümlichkeit« der sozialdemokratischen Führer konnte durch die Länge des Krieges »ein bischen gefährdet« werden. Verstehen Sie, anklagende Heldenmutter?

Zunächst, im Anfang, war das kaum zu befürchten. Deshalb schrieb im Hamburger Echo ein sozialdemokratischer Führer, der es später bis zum preußischen Kultusminister brachte, einen ungewöhnlich instruktiven Aufsatz über »Burgfriede und Klassenkampf«. Den vor und nach Beginn des Krieges Aufklärung verlangenden Müttern gab Herr Konrad Haenisch klare Antwort. Die Mütter, die jetzt Hans Siemsen so hart beurteilt, wunderten sich vielleicht über die plötzliche und so schnell zustande gekommene Harmonie zwischen Wilhelm II. und den vaterlandslosen Gesellen, zwischen den Ausbeutern und den Ausgebeuteten, zwischen den alldeutschen Nationalisten und den völkerbefreienden revolutionären Internationalisten.

Konrad Haenisch, einer der redlichsten Repräsentanten der völkerbefreienden internationalen Sozialdemokratie, beruhigte solche Mütter am 30. Dezember 1914 im Hamburger Parteiorgan wie folgt:

> In ausländischen Parteiblättern wird es der deutschen Sozialdemokratie zum schweren Vorwurf angerechnet, daß sie bei dem Beginn des Krieges der Parole des sogenannten Burgfriedens zugestimmt und in allen diesen Kriegsmonaten — soweit es auf sie ankam — diesen Burgfrieden streng innegehalten hat. Das bedeute, so heißt es, ein grundsätzliches Aufgeben des Klassenkampfes und seiner Ziele, das bedeute eine runde und nette Kapitulation vor den herrschenden Gewalten, vor »Wilhelm II. und seiner Regierung«.
>
> Schaffen wir zunächst darüber Klarheit, worin der vielerörterte »Burgfrieden« denn in der Praxis eigentlich besteht, was sein Wesen ist und wo seine Grenzen liegen. Das ist um so notwendiger, als in letzter Zeit auch in einigen bürgerlichen Blättern sich eine Diskussion über Art und Tragweite des »Burgfriedens« angesponnen hat.
>
> Was wir für die Kriegszeit dem »Burgfrieden« geopfert haben — und zwar nicht irgend einem äußeren Zwange gehorchend, sondern aus freiem Entschluß und im wohlverstandenen Interesse des Proletariats selbst – das sind allein die Formen und Methoden des politischen Kampfes. Daß diese Formen und Methoden andere sein müssen im tiefen äußeren Frieden, andere, wenn die Welt durchtost ist vom Lärm der Waffen: das sollte sich eigentlich von selbst verstehen. Gewiß: Massenversammlungen und Straßendemonstrationen veranstalten wir heute nicht, unsere Flugblattagitation stockt und die Sprache unserer Zeitungen klingt heute wesentlich anders als vor dem 1. August.

Arme angeklagte Heldenmutter, hören Sie diesen Arbeiterführer, diesen Pazifisten von 1914: »aus freiem Entschluß und im wohlverstandenen Interesse des Proletariats« haben Sie ihre Söhne geopfert, haben nach dem Willen und der Erkenntnis dieser Führer Hunderttausende und Millionen Mütter ihre Söhne so abschlachten lassen, wie es Hans Siemsen 1921 beschreibt.

Konrad Haenisch klärte proletarische Mütter und Väter weiter auf. Er zeigte, wie der Klassenkampf zwischen den Todfeinden zum Burgfrieden werden mußte, wie positiv die bisher nur verneinende und destruktive Partei geworden war:

> Ist also die Tätigkeit der Sozialdemokratie in diesen Tagen des »Burgfriedens« nur verändert, keineswegs aber ausgeschaltet: worin besteht sie? Um es mit einem Worte ganz knapp, wenn auch keineswegs erschöpfend zu kennzeichnen: an die Stelle der äußeren Organisations- und Agitationsarbeit ist in hohem Maße das getreten, was man gern die »positive« Arbeit nennt.

Von 1914—1918 und darüber hinaus haben sie dann gründlich »positive« Arbeit leisten gelernt: die Herren Ebert, David, Noske, Südekum, — die Arbeiterführer, Mutter, von denen sie Aufklärung gegen den Krieg erwarteten!

Sozialismus und kapitalistischer Krieg vertragen sich durchaus. Sozialisten widerlegen endlich praktisch — durch Opferung von Millionen Arbeitersöhnen — die Anklage der Vaterlandslosigkeit. Haenisch bekennt:

> Denn niemals ist unser sozialistischer Klassenkampf ein antinationaler, ein vaterlandsfeindlicher Klassenkampf gewesen. Indem wir die ungeheuren Massen des arbeitenden Volkes durch diesen Kampf für die soziale und politische Kultur unseres Vaterlandes, für seine wissenschaftliche und künstlerische Kultur zu gewinnen suchten, stärkten wir eben diese Kultur in einem früher ungeahnten Maße, gaben wir ihr erst das breite, sichere und unerschütterliche Fundament, dessen sie bedurfte, um in den Stürmen dieses Weltkrieges bestehen zu können. Nicht zum wenigsten der Klassenkampf der Sozialdemokratie ist es gewesen, der unser deutsches Volk körperlich, geistig und sittlich zu den ungeheuren Leistungen tüchtig gemacht hat, die es heute vollbringt. Die nationalen Interessen im »richtig verstandenen Sinne« (frei nach Michaelis?) und die Interessen des proletarischen Klassenkampfes münden eben schließlich durchaus in dasselbe Bett.
>
> So hat der proletarische Klassenkampf, so sehr er den Krieg an sich verabscheut und so wenig er gewillt ist, alle Schuld an den gräßlichen Ereignissen unserer Zeit nur bei den Gegnern Deutschlands zu suchen, doch die ungeheure nationale Kraftentfaltung dieser Tage überhaupt erst ermöglicht. Auf der andern Seite aber ist er, nun der Krieg einmal da ist, auf Tod und Leben daran interessiert, daß diese Kraftanstrengung jetzt auch restlos ihr Ziel erreicht: die volle Aufrechterhaltung der politischen Unabhängigkeit Deutschlands Rußland gegenüber und seiner wirtschaftlichen Machtstellung und Unabhängigkeit gegenüber dem englischen Kapitalismus. Diesem einen großen Ziele haben sich in den Tagen des »Burgfriedens« alle anderen Erwägungen unterzuordnen. Nicht weil die Regierung es verlangt, nicht weil ein Zensor es so haben will (mit äußeren Gewalten ist die Sozialdemokratie schließlich noch immer fertig geworden), stehen wir zum Burgfrieden! Nicht deshalb halten wir ihn, weil uns plötzlich das politische Rückgrat gebrochen ist, weil wir Sozialdemokraten etwa seit dem 4. August mit einem Male alle schweifwedelnde und stumme Hunde geworden sind! (Das selbstverständliche Recht zum eigenen Urteil, das Recht selbständiger ernster Kritik überall da, wo das Gemeinwohl sie erfordert, lassen wir uns auch heute nicht unterbinden!) Nein — aus freiem, wohlerwogenem Entschlusse heraus halten wir den Burgfrieden, wir tun es, weil Pflicht und Gewissen es uns gebieten, weil das Interesse unserer Klasse es erheischt, das untrennbar verbunden ist mit dem Wohle unseres Vaterlandes!

So ging es, arme angeklagte Heldenmutter, von 1914 bis zum Oktober 1918. Der Ton wurde stärker, die Musik kühner und leidenschaftlicher, ebbte dann ein wenig ab, um sich im März 1918 wieder zu dem in Noten gesetzten sozialdemokratischen Revolutionslied (Hamburger Echo vom Mittwoch, 20. März 1918) zu verdichten: »Es braust ein Ruf wie Donnerhall durch alle deutschen Lande! Von heute an gibt es nur *einen* Willen, *eine* Pflicht: *Kriegsanleihe zeichnen!*«

Wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus jetzt zur Welt, so nähme er, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester usw. aufs Korn — sondern die Journalisten. Kierkegaard

* * *

Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und eine Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch im furchtbaren Grade zu haben; aber doch wollte ich in Gottes Namen die Verantwortung Feuer! zu kommandieren, auf mich nehmen, wenn ich mich erst mit der ängstlichsten, gewissenhaftesten Sorgfalt vergewissert hätte, daß sich vor den Gewehrläufen kein einziger anderer Mensch, ja kein einziges anderes lebendes Wesen befände als — Journalisten. Das gilt vom Stande. Kierkegaard

BUND ZUR ERNEUERUNG . . .

Der Statistiker Kuczynski schrieb über. die von den deutschen Großbanken erstatteten Geschäftsberichte das Folgende:

Als einer der bekanntesten Bankmänner Berlins kürzlich zu der starken Steigerung des Reingewinns seiner Bank beglückwünscht wurde, sagte er entschuldigend: »Mehr konnte ich nicht verstecken.« Mehr konnten wohl auch die Direktoren der Deutschen Bank nicht verstecken, als sie in dem soeben veröffentlichten Abschluß für das Jahr 1920 bei einem Gesamtumsatz von 1282 Milliarden Mark einen Reingewinn von nur 174 Millionen Mark herausrechneten. Denn so unwirtschaftlich kann die Bank unmöglich gearbeitet haben. Auch wenn sie nichts weiter getan hätte, als die Depositengelder in unverzinslichen Schatzanweisungen anzulegen — und die Bilanz weist ja an Wechseln und unverzinslichen Schatzanweisungen nicht weniger als 16 Milliarden, das heißt das Vierzigfache des Aktienkapitals, auf —, würde der Unterschied zwischen dem Zins, den sie zahlte, und dem Zins, den sie erhielt, eine neunstellige Zahl von Mark als Reingewinn abgeworfen haben. Und sie hat doch einen großen Teil ihrer Schuldner nicht mit 4 oder 5 %, sondern mit 8 % und mehr belastet. Aber das Versteckte ist eben versteckt, und der Außenstehende kann unmöglich den wahren Reingewinn der Deutschen Bank auch nur annähernd schätzen.

Der Statistiker (wenn ich nicht irre: ein Mehrheitssozialist) fährt fort:

Noch undurchsichtiger ist der Abschluß der Dresdner Bank. Sie weist bei einem Gesamtumsatz von 1090 Milliarden Mark einen Reingewinn von nur 144 Millionen Mark aus. Als Rohgewinn sind gebucht:

Gewinnquellen	Dresdner Bank Millionen Mark	Deutsche Bank Millionen Mark
Zinsen und Wechsel	230,2	443,8
Provisionen	175,1	198,2
Alles übrige	16,4	71,0
Zusammen	421,7	713,0

Danach würden mindestens 96 % des Rohgewinns aus Geschäften fließen, wie sie ähnlich jede bessere Sparkasse macht, und wozu eine Sparkasse keinen Angestellten mit einem höheren Gehalt als 40 000 Mark benötigt. Der Rohgewinn aus dem speziellen Bankgeschäft würde aber nicht einmal ausgereicht haben, um die Riesengehälter und Tantiemen der Direktoren und des Aufsichtsrats zu bestreiten. Selbstverständlich ist der wahre Sachverhalt ein ganz anderer.

Nun wird mancher Leser des Geschäftsberichts sagen: Gewiß, der Abschluß ist Schwindel, aber die Zahlenangaben über die allgemeine wirtschaftspolitische Lage sind richtig. Jedoch auch das ist nicht der Fall... Die Dresdner Bank mußte aber mit falschen Zahlen operieren, wenn sie zu der von ihr gewünschten Schlußfolgerung kommen wollte....

Immerhin enthält der wirtschaftspolitische Teil des Geschäftsberichts der Deutschen Bank im Gegensatz zu dem der Dresdner Bank keine Zahlen, die offensichtlich falsch sind. Ob aber alle diese Zahlen auch wirklich richtig sind? Der Geschäftsbericht behauptet:

»Der Aktienbesitz ist in Deutschland in der Hauptsache nicht in den Händen des Großkapitals, er verteilt sich vielmehr auf sehr breite Schichten der Bevölkerung, die daran nur festhalten können, wenn er ihnen einen auskömmlichen Ertrag bringt. Nach unseren Feststellungen über die Verteilung der Aktien unserer Bank kann auf den einzelnen Aktionär durchschnittlich ein Besitz von nicht mehr als 9000 M. Nennwert angenommen werden.«

Wie will die Deutsche Bank denn das »festgestellt« haben? Dazu fehlt ihr doch jede Handhabe. Und wenn die Zahl stimmen sollte, was würde sie denn beweisen? Es wäre dann immer noch möglich, daß zwei Drittel der Aktien »in den Händen des Großkapitals« wären, und daß die übrigen Aktionäre durchschnittlich 3000 M. Deutsche Bank-Aktien hätten. Und gibt es nicht auch viele Millionäre, die neben anderen Effekten nur 3000 M. Deutsche Bank-Aktien besitzen?

Herr R. Kuczynski führt einen aussichtslosen Kampf. Er behauptet: die Direktoren der Deutschen Bank versteckten enorme Beträge des Reingewinns. Eine geradezu ungeheuerliche Behauptung. Die Träger der bürgerlichen Gesellschaftsordnung unterminieren sie zugleich? Das kann nicht sein. Die Leiter der Deutschen Bank, die Herren v. Gwinner, v. Stauf u. s. w., sind Ehrenmänner. Kann sie ein solcher Vorwurf überhaupt berühren? Sie haben eine bürgerliche Ehre. Sie arbeiten Tag und Nacht an der Aufrechterhaltung, an der Festigung ihres kapitalistischen Systems. Gesetze werden von ihren Angestellten, den Ministern, entworfen, befürwortet, im Parlament durchgedrückt. Das genügt. Die Herren sabotieren nicht die Gesetze? Neue Gesetze? Sie kümmern sich nur den Teufel um den Staat, der vorgibt, die Macht zu haben? Sie sind der Staat. Ihre Geschäftsberichte seien Fassade, ihre Beschlüsse seien Schwindel? Vielleicht. Die ganze Welt ist Schwindel. Warum nicht unsere Abschlüsse?

Es gibt nur einen Ewigkeitssatz, ein Prinzip, das sie anerkennen, das Wort des französischen Ahnherrn aller Finanzleute von Ruf, Monsieur de Péreires:

»Bereichert euch!«

Zweifellos sind aber die Direktoren der Deutschen und Dresdner Bank Mitglieder des von Rathenau mit dem redlichen Herrn Scheffler gegründeten Bundes für Erneuerung der Sitten und Vereinfachung des Lebens.

CURIOSA

WIE KOMMT DAS?

Das ultrareaktionäre Organ, das für alldeutsche Zucht und Sitte kämpft, die »Deutsche Zeitung«, — kurz das Organ der starken Männer, bringt täglich hinten das folgende Inserat:

> SATYRIN
>
> Souveränes Mittel gegen alle Schwächezustände, aufgebaut auf den Entdeckungen der bekannten Physiologen
> Prof. Brown-Séquard, Paris
> und Prof. Steinach, Wien.
> Das SATYRIN-Präparat ist hergestellt aus 10 g frischer Drüsensubstanz und entsprechendem Yohimbinzusatz. Erhältlich in allen Apotheken, wo nicht, wende man sich an die alleinige Herstellerin: Akt.-Ges. Hormona, Düsseldorf-Grafenberg 9.
> Preis pro Originalpackung M. 40.—

Haben starke deutsche Männer so etwas nötig? Die jüdische Dekadenz schreitet offenbar unaufhaltsam fort. Teutobots herrlichste Helden vom Gifte Alljudas angesteckt? Der Satz: »Difficile est, satiram non scribere« ist längst veraltet. Mit Drüsensubstanz und entsprechendem Yohimbinzusatz wird satira als Satyrin hergestellt und ist in jeder germanischen Apotheke erhältlich. Und wenn die Schriftleitung des Organs selbst einmal nicht mehr lebfrisch wie bisher auftreten sollte, so spritzt man ihr gegen solche Schwächezustände — entsprechend der Anpreisung in ihrem hinteren Teil — als souveränes Mittel Satyrin ein. Gut bekomm's!

SCHRIFTEN, DIE DAS FORUM ERHIELT

FREIHERR LUCIUS VON BALLHAUSEN: Bismarck-Erinnerungen. Mit einem Bildnis und einem Faksimile. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart-Berlin 1920. Geheftet 28 M.

OBERST BAUER: Der große Krieg in Feld und Heimat, Erinnerungen und Betrachtungen. Osiandersche Buchhandlung, Tübingen 1921.

JOH. SCHLAF: Vorfrühling. Die Greisin. Verlag Banas & Dette, Hannover 1921.

WALTER DETTE: Die Sozialisierung der Buchproduktion und des Buchhandels. Verlag Banas & Dette, Hannover.

CARL HAUPTMANN: Drei Frauen. Verlag Banas & Dette, Hannover 1920. Auf Bütten gedr., Halbleder 150 M.

HÖLDERLIN: Hymnische Bruchstücke aus der Spätzeit. Verlag Banas & Dette, Hannover 1920. Pappband 30 M.

ERNST ERICH WEVER: Der Erleuchtete. Verlag Banas & Dette, Hannover 1920.

FRIEDRICH NIETZSCHE: Lieder des Prinzen Vogelfrei. Verlag Banas & Dette, Hannover 1920. Halbpergament 80 M.

UPTON SINCLAIR: 100 %, Roman eines Patrioten. Der Malik-Verlag. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Hermynia Zur Mühlen.

PAULA MODERSOHN-BECKER: Briefe und Tagebücher. Mit 8 Bilderbeigaben. Kurt Wolff Verlag, München. Gebunden 56 M.

N. LENIN: Aufgaben des Proletariats in unserer Revolution. Verlag der Arbeiterbuchhandlung, Wien, 1921. Brosch. 3,50 M.

N. LENIN: Zur Agrarpolitik der Bolschewiki. Verlag der Arbeiterbuchhandlung, Wien 1921. Brosch. 3 M.

IGNATIUS VON LOYOLA: Die geistlichen Übungen, eingeleitet und übertragen von Dr. Ferdinand Weinhandel. O. C. Recht Verlag, München. Geheftet 27 M., gebunden 32 M.

WILLI WOLFRADT: George Grosz. Mit einem farbigen Titelbild, einem Selbstbekenntnis des Künstlers und 52 Abbildungen. Verlag von Klinkhardt & Biermann. Gebunden 10 M.

FRITZ MAUTHNER: Spinoza. Sein Leben und Wirken. Verlag Carl Reißner, Dresden 1921.

HENNING KEHLER: Der Rote Garten. Erlebnisse in Sowjetrußland. Gyldendalscher Verlag A.-G. Berlin. 15 M.

LEO MATTHIAS: Genie und Wahnsinn in Rußland. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35. Geh. 24 M., geb. 34 M.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.

Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.

Forum-Verlag: Berlin W35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelm & R. Saling & Co., Berlin SW68.

DAS FORUM

5. Jahr *September 1921* *Heft 12*

(Abgeschlossen am 20. September 1921)

DIE HERREN MÖRDER

VON JUNIUS TERTIUS*)

ERZBERGERS ERMORDUNG UND DIE REVOLUTIONÄREN ARBEITER

Es war nicht unser Mann. Ja, er war unser Gegner. Aber er war zugleich seit den Waffenstillstandsverhandlungen mit Foch der bestgehaßte Feind des nationalistischen Bürgertums.

In dem von der Konterrevolution wenige Wochen nach der Novemberrevolte erklärten Bürgerkrieg, der am 6. Dezember 1918

---

*) Unter dem Titel: »Erzbergers Ermordung und die revolutionären Arbeiter« veröffentlicht Frankes Verlag eine Broschüre von Junius III. Vorangestellt hat ihr der Verfasser ein Wort aus der viele hundert Zeitungen beliefernden »Sozialistischen Korrespondenz« des Noskefreundes Ernst Heilmann:

> »Herr Reichskanzler, der Tod Ihres politischen Freundes treibt die Arbeiterschaft nach links.«

Es kennzeichnete die Situation, daß Heilmanns Fanfarenstoß: »Eine neue Revolution in Sicht!« weder vom »Vorwärts« noch von anderen sozialdemokratischen Organen aufgenommen wurde, und daß es der »Roten Fahne« vorbehalten blieb, ihn als ein Zeichen der Zeit zu drucken. Sie versäumte allerdings, den plötzlichen Fanfarenbläser sofort zu entlarven. Dieser beweglichste, geriebenste Rotkopf unter den Noskesozialisten ist derselbe, der im Kriege ausgerufen hat: »Ich geh zu Hindenburg«, derselbe, der jetzt gegen die »Henkersknechte der Banditen des Weltkrieges« mit Pathos als Ankläger auftritt, derselbe, der Noskes Krieg mit Minenwerfern, Kanonen, Handgranaten in den Straßen Berlins begründete, propagandistisch verherrlichte, der die Offiziere des Edenhotels, die Mörder Rosa Luxemburgs, Karl Liebknechts, Leo Jogiches, Dorenbachs für ihre Taten geistig präparierte: durch die Verleumdungen, durch die entstellenden Porträtskizzen, die seine Korrespondenz Tag für Tag in allen bürgerlichen und revolutionsfeindlichen Zeitungen verbreitete. Dieser Hindenburgverehrer kriegt den Kollaps bei der Ermordung des Zentrumsmannes Erzberger und ruft: »Das Maß ist voll!« — »Mit Liebknecht fing es an!« Man traut seinen Augen nicht. Die Komödie dieser Welt grinst einen mit irrsinnigen Zügen an.

in der Berliner Chausseestraße begann, fielen hintereinander: die tapferen Matrosen im wilhelminischen Schloß, die sich gegen die Armee des Generals von Lequis verteidigen mußten, fielen die Vorwärtsparlamentäre, fielen Kurt Eisner, Gustav Landauer, Eugen Leviné, fielen Hans Paasche, Wilhelm Sült, Karl Gareis. Jetzt hat die Mörderzentrale der Monarchisten die Linie konsequent weiter gezogen bis zu Matthias Erzberger. Man muß ihre Fähigkeit anerkennen, die Auslese unter den der Reaktion gefährlichsten Gegnern zu treffen. Keine Niete ist darunter. Die Konterrevolution hatte seit den Dezembertagen 1918 Fug und Recht zu triumphieren. Von Monat zu Monat wurde sie frecher. Sie geht blutbespritzt seit fast drei Jahren über die Leichen der deutschen Arbeiter zu dem Ziel, das sie sich gesteckt: der Wiederaufrichtung der Monarchie. Sie handelt nach dem Worte ihres obersten Kriegsherrn: wer sich ihr entgegenstellt, den zerschmettert sie. Wie weit sie vorgeschritten ist, wie reif sie ihre Ernte hält, verrät ihre letzte Tat, die ganz gewiß nicht die letzte bleiben wird.

Erzberger fiel am 26. August. Auf einem Spaziergang im Schwarzwald, von 12 Kugeln durchbohrt.

Das W.T.B., das amtliche Telegraphenbüro der deutschen Republik, meldete die Mordtat in folgender lakonischer Form: »Der Reichstagsabgeordnete Erzberger, der sich seit einigen Tagen mit seiner Familie in Bad Griesbach aufhielt, von wo aus er täglich Spaziergänge zu machen pflegte, ist heute gegen mittag auf dem badischen Kniebis bei Griesbach ermordet aufgefunden worden. Der Leichnam wies 12 Revolverschüsse auf.«

Kurz und bündig. »Wurde ermordet aufgefunden.« Vielleicht ein Raubmord? Oder Folgen einer Liebesaffäre (wie bei der Erschießung des Münchener Führers der Unabhängigen, Gareis)? Keine Silbe von den Tätern.

Erinnert man sich noch der ersten Berichte dieses W.T.B. über die Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts? Dieses wilhelminische Täuschungsbüro sprach von einer wütenden

Volksmenge vor dem Edenhotel, dem die revolutionären Führer zum Opfer gefallen wären, sprach von unbekannten Tätern, die ihm allzuwohl bekannt waren, sprach von Fluchtversuchen und log wie viereinhalb Jahre lang im Kriege das Blaue vom Himmel herunter. Diese in der Berliner Charlottenstraße konzentrierte Lügenzentrale arbeitet mit der militaristischen Mörderzentrale Hand in Hand. Sie gibt das Wort zur Tat. Sie verbreitet den Ruhm der Helden des Krieges und der Konterrevolution, sie vermittelt durch tausend Kanäle den täglichen Giftstoff an ahnungslose, unorientierte Arbeiter und Bürger. Sie ist der Bazillenherd für die Pest der Presse. Dieselben reichen Quellen der Reaktion, kraft deren die Mörderzentralen existieren können, speisen mit gewaltigen Mitteln diese Lügenzentrale. Denn sie wissen: es macht sich bezahlt. Trotz allen Angriffen hat diese den Nachrichtenverkehr übermächtig beherrschende Telegraphenkompagnie ihre Monopolstellung vom wilhelminischen Zeitalter in das Eberts I. hinüberretten können. Es bildete mit der reaktionär gebliebenen Justiz und Verwaltung zusammen das Trifolium der ci-devant (der einst Herrschenden), den Dreibund der Antirepublikaner, Monarchisten, Ludendörffler. Es hatte also zu hetzen gegen alle Revolutionäre, Pazifisten und Demokraten.

Im Kampf zwischen Helfferich und Erzberger nahm es natürlich für den Häuptling der Konterrevolution Partei. Alle Verleumdungen und Verdächtigungen, die Erzbergers zahllose Gegner über ihn ausstreuten, brachte es mit wollüstigem Behagen. Mit Freuden zog es ihn während des Prozesses durch die Gosse, um danach auf den Beschmutzten als auf den schlimmsten Schädling und Verbrecher hinzuweisen, von dem sich das deutsche Volk so schnell als möglich befreien müßte.

Woher dieser Haß? Die Nationalisten haben eine feine Witterung. Er war ihnen nach der Beseitigung der revolutionären Führer der Arbeiterschaft der Gefährlichste. Denn er wollte ihnen an den Geldschrank. Sie sahen in ihm den Stifter der Friedens-

revolution, den Frontzerstörer, den Schmachfriedensbereiter. Er mußte fallen.

* * *

Was war er in Wirklichkeit? Der betriebsame Sohn eines Briefträgers aus Buttenhausen im Schwäbischen. Ein ewig beweglicher Geist, dessen Lebenselement es war, politische Geschäfte zu machen: vorurteilslos, kindlich, sauber oder unsauber, raffiniert oder plump, aber immer mittendrin. Sein erstaunlicher Fleiß erobert ihm unter den vielen Nullen im Parlament bald eine einzigartige Stellung. Er arbeitet von früh bis spät. Der Benjamin des Reichstags kennt den Etat auswendig. Er wurde das enfant terrible nicht nur für die Reichsregierung, sondern auch oft für seine eigene Partei. Der Krieg macht den von der mächtigen Zentrumspartei Gestützten zum obersten Leiter der Kriegspropaganda. Was er hier gesündigt hat, ließe sich kaum in einem Bande von mehreren hundert Seiten zusammenfassen. Der typische Opportunist, der Erfolgsanbeter um jeden Preis grinst munter und fett aus all seinen Worten und Handlungen hervor. Er hielt zu Wilhelm, zu Bethmann, zu Hindenburg und Ludendorff, er interpretierte ihre Kriegspolitik, er hieß jede Brutalität gut, ja er reizte dazu auf, solange er glaubte, damit Erfolg zu haben, und er bekannte sich zur Demokratie und zur Republik in dem Augenblick, wo er sah, daß es einen anderen Ausweg nicht gab, daß die historische Entwicklung, also Gott und der Papst selbst, demokratisch werden mußte. Er war einer der lebfrischesten unter den wenigen deutschen Republikanern, die sich nicht nur mit dem Mundwerk auf den »Boden der Tatsachen« stellten. Dieser rundliche Spießbürger hielt sich nicht mit Unrecht für den gesündesten Realpolitiker. Zweifellos war er kühner und rücksichtsloser in der Verfolgung seiner Pläne, die die deutsche Demokratie fundamentieren sollten, als mancher Stinnessozialist.

Deshalb hat sich die Camorra der monarchistischen Patrioten nicht Noske oder Ebert zur Zielscheibe ihrer Kugeln ausersehen,

sondern diesen ihr mit Recht viel gefährlicheren Kopf, der die größte Aussicht hatte, nach Trimborns Tode — allen Widersachern trotzend — zum Chef der gewaltigen Zentrumspartei gewählt zu werden.

Man lese die scheinheiligen Nekrologe der alldeutschen Blätter. Eins ihrer schändlichsten Organe, die »Leipziger Neuesten Nachrichten« bekennen offen: »Die Sorge, Erzberger im Herbst als Reichsfinanzminister wiederzusehen, mag dem fanatischen Gegner dieses Mannes den Revolver in die Hand gedrückt haben. . . .« Und nachdem dieses zur Camorra in engste Beziehungen stehende Organ die von ihm und seinesgleichen angestifteten Mörder ein bißchen verurteilt hat, begründet es mit feiner Psychologie die Motive der Tat: »Erzberger habe im Walde von Compiègne in den Waffenstillstandsverhandlungen mit Foch leichtfertig Ehre und Ansehen des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes verschachert, die ruhmlose Entwaffnung unseres Heeres vorbereitet, der Entente bereitwillig die Kriegsflotte zur Verfügung gestellt«, dies alles habe ihm in jenen Kreisen, denen das Wort Vaterland noch nicht ein bloßes Phantom geworden sei, den fragwürdigen Beinamen eines Reichsverderbers eingetragen. Ihn treffe, so schreibt das Ludendorfforgan, »die Hauptschuld dafür, daß unsere ganze Handelsflotte eine Beute der Feinde wurde, daß uns wertvolle deutsche Provinzen verloren gingen, daß wir zu einem Volk von Sklaven herabgedrückt worden sind«.

Diese »Patrioten« hatten von jeher Übung im Fälschen der Geschichte. Vom August 1914 an haben sie Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verkehrt. 1914 wurden sie überfallen und der Krieg ihnen aufgezwungen, trotzdem sie die Kriegserklärer waren. 1918 war es der Dolchstoß von hinten. Die geschlagenen Generäle und Offiziere des nach Holland entflohenen obersten Kriegsherrn verkrochen sich feige oder suchten Pöstchen bei den Revolutionsmännern zu ergattern. Der Hauptschuldige flog nach Schweden. Die gegen Kriegsverbrecher milden Kriegssozialisten

lassen es zu, daß ein Ludendorff schnell zurückkehrt, auf offener Straße bei monarchistischen Kundgebungen als Held gefeiert wird und sich von Monat zu Monat frecher gebärdend das Riesenheer schafft, das er braucht, um — glücklicher als Kapp — zum Entscheidungsschlage gegen die Republik ausholen zu können.

• • •

Einen Tag vor Erzbergers Ermordung fand vor den Toren Berlins im Grunewalder Stadion die Heerschau statt. Vor Wilhelms Generälen, den Massenschlächtern von Watter, dem baltikümmerlichen Grafen v. d. Goltz, dem Grafen Waldersee und zu alleroberst vor dem Kriegsverlierer und Memoirenschreiber Ludendorff, der wenige Tage vorher einem Jenenser Regiment ein Begrüßungsschreiben geschickt hatte, das die hochverräterische Aufforderung enthielt, »weiter in Treue des obersten Kriegsherrn zu gedenken, und fest entschlossen zu sein, beim Wiederaufbau des Vaterlandes ein entschlossenes Wort mitzusprechen mit derselben Wucht wie im Weltkriege an der Front«.

Die deutschen Arbeiter kennen den Wiederaufbau, den Ludendorff meint. Sie kennen auch die Wucht des Massenmörders. Und in dem Attentat auf Erzberger wird die Ankündigung dieser Wucht, die Herr Ludendorff wünscht, deutlich und konkret. Seine Hand wird sozusagen sichtbar. Oder um in seiner militärischen Sprache zu sprechen: die Wucht der gewaltig erstarkten konterrevolutionären Front fühlt vor. Die Mörder haben im Sinne Ludendorffs durch ihre Tat »ein entschlossenes Wort bereits mitgesprochen«. In der Kontrollversammlung der 80000 Frontkämpfer wurde die Parade der Konterrevolution abgenommen. Orgien des Monarchismus, Verherrlichung Wilhelms II., wüste Beschimpfungen der Republik und ihrer Führer, alldeutsche Kriegsproklamationen bildeten die Glanzpunkte dieser erhebenden Feier. Eine von den geschlagenen Koryphäen des Weltkrieges, ein noch frei herumlaufender Generalmajor, sprach von den gegenwärtigen Machthabern sehr despektierlich. »Wir hätten — so log er frech —

noch lange fern der Heimat uns unserer Haut wehren können, wenn nicht zu Hause Hochverräter den Allerhöchsten Kriegsherrn für abgesetzt erklärt und so dem Heere seine Führer genommen, und wenn nicht *Erzhalunken* seit Annahme eines unbegreiflichen Waffenstillstandes und Friedens um jeden Preis das Vaterland wehrlos gemacht hätten.« Vierundzwanzig Stunden später lag einer dieser Erzhalunken in seinem Blute. Und wohl gerade der, auf den dieser christliche General das Wort gemünzt hatte. Was seit Monaten, seit Jahren gesät worden war, ging blutig auf.

Den viereinhalb Jahren des Massenmordens folgte die Zeit der individuellen Morde. Der weiße Schrecken wütet seit zweidreiviertel Jahren in der »freiesten Demokratie der Welt«. Ein nur wenig radikaler Pazifist hat ausgerechnet, daß in den Jahren 1919 und 1920 von der Konterrevolution 314 revolutionäre Kämpfer durch Mord beseitigt wurden. Er wird bald eine zweite Auflage seiner Schrift herstellen lassen müssen. Als der Unabhängige Gareis ermordet wurde, haben die SPD.- und USP.-Mannen auch ein wenig getobt, ja die USP. hat sogar Forderungen an die ihr befreundete Wirth-Regierung gerichtet, die selbstverständlich nie honoriert wurden. Das Kahr-Regiment in Bayern sollte beseitigt werden. Es ist heute noch da. Und die USP. unterstützt weiter die Reichsregierung.

Bei Erzbergers Ermordung gerieten selbst die Noskesozialisten aus dem Häuschen. Sie, die im Bunde mit dem wilhelminischen Offizieren, diese Aera der Einzelmorde in die deutsche Geschichte eingeführt haben, sie toben jetzt, da einer der ihren, ein später Republikaner und demokratischer Papstanbeter, der organisierten Hetze seiner Gegner zum Opfer fiel, sie, die die Mörder auf Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg hetzten, sie, die nach der Tat die Schuld nicht den Mördern, sondern den Ermordeten gaben, die die Mörder freisprechen oder entfliehen ließen, sie, die zugunsten der Ruhe und Ordnung auf Befehl Noskes 29 unschuldige Matrosen in der Französischen Straße zu Berlin mit einem Maschinengewehr niederknallen ließen, sie, die

die Anstifter dazu, die Marloh, v. Kessel, den Obersten v. Reinhardt und ihren Kumpan, den Henker Noske, bis heute unangetastet, ja in ihren Stellungen bestätigt oder erhöht haben, sie, deren Schlaf nicht gestört wird, obwohl sie wissen, daß noch nicht ein einziger unter ihrem Regime begangener Mord an einem Revolutionär gesühnt worden ist, sie, die zuschauen, wenn eine reaktionäre Klassenjustiz tausende von Jahren Zuchthaus über revolutionäre Kämpfer verhängt, sie, die Hüter von Ruhe und Ordnung, beginnen zu toben und rufen jetzt angesichts der Mordtat in Griesbach: »*Eine neue Revolution ist in Sicht* . . . Das Maß ist voll! Nun weiß jeder deutsche Arbeiter ganz deutlich, ganz klar, ganz fürchterlich klar, daß die Henkersknechte der Banditen des Weltkrieges, der größten Schurken der deutschen Geschichte, systematisch, planmäßig die Führer der Linksparteien, die Führer, die ein neues Deutschland schaffen wollten, ermorden. Mit Liebknecht fing es an. Heute stehen wir vor der Leiche Erzbergers. Wer wird das nächste Opfer sein? . . . Keine Täuschung! *Die Folgen der Ermordung Erzbergers werden katastrophal sein für Deutschland.* Der Arbeiterschaft bemächtigt sich ein kalter, aber dauerhafter Haß gegen die Hetzer in den Rechtsparteien, die den Mord auf dem Gewissen haben. *Das ist der Dank für die Mäßigung der viehisch und schamlos gequälten Proletarier, die im November 1918, als die Kanaille der Rechtsparteien sich verkrochen, die Schuldigen nicht an die Mauer stellten, wie sie es verdienten* . . .«

Wer schreibt das heute? Derselbe Ernst Heilmann, der Intimus des Gustav Noske, der offiziöse Meinungsmacher jener Regierung, die sich im Januar 1919 mit den Arbeitermördern, den Generälen von Lüttwitz, Reinhardt, Hoffmann, Märker, v. Oven, Watter verbündete, — das ist derselbe Journalist, der durch seine Korrespondenz gegen alle Führer der Revolution hetzte, Verleumdungen giftigster Art verbreitete, die ihre mörderische Wirkung nicht verfehlten.

Jetzt schreibt sein Gesinnungs- und Parteigenosse, der frühere preußische Ministerpräsident Otto Braun: »Die zwölf

Revolverschüsse, mit denen nationalistische Meuchelmörder aus dem Lager derer um Ludendorff und Helfferich dem Leben Erzbergers ein Ende bereitet haben, haben wie mit Blitzlicht die Situation beleuchtet, in die wir durch die Regierungswurstelei der letzten Monate geraten sind.« Die Herren kommen zweieinhalb Jahre zu spät. Die Revolverschüsse, mit denen nationalistische Meuchelmörder aus dem Lager derer um Noske und Lüttwitz dem Leben Liebknechts und Rosa Luxemburgs ein Ende bereitet haben, hatten bereits im Januar 1919 wie mit Blitzlicht die Situation den revolutionären Arbeitern beleuchtet. Sie hatten im »Vorwärts«, in dem Organ, das jetzt 1921 die nationalistischen Meuchelmörder anklagt, die Verteidigung der mit Noske verbündeten Offiziere, der Henker der Revolution, gelesen und zwei Tage vor der bestialischen Hinschlachtung der beiden revolutionären Pioniere die Aufforderung zu ihrer Ermordung an derselben Stelle:

»Viel hundert Tote in einer Reih —
Proletarier.
Karl, Rosa, Radek und Kumpanei —
Es ist keiner dabei, es ist keiner dabei!
Proletarier!«

Und weshalb hetzte der »Vorwärts« damals — so wie gestern die Wulleorgane gegen Erzberger — gegen Arbeiterführer, die aus seinen eigenen Reihen hervorgegangen waren? Weshalb? Weil sie der Auffassung waren, daß die Revolution noch nicht abgeschlossen sei. Daß es sich am Proletariat blutig rächen würde, wenn man auf halbem Wege stehen bliebe. Für das Verbrechen, daß sie die Revolution weiter treiben wollten: bis zum Siege der Arbeiter, bis zur von Marx geforderten Diktatur des Proletariats, für diese Verbrechen hetzten die Noske, Ebert, Heilmann die Bluthunde des Bürgertums, die ehemals kaiserlichen Offiziere, auf sie. Sie wurden mit hunderten, mit tausenden der tapfersten, voraneilenden namenlosen Proletarier gefoltert, eingekerkert oder niedergeknallt.

Der »Vorwärts« schwieg oder lobte die Mörder. Beinah dreijährigen konterrevolutionären Anschauungsunterrichts hat es bedurft und erst ein Erzberger mußte ermordet werden, um ihn die Gefahr der Konterrevolution, auf die wir seit Dezember 1918 unaufhörlich hinwiesen, und die er als Gespensterseherei lächerlich zu machen suchte, selbst sehen zu lassen. Jetzt fordert Otto Braun, der mehrere Monate die Republik Preußen regierte, in einem leidenschaftlichen revolutionären Appell: »Klarheit« an der Spitze des »Vorwärts«. Und erstaunt liest man die Worte: »Wir müssen Gewißheit erlangen, ob die an Förderung grenzende Nachsicht der für Reichswehr, Polizei und Justiz verantwortlichen Regierungsstellen dem provozierenden Treiben monarchistisch-putschistischer Desparadopolitiker gegenüber andauern soll, bis eines schönen Tages die amnestierten Kappgesellen wieder in die Wilhelmstraße und das aus tausend Wunden blutende Deutschland in neue blutige Wirren stürzen.

Die jetzigen Zustände sind ein Skandal. Durch sie wird die deutsche Republik zur Farce herabgewürdigt und in der Welt um jeden politischen und moralischen Kredit gebracht.

Wahrlich wir haben es weit gebracht seit dem 9. November 1918. Es scheinen die Recht zu bekommen, die behaupten, damals wäre nur halbe Arbeit gemacht!«

Und Herr Heilmann übertrifft den Genossen Ministerpräsidenten an Radikalismus und ruft, wie wir vor zweieinhalb Jahren — Anfang Januar 1919, vor der Erstürmung des Vorwärtsgebäudes durch die Regierungstruppen —, zur Einheitsfront des Proletariats auf. Sehr ähnlich, oft mit denselben Sätzen, wie wir nach der Ermordung Liebknechts, kennzeichnet die »Sozialistische Korrespondenz« die Situation im August 1921 nach Erzbergers Ermordung: »*Deutschland ist blutbesudelt.* Das ganze Ausland ist entsetzt über die Tatsache, daß die Gegenrevolution in Deutschland seit Jahr und Tag ungestraft morden darf. Ungestraft! Keiner der Henker, der Meuchelmörder der Rechtsparteien hat die Strafe gefunden, die ihm gebührt, Blut und schmutztriefend

steht Deutschland heute vor der Welt da. . . . . Die Ermordung Erzbergers ist ein Signal. Keine Täuschung! *Wir sind auf dem Wege zu einer schweren, blutigen Auseinandersetzung.*«

Plötzlich also proklamiert Heilmann den Bürgerkrieg. Solange die Kommunisten die Auseinandersetzung mit dem Bürgertum, den Klassenkampf, den gesteigerten Klassenkampf (d. i. der Bürgerkrieg) für unausweichlich, für unvermeidbar erklärten und deshalb das Proletariat darauf vorbereiteten, zu stärken suchten, wurden sie von den Burgfriedenssozialisten als Schürer und Hetzer, die die Arbeiter auf die Straße jagen und verbluten lassen wollen, denunziert. Liebknecht und Rosa Luxemburg waren Wahnsinnige, Verblendete, die sich ihr Schicksal selbst zuzuschreiben hatten.

Ihre Mörder, die wilhelminischen Offiziere von Pflug-Hartung, Vogel, der Husar Runge, erschienen in Paradeuniformen und mit ihren Kriegsorden auf der Brust vor den Richtern der Republik. Ungesühnt blieben die Morde an den leidenschaftlichsten Vorkämpfern der deutschen Arbeiterschaft. Die Mehrzahl der am Mord Beteiligten wurde freigesprochen, die am schwersten Belasteten kamen mit geringfügigen Strafen davon oder flohen mit Noskeausweisen ins Ausland.

Der Fähnrich, der schon vor eineinhalb Jahren auf Erzberger zielte, wird zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt und nach einem Jahr wegen Krankheit beurlaubt. Das erfährt die Oeffentlichkeit zufällig, als man sich nach Erzbergers Ermordung erkundigte, wo der erste Attentäter steckt. Der auf vier Monate beurlaubte Oltwig v. Hirschfeld kommt zum zweiten Male als Mitwisser in Frage.

Eine deutschnationale thüringische Zeitung schrieb nach Meldung der Bluttat wörtlich: »Die Herren entfernten sich« . . . Man las noch einmal, um sich zu vergewissern, ob das deutschnationale und gewiß christliche Organ etwa die beiden Parlamentarier, den von zwölf Kugeln durchbohrten Erzberger und den verletzten Abgeordneten Dietz gemeint haben könnte, — nein, es meinte die Mörder. Und dies mit Recht. Denn sie sind die

Herren, solange die Arbeiter sie Herren sein lassen. Sie sind Fleisch vom Fleisch der Herrenkaste, dessen Mordlust durch den Krieg noch nicht gestillt ist.

* * *

Von dem »Feindbund« — wie sie zu sagen pflegen — elend geschlagen und zur Ohnmacht verurteilt, versucht die Partei der deutschen Militaristen seit Beginn der Revolution, sich von neuem zu sammeln und zu formieren. Die Herren Mörder sind ihre Pioniere. Sie werden vorausgeschickt, um das Terrain abzutasten, die Stärke des Gegners zu erkunden, oder um das Signal zum Angriff zu geben. Die Herren Mörder können sich ganz sicher fühlen. Sie riskieren nicht viel. Zu ihrer Sippschaft gehören die Herren von der Justiz, der hohen Polizei und der Gefängnisdirektion. Es ist eine große Familie. Sie sind meist Korpsbrüder. Und die »alten Herren«, die jetzt als Staatsanwälte, Gerichtspräsidenten noch in der deutschen Republik fungieren, freuen sich im Stillen über das frische Draufgängertum der jungen Füchse, bewundern den Mut der jungen Helden, sehen in ihnen Idealisten, Befreier vom unerträglichen Joch.

Wie atmete die deutsche Herrenkaste mit der Hoflakaiengesinnung auf bei jeder Meldung von der Ermordung revolutionärer Führer. Wie jubelte dieses christliche Kulturgesindel, als es die viehische Abschlachtung Karl Liebknechts, Rosa Luxemburgs, Kurt Eisners, Gustav Landauers erfuhr. Sie sprechen es offen aus, wie sehr sie sich über die neueste Mordtat freuen. Warum auch nicht? Wer kann ihnen in dieser Republik etwas wollen?

So sangen frisch-fröhlich-fromm — in der Nacht nach der Ermordung Erzbergers — deutsche Studenten in vollem Wichs nach einem Sektgelage in der Berliner Friedrichstraße dieses Dankgebet:

Nun danket alle Gott,
Für diesen braven Mord.
Den Erzhalunken, scharrt ihn ein,
Heilig soll uns der Mörder sein.
Die Fahne schwarzweißrot!

Die Herren Mörder wissen im voraus, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden wird. Sollten sie unwahrscheinlicherweise festgenommen und gar vor ein Gericht gestellt werden, so wissen sie: der Prozeß wird für sie zu einer lustigen Komödie, die »alten Herren« im Talar, die da oben als ehrenwerte Richter thronen, werden sie als ihre Korpsbrüder mit Herzlichkeit und Milde behandeln, sie werden mit einer geringfügigen Festungshaft davonkommen und als Märtyrer ihres Volkes gefeiert werden. Und wie dem Mörder Eisners, dem jungen Arco, ihrem Kameraden, wird ihnen allen der Kerker zum fidelen Gefängnis werden. Wenn es überhaupt dazu kommt! Werden sie wirklich verhaftet, was unwahrscheinlich ist, so wird man ihnen gute Ausweispapiere und einen richtiggehenden echten Auslandspaß in die Hand drücken, ihre Brieftasche mit mehreren braunen Lappen füllen und sie in einem Auto über die Grenze bringen. Vermutlich jedoch wird auch dies nicht mal nötig sein. Das Wahrscheinliche ist dies: die Herren Mörder wurden vor der Tat bereits so gut und reichlich gespickt und von ihrer Zentrale mit Mitteln versehen, daß sie längst über die Grenze sind. Morgen werden sie sich vermutlich in der Schweiz oder in Holland mit ihrem Kollegen, dem Oberleutnant Vogel, Rosa Luxemburgs Mörder, treffen. Das sind die Zustände, die Sitten im deutschen Rechtsstaate, einer Republik, die von Sozialisten und Demokraten offiziell geleitet wird.

Der gemeine Meuchelmord an Erzberger hat selbst den Anhängern einer formalen Demokratie die konterrevolutionäre Situation, in der wir leben, wie mit Blitzlicht erleuchtet. Die kapitalistische Anarchie — so sich bürgerliche Gesellschaft nennt — bedarf zu ihrer Aufrechterhaltung der Mordmittel, die ihre zehn Gebote verdammen. So organisiert sie im sogenannten Frieden den individuellen Mord.

Von Liebknecht bis zu Erzberger. Eine Kette fürchterlicher Blutmale. Jetzt ruft selbst der »Vorwärts«: »Nationalistischer Mord!« — Massen heraus! Auf zur Demonstration! — Gegen den politischen Mord! — Für die Republik!« — Und die »Frei-

heit« findet in Plakatschrift wenigstens für diese Tage ihre revolutionäre Sprache wieder. Sie stellt radikale Forderungen auf:

»Rücksichtsloses Vorgehen gegen die konterrevolutionären Mördercliquen, ihre Hintermänner, Geldgeber und Helfershelfer! Freilassung der hinter Kerkermauern schmachtenden politischen Gefangenen! Säuberung der Verwaltungskörper des Reiches und der Einzelstaaten von den reaktionären Elementen in der Bürokratie usw. usw. Gut und schön. Was jedoch verbirgt sich hinter dieser revolutionären Phraseologie? — Wir fürchten sehr: die übliche und bei der USP. bereits chronisch gewordene Willensschwäche, wenn es gilt, dem revolutionären Wort die revolutionäre Tat anzuketten.

Wieder stehen die SPD.- und die USP.-Massen am Scheidewege.

Sie müssen wählen: *Burgfrieden und Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie oder Klassenkampf und Einheitsfront des Gesamtproletariats.*

Heimliche und offne Herrschaft der Militaristen und Nationalisten unter dem schwarz-rot-goldenen Mantel der formalen Demokratie oder Diktatur des Proletariats. d. h. Herrschaft aller Kopf- und Handarbeiter, aller wirklich Schaffenden.

Weitere Duldung der Konterrevolution, ihrer bewaffneten Armeekorps (Orgesch, Einwohnerwehren, Stahlhelm, Oberland, Roßbach) oder Bewaffnung der gesamten Arbeiterschaft, d. i. Selbstschutz des um seine Existenz kämpfenden Proletariats.

Vor diesem Entweder—Oder sehen sich die der SPD. oder USP. noch angehörenden Arbeiter von neuem gestellt. Es gibt keinen Kompromiß. Sie müssen sich entscheiden. Jede Vertuschung oder Ueberbrückung unüberbrückbarer Gegensätze wird sich blutig an der Arbeiterklasse rächen.

Wir erwarten wenig von den Führern der beiden sozialdemokratischen Parteien. Sind sie doch die festen Säulen einer

bürgerlich-kapitalistischen Regierung, die Selbstmord beginge, würde sie auch nur die Forderungen der USP. zu erfüllen suchen. Das von dieser Regierung eingesetzte Staatskommissariat für Ruhe und Ordnung soll »gegen konterrevolutionäre Mördercliquen, ihre Hintermänner, Geldgeber und Helfershelfer« vorgehen? Noch dazu »rücksichtslos«? Es müßte sich also selbst umbringen. Das wird nicht geschehen. Dazu ist Herr Weißmann zu lebenslustig.

Der Kanzler dieser Republik, Herr Wirth, wird weiter schöne Reden halten, wie zuletzt wieder auf dem Frankfurter Katholikentag, wo er feststellte: »*Es geht ein Gären durch unser Volk,* und die Erregung ist gesteigert worden durch den politischen Mord der letzten Tage. Der Wucher, die Aushungerung beginnen ihr Werk.« Er will deren Werk krönen durch weitere Auspowerung der breiten Massen, durch Verteuerung des Brotes, des Verkehrs und der Kohle. Und diesem demokratisch frisierten Oberlehrer, der sich bald genug wird entpuppen müssen als ein Schützer des Kapitals und seiner Garden, sprechen die Führer der in Worten ach wie revolutionären USP. ihr Vertrauen aus!

Erschüttert von dem Schicksal seines Freundes und in Furcht vor dem Kommenden hat der fromme Herr in Frankfurt geäußert: »Wir wollen in den nächsten Tagen in Biberach, wenn der vielumstrittene Mann zu Grabe getragen wird, den verdienten Lorbeer niederlegen. Dann aber wollen wir aufwärts schauen zu Gott und den alten ewigen Sternen, dann wollen wir vorwärts schauen und den Wiederaufbau besorgen. Wir retten den Staat nur durch unseren Opfergeist.«

Darauf hätten die revolutionären Arbeiter aller Parteien dem republikanischen Kanzler auf Grund ihrer Überzeugung nur dieses zu erwidern:

Wir werden am Grabe dieses vielumstrittenen Mannes *keinen* Lorbeer niederlegen. Wir wollen auch nicht aufwärts schauen zu

Gott (das lehrte man uns seit zweitausend Jahren), auch nicht zu den alten ewigen Sternen. Wir wollen auch nicht Ihren Wiederaufbau besorgen. Und wenn Sie, christlicher Kanzler einer demokratisch-sozialen Republik, den Staat durch Ihren Opfergeist retten wollen, so opfern Sie sich selbst und Ihresgleichen, opfern Sie das kapitalistische System, dessen Beauftragter Sie sind und das Sie solche Phrasen sprechen läßt, um damit unaufgeklärte Proletarier zu ködern.

Die zwölf Alarmschüsse von Griesbach haben die Machthaber der Republik aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Der weiße Terror hat einen der ihrigen berührt, einen Mitkämpfer aus ihren Reihen gerissen. Der weiße Terror wird weiter wüten, solange die Solidarität der Arbeiterschaft ihm nicht die revolutionäre Gewalt des Proletariats entgegenstellen wird. Nicht die Herren Wirth, Rathenau, Schiffer werden die aufgewühlte Arbeiterschaft zum Wiederaufbau führen. Sondern die selbst jetzt noch zurückgebliebenen Arbeitermassen werden — durch die Schandtaten der Reaktion vorwärts getrieben — sich den roten Fahnen der Avantgarden anschließen, indem sie den Weg zum Ziel erkennen, den Rosa Luxemburg ihnen im Spartakusprogramm gewiesen hat, den Weg, den sie — koste es was es wolle — werden gehen müssen. . . . »Es ist ein toller Wahnsinn, zu glauben«, schrieb sie schon im Dezember 1918, »die Kapitalisten würden sich gutwillig dem sozialistischen Verdikt eines Parlaments, einer Nationalversammlung fügen, sie würden ruhig auf den Besitz, den Profit, das Vorrecht der Ausbeutung verzichten. Alle herrschenden Klassen haben um ihre Vorrechte bis zuletzt mit zähester Energie gerungen.« Und prophetisch sagte die große Theoretikerin des Kommunismus bereits vor drei Jahren die Entwicklung voraus: »Die imperialistische Kapitalistenklasse überbietet als letzter Sproß der Ausbeuterkaste die Brutalität, den unverhüllten Zynismus, die Niedertracht aller ihrer Vorgänger. . . . Sie wird Himmel und Hölle gegen das Proletariat in Bewegung setzen. Sie wird das Bauerntum gegen die Städte mobil machen, sie wird rück-

ständige Arbeiterschichten gegen die sozialistische Avantgarde aufhetzen, sie wird mit Offizieren Metzeleien anstiften, sie wird jede sozialistische Maßnahme durch tausend Mittel der passiven Resistenz lahmzulegen suchen, sie wird der Revolution zwanzig Vendéen auf den Hals hetzen, sie wird den äußeren Feind, das Mordeisen der Clémenceau, Lloyd George und Wilson als Retter ins Land rufen, — sie wird lieber das Land in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandeln, als freiwillig die Lohnsklaverei preisgeben.«

Wodurch allein kann dieser Widerstand der im Bunde mit den Militaristen stehenden Kapitalistenklasse gebrochen werden? Indem die Arbeiterschaft — der Ideal gebliebenen Forderung des Spartakusprogramms gemäß — in geschlossener Front auftritt und den Anschlägen, Ränken, Zettelungen der Bourgeoisie unbeugsame Zielklarheit, Wachsamkeit und stets bereite Aktivität der proletarischen Masse entgegenstellt. Den drohenden Gefahren der Gegenrevolution die Bewaffnung des Volkes und die Entwaffnung der herrschenden Klasse. Kurz — wie die ermordete Führerin, das einzige Genie der deutschen Revolution, es klar und eindeutig aussprach: »Die geschlossene Front des gesamten deutschen Proletariats: des süddeutschen mit dem norddeutschen, des städtischen und des ländlichen, der Arbeiter mit den Soldaten, die lebendige geistige Fühlung der deutschen Revolution zur Weltrevolution des Proletariats vermag allein die granitne Basis zu schaffen, auf der das Gebäude der Zukunft errichtet werden kann.«

Dies wird *unser* Wiederaufbau sein, der Wiederaufbau der revolutionären Arbeiterschaft. Nicht der Wiederaufbau des Kapitals nach den Plänen der Zauberkünstler Rathenau und Loucheur, sondern das harmonische und große Werk der kommunistischen Gemeinschaft, der gewaltige Neubau, dessen Grundlinien für die Schaffenden der ganzen Welt Karl Marx, Friedrich Engels, Rosa Luxemburg, N. Lenin und Leo Trotzki gezogen haben.

DOKUMENTE DIESER ZEIT

„EIN REVOLUTIONSSCHWEIN VERRECKT!“

Die »Dena« meldet aus Hamborn, 1. September.

»Als die Nachricht von der Ermordung Erzbergers in Hamborn bekannt wurde, ließ ein Leutnant der Schutzpolizei seine Hundertschaft antreten und hielt an seine Leute folgende Ansprache: »Kameraden, ich habe euch eine freudige Mitteilung zu machen. Ein Revolutionsschwein ist verreckt. Hoffentlich folgen ihm bald alle anderen Revolutionsschweine nach.«

Diese Äußerung des Leutnants ist jetzt in Hamborn bekannt geworden und hat unter der Bergarbeiterschaft eine gewaltige Erregung hervorgerufen, deren Folgen vorläufig noch nicht abzusehen sind.«

• • •

Aus der »Schwarzwälder Volkswacht« in Schramberg (eine halbe Stunde von Griesbach entfernt):

Du tapfrer Held, du schoßt den Gareis nieder,
Du brachtest allen uns Befreiung wieder
Von einem saubern Sozihund.
Welch Licht in unserer Trauerstund!
Auch Rathenau, der Walter,
Erreicht kein hohes Alter.
Die Rache, die ist nah.
Hurra! Hurra! Hurra!
Laßt uns froh und munter sein,
Schlagt dem Wirth den Schädel ein!
Lustig, lustig, tralleralla,
Bald ist Wilhelm wieder da.
Wenn einst der Kaiser kommen wird,
Schlagen wir zum Krüppel den Wirth,
Knallen die Gewehre tack, tack, tack,
Aufs schwarze und das rote Pack.
Haut immer feste auf den Wirth!
Haut seinen Schädel, daß es klirrt!
Knallt ab den Walter Rathenau,
Die gottverfluchte Judensau!

• • •

MIESBACHS KAMPF GEGEN BERLIN.

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens (S. 964): Miesbach, Markt mit städt. Verfassung und Bez.-Ort in Oberbayern. (1910) 4189 Einw., an der Schlierach, Eis. München-Schliersee, hat ev. und 2 kath. Kirchen.

Zur Ergänzung: auch den »Miesbacher Anzeiger«, die offiziöse »Bayrische Staatszeitung«, das tüchtigste Organ der deutschen Gegenrevolution. Das

Sprachrohr der gegenwärtigen Machthaber in Bayern, der Herren v. Kahr, v. Poehner. Die schwarz-weiß-rote Fahne der Orgesch. Hier war bereits am 17. August unter dem Titel: »Wirth und Lump« das Folgende zu lesen:

„In der Presse taucht hartnäckig die Meldung immer wieder auf: Der Erzberger kommt, der Wirth ist besonders für sein Wiederauftauchen.

Wir trauen dem Wirth alles zu, seit wir den Schweißriesen in der Schenkkellnerstellung in der „Berliner Illustrierten" erblickt haben. Dieses jugendliche Talent, jeden Posten zu erreichen, gestützt auf ein badisch gewetztes Maulwerk, und sonst auf nichts, hat uns nie imponiert. Wer was ist und was taugt, ist in der Revolution nicht in die Höhe gekommen, und wer in die Höhe gekommen ist — — — der kann sich die Achtung bei anderen holen.

Daß der Algebralehrer die Aufgabe angenommen hat, vor Frankreich zu kuschen, ist Gemütssache. Ein rechter Mann hätte sich lieber die Zunge abgebissen, aber in der Schule des Biberacher Lumpen sind keine Männer herangewachsen.

Ueber kurz oder lang wird der Schweißriese hinausbefördert sein, dann können ihm seine Berliner Wohltäter jede Algebrastunde auf seinen Dienst als »Kanzler« aufrechnen.

Geld tragt's, photographiert ist er auch worden — hat er nicht seine Bestimmung erfüllt?

Aber das andere Geschäft da, dieses Händewaschen gemeinsam mit meineidigen Erzberger, das muß ihm das deutsche Volk versalzen — oder es ist nicht mehr wert, als unter solchen Menschen zu verderben.

Hier gibt es keine Parteistandpunkte. Die große Mehrheit des deutschen Volkes weiß, ist davon überzeugt, glaubt daran, daß Erzberger ein bestochener, bestechlicher Lump ist, der trotz seines katholischen Heuchelns vor Gericht wissentlich falsch geschworen hat.

Der Wirth nimmt daran keinen Anstoß — und für uns stimmt das ganz zu seinem Bilde —, aber es gibt keinen ehrlichen Menschen in Deutschland, der die Wiederkunft des Schurken nicht als das größte Unglück in so viel Unglück betrachtete.

War und ist es notwendig, daß das Zentrum den guten Teil des Volkes, der aufwärts führen will, vor solche Gewissensnöte hinstellt?

Kaum ist der Ehrenmann Trimborn tot, taucht als Kandidat der feistgefressene Lump auf, der die Hände in allen Taschen hat und alle Hände in seine Taschen stecken läßt. Dieses Urbild der schmutzigen Käuflichkeit darf bei jeder Gelegenheit drohend vor dem katholischen Volke stehen. Und niemand hat den Mut, glattweg zu sagen, daß wir uns, so tief wir gesunken sind, immer noch keinen ehrlosen Lumpen aufzwingen lassen. In den Dreck steigen wir nicht, wir Bayern ganz gewiß nicht!

Schmeißt die Wirth und die Erzberger hinaus, schafft reine Luft seid, was ihr wart, katholisch, ehrenhaft und nochmal ehrenhaft und deutsch — und das Zentrum kann der Mittelpunkt der Wiedergenesung werden!

Duckt ihr euch aber feig unter dem Bakel dieser Schulmeister, wollt ihr dem deutschen Volke den Sinn für Recht und Anstand mit Gewalt austreiben — dann sind Vaterland und Religion für euch leere Begriffe geworden und dann habt ihr alles verloren!

Und bloß den Bieberacher Schurken gewonnen.«

• • •

RICHTER LYNCH.

Im »Deutschen Tageblatt« (Herausgeber: Reinhold Wulle) schreibt nach dem Mord ein Ad. Zimmermann:

»Wenn die staatliche Rechtspflege versagt, wo doch das Volk ihr Eingreifen fordert, ersteht automatisch Richter Lynch. Das ist nun einmal so, wird immer so sein, solange die Menschen Menschen sind, und kein Gesetz der Welt wird es aus der Welt schaffen. Dieser Mann war ein aufgelegter Hochverräter, als Mitschuldiger des Dolchstoßes von 1918 wie seither. Es war persönlich ein unsauberer Mensch. Die staatliche Rechtspflege hat ihm gegenüber versagt. Es ist nicht zu entschuldigen, aber es ist geschichtlich gesehen überaus natürlich, daß Richter Lynch da auf dem Plan erschien. Er hat noch allemal in solchen Fällen seines Amtes gewaltet«.

DIE MASCHINE

Schauspiel in drei Aufzügen
VON UPTON SINCLAIR

EINZIGBERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG AUS DEM ENGLISCHEN
VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

PERSONEN

Allan Montague
Julia Patterson, Schriftstellerin
Jack Bullen, Salonsozialist
Laura Hegan, Hegans Tochter
Jim Hegan, der Straßenbahnkönig
Annie Rogers, ein Mädchen aus den Slums
Robert Grimes, der Boß
Andrews, Hegans Sekretär
Parker, ein Angestellter

Der erste Aufzug spielt in Julia Pattersons Wohnung in einem Muster-Mietshaus im unteren Ost-Ende.

Der zweite Aufzug spielt in der Bibliothek der »Towers«, Hegans Landhaus auf Long Island, zwei Wochen später.

Der dritte Aufzug spielt am folgenden Morgen in Hegans Privatbureau in der Wall-Street.

ERSTER AUFZUG

(Julia Pattersons Wohnung in einem Muster-Mietshaus im unteren Ost-Ende. Das Wohnzimmer ist einfach, jedoch dem modernsten Geschmack gemäß möbliert, Werkstättemöbel, an der Wand Porträts von Morris und Ruskin, in der Mitte ein Tisch, zwei bequeme Lehnstühle, ein Diwan, viele Bücherregale. Die Mitteltür führt in die Vorhalle, rechts und links münden Türen in andere Zimmer.

Da der Vorhang aufgeht, hat Julia die Lampe auf dem Tisch zurückgeschoben, sie verzehrt ein leichtes Abendbrot, trinkt Tee und versucht zur gleichen Zeit in einer Zeitschrift zu lesen, deren Seiten immer wieder zufallen. Sie ist eine anziehende, intelligente Frau von dreißig Jahren. Es läutet an der Tür.)

Julia: Ah, Jack! (Sie drückt auf einen Knopf, geht an die Tür.)

Jack: (tritt ein, er ist die Treppe heraufgelaufen. Er ist Student, Revolutionär, einer der Organisatoren der »Gesellschaft der Freunde der russischen Freiheit«. Ein hübscher Mensch, eifrig, begeistert, ein großer Sprecher). Hallo, Julia! Ganz allein?

Julia: Ja. Ich erwartete eine Freundin, doch kann sie erst später kommen.

J a c k: Sie sind beim Essen?
J u l i a: Ich war den ganzen Tag unterwegs. Wollen Sie auch etwas?
J a c k: Nein, ich habe diniert. (Da sie den Tisch abräumt) Lassen Sie sich durch mich nicht stören.
J u l i a: Ich beendete eben meine Mahlzeit. (Da er ihr helfen will) Nein, setzen Sie sich.
J a c k: Unsinn. Lassen Sie doch auch die Männer sich nützlich machen.
J u l i a: Was haben Sie heute getrieben?
J a c k: Wir organisieren eine Demonstration für die schwedischen Streiker.
J u l i a: Ist es nicht wundervoll, wie diese Schweden durchhalten?
J a c k: Den Leuten öffnen sich die Augen. Und sind sie einmal offen, so bleiben sie es auch.
J u l i a: Ja. Lasen Sie meinen Artikel?
J a c k: Das will ich meinen! Julia, er ist prächtig.
J u l i a: Finden Sie?
J a c k: Ja, wirklich. Diese Arbeit ist Ihnen gelungen. Ich hörte ein Dutzend Leute darüber reden.
J u l i a: Wirklich?
J a c k: Ich glaube, Sie sind der weibliche Schmutzaufwirbler-Champion des Landes geworden.
J u l i a: (lacht).
J a c k: Weshalb wollten Sie mich gerade heute Abend bei sich sehen?
J u l i a: Ich möchte Sie mit einer Freundin bekannt machen, mit jemandem, den ich erziehe.
J a c k: Sie scheinen mich zu Ihrem Lieblingsproselytenmacher erwählt zu haben.
J u l i a: Sie sahen die Dinge mit eigenen Augen, Jack.
J a c k: Ja, das stimmt.
J u l i a: Und Sie verstehen es, davon zu erzählen. Außerdem haben Sie eine so liebenswürdige Art . . . Niemand vermag Ihnen zu widerstehen.
J a c k: Lassen Sie die Schmeicheleien. Wer ist Ihre Freundin?
J u l i a: Sie heißt Hegan.
J a c k: Eine Frau?
J u l i a: Ein Mädchen. Sie ist auf dem rechten Weg, Jack. Sie müssen sich mit ihr etwas Mühe geben, denn, wenn es uns gelingt, sie zu gewinnen, so kann sie sehr viel für uns tun. Sie ist äußerst reich.
J a c k: Hoffentlich keine Verwandte von Jim Hegan?
J u l i a: Seine Tochter.
J a c k (fährt auf): Wie?
J u l i a: Seine einzige Tochter.
J a c k: Guter Gott, Julia!
J u l i a: Was ist's?
J a c k: Sie wissen doch, daß ich mit solchen Leuten nicht zusammentreffen will.

Julia: Weshalb denn nicht?

Jack: Ich will mit ihnen nicht verkehren, habe ihnen nichts zu sagen.

Julia: Mein lieber Jack, das Mädchen kann nichts für seinen Vater.

Jack: Ich weiß es, sie tut mir leid. Doch habe ich meine Arbeit . . .

Julia: Sie könnten gar keine bessere Arbeit leisten, als diese. Wenn es uns gelingt, aus Laura Hegan eine Sozialistin zu machen . . .

Jack: Blödsinn! Ich habe es aufgegeben, derartigen Irrlichtern nachzujagen.

Julia: Aber bedenken Sie doch, was Laura tun könnte!

Jack: Ja. Früher bedachte auch ich, was eine Menge Leute zu tun vermöchten. Sie könnten mir ebenso gut vorschlagen, ich solle bedenken, was ihr Vater tun könnte . . . wenn er es wollte, statt das Lebensblut der Stadt zu vergiften, seine schmutzigen Millionen aufzutürmen. Durchwandern Sie die Stadt, schauen Sie sich das Elend und das Grauen an . . . und bedenken Sie, daß Jim Hegan an der Spitze sitzt und allen Profit einheimst. Jim Hegan steht hinter der Organisation . . . er ist die wahre Macht hinter Boß Grimes. Er gibt das Geld, ermöglicht dieses ganze Regime von Laster und Bestechlichkeit . . .

Julia: Mein lieber Junge, seien Sie nicht töricht.

Jack: Was wollen Sie damit sagen? Ist all dies etwa nicht wahr?

Julia: Natürlich ist es wahr . . . aber weshalb mir darüber eine Rede halten? Sie vergessen, daß Sie mit dem weiblichen Schmutzaufwirbler-Champion des Landes sprechen.

Jack: Schon gut. Aber ich will mit diesen Leuten nicht gesellschaftlich verkehren. Viele von ihnen meinen es gewiß ganz gut, doch sind sie ihr Lebtag gewöhnt gewesen, wichtige Persönlichkeiten zu sein . . . sind gewöhnt, daß alle vor ihnen zittern, ihres gestohlenen Geldes wegen und der wundervollen Dinge wegen, die sie damit tun könnten, wenn sie nur wollten.

Julia: Mein lieber Jack, haben Sie je bemerkt, daß ich den vornehmen Leuten nachlaufe?

Jack: Nicht daß ich wüßte. Doch ist es dazu niemals zu spät.

Julia: (lachend). Nun bis Sie Anzeichen davon sehen, haben Sie ein wenig Vertrauen zu mir. Lernen Sie Laura Hegan kennen, urteilen Sie selbst.

Jack: (murrend). Gut, ich werde sie kennen lernen. Aber ich warne Sie, ich werde die Gefühle des Mädchens keineswegs schonen. Von mir soll sie die Dinge hören, wie sie sind.

Julia: So ist's recht, mein Junge. Versetzen Sie ihr den Klassenkampf und die Revolution mit einem großen R. Sagen Sie ihr, Sie seien der einzige ursprüngliche Vertreter des enterbten Proletariats und daß Sie eines Tages auf dem Palast ihres Vaters die rote Fahne hissen werden. (Ernst) Natürlich werden Sie sich ihr gegenüber wie ein Gentleman benehmen, ihr von Ihren Abenteuern in Rußland erzählen, sie in das einen Einblick tun lassen, was außerhalb ihrer kleinen Fünften Avenue-Clique vorgeht.

J a c k: Wo haben Sie ihre Bekanntschaft gemacht?

J u l i a: Ich traf sie in einem Settlement.

J a c k: Guter Gott! Jim Hegans Tochter! (er lacht) Ich wette, die Leute krochen vor ihr.

J u l i a: Sie wissen ja, wie Settlement-Leute sind. Sie kommt bereits seit einiger Zeit dorthin, scheint sich für die Sache zu interessieren. Hat eine ganze Menge Geld hergegeben.

J a c k: Zweifellos.

J u l i a: Ich plauderte eines Nachmittags mit ihr. Sie ist ein stilles, zurückhaltendes Mädchen, machte auf mich einen seltsamen Eindruck. Sie schien sich unglücklich zu fühlen, aus ihren Worten klang eine schwermütige Note. Es war mir peinlich gewesen, mit ihr zusammenzutreffen ... Sie werden das begreifen, nach meiner Arbeit über »Tammany und Straßenbahntrust«.

J a c k: Erwähnte sie die Sache?

J u l i a: Nein, niemals. Doch deuchte mich etliche Male, sie versuche den Mut hierzu zu finden. Ich glaube, sie leidet wegen ihres Vaters.

J a c k: Mein Gott! Wäre es nicht ein gelungener Witz, wenn die Nemesis Jim Hegan vermittels seiner Tochter ereilte?

J u l i a: Ja, nicht wahr?

J a c k: Und wie stellt er sich zu ihrer Reformtätigkeit?

J u l i a: Ich weiß nicht, doch glaube ich, sie müssen sich darüber geeinigt haben. Sie ist nicht der Mensch, der, hat er einen Entschluß gefaßt, sich davon abbringen läßt.

J a c k: Das Kind ihres Vaters. (Pause) Hätte ich gewußt, worum es sich handelt, ich hätte an meiner Statt jemand anderen vorgeschlagen ...

J u l i a: Einerlei, das macht keinen Unterschied.

J a c k: Dieser Montague, von dem ich ihnen bereits telephonisch sprach ... Er ist gleichsam mein Konvertit.

J u l i a: Ich sehe. Wir werden unsere Leute austauschen.

J a c k: Ich glaube, Montague halte ich fest. Er wird Sie interessieren ... Sein Leben ist ein richtiger Roman ... Am letzten Wahltag ... (Es läutet).

J u l i a: Ah, jemand kommt. (Sie geht zur Tür, ruft hinaus) Sind Sie's, Fräulein Hegan?

L a u r a: (draußen) Ja. Ich bin's.

J u l i a: Sie haben den Weg gefunden?

L a u r a: Ganz leicht. (Sie tritt ein. Ein hochgewachsenes, stattliches Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren, einfach, doch elegant gekleidet.) Wie geht's?

J u l i a: Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Jack, dies ist Fräulein Hegan, Herr Bullen.

L a u r a: Guten Tag, Herr Bullen.

J a c k: Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Fräulein Hegan.

Julia: Geben Sie mir Ihre Jacke.

Laura (blickt sich um): Oh, welch ein behagliches Zimmer. Ich finde diese Mustermietswohnungen entzückend.

Julia: Sie sind für uns Agitatoren unentbehrlich ... Eine Oase in der Wüste.

Jack: Fürs Proletariat erbaut, von Narren bewohnt.

Laura: Ist das wahr?

Julia: Jedenfalls in diesem Fall. Unter mir wohnen zwei Maler und ein Settlement-Arbeiter, nebenan ein blinder Anarchist und ein jiddischer Dichter.

Laura: Wie kommt das?

Julia (während sie mit Lauras Jacke und Hut ins andere Zimmer geht): Die Zimmer sind rein und billig, wenn die Armen nicht vermögen, ihre Miete zu bezahlen, nehmen wir ihnen die Heime.

Jack: Die Ausmerzung der Untauglichen.

Laura: Eine tragisch klingende Erklärung, doch dürfte sie wahr sein. (Sie betrachtet Jack.) Also Sie sind Herr Bullen. Ich erwartete, daß ein so berühmter Revolutionär gefährlicher aussähe.

Julia (kommt zurück): Fällen Sie nicht zu rasch ein Urteil über Jack, er hat die Eigenschaft, zu verblüffen.

Laura: Ich lasse mich nicht mehr so leicht verblüffen. Bin nun schon daran gewöhnt, Revolutionären zu begegnen.

Jack: Sie nennen doch hoffentlich nicht jene Leute, die Sie in den Settlements treffen, Revolutionäre?

Laura: Nein, aber hierher kommen allerhand Menschen.

Julia: Übrigens telephonierte mir Jack heute nachmittag, er habe einen Freund herbestellt. Hoffentlich macht es Ihnen nichts?

Laura: Oh nein, nicht das geringste. Ist er einer Ihrer russischen Freunde?

Jack: Nein, er ist Amerikaner, heißt Montague. Eben, da Sie kamen, begann ich, Julia von ihm zu erzählen.

Laura: Erzählen Sie weiter.

Jack: Es war ein richtiges Abenteuer, ich erinnere mich an keines, das aufregender gewesen wäre. Und ich habe schon mancherlei erlebt, müssen Sie wissen.

Laura: Ja, dies wurde mir mitgeteilt.

Jack: Es war am letzten Wahltag, im Wahllokal in der Bowery. Ich war Vertrauensmann für die Sozialisten, Montague für die Reformleute, deren anderer Mann betrunken war, so daß Montague die ganze Arbeit zufiel. Wir befanden uns im Mittelpunkt von Learys Distrikt, ich kann Ihnen sagen, die Menge war nicht besonders sanft. Es war ein harter Wahlkampf.

Laura: Ja, ich weiß.

Jack: Allerlei Betrügereien kamen vor, die Urne war voller gezeichneter und ungültiger Wahlzettel, Montague befahl, diese fortzuwerfen. Zuerst beachtete ich die Sache kaum, meine Aufgabe war es, zu sehen, daß

unsere eigenen Wahlzettel gezählt werden, bald jedoch begann auch ich mich zu interessieren. Montague hatte alle anwesenden Leute gegen sich. Es gab dort einen Tammany-Wahlinspektor und vier Zähler . . . lauter Tammany-Leute, versteht sich, außerdem drei oder vier Tammany-Polizisten und außerhalb der Umzäunung die ärgsten Hooligans, die man sich vorstellen kann. Um die Sache noch ärger zu machen, befanden sich innerhalb der Umzäunung etliche Leute, die dort nichts zu suchen hatten . . . Einer davon ein städtischer Richter, ein zweiter ein Staatsanwalt . . . Und alle fielen über Montague her.

Julia: Was tat er?

Jack: Er zwang sie, die bezeichneten Wahlzettel hinauszuwerfen. Sie waren ganz bereit, diese beiseite zu legen, wollten sie jedoch auf den Wahllisten mitrechnen. Natürlich wußte Montague, zählten sie die Wahlzettel, das Ergebnis würde das gleiche sein, wie wenn sie in der Urne blieben. Das Gesetz stand auf seiner Seite. Er ist Rechtsanwalt, scheint das Gesetzbuch auswendig zu kennen, zitierte Paragraphen um Paragraphen. Dann schauten die Leute im Gesetzbuch nach, erkannten, daß er recht habe und wurden natürlich nur noch wütender. Der alte Richter reckte sich auf seinem Sessel hoch, (er war ein rotgesichtiger unwissender Kerl), brüllte: »Sergeant, ich fordere, daß Sie diesen Mann hier hinauswerfen!« Und der Polizist legte tatsächlich die Hand auf Montagues Schulter, hätte er ihn über die Umzäunung geworfen, Montague wäre in Stücke zerrissen worden. Doch blieb dieser kühl wie ein Stück Eis. »Sergeant,« sagte er, »es ist Ihnen bekannt, daß ich Wahlbeamter bin, unter dem Schutz des Gesetzes stehe, verweigern Sie mir diesen Schutz, so droht Ihnen Gefängnisstrafe.« Und er zitierte abermals einen Paragraphen.

Julia: Es ist ein Wunder, daß er die Leute meistern konnte.

Jack: Er tat es, zwang sie, siebenundvierzig Wahlzettel fortzuwerfen, darunter achtunddreißig Tammany-Zettel. Einen Augenblick deuchte mich, die Bande breche aus, ich schlich fort, telephonierte um Hilfe. Dann kam ich zurück, ergriff seine Partei. Die Leute sollten wissen, daß es einen Zeugen gebe. Sie hätten den dankbaren Blick sehen sollen, den Montague mir zuwarf.

Laura: Ich kann es mir vorstellen.

Julia: Und wie endete die Sache?

Jack: Wir hielten die Leute bis elf Uhr nachts fest. Um diese Zeit wußten alle, daß Tammany gesiegt habe, die Wahlzettel waren nicht mehr von Nöten. Der alte Richter klopfte uns auf den Rücken, sagte, wir seien Helden und forderte uns auf, uns mit ihm zu betrinken. Montague und ich strebten durch die lärmende Menge heim, wurden auf diese Art mit einander bekannt. Ich glaube, ich bin noch nie einem Menschen begegnet, der mir auf den ersten Blick so sympathisch war.

Laura: Und Sie machen natürlich einen Sozialisten aus ihm?

Jack: Er macht Fortschritte. Doch ist er nicht der Mensch, der von einem anderen seine Ansichten übernimmt ... Er will die Dinge selbst sehen, ist noch nicht lange in New York ... stammt aus dem Süden ... Aus Mississippi.

Laura (erregt): Aus Mississippi? Wie lautet sein Vorname?

Jack: Allan.

Laura (vermag ihre Bewegtheit nicht zu verbergen): Allan Montague!

Jack: Kennen Sie ihn?

Laura: Sehr gut. Oh ... Ich habe ..., das heißt ... Ich sah ihn seit langem nicht. (Sie gewinnt ihre Selbstbeherrschung wieder). Kommt er bestimmt her?

Jack: Er hält seine Verabredungen meistens ein.

Julia: Woher kennen Sie ihn?

Laura: Er ist Ollie Montagues Bruder.

Jack: Wer ist Ollie Montague?

Laura: Einer der hübschen Burschen, die in der Gesellschaft jeder kennt, er ließ seinen Bruder aus dem Süden kommen, um ihn hier bekannt zu machen. Allan Montague stand in irgendeiner Geschäftsverbindung mit meinem Vater. Dann schien er sich plötzlich von allem zurückzuziehen, niemand sieht ihn mehr. Ich weiß nicht, weshalb.

Jack: Ich glaube, seine Erfahrungen haben ihn mit Ekel erfüllt!

Laura: Oh!

Jack (bemerkend, daß er etwas Taktloses gesagt habe): Ich glaube, ich war der erste Sozialist, den er kennen lernte. Er begann gerade in einen Zustand der Verzweiflung zu geraten, hatte mit einem langen Reformprogramm angefangen ... wollte die Leute darnach erziehen ... zu einer Reform nach der anderen, bis sie alle verwirklicht waren. Ich sagte ihm: »Wenn es Ihnen gelungen ist, die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Reform Nummer dreißig zu lenken ... was glauben Sie, haben inzwischen die Politiker mit Reform Nummer eins getan?«

Julia: Wir haben alle dieses Stadium durchgemacht. Ich entsinne mich ganz genau ... (Es läutet.) Ah, da ist er.

Jack (erhebt sich, geht zur Tür): Aber ich glaube, er steht davor, mit dem Kopf gegen die Steinmauer zu rennen. (Ruft): Sind Sie es, mein Alter?

Montague (draußen): Ja, ich bins.

Jack: Wie geht's?

Montague: Prächtig.

Jack: Kommen Sie herein.

Montague (tritt ein, er ist ein hochgewachsener, gut aussehender dreißigjähriger Mann, beherrscht, von langsamer Redeweise, der dunkle Typus des Südländers): Ich komme etwas spät. (Er erblickt Laura, fährt zusammen.) Fräulein Hegan! Sie! (Er beherrscht sich.) Dies ... dies ist eine unerwartete Freude!

Laura: Unerwartet für beide Teile, Herr Montague.

M o n t a g u e : Ich bin wirklich hoch erfreut, Sie zu sehen.

(Sie schütteln einander die Hand.)

J a c k : Julia, dies ist mein Freund, Herr Montague. Fräulein Patterson.

M o n t a g u e : Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Fräulein Patterson.

J u l i a : Wir ahnten gar nicht, daß wir alte Freunde zusammenbrächten.

M o n t a g u e : Nein, es ist sicherlich ein Zufall.

L a u r a : Es ist ... warten Sie ... Es ist ein Jahr her, seit wir uns zuletzt sahen.

M o n t a g u e : Es muß gut ein Jahr sein.

L a u r a : Wo verbergen Sie sich denn jetzt immer?

M o n t a g u e : Ich studiere, auf eine ruhige Art.

L a u r a : Und niemand von Ihren alten Freunden sieht Sie?

M o n t a g u e : Ich gehe wenig aus.

L a u r a (ernst): Bedeutet Ihnen die Freundschaft so wenig?

M o n t a g u e : Ich ... es ist schwer zu erklären ... Ich habe mich mit Politik befaßt.

(Eine Verlegenheitspause.)

J u l i a : Herr Bullen hat uns eben von Ihrem Heldenmut erzählt.

M o n t a g u e : Meinem Heldenmut? Wo?

J u l i a : Im Wahllokal.

M o n t a g u e : Oh das! Das war nichts.

L a u r a : Uns deuchte es viel.

M o n t a g u e : Jack soll Ihnen lieber von seinen eigenen Abenteuern erzählen.

J u l i a : Wer würde, sein unschuldiges Gesicht betrachtend, glauben, er habe geholfen, ein Gebäude sechs Stunden lang gegen russische Artillerie zu halten?

L a u r a : Lieber Himmel! Wo war das?

J a c k : Im Petersburger Aufstand.

L a u r a : Fürchteten Sie sich nicht zu Tode?

J a c k (lachend): Nein, wir waren viel zu sehr damit beschäftigt, auf die Kosaken zu schießen. Es war wie zur Jagdsaison in den Adirondacks.

L a u r a : Und was war das Ergebnis?

J a c k : Schließlich wurden wir geschlagen. Ich floh über das Eis der Newa. Der Absatz meines einen Stiefels wurde abgeschossen. Und dann behaupten die Leute, es gebe keine Romantik mehr. Jeder, der nach Romantik verlangt und weiß, was sie wirklich ist, kann sie in Rußland zur Genüge finden.

(Pause.)

L a u r a (zu Montague): Sahen Sie meinen Vater unlängst?

M o n t a g u e : Nein, ich sah ihn seit einiger Zeit nicht.

L a u r a : Sie werden ihn heute Abend sehen, er versprach, mich abzuholen.

M o n t a g u e : Wirklich?

J a c k : Uebrigens, Julia, ich vergaß ganz, wie geht es Annie?

J u l i a : Ganz gut, glaube ich, sie erholt sich mit jedem Tag.

Jack: Ist sie noch immer so gewalttätig?

Julia: Weniger, ich werde mit ihr immer fertig.

Laura: Ist sie im Nebenzimmer? (Blickt nach rechts.)

Julia: Ja, sie schläft seit dem Nachmittag.

Laura: Wollen Sie mir noch immer nicht gestatten, sie in ein Spital zu schicken?

Julia: Oh nein, es würde das arme Mädchen bestimmt töten.

Laura: Aber Sie selbst . . . mit all Ihrer Arbeit, Ihren Verpflichtungen?

Julia: Sie ist sehr ruhig. Auch kommen die Nachbarn, wenn ich fort bin, helfen, sind voller Teilnahme.

Laura: Wenn man von Heldenmut spricht... mich deucht, auch Ihr Name müßte erwähnt . . .

Julia: Unsinn! . . . Das Mädchen wurde mir einfach in die Arme geworfen.

Laura: Die meisten Leute wären dennoch beiseite getreten. Kennen Sie die Geschichte, Herr Montague?

Montague: Bullen hat sie mir erzählt. Ist es Ihnen noch nicht gelungen, Recht zu erlangen?

Jack: Von der Polizei? Schwerlich. Aber wir beharren darauf, wollen den Bericht vervollständigen. Heute suchte ich Hauptmann Quinn auf. »Was ist denn das?« fragte er, »Schon wieder Annie Rogers?« Hat denn Ihre Freundin nicht die Zeitungen mit dem Fall vollgebrüllt? Was will sie denn noch?«

Julia: Ich begab mich heute zum Tammany-Führer unseres Distrikts . . . .

Montague: Leary?

Julia: Ja, ging geradeswegs in seinen Biersalon. »Dame,« sprach er, »das Mädchen ist übergeschnappt. Sie haben sich eine Irrenhauspatientin aufgeladen. Dieses ganze Geschwätz über den weißen Sklavenhandel . . . das ist das Werk der Zeitschriften-Schmutzaufwirbler!« »Meinen Sie mich, Herr Leary?« fragte ich. Er schaute mich verblüfft an, ich glaube, er wußte nicht, wer ich bin.

Montague: Das Werk der Schmutzaufwirbler! Auch Boss Grimes arbeitet mit dieser Behauptung.

Jack: Neulich setzte sich bei einem Bankett ein halbes Dutzend Geistlicher mit ihm an den gleichen Tisch. So weit sind wir in New-York gekommen, Boss Grimes, dessen Hand auf jedem Faden des schmählichen Systems liegt . . . dessen Tatzen in jedem dreckigen Bestechungstopf der Stadt stecken. Jedesmal, wenn ich eine Abbildung des Bulldoggengesichtes sehe, deucht es mich, vor mir stünde alles Grauen, gegen das ich mein ganzes Leben lang gekämpft habe.

Julia: Es ist seltsam, wie viel weniger Anklagen gegen Tammany jetzt erhoben werden, als früher.

Montague: Tammany wird respektabel.

Jack: Die großen Geschäftsinteressen haben entdeckt, wie das System auszunützen sei. Besonders die Straßenbahnbande . . . (Er stockt jählings, eine gespannte Pause tritt ein.)

Laura (beugt sich vor, äußerst ernst): Herr Bullen, ist dies wirklich wahr?

Jack: Es ist wahr, Fräulein Hegan.

Laura: Herr Bullen, Sie werden begreifen, was für mich das Vernehmen dieser Behauptung bedeutet. Ich höre sie immer wieder, frage, ob sie auf Wahrheit beruhe, und erhalte die Antwort, es sei eine Verleumdung. Wie soll ich es wissen? (Eine Pause.) Vermögen Sie mir zu sagen, daß Sie persönlich die Wahrheit dieser Behauptung erfahren haben?

Jack (jedes Wort wägend): Nein, dies könnte ich nicht sagen.

Laura: Würden Sie sagen, daß Sie diese Behauptung vor einem Geschworenengericht beweisen können?

Jack: Ich würde sagen, daß ich, sollte ich sie beweisen, die Beweise finden würde.

Laura: Was würden Sie sagen, Herr Montague?

Montague: Ich möchte lieber nicht antworten, Fräulein Hegan.

Laura: Bitte, bitte. Sie sollen antworten.

Montague (nach einer Pause): Ich würde sagen, daß ich bald in der Lage sein werde, es zu beweisen.

Laura: Wie soll ich das verstehen?

Montague: Ich habe dem Studium dieser Frage fast meine ganze Zeit gewidmet und glaube, die Beweise erbringen zu können.

Laura: Ich verstehe. (Sie sinkt sehr blaß auf ihren Stuhl zurück. Eine Pause. Es läutet.)

Julia: Wer kann das sein?

Jack (schnellt auf): Lassen Sie mich zur Tür gehen. (Er drückt auf einen Knopf, zu Montague): Ich hatte keine Ahnung, daß Sie sich damit befassen.

Montague: Ich erwähnte es heute zum ersten Male jemandem gegenüber.

Julia (erhebt sich, versucht einer peinlichen Situation ein Ende zu bereiten): Hoffentlich kommen nicht noch Bekannte.

Jack (halblaut zu Montague): Ich muß Ihnen einiges mitteilen, was mir bekannt ist. Ich habe eine kleine Geschichte über Grimes und die Stadtbahnbande entdeckt.

Montague: Wirklich? Was?

Jack: Ich kann es Ihnen jetzt nicht erzählen, es würde zu lange währen. Wenn ich aber diesen Beweis erbringen kann, werden Ihnen die Haare zu Berge stehen. Die Sache steht mit dem großen Avenue-Bahn-Prozeß im Zusammenhang.

Montague: Dem Prozeß, der beim Appellationsgericht anhängig ist?

Jack: Ja. Jim Hegan kann dabei ein Vermögen verlieren, und ich habe allen Grund anzunehmen, es gehe beim Gericht ein Betrug vor sich . . . Zufälligerweise hat einer der Richter einen Neffen . . . einen liederlichen Burschen, der seinen Onkel haßt. Er ist ein alter Studienkamerad von mir, will mir Daten verschaffen.

Montague: Guter Gott!

Jack: Und denken Sie sich, es betrifft Jim Hegan persönlich.

(Es wird an der Tür geklopft.)

Julia: Ich gehe schon. (Sie öffnet)

Hegan (draußen): Guten Abend. Ist Fräulein Hegan hier?

Laura (erhebt sich): Vater!

Julia: Wollen Sie nicht hereinkommen?

Hegan: Danke. (Tritt ein. Er ist ein großer, kräftig gebauter Mann mit viereckigem Kinn, breiten überhängenden Brauen, scharfen durchdringenden Augen, einer vorspringenden Nase, dem Äußeren eines Raubvogels, ein Mensch, der gewohnt ist, andere Leute reden zu lassen und ihre Gedanken zu erraten.) Herr Montague, Sie hier?

Montague: Herr Hegan! Wie geht es Ihnen?

Laura: Wir trafen einander ganz zufällig. Vater, dies ist Fräulein Patterson.

Hegan: Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Fräulein Patterson.

Julia: Guten Abend, Herr Hegan.

(Sie schütteln einander die Hand.)

Laura: Und dies ist Herr Bullen.

Jack (verharrt auf seinem Platz, steif): Guten Abend, Herr Hegan.

Hegan: Guten Abend, Herr Bullen. (Zu Laura): Liebste, ich wurde in der Stadt früher fertig, als ich erwartete, habe daheim noch eine Konferenz. Ich kam her, um zu sehen, ob Du mit mir gehen willst, oder ob ich das Automobil um Dich schicken soll.

Laura: Ich glaube, es ist besser, Du schickst das Automobil.

Julia: Ja . . . Sie ist doch eben erst gekommen.

Hegan: Gut.

Julia: Wollen Sie nicht einen Augenblick hierbleiben?

Hegan: Nein, ich kann wirklich nicht. Herr Grimes wartet unten auf mich.

Laura (unwillkürlich): Herr Grimes?

Hegan: Ja.

Laura: Robert Grimes?

Hegan (erstaunt): Ja, weshalb?

Laura: Nichts. Wir sprachen nur zufällig eben von ihm.

Hegan: Ich sehe.

Jack (aggressiv): Zufällig befindet sich eines seiner Opfer im Nebenzimmer.

Hegan (verwirrt): Eines seiner Opfer?

Julia: (protestierend) Jack!

Jack: Eine Tochter der Slums. Eines der wehrlosen Mädchen, die den Tribut entrichten müssen, den er . . .

(Von rechts ertönt ein gellender, entsetzlicher Schrei.)

Julia: Annie (Sie hastet fort.)

Hegan: Was ist das?

(Die Schreie dauern an.)

Julia: (Im Nebenzimmer) Hilfe, Hilfe!

Jack: (der sich am nächsten von der Tür befindet, eilt hin, doch noch bevor er sie erreicht, wird sie aufgestoßen).

Annie: (stürzt herein, sie ist im Delirium, ihre bloßen Arme und der nackte Hals sind mit blauen Flecken bedeckt, ihr Haar hängt wirr herab, sie sieht wild

aus. Sie ist ein zwanzigjähriges irisches Bauernmädchen. Sie läuft in die entgegengesetzte Ecke, kauert dort, tötlich erschrocken.) Nein, Nein, laßt mich.

Julia: (folgt ihr) Annie! Annie!

Annie: (stößt Julia zurück, streckt die Arme aus) Was wollt ihr von mir? Hilfe! Hilfe! Ich will es nicht tun! Will nicht hier bleiben! Laßt mich! (Sie schluchzt verzweifelt).

Julia: Liebe Annie. Schau mich an. Kennst Du mich nicht? Ich bin Julia. Deine Julia. Niemand soll Dir weh tun, niemand.

Annie: (starrt sie wild an) Er ist noch immer hinter mir her. Er wird mir auch hierher folgen. Wird mich nicht von sich lassen. Oh, rettet mich!

Julia: (umarmt sie) Hör mich an, Liebste. Denke nicht an solche Ding.. Du bist in meinem Heim . . . Nichts kann Dir zustoßen. Gestatte den bösen Träumen nicht, Herr über Dich zu werden.

Annie: (starrt vor sich hin, als erwachte sie aus hypnothischem Schlaf) Weshalb hast Du mir nicht früher geholfen?

Julia: Komm, Liebste, komm.

Annie: Es ist zu spät... zu spät. Oh... Ich kann es nicht vergessen.

Julia: Ja, Liebste, ich weiß.

Annie: (bemerkt die anderen) Wer sind . . .?

Julia: Lauter Freunde, sie werden Dir helfen. Komm, Liebste . . . lege Dich wieder nieder.

Annie: Oh, was soll ich tun?

Julia (führt die Weinende fort) Es wird alles gut werden, Liebste.

(Sie entfernt sich mit Annie, eine Pause.)

Hegan: Was bedeutet dies?

Jack: (rasch, unbarmherzig) Es bedeutet, daß Sie die Folgen des weißen Sklavenhandels gesehen haben.

Hegan: Ich verstehe nicht.

Jack: (ruhig, aber mit unterdrückter Leidenschaft) Für die Märkte unserer großen Städte werden Zehntausende von Sklavinnen benötigt . . . auch für die Holzfällerlager des Nordens, für die Bergwerkbezirke des Westens für die Deiche des Panamakanals. Alle vier bis fünf Jahre muß der Vorrat erneuert werden, deshalb gehört das Eintreiben dieser Sklavinnen aus unseren Slums zu den größten Industrien der Stadt. Dieses Mädchen, Annie Rogers, ein anständiges Mädchen aus Nordirland, wurde in ein Tanzlokal gelockt, dort vermittels eines Betäubungsmittels besinnungslos gemacht, in ein Bordell geschleppt, im dritten Stock in ein Zimmer eingeschlossen. Man nahm ihr die Kleider fort, doch erbrach sie zur Nachtzeit die Tür, floh, bloß in ein Tuch gehüllt, warf sich Fräulein Patterson in die Arme. Zwei Männer verfolgten sie . . . versuchten, sie fortzuschleppen. Fräulein Patterson rief einen Polizisten . . . dieser aber behauptete, das Mädchen sei verrückt. Nur indem sie mit Absicht Aufsehen erregte, eine Schar Menschen um sich versammelte, gelang es meiner Freundin, das Mädchen zu retten. Und seither haben wir uns überall

hingewandt ... vom Sergeanten und Hauptmann der Polizeistation bis zum Polizeichef und zum Bürgermeister, wir waren beim Tammany-Führer des Distrikts ... dem wahren Herrn der Nachbarschaft ... doch ist für Annie Rogers nirgends Gerechtigkeit zu finden.

Hegan: Unmöglich!

Jack: Ich gebe Ihnen mein Wort. Die Ursache liegt darin, daß dieser scheußliche Handel einen der Hauptbestandteile unserer politischen Maschine bildet ... die Kuppler, Hurenwirte, Zutreiber ... diese stimmen für die Organisation, steuern zum Wahlfonds bei, machen sich als Wahlagitatoren nützlich. Der Tribut, den sie bezahlen, beläuft sich auf Millionen, von denen der höchste und der niedrigste in der Organisation sein Teil erhält ..., vom Polizisten auf der Straße bis zum Polizeihauptmann, bis zu dem innersten Kreis von Tammany Hall ... ja sogar bis zu Ihrem Freund Herrn Robert Grimes. Die Wahrheit über dieses ungeheuere Übel ist den Bewohnern der Stadt tausendmal mitgeteilt worden, Herr, und daß sie sich in ihrem Zorn noch immer nicht erhoben, die Agenten aus ihrer Mitte vertrieben haben, hat einen einzigen Grund ... den, daß bei den Wahlen die Millionen der großen, allgemeinen Körperschaften hinter dieser schändlichen Organisation des Verbrechens und der Bestechlichkeit stehen. Sie sind es, die ...

Montague (unterbricht ihn): Bullen!

Jack: Lassen Sie mich sprechen. Diese sind es, Herr, die die Gurgelabschneider und die Wähler finanzieren, die mehr als einmal stimmen und derart unsere Wahlen beschmutzen. Sie sind es, die unsere Presse bestechen, die Augen des Volkes verblenden. Sie sind es, die verantwortlich sind für den Handel, der mit den Leibern unserer Frauen getrieben wird. Sie sind es, die an dem Wahnsinn dieses armen Mädchens nebenan die Schuld tragen!

Laura (hat totenblaß diesen Worten gelauscht, sie verbirgt ihr Gesicht in den Händen, bricht in heftiges Weinen aus): Oh! Ich ertrage es nicht!

Hegan (eilt zu ihr): Liebste!

Laura (klammert sich an ihn): Vater! Vater!

Hegan: Mein Kind! Ich bat Dich, nicht an derartige Orte zu gehen! Weshalb solltest Du solche Dinge sehen?

Laura (wild): Weshalb sollte ich sie nicht sehen, da sie doch existieren?

Hegan (zornig): Ich dulde es nicht! Dies ist das letzte Mal. Es ist mein Ernst. Komm mit mir heim! ... Komm sofort heim!

Laura: Zusammen mit Grimes! Ich will diesen Menschen nicht sehen.

Hegan: Gut. Du brauchst ihn nicht sehen. Ich rufe einen Wagen, bringe Dich selbst heim. Wo sind Deine Sachen?

Laura (blickt nach links): Im Zimmer dort.

Hegan: Komm jetzt. (Er führt sie fort.)

Jack (wendet sich Montague und Julia, die in der rechten Tür erscheint, zu): Diesmal haben wir's ihnen ordentlich gegeben!

Vorhang.

DIE WIRTSCHAFTSLAGE DEUTSCHLANDS MITTE SEPTEMBER 1921.

VON ECONOMIST

Die letzten Wochen standen im Zeichen eines ungewöhnlichen Sturzes der deutschen Valuta, einer vollen Entwertung des deutschen Wechsels und der deutschen Mark im Auslande. Selbst der Tiefstand von 1920 ist überschritten worden, während damals der niedrigste Kurs mit 105 Mark pro Dollar bezeichnet wurde, ist jetzt in Berlin der Dollar bis auf 109 hinaufgestiegen, was eine Verdoppelung gegenüber dem Stande von Mitte Mai bedeutet. In den letzten Tagen scheint eine kleine Besserung auf dem Markte eingetreten zu sein. Aber die großen Schwankungen, die die Bewegung des Marktkurses durchgemacht hat, sind an und für sich schon verheerend für die Volkswirtschaft. Sie machen ein reguläres Geschäft, das auf festen Berechnungen und Voraussetzungen begründet ist, so gut wie unmöglich. Die Unternehmer verwandeln sich in Spekulanten, die mehr auf die Preisschwankungen setzen als auf ihren regulären Verdienst. Da gleichzeitig ein gewaltiger Börsentaumel einsetzt, so zieht er die weitesten Kreise mit sich, veranlaßt das normale Geschäft zu verlassen und die ganze Aufmerksamkeit der Börsenspekulation zu widmen. Das sind allerdings nur die unmittelbaren Folgen einer Valutaentwertung. Die schwererwiegenden Folgen erweisen sich auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und vor allem auf dem Stand der Lebenshaltung der Volksmassen.

Die Ursachen dieser Erscheinung liegen auf der Hand. Es ist bekanntlich die Zahlung der ersten Goldmilliarde, die das deutsche Volksleben außerordentlich schwer belastet hat. In der Tat, wie ist die erste Milliarde geleistet worden? Die »Frankfurter Zeitung« erzählt darüber in Nummer 656 folgendes:

»Die erste Goldmilliarde ist voll g e l e i s t e t, aber nicht voll b e s c h a f f t worden. Darin liegt ein großer Unterschied. Wir schätzen die wirkliche endgültige Devisenbeschaffung auf 500 bis 600 Mill., der ganze Rest stammt aus außerordentlichen Quellen oder aus K r e d i t e n, die teils das Reich, teils die Reichsbank zu erschließen wußte und die ganz oder zum Teil eine Restituierung erheischen. An der Spitze der behelfsmäßigen Beschaffung stehen jene 270 Mill. Goldmark, die ü b e r Holland, nicht a u s Holland, durch das Haus Mendelssohn u. Co. unter Bedingungen und Fristen, die öffentlich nicht mitgeteilt wurden, während des Juli (250 Mill.) und des August (20 Mill.) auf den Namen der Reichsbank abgeschlossen werden konnten. Ihre Abtragung oder Verlängerung ist eine der nächsten Aufgaben ... Weitere Abschnitte, die mit 36 Mill. Goldmark wahrscheinlich nicht zu hoch geschätzt sind, hat man ebenfalls darlehnsweise erlangt durch Vermittlung einer am Wechselgiro beteiligten D-Bank, die selbst erst durch Valutakonten ihrer Kunden dazu in den Stand gesetzt war, leider hat die deutsche Exportindustrie bei der Erfüllungsaufgabe fast vollkommen versagt, mit wenigen anerkennenswerten Ausnahmen.

Eine dritte beträchtliche Summe steuerte die Reichsbank bei . . . Aber auch sie zählt nicht zu den endgültigen Beschaffungen, wenngleich die Refundierung nicht drängen dürfte ... Einen weiteren kleinen Teil der Zahlung konnte das Reich mit Einverständnis einer alliierten Regierung selber freimachen aus einem Guthaben, das aus der Qualitätsprämie von 5 Goldmark je eine Spa-Kohle unverbraucht geblieben war. Wenn wir den Ertrag aller dieser irregulären Quellen summieren, so werden annähernd 500 Millionen herauskommen. Dies wäre dann der Gesamtbetrag derjenigen Anschaffungsteile, die nicht Produkte des Außenhandels darstellen, sondern die entweder künftige Ueberschüsse desselben vorweg zu nehmen suchten, oder durch Inanspruchnahme aller Reserven entstanden, oder die, wie das Reichsbankgold, unmittelbar an der Substanz zehren. Man kann sogar im Zweifel sein, ob nicht bis zu gewissem Grade auch die ersten 150 Millionen Goldmark, die Deutschland schon vor dem Londoner Diktat anbot und bereit hatte, zu den jetzt aufgelösten Reserven zu rechnen wären« . . .

Auf den Status der Reichsbank hat diese erste Zahlung folgende Einwirkung gehabt. Die in der Reichsbank befindlichen Schatzanweisungen sind vom 7. Juni bis 31. August um nicht weniger als 23,6 Milliarden angestiegen. Der Notenumlauf der Reichsbank ist allerdings nicht in dem Maße erhöht, sondern wiederum um ungefähr 8 Milliarden vermehrt worden. Auf jeden Fall hat die Reichsbank dem Reiche nicht weniger als 24 Milliarden leihen müssen, damit in der Hauptsache eine einzige Milliarde Goldmark gezahlt werden konnte. Es ist natürlich, daß unter diesen Umständen ein gewaltiger Druck auf die im Umlauf befindlichen Noten ausgeübt werden mußte, daß die Nachfrage nach ausländischen Zahlungsmitteln sich außerordentlich stark vergrößerte und daß infolgedessen auch deren Kurs in die Höhe gehen mußte. Ob allerdings der Kurssturz allein auf diese Zahlung zurückzuführen ist, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit sagen. Wahrscheinlich haben hier mehrere Momente mitgespielt.

Schon der Umstand, daß die Reichsregierung einen so gewaltigen Posten von Schatzanweisungen bei der Bank unterbringen mußte, beweist, daß, abgesehen von der Zahlung der 1. Milliarde Kontribution die Reichsfinanzen durchaus nicht gesund sein können. In der Tat hat das Reich vom 1. April bis Ende August nicht weniger als rund 36 Milliarden Mark neue schwebende Schuld aufgenommen. Dies mußte das Reich tun, weil es in dieser Zeit Ausgaben in Höhe von nicht weniger als 47,51 Milliarden hatte, während seine Einnahmen aus Steuern, Zöllen, Abgaben, Gebühren usw. nur 17,75 Milliarden ausmachten, so daß sich ein Defizit von 29,76 Milliarden Mark herausstellte. Außerdem kommen noch die Zuschüsse zu den Betriebsverwaltungen in Höhe von 6,7 Milliarden Mark hinzu. Mithin betrugen die Gesamtausgaben 54,23 Milliarden Mark, während die Einnahmen 17,75 Milliarden Mark ausmachten. Das Defizit wuchs innerhalb fünf Monaten auf rund 36,5 Milliarden Mark an, so daß jeder Monat ein Defizit von 7¼ Milliarde ergibt. Dabei muß man berücksichtigen, daß allein der Monat August eine Schuldenaufnahme

von nicht weniger als 12 Milliarden Mark notwendig machte. Unter Zugrundelegung dieser Berechnung kommt man auf ein Jahresdefizit von 87 Milliarden Mark.

Der Etat für 1921 ist immer noch nicht übersichtlich. Er gibt im ordentlichen Haushalt die Einnahmen und Ausgaben mit 46,94 Milliarden Mark an. Durch den Nachtragsetat steigen die Einnahmen und Ausgaben um 1,51 Milliarden Mark, so daß der gesamte ordentliche Haushalt mit 48,46 Milliarden Mark abschließt. Die Balanzierung des ordentlichen Etats ist dadurch erreicht worden, daß man eine Summe von 4,25 Milliarden Mark, die zur Herstellung des Gleichgewichts der Einnahmen und Ausgaben notwendig war, einfach summarisch eingestellt hat und die man durch die Mehrerträge der Eisenbahnen oder durch die Erhöhung der Sätze bestehender Steuern zu erhalten hofft. Der außerordentliche Haushalt sieht Ausgaben in Höhe von 59,68 Milliarden Mark vor. An Einnahmen werden 10,5 Milliarden Mark gerechnet, so daß sich ein Defizit von 49,18 Milliarden Mark ergibt. Außerdem kommen noch Fehlbeträge bei der Post von 4,5 Milliarden Mark und der Reichseisenbahn von 14,4 Milliarden Mark hinzu, so daß insgesamt 18,88 Milliarden Mark notwendig sind. Der Gesamtfehlbetrag von 68,06 Milliarden Mark ist immerhin noch geringer als der wirkliche Fehlbetrag nach den Resultaten der ersten fünf Monate des laufenden Jahres.

Aus dieser summarischen Übersicht ergibt sich aber noch nicht, inwieweit der Etat durch die Kontributionen belastet worden ist. Im außerordentlichen Haushalt ist für den Zweck der Reparationen veranschlagt: Lieferung von lebenden Tieren — 3 Milliarden Mark, aus Anlaß der Lieferung von Schiffen — $1^1/_2$ Milliarden Mark, Wert der in den Abtretungsgebieten zurückgelassenen Fahrzeuge und Eisenbahnen — $1^1/_2$ Milliarden Mark, sonstige Reparationen — 8,6 Milliarden Mark, zusammen 14,6 Milliarden Mark. Hinzu treten noch die Besatzungskosten, deren Höhe noch nicht feststeht, für das Jahr 1921 aber mit 8,5 Milliarden Mark veranschlagt worden sind.

Die offizielle »Industrie- und Handelszeitung« vom 7. September 1921 gibt folgendes Bild des Haushaltes für 1921/1922, indem sie die Kosten, die mit Erfüllung des Ultimatums verbunden sind, zu den im ordentlichen Haushalt hinzurechnet. Diese Kosten berechnet die Zeitung bei der Annahme der Verpflichtungen aus dem Londoner Ultimatum mit 2 Milliarden Goldmark und 26% der Ausfuhr odes 1,3 Milliarden Goldmark und bei einem Umrechnungskurs von 1 Goldmark = 14 Papiermark mit 46,2 Milliarden Mark. Von diesen wären abzurechnen die Reparationsleistungen in natura, die mit 11,6 Milliarden angenommen werden, so daß noch 34,6 Milliarden verbleiben. Hinzu kommen hingegen die Kosten der Rheinlandbesatzung und der Reparationen, die 21,6 Millarden betragen, so daß zusammen die Ausgaben, die mit dem Friedensvertrag und dem Londoner Ultimatum verbunden sind, 56,2 Milliarden Mark jährlich ausmachen. Das Gesamtordinarium stellt sich somit auf 104,7 Milliarden Mark, während die wirklichen Einnahmen 44,2 Milliarden ausmachen, so daß sich ein Fehlbetrag im ordentlichen Haushalt von 60,5 Milliarden Mark ergibt.

Dazu tritt noch der Anleihebedarf beim außerordentlichen Haushalt, der nach Abzug der Ausgaben für die Reparationen usw. sich auf 27,6 Milliarden stellt. Mithin beträgt der Gesamtfehlbetrag 88,1 Milliarden Mark. Diese Rechnung stimmt im allgemeinen mit dem wirklichen Gang des Haushaltes überein.

Die fundierte Schuld des Reiches betrug am 31. Mai 1921 78,345 Milliarden Mark. In den Monaten Juni, Juli und August ist an fundierten Anleihen etwas mehr als 20 Millionen Mark aufgenommen worden, also relativ ein geringer Betrag. Die schwebende Schuld belief sich am 30. April 1921 auf 166,3 Milliarden Mark und stieg in der Zeit bis Ende August um 36 Milliarden an, so daß sie am 31. August 1921 202,8 Milliarden ausmachte. Abgesehen davon, übernahm das Reich aus Anlaß des Uebergangs der Eisenenbahnen sowie infolge der Aenderungen der Steuerbeziehnngen zwischen dem Reich und den Bundesstaaten usw. eine Schuld von 44,95 Milliarden Mark.

Aus diesen wenigen Zahlen, die nur eine summarische Uebersicht über die Lage geben, geht trotzdem deutlich hervor, daß das Reich eine Defizitwirtschaft treibt, die in erster Linie den Geldmarkt schwer belastet und den Wert des Geldes herabdrücken muß. Wenn auch der Notenumlauf nicht in dem Maße gestiegen ist, wie die Verschuldung des Reiches, so ist doch ohne weiteres klar, daß dieser Umstand auf das Einschränken der Geldzirkulation im Lande infolge der wirtschaftlichen Krise zurückzuführen ist und daß das gesamte freiwerdende Kapital durch das Reich beansprucht wird und zwar zu Zwecken, die mit der Wirtschaft sehr wenig zu tun haben oder sogar die Wirtschaft in gewissem Sinne direkt schädigen, wie z. B. die großen Zahlungen nach dem Auslande.

Die Defizitwirtschaft des Reiches an und für sich erklärt sich aus zwei Umständen. Zunächst aus der schlechten Verwaltung. Die Kriegswirtschaft wurde fast gänzlich abgebaut, der mit ihr verbundene Verwaltungsapparat läßt sich aber nicht so leicht liquidieren und belastet das Budget sehr stark. Andererseits sind neue Forderungen an das Reich gestellt worden, die wiederum Ausgaben notwendig machen, während die Einnahmen nicht entsprechend erhöht worden sind.

In der konservativen Presse, die jetzt in scharfer Opposition zu der Regierung steht, erfährt man heute oft ganz interessante Dinge inbezug auf die Verwaltung des Reiches. So z. B. brachte ein Unternehmerorgan, die »Textilwoche« über den Dienstapparat verschiedener Reichsbehörden aufklärende Mitteilungen. Danach beschäftigt das Auswärtige Amt nicht weniger als 2000 Angestellte, das Reichsministerium des Innern 6000, das Zentralnachweis-Bureau für Kriegsverluste über 1300 Beamte, das Reichsarbeits-Ministerium ungefähr 1000 Beamte, das Reichsversicherungsamt rund 4000 Beamte und das Reichsschatzamt nicht weniger als 5500 Beamte. Alle möglichen Reichsstellen bestehen noch weiter, trotzdem die staatliche Bewirtschaftung der betreffenden Erzeugnisse längst aufgehoben ist. 25 Kriegsgesellschaften bestehen weiter unangetastet, 66 Kriegsgesellschaften lösen sich seit Jahr und Tag auf, d. h.

sie verringern allmählich ihren Beamtenstab, um ihn, wie sich diese Zeitschrift bissig äußert, nach einigen Monaten um das Vielfache wieder zu erhöhen.

Abgesehen davon, sind unter den Ausgaben verschiedene Posten da, die mit den veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen im Zusammenhang stehen, wie z. B. Ausgaben zur Verbilligung der Lebensmittel — 8,6 Milliarden, für Erwerbslosenfürsorge — 1,3 Milliarden, für Errichtung von Bergmannswohnungen — 1,5 Milliarden. Wichtiger als diese Posten sind die Ausgaben, die die Entwertung des Geldes, Steigerung der Lebensmittelpreise und Erhöhung der Gehälter verursacht haben. Insbesondere machen sich diese Ausgaben fühlbar im Haushalt der Reichsbetriebe, vor allem der Post und Telegraphie, sowie der Eisenbahnen, die gewaltige Defizite aufweisen. Da die Tarife den rasch ansteigenden Ausgaben nicht gut angepaßt werden können, so arbeiten diese Betriebe mit Unterbilanz und erschweren den gesamten Haushalt.

Die oben angeführten Zahlen über den Haushalt von 1920/22 sind natürlich auf einem mehr oder weniger stabilen Wirtschaftszustand aufgebaut. So beispielsweise wurde eine Goldmark = 14 Papiermark gerechnet, während in Wirklichkeit heute eine Goldmark mehr als 20 Mark Wert ist. Überhaupt kommt bei einem raschen Sinken der Valuta alles ins Schwanken und irgend welche Voraussetzung ist ebenso wenig, wie in der privaten Wirtschaft, in der staatlichen möglich. Angenommen aber auch, daß der jetzige Wirtschaftszustand dauernd bleiben wird, fragt es sich, ob das Reich einmal aus der Defizitwirtschaft herauskommen kann, was doch eine Vorbedingung für die Gesundung nicht nur der Finanzen, sondern der Wirtschaft überhaupt ist. Solange der Staat mit Unterbilanz wirtschaftet, seine Ausgaben zum großen Teil durch Neudruck von Papiernoten deckt, muß der Kurs der letzeren immer mehr sinken und infolgedessen auch das Gleichgewicht der Wirtschaft gestört werden.

Es ist nicht allzuschwer, die Tarife für Frachten und Postabgaben entsprechend den Ausgaben zu erhöhen. Es werden auch neue Steuern geplant, die das Gleichgewicht des Budgets herstellen sollen. Es handelt sich um eine ganze Reihe von neuen Steuervorlagen, die erst im Vorstadium der Besprechung zwischen den politischen Parteien und Unternehmergruppen sich befinden. Es verlohnt sich deswegen auch nicht, auf diese im einzelnen einzugehen. Nur eins sei hier erwähnt, daß die Rede auch davon ist, eine Vermögenssteuer einzuführen, die unter Umständen die Partizipierung des Reiches an privaten Betrieben gestattet.

Einige radikale Vorschläge, die nicht nur von den Arbeiterparteien gemacht, sondern von bedeutenden Volkswirtschaftlern oder Statistikern unterstützt werden, gehen soweit, daß sie eine vollständige Konfiskation der Hälfte des Vermögens vorschlagen. So z. B. plädiert für eine solche Vermögenssteuer der Direktor des Schöneberger statistisches Amtes Kuczynski. Nebenbei schlägt er noch eine ganze Reihe von direkten Steuern, wie die Erhöhung der Einkommensteuer und der Erbschaftssteuer vor.

Läßt sich aber auf diesem Wege das ganze Problem lösen? Unter den jetzigen Umständen kaum. Kuszynski selbst nimmt an, daß das Einkommen der gesamten deutschen Bevölkerung heute etwa 140 bis 150 Milliarden in einem Jahre beträgt. Diese Schätzung scheint uns zu niedrig gegriffen zu sein. Hat man doch vor dem Kriege für das Jahr 1907 das Einkommen Deutschlands mit 30 Milliarden angenommen. Für 1913 war es wahrscheinlich auf 35 Milliarden angestiegen und das heutige Einkommen wird mindestens um acht- bis zehnmal höher sein, in Papiermark ausgedrückt. Wenn der Stundenlohn Ende Juli 1921 das Elffache des Vorkriegslohnes betragen sollte, was allerdings nur für die gelernten Arbeiter der Großstädte zutreffen könnte, so wird das wirkliche Einkommen der Arbeiter etwa das Neunfache der Vorkriegszeit betragen; vorausgesetzt allerdings, daß der Arbeiter das ganze Jahr vollbeschäftigt ist. Immerhin kann man mit einer Steigerung des Lohnes um das sieben- bis achtfache rechnen. Das das Einkommen der anderen Bevölkerungsschichten, vielleicht mit Ausnahme der Rentner, mindestens um ebensoviel gestiegen ist, unterliegt keinem Zweifel. So kommt man auf ein Gesamteinkommen von rund 280 Milliarden Mark. Man kann diese Berechnung auch anders aufstellen. Der durchschnittliche Arbeitslohn von ungefähr 15 Millionen Arbeitern wird etwa 10 000 Mark pro Jahr betragen. Die Gesamtlohnsumme wird sich dann auf 150 Milliarden stellen. Der Lohn macht aber mindestens 50 % des gesamten Produktionswertes aus, sodaß der Gesamtwert der produzierten Güter auf höchstens 300 Milliarden zu schätzen ist.

Auf diese Weise ergibt sich, daß man von einem Gesamteinkommen des Landes von höchstens 300 Milliarden einen Abzug von etwa 132 Milliarden, eventuell sogar 150 Milliarden Mark für Staatsausgaben und Reparationsleistungen machen muß. Dabei sind die Ausgaben der Gemeinden noch gar nicht berücksichtigt. Aus dieser Gegenüberstellung leuchtet sofort ein, daß es nicht mehr ein Finanzproblem ist, sondern eine Frage der Wirtschaft. Es handelt sich nicht mehr darum, wie man die Lasten am besten verteilen könnte, sondern vielmehr darum, ob die Volkswirtschaft diese Lasten ertragen kann, ob diese Steuern überhaupt aufzubringen wären. Unter normalen Bedingungen dürfen die Staatslasten höchstens 20 % des Volkseinkommens ausmachen. Schon in diesem Falle wird die Akkumulation des Kapitals und der technische Fortschritt stark aufgehalten. Überschreiten die Staatsausgaben diese Grenze, so führen sie notgedrungen den Ruin der Volkswirtschaft herbei. Man kann es an einem einzigen Beispiele beleuchten. Die Kapitalakkumulation in Deutschland vor dem Kriege wurde mit 5 Milliarden Mark angenommen. Heute dürfte sie nicht einmal 4 Milliarden betragen. Das würde nach dem oben angenommenen Verhältnis von einer Goldmark = 14 Papiermark etwa 56 Milliarden Papiermark ausmachen. Wenn der Staat 130 Milliarden braucht, so verschlingt er nicht nur die Summe, die zur Kapitalakkumulation verwendet wird, sondern auch einen großen Teil davon, was normalerweise zur persönlichen Konsumtion oder zum Ersatz der aufgebrachten Arbeitsmittel dient. Mit anderen Worten, diese Aufgaben werden entweder auf Kosten der Arbeits-

kraft oder der Produktionsmittel, in beiden Fällen auf Kosten der wirtschaftlichen Entwicklung, gemacht. Natürlich ist eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit sowohl der Industrie als der Landwirtschaft denkbar, aber doch nur, wenn die Produktionsmittel verbessert und die Arbeitskraft vermehrt und hergestellt wird. Eine Produktionssteigerung ist nur in gewissem Rahmen möglich, insoweit die noch vorhandene, etwa eine halbe Million betragende, Arbeitslosenarmee beschäftigt und die Kurzarbeiter voll beschäftigt werden. Prozentual würde dies immerhin nicht viel bedeuten. So ist die Ausdehnung der Produktion schon aus Mangel an Arbeitskräften, und vor allem an qualifizierten Arbeitern, beinahe unmöglich. Dem steht noch der Kapitalmangel zur Aufbesserung der Produktionsmittel im Wege. Viel wichtiger ist noch unter den jetzigen Umständen die Frage des Absatzes, da man jetzt schon im Auslande über die billige deutsche Konkurrenz klagt und sich gegen sie durch allerhand Maßnahmen absperrt. Ohne Absatz kann aber die Produktion weder aufgebessert, noch vergrösert werden.

Den Ausweg aus dieser Sachlage sucht man zunächst in der Einführung einer Reihe von neuen Steuern. Hierbei plant man offenbar auch eine Beteiligung des Reiches an verschiedenen Betrieben.

Um dieser Gefahr zu entgehen, um die Verfügung über die Betriebe ganz in den Händen zu behalten und um den Sturz der Mark einigermaßen aufzuhalten, verhandeln die Unternehmer mit der Regierung mit dem Ziel: eine gemeinsame Industrieanleihe im Auslande aufzunehmen. Der Plan geht dahin, daß die deutsche Industrie in Gemeinschaft mit der deutschen Finanzwelt im größten Stil dnn privaten Kredit, den sie im Auslande besitzt, jetzt für Zwecke der Reparatationserfüllung flüssig machen will. Diese der Regierung zur Verfügung gestellten ausländischen Devisen sollen als Vorausbezahlung auf künftige Steuern gelten. Die Frankfurter Zeitung bemerkt dazu ganz richtig, daß vorläufig die ganze Aktion noch sehr unklar ist. In welchem Umfange werde denn das Ausland bereit sein, der deutschen Industrie solche Kredite zu gewähren? In welchen Formen werde die deutsche Industrie selbst sich zur Aufnahme solcher Milliardenkredite fähig machen? Denn auf die Gesamtheit der Industrie, nicht etwa nur auf die verhältnismäßig kleine Zahl der bekannten großen Unternehmungen wird es ankommen, wenn der Plan gelingen soll. Welche Folgen für die ganze Struktur der Wirtschaft, für das künftige Verhältnis des Staates zu den großen Wirtschaftskörpern werden sich daraus ergeben? Welche bisher nicht bekannten Bedingungen stellt etwa die Industrie dem Reich?

Auf die letzte Frage des Zeitung geben einige Berliner Organe folgende Antwort: Die Industrie fordert die Aufnahme der Volkspartei in die Regierungskoalition, d. h. die Verstärkung des politischen Einflusses des Großkapitals innerhalb der Regierung.

Volkswirtschaftlich würde eine solche Anleihe, falls sie gelingen sollte, sicher, wenigstens zu zeitweiliger Hebung des Kurses der Mark führen. Man

konnte schon in den letzten Tagen bemerken, daß allein diese Besprechungen eine wenn auch geringe Erholung der deutschen Valuta mit sich gebracht habe. Eine endgültige Lösung des Problems bringt aber auch diese Anleihe nicht. Es wird nämlich von einer 1 bis 1½ Milliarden-Anleihe gesprochen, die nicht einmal den Rest der Reparationsleistungen für dieses Jahr würde decken können. Auf jeden Fall würde dies doch den Umfang der Devisen im Lande stark vermindern. Denn die deutsche Industrie würde einen großen Teil ihres Exportes zur Abtragung dieser Schuld verwenden müssen. Womit wird sie dann ihrerseits die nötigen Rohstoffe bezahlen? Und so bleibt das Problem nach wie vor bestehen, wie man im Innern dem Reiche Geld verschaffen und wie man aus den vereinnahmten Papiermarken Goldmark machen kann? Zwar würde ein neuer Sturz der Mark zeitweilig vermieden werden, das Kursniveau bliebe aber dauernd niedrig und brächte all jene Erscheinungen mit sich, die eine Entwertung des Geldes zur Folge haben.

Es ist zunächst auf die Herabdrückung des realen Lohnes hinzuweisen, die eine unvermeidliche Folge jeder Geldentwertung und Preissteigerung ist. Da der Lohn in Deutschland bedeutend niedriger ist, als in den anderen kapitalistischen Ländern, und sich auf einem Niveau befindet, das kaum noch gestattet, eine Verminderung der notwendigen Ausgaben vorzunehmen, so würde ein weiteres Sinken des enalen Lohnes heftige soziale Kämpfe auslösen, die Arbeiterproduktivität herabdrücken und damit die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie in Frage stellen. Vom Standpunkte der weltwirtschaftlichen Beziehungen bedeutet umgekehrt ein Sinken der Valuta bekanntlich eine Gefahr für die Industrie der anderen Länder. Die Anpassung der Preise eines Landes an die Weltmarktpreise fordert eine gewisse Zeit und ist ein Resultat von wirtschaftlichen Beziehungen und Konkurrenzkämpfen, die sich erst nach Ablauf einer bestimmten Zeit geltend machen. Die Bewegung des Markkurses an der Börse macht von Tag zu Tag rasche Schwankungen durch, wenn die Preise der Waren, besonders jetzt im Zeitalter der Verbände und Kartelle für längere Zeit voraus bestimmt werden. Nur wenige Preise der im freien Markte erhältlichen Waren passen sich dem Weltmarktpreise rasch an. Immerhin vergeht eine gewisse Zeit, bis diese das Niveau des Weltmarktes erreichen, während die Abschwächung der Valuta die Ausfuhr begünstigt, da die Preise — in fremden Valuten ausgedrückt — die inländischen Preise bedeutend übersteigen.

Wichtiger als dieses zeitweilige Moment ist der Umstand, daß die Löhne noch lange nicht den veränderten Preisverhältnissen angepaßt werden, so daß die Unternehmer mit niedrigeren Kosten arbeiten, als die ausländischen und infolgedessen auch ihre Waren billiger zu verkaufen imstande sind. Allerdings, der Grund dafür lag in Deutschland in den beschränkten Preisen für landwirtschaftliche Produkte, dank denen auch die Lebenshaltungskosten in Deutschland niedriger waren als im Auslande. Mit dem Übergang zur freien Wirtschaft auch auf dem Gebiete der Lebensmittelprodukte, werden sich die Preise

dieser Produkte den Weltmarktpreisen anpassen und mit ihnen auch die Löhne. Aber dieser Anpassungsprozeß ist noch bedeutend langsamer als der der Warenpreise, und inzwischen erhalten die Unternehmer durch den Export ihrer Waren aus der hohen ausländischen Valuta einen Extragewinn. Auf diese Weise erleichtert das Sinken der Valuta eines Landes den Export. Da aber Deutschland auf die ausländischen Rohstoffe zum weitaus größten Teil angewiesen ist, so bedeutet ein Export zu relativ niedrigen Preisen nichts anderes als eine Verschleuderung der Produktionsmittel und Verarmung des Landes.

Insofern kann man in der jetzt eingetretenen Besserung der Wirtschaftslage in Deutschland nicht eine wirkliche Hebung der Wirtschaft sehen. Es will uns scheinen, daß auf dem Weltmarkt ebenfalls eine kleine Besserung der Lage, möglicherweise eine zeitweilige, eingetreten ist. Auf jeden Fall für Deutschland ist sie sicher. Der beste Beweis dafür liegt im Beschäftigungsgrad der Industrie.

Das Reichsarbeitsblatt stellt regelmäßig die Berichte typischer Industriebetriebe zusammen. Von den 1457 für August berichtenden Einzelunternehmungen mit fast 1,18 Millionen Beschäftigen wird eine Abnahme des Anteils der schlechtbeschäftigten Unternehmungen von 41 % im Vormonat auf 36 % im August verzeichnet, umgekehrt ist der Prozentsatz der Unternehmungen mit gutem Geschäftsgang von 26 % auf 30 % gestiegen. Seit 15. November 1920 ist es zum ersten Mal, daß eine Abnahme der Unternehmungen mit schlechtem Geschäftsgang festgestellt wird. Wird die Anzahl der am 15. November in schlechtbeschäftigten Betrieben tätigen Arbeiten mit 100 angesetzt, so ergibt sich für den 15. November eine Steigerung auf 103, für den 15. Januar auf 114, für den 15. Februar auf 135, für den 15. März auf 149, für den 15. April auf 168, für den 15. Mai auf 175, für den 15. Juni auf 183, für den 15. Juli 189. Am 15. August sanken die Ziffern auf 167, also unter den Stand vom 15. April herab.

Die Lage der Industrie im einzelnen, wie dies im Reichsarbeitsblatt geschildert wird, wollen wir hier nicht näher charakterisieren. Es genügt festzustellen, daß die arbeitstägliche Förderung von Steinkohle im Ruhrgebiet etwas zurückgegangen ist, daß aber die Versorgung mit Kohle sich nicht verschlechtert hat und zwar schon aus dem Umstande, daß die Zwangslieferungen auf Grund des Spaa-Abkommens von monatlich 2,2 Millionen Tonnen für die Monate August und September auf 1,6 Millionen herabgesetzt wurden, da Frankreich auch im Juli nur einen Teil der ihm zukommenden Kohlen abnahm. Charakteristisch für die gesamte Lage ist die der Maschinen-Industrie. Darüber berichtet das Reichsarbeitsblatt: »In der Maschinen-Industrie ist die Lage uneinheitlich und ungeklärt. Zum Teil wird auch hier eine Belebung des Geschäfts und reichlicher Auftragseingang gemeldet, zum Teil wird über Abgangsschwierigkeiten und Rückgang des Geschäfts geklagt . . . . . Das Auslandsgeschäft hat im allgemeinen eine Belebung erfahren, doch sind infolge der ausländischen Schutzzollpolitik, zu der in letzter Zeit weitere Länder über-

gegangen sind, große Teile des Auslandsmarktes dem Deutschen Maschinenbau so gut wie verschlossen. Teilweise wird auch über empfindliche belgische Konkurrenz geklagt. Soweit stärkere Inlandsaufträge eingehen, werden sie der Neigung zu Deckungkäufen nicht aber einer Steigerung des Inlandsbedarfs zugeschrieben . . . . . In einem guten Teile der Maschinen-Industrie und zwar sowohl bei großen wie bei kleinen Firmen wird nach wie vor gestreckt gearbeitet. Arbeiterentlassungen in größerem Unfange konnten bisher vermieden werden, doch sind schon, namentlich aus Süddeutschland, einige Arbeiterentlassungen und Stillegungen gemeldet. Die Zahl der gutbeschäftigten Betriebe stieg zwar von 17,4% im Vormonat auf 21,9 im Berichtsmonat. Dagegen sank die Zahl der Betriebe mit ausreichender Beschäftigung von 38,2 auf 27,3% und die Zahl der schlechtbeschäftigten stieg von 38,9% auf 45,9% an. Im einzelnen wird eine Belebung des Geschäfts in Werkzeugmaschinen, eine gute Geschäftslage in landwirtschaftlichen Maschinen und eine befriedigende Lage im Lokomotivbau gemeldet.«

Aus diesen wenigen Angaben ist ersichtlich, daß die Grundlage der industriellen Entwicklung, die Maschinen-Industrie, noch von keiner entscheidenden Wendung melden kann, daß folglich die Wirtschaftskrise durchaus nicht überwunden ist.

Inzwischen geht aber die Teuerung mit raschem Schritt vor sich. Selbst die Reichsindexziffer für die Lebenshaltungskosten, die auf Grund der Erhebungen über die Ausgaben für Ernährung, Heizung, Beleuchtung und Wohnungen festgestellt wird, zeigt für den August eine Steigerung von nicht weniger als 8,5% gegenüber dem Juli an.

Wollen wir kurz zusammenfassen die Finanz- und Wirtschaftslage Deutschlands, so muß man folgendes feststellen: Ein unlösbares Finanzproblem, das in seinen weiteren Auswirkungen auf die Wirtschaft immermehr zerrüttend wirken muß, sinkende Tendenz der deutschen Valuta und die damit zusammenhängenden Erscheinungen, Teuerung, Sinken des Reallohnes, Börsenspekulation anstelle der industriellen Tätigkeit, Ausverkauf der materiellen Güter und Einschränkung der industriellen Basis, soziale Kämpfe, die zu keiner realen Hebung der Lage der Arbeiter führen, vielmehr kaum imstande sind, den Druck des sinkenden Kurses aufzuhalten, zugleich aber die Ausfuhrgewinne der Unternehmer bedrohen und somit der zeitweiligen, durch den Ausverkaufrummel hervorgerufenen Hochkonjuktur ein Ende machen. Eine unmögliche Lage, die auf gewöhnlichem Wege kaum noch eine Lösung finden kann.

GEORGE GROSZ ZEICHNET SICH SELBST

Aufgefordert, eine kurze Autobiographie für ein graphisches Jahrbuch zu schreiben, sandte George Grosz dem Verleger Fritz Gurlitt die folgenden Zeilen. Aus ihnen spricht ein Künstler, der nicht nur als Künstler mit der bürgerlichen Welt, ihrem »Geist«, ihrer »Kultur« gebrochen hat, der diese Welt, ihren Geist und ihre Kultur vielmehr so infernalisch haßt, daß er nicht anders kann, als sie durch jeden Strich seines Stiftes zu entlarven. Ein Kämpfer, ein Revolutionär, d. h. ein Kommunist, der an eine kommende Kultur aller Arbeiter glaubt. Ein Ablehner aller Künstlereitelkeiten. Ein schamloser Andeuter aller Gemeinheiten der herrschenden Klasse. Der aufreizendste, genialste Pamphletist unter den deutschen Künstlern. Seit Theodor Thomas Heine, dem Simplicissimuskünstler, der leider 1914 starb, ist dem deutschen Bürgertum kein gefährlicherer, kein giftigerer, kein frecherer Feind unter den Zeichnern erstanden.

Die heutige Kunst ist abhängig von der bürgerlichen Klasse und stirbt mit ihr. Der Individualitätskult, der mit den Malern und Dichtern getrieben wird und den sie selbst je nach Begabung noch charlatanhaft steigern, ist eine Kunstmarktangelegenheit. Je „genie"hafter die Persönlichkeit, um so größer der Profit.

Wie kommt der Künstler in der Bourgeoisie hoch? — Durch Schwindel!! — Im dreckigen Atelier hausend, nach „oben" strebend, findet er gelegentlich einen Mäzen, der ihm monatlich geringes Geld gibt, dafür seine Produktion stiehlt, verfällt er dem Kunsthändler — der Kauflust einbläst für alles, mit Hilfe der geistigen Begriffe, die gerade die Konjunktur erfordert. Hinter den Kulissen zynischer Betrieb Eingeweihten gegenüber („Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten), nach außen priesterhafte Kulturförderergeste. So verlangt es das System — und das Geschäft blüht.

Die Künstler, aufgeblasen oder zerwühlt, ihre begnadete Stellung herleitend vom Nichtfertigwerden mit der Welt, im Schlepptau des großen reaktionären Geistschwindels, glauben „Schöpfer" zu sein und turmhoch über den Durchschnittsbanausen zu stehen, der über den tiefen Inhalt der Bilder von Picasso und Konsorten lacht. Ihre Darstellungen entsprechen der Struktur des sogenannten Kulturgeistes: sind gedankenlos, tatsachenfeindlich kampffremd. Geht in die Ausstellungen und seht die Inhalte, die von den Wänden strahlen!!

Es ist ein Irrtum zu glauben, wenn einer Kreisel malt, Kuben oder tiefseelisches Gewirre — er sei dann, vielleicht im Gegensatz zu Makart,

revolutionär. Arbeitet ihr Künstler für das Proletariat, das der Träger der kommenden Kultur sein wird? Versucht ihr, die Ideenwelt der Proletarier zu erleben und zu erfassen und den Ausbeutern und den Niederhaltern entgegenzustellen? Eure Pinsel und Federn, die Waffen sein sollten, sind leere Strohhalme. Geht aus euren Stuben heraus, hebt eure individuelle Absperrung auf, laßt Euch von den Ideen der arbeitenden Menschen erfassen und helft ihnen im Kampf gegen die verrottete Gesellschaft.

Dies an Stelle der so beliebten biographischen Notizen, statt Geburtstag, erste Hose, Schaffensdrang und -rausch usw.

Das Getute um das eigene Ich ist vollkommen belanglos.

AUS DEM FORUM-ARCHIV

DER WIRT UND SEINE GÄSTE

Im »Hamburger Echo« las man jüngst unter dem Strich:

PARLAMENTARISCHER ABEND

VON . * .

»Der Reichskanzler bittet den Herrn Abgeordneten X. Y., den Abend des 16. Juni bei ihm zubringen zu wollen. Von 8½ Uhr an. U. A. w. g. Z. 407.« Der Fraktionsdiener legt eine Karte dieses Inhalts auf mein Pult im Reichstage, und man freut sich für einen Augenblick, einmal eine andere Bitte zu hören, als das täglich dreimalige Petitionieren um eine höhere Ortsklasse, um Teuerungs- und Besatzungszulagen, um Verschonung mit der Mietsteuer, um restlose Beseitigung der Zwangswirtschaft, o d e r u m B e i b e h a l t u n g d e s S c h u t z e s f ü r d a s k e i m e n d e L e b e n, um Reform des Branntweinmonopols und Erhöhung der Zuckerpreise, um ein Grundstücksumsatzgesetz und für Beschlagnahme des Vermögens der toten Hand und die vielerlei sonstigen Wünsche, Bitten, Forderungen und Drohungen, d i e d e r g e d u l d i g e V e r t r e t e r d e s s o u v e r ä n e n d e u t s c h e n V o l k e s v o n 8 U h r f r ü h b i s 8 U h r a b e n d s a u s d e m P o s t b u r e a u d e s R e i c h s t a g e s ü b e r s i c h e r g e h e n l ä ß t.

Der Scharfsinn eines begabten Abgeordneten kommt rasch dahinter, daß der Reichskanzler nicht ihn allein zu sich gebeten hat, obwohl es die Menschenkenntnis des Reichskanzlers nur ehren würde, wenn er gerade in mir den unter den 460 Abgeordneten erkannt hätte, der wirklich seiner Gesellschaft würdig ist. Also, da liest noch ein Kollege die schön geschriebene Einladungskarte, einer, der schon mehrere Generationen Hosen auf den gelben Ledersitzen des Reichstages durchgewetzt hat. Dem stelle ich eine Gewissensfrage: ob ich in meinem Sommeranzug, der vor dem Kriege einmal von lichter Schönheit gewesen ist, der Einladung des Kabinettschefs Folge leisten kann. Daß man bei sozialdemokratischen Ministern und Reichspräsidenten in geflickten Hosen zu guten politischen Gesprächen schlechte Schnittchen essen kann, wußte ich schon seit Weimar. Jetzt aber winkte ein bürgerlicher Reichskanzler. Der erfahrene Kollege belehrte mich, daß auch der bürgerliche Kanzler die proletarische Kleiderordnung respektiert, die bekanntlich heißt: »ein Rock und ein Gott«. Was freilich den auchproletarischen Reichstagspräsidenten

nicht hindert, zwei schwärzliche Röcke zu besitzen, in deren einen sich für besagten Abend ein Genosse Universitätsprofessor hüllte.

Man findet sich also um 8$^1/_2$ Uhr abends in dem historischen Hause Bismarcks, Wilhelmstraße 77, ein. Der Sipomann an der Tür läßt heute ohne Kontrolle passieren. Droben an den mit breitem roten Teppich belegten Stufen steht schon der Reichskanzler. Er macht selber und allein die sogenannten Honneurs, da er nicht verheiratet ist, was für einen redenden und reisenden, nur im Fluge sein Haus berührenden Politiker einen Idealzustand darstellt und ein Glück für die Frau ist, die den politischen Mann nicht bekommt.

Das erste, was einem bei dem Betreten des Saales auffällt, in dem einst Bismarck auf seinem und des Reiches Machtgipfel dem Berliner Kongreß vorsaß, ist ein beängstigendes Drängen um den Mittelpunkt des Raumes. Wenn Du glauben solltest, die Abgeordneten und Pressemenschen und Gelehrten umstünden etwa eine politische oder wissenschaftliche Leuchte, um kein Wort erlesener Weisheiten zu verlieren, würdest Du Dich irren. Die Herren stehen um eine weißgedeckte Tafel und kauen unter Ueberbrückung aller parteipolitischen Gegensätze um die Wette. Auch die monarchistische Opposition von rechts erweist den republikanischen Brötchen mit Eiern, Wurst und Käse alle Ehre. Die Kommunisten und Unabhängigen aber, wie wahrheitsgemäß berichtet sei, fehlen an des Kanzlers Tische. Bei anderer Gelegenheit freilich konnte ich mit schmerzlichem Bedauern über das Schwinden wahrhaft standhafter Grundsätze sehen, wie selbst echte deutsche Moskowiter mit beängstigender Energie Angriffe auf belegte Brötchen unternahmen, die die fluchbeladene Ebertinische Regierung gespendet hatte.

Die parlamentarische Abfütterung heute, wie sie wirklich auf keinem proletarischen Feste bescheidener sein kann, bezahlt der Reichskanzler aus seiner Aufwandsentschädigung. Dies zur Belehrung solcher mißgünstiger Seelen, die da meinen, wir schlemmten in Berlin auf Regimentsunkosten.

Glücklicherweise ist die Räumung der Schnittchentafel nur die Einleitung des Abends, der in der Tat höheren Zwecken dient. Nur ein verbissener Fanatiker oder politischer Grünling kann glauben, daß eine gedeihliche gesetzgeberische Arbeit möglich sei, wenn man sich zur Wahrung der Grundsatztreue als politischer Gegner immer mit gerunzelter Stirn und rollenden Augen gegenüberstehe. Im Plenum, wo vor Tribünen und Presse täglich Reden an die deutsche Nation gehalten werden, die dieser freilich meist noch unbekannter bleiben als die Fichtes vor mehr als einem Jahrhundert, tritt man sich nur in Fechterstellung gegenüber. In den Ausschüssen aber, in den Wandelgängen, auf neutralem Gebiet verstehen sich politisch weit geschiedene Männer und Frauen oft ganz gut, und das ist recht so, denn sonst ließe sich nie eine Verständigung finden. Wie gerne spielte doch in Weimar ein bekannter unabhängiger Abgeordneter seine tägliche Schachpartie mit einem nicht minder bekannten deutschnationalen Mitglied der Nationalversammlung, und wie traten sich ein in Namen, Aussehen und Überzeugung prononziert jüdischer Abgeordneter der Sozialdemokratie und ein antisemitisch gesinnter Abgeordneter der Rechten menschlich nahe.

Hier auf dem parlamentarischen Abend des Reichskanzlers gibt es bunte politische Reihe. Dort an dem Tische sitzen lauter Zentrumsabgeordnete, aber mitten zwischen ihnen ein rheinischer Abgeordneter, der in heißem Kampfe mit dem Zentrum gewählt ist. Kleine parteipolitische Bosheiten sprühen im Gespräche auf, harmlose Sticheleien fliegen hin und her, aber ein herzliches Lachen erstickt jedes Mißverständnis. Übelgenommen wird hier nicht. Wenige Schritte weiter ist eine erlauchte Tafelrunde bei-

sammen. Der alte Molkenbuhr, Dernburg, Rathenau, Loebe, Rosen, eine bayerische Volksparteilerin, die gar nicht orgeschverdächtig aussieht, und neben ihr der alemannisch gesunde und fröhliche Kanzler. Aller Lippen hängen an den Worten eines der Kunst beflissenen süddeutschen Abgeordneten, der weniger durch seine stark angezweifelte Pflichttreue auf dem Christführersitz als durch eine unerschöpfliche Fülle von bayerischen »Schmarrn« berühmt und beliebt ist. Die Höhe seiner humoristischen Leistungsfähigkeit soll er freilich erst zwischen 3 und 4 Uhr morgens erreichen, aber solange dehnen sich parlamentarische Abende nicht aus.

Man verkennt sie, wollte man solche Zusammenkunft nur heiter bewerten. Die drei, die dort in der Ecke beisammen sitzen und eng die Köpfe aneinander stecken — ein Sozialdemokrat, ein Zentrumsmann und ein Staatssekretär — erörtern irgendeinen schwierigen Paragraphen eines Kulturgesetzes. Ich verstehe ihr Gespräch nicht, aber ich wette, es geht um die Vorlage für die religiöse Erziehung der Kinder, die gerade den Ausschuß beschäftigt. Dort der hochgewachsene, elegante Staatssekretär Lewald, der monarchischen und republikanischen Regierungen mit der gleichen Begeisterung dient, deichselt sicher eine kleine parlamentarische Schiebung mit dem Volksparteiler, auf den er so eifrig einredet. Auf dem Sofa drüben sitzt der Wiederaufbauminister Rathenau neben dem Chefredakteur der »Vossischen Zeitung«, dem vielgenannten Herrn Georg Bernhard, der sich in diesem Gespräch Anregung für seinen nächsten Leitartikel holt. Auch der weniger bekannte Abgeordnete angelt sich hier einen Staatssekretär und dort einen Ministerialdirektor, um sich Auskünfte zu holen und Wünsche anzubringen. Der Präsident des Reichstages aber hat allenthalben seine kurzen Beratungen, und wird darin nur noch von dem Wirt des Hauses, dem Kanzler, übertroffen, der sich Mühe gibt, möglichst mit allen Gästen einige Worte zu wechseln. Ein Stimmengewirr erfüllt die wenigen Räume, die uns geöffnet sind. Ein Hin und Her, ein Kommen und Gehen, auf und ab, ein lebhaftes Reden und Gestikulieren, wohin man kommt, wohin man sieht. Gegen 11 Uhr lichten sich die Reihen. Zwangslos, wie man kam, verläßt man das Kanzlerhaus.

SCHRIFTEN, DIE DAS FORUM ERHIELT

PHILIPP SCHEIDEMANN: Der Zusammenbruch. Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin.

GEORG ESCHERICH: Im Lande des Negus. Mit 40 Abbildungen auf 24 Tafeln. Verlag von Georg Stilke. Berlin 1921. Geheftet 30 M.

HOHENZOLLERN, WILHELM II. UND SEIN HAUS. Der Kampf um den Kronbesitz. Verlag für Sozialwissenschaft. Berlin 1921.

EDUARD BERNSTEIN: Die deutsche Revolution, Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik. Verlag für Gesellschaft und Erziehung, G. m. b. H., Berlin-Fichtenau.

EBERHARD BUCHNER: Revolutionsdokumente. Die deutsche Revolution in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Erster Band: Im Zeichen der roten Fahne. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W. 8.

DR. WALTER WAGNER: Die Vereinigung von Kant und Marx. (Eine Studie zur Gegenwartsphilosophie.) Verlag von Wendt & Klauwell, Langensalza. Geh. 4 M.

FRANZ JUNG: Joe Frank illustriert die Welt. Verlag der Wochenschrift »Die Aktion« (Franz Pfemfert). Berlin-Wilmersdorf 1921. Geh. 5 M.

KARL JOEL: Die philosophische Krisis der Gegenwart. Verlag von Felix Meiner. Leipzig 1921.

PROF. DR. GASTON RAPHAEL (Paris): Walter Rathenau. Seine Gedanken und Entwürfe zu einer Wirtschaftsorganisation auf philosophischer und nationalökonomischer Grundlage nebst einer Blütenlese der fundamentalsten Thesen aus seinen gesamten Schriften. Verlag Ernst Litfaß Erben, Berlin C. 19. Brosch. 15 M.

ERNST LOTHAR: Macht über alle Menschen. Georg Müller Verlag. München 1921. Brosch. 25 M. Geb. 30 M.

KLEINE FLUGSCHRIFTEN DER KOMMUNISTISCHEN ARBEITER-PARTEI DEUTSCHLANDS. Nr. 2.

DIE WESTEUROPAISCHE POLITIK DER 3. INTERNATIONALE von *Anton Pannekoek.* (Nr. 3.)

FRIEDRICH MARKER: Zur Literatur der Gegenwart. Führer zu den Hauptproblemen und den Hauptpersönlichkeiten der gegenwärtigen Literatur. Verlag Albert Langen, München.

A. CHLAPNIKOFF: Les Syndicats russes. Editions de la Bibliotheque du Travail, Paris, 144 Rue Pelleport.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog in Berlin.

Arbeiterorganisationen und Betriebe erhalten das Forum um ein Viertel billiger, Arbeitslose und politische Gefangene umsonst.

Forum-Verlag: Berlin W35. — Druck: Buchdruckerei Wilhelm R. Saling & Co., Berlin SW68.





